H

285

— 4 —

von Hatder

N. 432.

Jacob Benignus Bossuet,

Bischofs von Meaux,

Einleitung

in die

Geschichte der Welt

und der Religion,

fortgesetzet

von

Johann Andreas Cramer,

Königl. Dän. Hofprediger.

Dritte Fortsetzung

oder

Vierter Theil.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf
1756.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Geschichte der Welt

Vorrede.

Ich übergebe der Welt einen neuen Theil meiner Fortsetzung der boßvetischen Einleitung in die Geschichte der Staaten und der Religion. Ich wünsche zum Vergnügen meiner Leser, daß ihm die Verzögerung seiner Herausgabe nicht nachtheilig gewesen seyn möge. Zum wenigsten habe ich mir Mühe gegeben, mir nicht ungleich zu werden, wenn man mir erlauben will, dieses von mir selbst zu sagen, ohne mich einer Unbescheidenheit zu beschuldigen.

Der erste Abschnitt enthält, wie bekannt ist, einen kurzen chronologischen Abriß der allgemeinen Geschichte. Er begreift noch nicht zwey volle Jahrhunderte, und nimmt doch mehr Raum ein, als die ähnlichen Abschnitte der vorigen Theile erfoderten. Die Ursache davon ist die größre Vollständigkeit und Fruchtbarkeit der Nachrichten, und die Menge merk-

würdigerer Begebenheiten, die sich in diesen Jahrhunderten zugetragen haben. Ich habe wegen des nähern Zusammenhanges, den die Geschichte dieser Jahrhunderte mit der neuern hat, nicht allein keine einzige große Veränderung, aus welcher nachfolgende Weltbegebenheiten verständlicher werden können, in meiner Erzählung übergangen, sondern sie auch so vorzutragen gesucht, daß diese Arbeit wirklich den Namen eines **Gemäldes** der Geschichte im **Kleinen** verdienen möchte. Aus dieser Ursache habe ich alle Charaktere, die mir entweder des Abscheues oder der Bewunderung und Nachahmung werth zu seyn schienen, beynahe **ausgezeichnet.**

Der zweyte Abschnitt beschäfftigt sich mit Betrachtungen über die Schicksale der Religion. Die erste ist eine allgemeine Abbildung der merkwürdigsten Religionsveränderungen vom fünften Jahrhunderte an bis auf die pisanische Kirchenversammlung. Hierauf betrachte ich die Streitigkeiten über die Lehren von der Menschwerdung Jesu Christi, den Ursprung und Wachsthum der ausschweifenden Verehrung und Anbetung der Reliquien, der Heiligen, und der Bilder. Weil diese Arbeit vornehmlich zum allgemeinen Nutzen bestimmt ist, so bin ich in der Geschichte des christlichen Aberglaubens, so sehr es nur die Grenzen einer Einleitung erlauben wollen,

ausführlich gewesen. Darum habe die Betrachtungen theils über die Lehre vom Abendmale und ihre Schicksale, theils über die Cerimonien, theils auch über die Zeugen der Wahrheit und die kleinern Secten dieser Jahrhunderte der künftigen Fortsetzung vorbehalten müssen. Von der Geschichte des Bilderdienstes komme ich zur Beschreibung des Mahometismus, welche **Boßvet** versprochen, aber nicht gegeben hatte, und beschließe mit zwo Betrachtungen theils über den Ursprung der Metropolitanen und Patriarchen, theils über den Ursprung und Wachsthum der päbstlichen Hoheit und Gewalt.

In dem dritten Abschnitte erwäge ich die Ursachen von dem Verfalle und Untergange des griechischen Kaiserthumes, und gebe eine kurze Beschreibung von den Staatsveränderungen des deutschen Reiches.

Ich hoffe diese Arbeit fortzusetzen, weil, so viel ich weiß, noch immer gütig davon geurtheilt worden ist. Die nächste Fortsetzung wird alles enthalten, was bis auf die große Religionsverbesserung aus der Geschichte der Welt und der Religion mir, so weit ich sie erzählt und betrachtet habe, noch übrig ist. Ob ich nach dieser Fortsetzung die neuere Geschichte, auf eben die Art, als ich bisher gethan habe, in einem besondern Werke, und noch aus-

führlicher abhandeln werde, oder nicht, darüber habe ich selbst noch keinen gewissen Entschluß gefaßt. Ueberhaupt bestimme ich in Absicht auf die Zeit, dieser Arbeit wegen nichts, weil sie ihrem Inhalte nach nicht allein immer wichtiger wird, sondern weil ich auch vor derselben Fortsetzung einen neuen Theil meiner poetischen Uebersetzung der Psalmen und einige andre Schriften, womit ich seit einigen Jahren beschäfftigt gewesen bin, bekannt machen will.

Wie ich mir zum vornehmsten Ziele dieser Arbeit, und aller meiner Bemühungen, meiner Pflicht nach, die Beförderung der wahren Religion und Tugend gesetzt habe, so bitte ich die göttliche Vorsehung, daß sie dieselben diese Absicht nicht verfehlen lassen möge. Kopenhagen, den 22 April 1756.

J. A. Cramer.

Inhalt.

Inhalt.

Der erste Abschnitt

enthält die allgemeine Geschichte von 1273. bis 1454.

Der zweyte Abschnitt.

1. Allgemeine Abbildung aller Religionsveränderungen vom fünften Jahrhunderte bis zur pisanischen Kirchenversammlung.

2. Ueber die Streitigkeiten in der Lehre von der Menschwerdung Jesu Christi.

3. Ueber den Reliquiendienst und die Anbetung der Heiligen.

4. Ueber die Verehrung der Bilder.

5. Von der mahometanischen Religion.

6. Ueber

Inhalt.

6. Ueber die Metropolitanen und Patriarchen.

7. Von dem Ursprunge und Wachsthume der päbstlichen Hoheit.

Der dritte Abschnitt.

1. Von den Ursachen des Verfalles und Unterganges des griechischen Kaiserthumes.

2. Ueber die Staatsveränderungen des deutschen Reiches.

Erster

Erster Abschnitt,

Welcher die Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt und der Religion von 1273 bis 1400 begreift.

Deutschland hatte seit drey und zwanzig unglücklichen Jahren unter beständigen Verwüstungen bürgerlicher Kriege weder ein gewisses noch ein mächtiges Oberhaupt. Zwar hieß nach dem Tode Richards von Engelland, der König von Castilien, Alphons der Xte noch immer Kaiser; aber er wurde von dem Pabste nicht dafür erkannt, und von den Ständen des Reichs nicht gefürchtet. Seine aufrührischen Vasallen in Spanien und ihre Beschützer, die Mohren von Grenada, erweckten ihm so viele Unruhen, und die Pracht, die er liebte, entkräftete ihn so sehr, daß er seine Ansprüche auf die deutsche Kaiserkrone nicht ausführen konnte. Der König von Böhmen, Ottocar, ein Fürst von großen Eigenschaften, und von einem noch größern Stolze, der von seiner hochmüthigen Gemahlinn stets unterhalten wurde, strebte nach der höchsten Gewalt im Reiche. Seine Staaten, die er ererbt oder erobert hatte, erstreckten sich vom adria-

Jahr nach Chr. Geb. 1273

Marian. libr XIII. c. IX. sqq. cf. Ferrer. t. IV.

Jahr nach Chr. Geb.

Ioh. Dubrav. libr. XVII. Chronic. Augustens. ap. Freher. t. 1. ad an. 253. 1260.

Hergott geneal. Diplom. gent. Habsb. Albert. Argent. ap. Urstis. p. 100.

tischen Meere an bis in Litthauen hinein. Außer Böhmen besaß er Kärnthen, Steyermark, und Krain. Bela, der vierte von Ungarn, hatte ihm diese Provinzen, als er sich Oesterreichs bemächtigt hatte, streitig machen wollen, war aber überwunden und von Ottocars siegreichen Waffen zum Frieden gezwungen worden. Diese Eroberungen machten ihn furchtbar und die deutschen Fürsten eifersüchtig, welche weder einen stolzen noch mächtigen Beherrscher verlangten. Aus Furcht, daß ihnen der Pabst einen Kaiser geben möchte, wie Gregor der zehnte wirklich drohte, erwählten sie endlich Rudolfen von Habsburg, diesen mehr glücklichen und tapfern, als mächtigen Stammvater des österreichischen Hauses. Sie erwarteten, daß er seine Herzhaftigkeit und Klugheit zur Vergrößerung der Ehre und Macht des Reiches anwenden sollte, und er brauchte sie zur Vergrößerung seiner zahlreichen Familie. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung vermählte er drey von seinen Prinzeßinnen an mächtige Reichsfürsten, und durch diese Vermählungen setzte er sich in den Stand, die Majestät der Würde zu behaupten, in welcher ihn der König von Böhmen nicht erkennen wollte.

1274 *Murat. ad. h. a.*

Bzov. ad an. 1276.

Gleich im ersten Jahre nach seiner Wahl hielt der römische Bischof, Gregor der zehnte, unter dem Schutze Philipps, des Kühnen, von Frankreich, eine große Kirchenversammlung zu Lion. Der griechische Kaiser, Michael Paläologus hatte sich mehr aus Politik als Religion zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche erboten, weil er sich zugleich vor den Türken, vor dem Pabste, und am meisten vor dem herrschsüchtigen Könige, Carl von Sicilien, fürchtete, und vor diesem sicher zu seyn hoffte, wenn er vor dem

Banne von Rom aus sicher wäre. Michaels Abgesandter beschwor eine Vereinigung, welche von der griechischen Kirche erzwungen wurde. Bey dieser Feyerlichkeit waren sechszehn tartarische Gesandten zugegen, welche mit den Christen einen Bund wider die Türken schließen wollten. Die Kirchenversammlung hob unterschiedne Bettlerorden auf, den Orden der **Serviten** ausgenommen, der vor fünf und dreyßig Jahren zu Florenz gestiftet worden war. Zugleich wurden, zur Beschleunigung der Pabstwahlen, die Gebräuche des **Conclave** angeordnet. Endlich verlangte Gregor der zehnte von den christlichen Fürsten einen neuen Kreuzzug nach Palästina, den viele versprachen und niemand zu thun Lust hatte, am wenigsten aber Rudolf, der von dem Pabste, als der rechtmäßige Beherrscher von Deutschland erkannt wurde, nachdem er demselben den ruhigen Besitz seiner italienischen Staaten versichert hatte. Alphons von Castilien, der noch immer Kaiser seyn wollte, suchte zwar den Pabst wider Rudolfen aufzubringen; allein er hatte ihm keine Staaten weder zu schenken noch zu bestätigen. Seine Unterhandlungen verriethen eben so sehr seine Ohnmacht, als sie ihn in den Augen der Welt erniedrigten. Ueberdieß fiel er um diese Zeit in Navarra ein, einen Theil dieses Reiches an sich zu reißen, dessen Stände, nach dem Tode ihres letzten Königes weder die einzige unmündige Tochter desselben, Johanna, als Kronerbinn, noch ihre Königinn Mutter, eine französische Prinzessinn, als Vormünderinn und Regentinn erkennen wollten. Sie zwangen sie, mit ihrer Prinzessinn nach Frankreich unter den Schutz Philipp des Kühnen zu flüchten, der sie seinem Sohne gleiches Namens zur Gemahlinn bestimm-

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb.

te. Navarra war in verschiedne Parteyen zertrennt, von denen einige den König von Arragonien, Petrus den Großen, andre den König von Castilien auf den Thron riefen, und dadurch ihr Vaterland der Verwüstung von drey Königen preis gaben. Unter diesen hatte der castilianische König mehr Lust, als Geschicklichkeit und Macht, Kronen zu erobern. Sein Feldzug in das Navarrische war so wenig von Folgen als sein fortdauernder Widerspruch wider Rudolfs Bestätigung in der Kaiserwürde. Der Bann, mit dem ihn Gregor, der zehnte, bedräute, noch mehr aber die Verwilligung des Zehnten von allen geistlichen Gütern in Castilien auf zehn Jahre zum Kriege wider die Mohren, bewegte ihn, seinen Rechten auf das deutsche Reich zu entsagen, die er mit keiner Armee beweisen konnte. Unterdeß hatte Rudolf Feinde, die furchtbarer und tapfrer waren. Ottocar weigerte sich auf wiederholte Auffoderungen, die Lehn seiner Länder von ihm zu empfangen, mit der stolzen Antwort, daß er seinem ehmaligen Hofmarschalle nichts mehr von seiner Besoldung schuldig wäre. Er verband sich mit verschiednen Reichsfürsten, besonders mit Bayern, wider ihn. Rudolf aber übereilte seine Bundsgenossen, und zwang den Herzog von Bayern, sich mit einer seiner Prinzessinnen zu vermählen, und statt der Mitgift, die er erhalten sollte, noch als eine Strafe seines Aufruhrs vierzigtausend Unzen Gold zu bezahlen. Ottocar sah sich nunmehr zur Abtretung von Oesterreich, Steyermark und Krain, und zu einer geheimen Huldigung genöthigt, welche in dem Zelte des Kaisers unter herabgelaßnen Vorhängen geleistet werden sollte. Aber da er eben vor ihm auf den Knien lag, und die Lehn nehmen wollte, fielen auf einmal

mal die Vorhänge des Zeltes nieder, und der Ueber- Jahr nach
wundne lag vor dem Angesichte seines Heeres und der Chr. Geb.
kaiserlichen Armee zu den Füßen seines Ueberwinders. *Dubrav.*
Diese ungerechte und unerwartete Demüthigung ent- *l. XVII.*
zündete ein neues Kriegsfeuer. Allein der Kaiser siegte, ungeachtet der Herzhaftigkeit und Klugheit seines Feindes, der in einer entscheidenden Schlacht blieb, in welcher er von seinen treulosen Mähren verlassen worden war. Rudolf gewann durch diesen Sieg für das Reich oder vielmehr für seine Familie Oesterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain, und für noch eine seiner Prinzessinnen einen Gemahl. Unter dieser Bedingung blieb Ottocars unmündiger Sohn Wenceslaus, König von Böhmen, und der Marggraf von Brandenburg, Otto, wurde zu seinem Vormunde erklärt. So wurde die Ruhe im ganzen Reiche hergestellt, welches der Kaiser mit eben dem Ansehen beherrschte, mit dem er sein Haus regierte.

Nunmehr sollte Rudolf, wie er dem Pabste zugesagt hatte, nach Rom gehen, und sich von ihm krönen lassen. Allein er verlangte nicht erst in Italien zu werden, was er schon in Deutschland war. Die Kaiser hatten bey ihren Römerzügen allezeit verloren und die Päbste allezeit gewonnen. Rudolf wollte also sein Ansehen nicht wagen, sondern schickte bloß einige Abgeordnete dahin, denen er befahl, den Nutzen des Reichs so gut wahrzunehmen, als in einem Lande möglich war, das keinem gewissen Herrn gehorchen wollte. Gregor der zehnte starb und kurz nach ihm
Innocentius der vierte, Hadrian der fünfte, und Jo- 1276
hannes der ein und zwanzigste, dem Nicolaus der vierte, ein kriegerischer Pabst, ein Freund der Mönche, und der Urheber des **Nepotismus** nachfolgte.

Jahr nach Chr. Geb. 1278. *Murat. ad h. a.*

Er arbeitete eifrig an der Vergrösserung der römischen Kirche. Der Kaiser hatte einen Kreuzzug versprochen und mußte von diesem Pabste die Erlassung seines Gelübdes mit der Abtretung seiner Rechte auf Bononien und Romagna, Carl von Sicilien aber, der eine seiner Prinzessinnen einem Neffen des Nicolaus verweigert hatte, die Sicherheit vor den noch immer gefürchteten Bannstralen mit der Lossagung vom Reichsvicariate über Toscana und von der leeren Würde eines römischen Senators erkaufen. Italiens innerliche Unruhen verschafften dem Pabste noch mehr Gelegenheiten, seine Macht zu erweitern.

Dieses unglückliche Land wußte seit vielen Jahren nicht, was Friede war. Bald bekriegte eine Stadt, bald in den Städten eine ehrgeizige Familie die andre; der Adel drückte das Volk, und das Volk verjagte den Adel. Die kleinsten Städte wollten unabhängige freye Republiken seyn, und jede suchte ihre Grenzen zum Nachtheile ihrer Nachbarn zu erweitern. Mayland, Asti, Cremona, Modena, Forli, Bologna, Pavia, Parma, Avezzo, Florenz, Pisa und Genua wurden durch diese verderblichen Kriege berühmt und unglücklich. Mitten im Lande waren die Mayländer die mächtigsten. Venedig aber, Pisa und Genua hatten mehr Schiffe, als der Kaiser Fahnen. Jede Stadt war eifersüchtig auf einander, und diese Eifersucht veranlaßte Streitigkeiten, in denen sich gemeiniglich der römische Bischof zum Schiedsrichter machte. Die Waffen, die er brauchte, waren die der ersten Kirche ganz unbekannten Interdicte, durch welche oft um einiger Einwohner willen, die dem Pabste nicht gehorchen wollten, ganze Städte ihres Gottesdienstes beraubt wurden. Sie blieben so gar keine bloß geistli-

chen Bestrafungen, sondern verwandelten sich in Ein- Jahr nach
ziehungen des Vermögens der Unglücklichen, die sie Chr. Geb.
trafen. Nur der König von Sicilien war dem Pabste
Nicolaus, ein Nachbar, dessen Macht ihm immer
furchtbarer wurde. Also wünschte er nur eine Gele-
genheit, diesen König demüthigen zu können, von dem
er verachtet worden war, und diese Gelegenheit kam.
Carl von Sicilien war ein Held, ein Eroberer, und
was Eroberer fast allezeit sind, ein Tyrann. Seine
Unterthanen seufzten unter seinen Auflagen und unter
den Erpressungen und Gewaltthätigkeiten seiner eben
so grausamen als wollüstigen Franzosen. Der König
erfuhr bald, wie gefährlich es sey, einem überwundnen
Volke, das auch unter den gelindesten Regierungen zu
Rebellionen geneigt ist, mit einer ihm ungewöhnlichen
Strenge zu begegnen. Johann Procida, ein kühner *Murat.*
und listiger Sicilianer, dem wegen seiner Treue gegen *ad a. 1282.*
das schwäbische Haus seine Güter genommen worden *Cf. Egly.*
waren, brannte von geheimer Rachbegierde und be- *Histoir. des*
schloß, eine Verschwörung wider den König anzustif- *Rois de*
ten. Er entdeckte sein Vorhaben dem Pabste Nico- *Sicil. t. 1.*
laus, und der aufgebrachte Pabst billigte und begün-
stigte den Anschlag der Rebellion. Procida gieng von
Rom nach Constantinopel, auf dessen Eroberung der
König Carl fürchterliche Kriegsrüstungen machte.
Michael Paläologus gab dem Sicilianer, der ihn von
seinem mächtigsten Feinde zu befreyen versprach, zur
Ausführung seiner Verschwörung große Geldsummen.
Eine gleiche Hülfe empfieng er von dem Könige Pe-
trus von Arragonien, welcher die rechtmäßige Erbinn
von Sicilien, Constantia, eine Tochter Manfreds, des
letzten sicilianischen Königes vom schwäbischen Hause,
zur Gemahlinn hatte. Unter dem Vorwande eines

Jahr nach Chr. Geb. Zuges nach Africa rüstete der Arragonier eine Flotte aus, die Sicilianer zu unterstützen, so bald ihre Rebellion ausbrechen würde. Procida hatte wenig Mühe, gereizte Unterthanen aufzuwiegeln, die ihres Joches müde waren und schon lange nach ihrer Freyheit seufzten. Während der Zeit war der Pabst Nicolaus, der vierte, gestorben, und Carl hatte die Cardinäle gezwungen, in der Person Martins des vierten einen Pabst zu wählen, der ihm ganz ergeben war. Allein die Verschwörung war so weit gekommen, daß sie endlich zu Palermo, als um die Vesperzeit ein Provencal einer Sicilianerinn Gewalt thun wollte, am dritten Ostertage ausbrach. Alle Franzosen wurden in einer Wut umgebracht. Die Einwohner in den übrigen Städten des Reichs folgten dem Beyspiele der Palermitaner. Nur Wilhelm Porcelet, der Befehlhaber einer kleinen Stadt, erhielt wegen der Gelindigkeit, mit welcher er regiert hatte, das Leben, die Besatzung von Messina aber einen freyen Abzug. Diese allgemeine Ermordung der Franzosen bekam den Namen der sicilianischen Vesper und in der Geschichte ein unvergeßliches Andenken, nicht so wohl wegen der Menge der Ermordeten; denn oft hat eine Schlacht dreymal so viel Menschen hingerissen, als vielmehr wegen der Verschwiegenheit, mit der das Geheimniß der Verschwörung fast von einer ganzen Nation bewahrt wurde, und wegen der Wut, mit welcher die Kinder an der Brust, die Schwangern, und die Sicilianerinnen selbst von ihren eignen Vätern erwürgt wurden, wenn sie wegen eines allzuvertraulichen Umganges mit den Provencalen auch nur verdächtig waren. Der König Carl erhielt die Nachricht, daß er an einem Tage ein ganzes Reich verloren hätte, in Toscana, wo er sich zum Krie-

1281

1282. *Murat. ad h. a.*

ge wider den morgenländischen Kaiser rüstete. Er gieng mit der Rachbegierde eines Eroberers sogleich nach Sicilien, von einem starken Heere begleitet, und hätte Messina wieder erobert, wenn er hätte vergeben können. Allein seine unerbittliche Strenge brachte die Belagerten zur Verzweiflung, in welcher sie sich so lange vertheidigten, bis die Flotte des Königes von Arragonien zu ihrem Beystande erschien, die Roger von Loria, der tapferste und glücklichste Seeheld dieses Jahrhundertes führte. Carl mußte sich zurückziehen, und Petrus von Arragonien wurde erst zu Palermo, und hernach in Messina zum Könige ausgerufen. Jahr nach Chr. Geb.

Unterdessen war es leichter, auf den Thron zu steigen, auf den er von dem ganzen Volke gerufen wurde, als ihn zu behaupten, zumal da ihn der Pabst mit seinem Banne und der König Carl mit einem neuen Heere dräute. Er suchte also seinen Feind einzuschläfern, und bot ihm in dieser Absicht einen Zweykampf an. Carl willigte in ein Anerbieten, das nicht aufrichtig war, und wie er seine Reiche fast als ein irrender Ritter gewonnen hatte, so wollte er sie auch als ein irrender Ritter wieder erobern, ungeachtet sein Pabst den Zweykampf misbilligte und ihm mit seinem Banne beyzustehen versprach. Der Arragonier erhielt, was er wünschte, Zeit nämlich, sich in Sicilien fest zu setzen, und erschien unter dem Vorwande eines befürchteten Ueberfalls bey dem angebotnen Zweykampfe nicht. Carl machte, aber fast zu spät, neue Anstalten zum Kriege. Der König von Frankreich, Philipp der Kühne, unterstützte ihn mit seiner Macht; der Pabst erklärte ihren gemeinschaftlichen Feind in den Bann, entließ seine Unterthanen ihres Eides, und schenkte Arragonien dem Könige Philipp, welcher dieses Reich für einen seiner

Jahr nach Chr. Geb.

Prinzen erobern sollte. Petrus spottete zwar des Bannes vom Vatican, und nannte, weil er nicht mehr König heißen sollte, sich nur den Ritter von Arragonien. Allein obgleich seine Unterthanen die päbstlichen Interdicte nicht achteten: So war es doch unglaublich, daß er sich wider die Macht so vieler vereinigten Feinde behaupten würde, da zumal sein mächtigster Beystand, Michael Palåologus, starb. Dieser Kaiser hatte das morgenländische Kaiserthum wieder erobert, und würde auch Italien wieder erobert haben, wenn ein schwächerer Prinz, als Carl von Anjou, Neapolis und Sicilien beherrscht hätte, der beständig darauf umgegangen war, ihn vom Throne zu stoßen, und ungeachtet seines gegenwärtigen Verlustes von Sicilien noch immer auf Rache wider ihn dachte. Andronicus, der zweyte, ein schwacher argwöhnischer Fürst, folgte dem Michael Palåologus in der Regierung nach, die Türken breiteten sich unter ihm so weit aus, daß er sich um Italiens Angelegenheiten nicht bekümmern konnte. Petrus von Arragonien suchte sich nunmehr, als er von Constantinopel aus keine Hülfe mehr erwarten konnte, mit Engelland zu verbinden.

1283

Niceph. Gregor. l. VI. c. XXX. C. H. Byz. Ed. Paris.

Leuncl. Histor. Muselm. libr. III. Rapin. Thoyr. S. Eduard. I.

Hier herrschte Eduard, der erste, ein König von großen Verdiensten, der mit einer klugen Herzhaftigkeit eine solche Mäßigung in seinen Leidenschaften vereinigte, daß er unter den Auswärtigen im größten Ansehen stand, und von seinen Unterthanen zugleich gefürchtet und geliebt wurde. Er hatte um diese Zeit den Fürsten von Wallis, Leolyn, welcher sich der Huldigung geweigert hatte, überwunden. Leolyn war nach einem langen tapfern Widerstande im Treffen geblieben; sein Bruder mit einer fast grausamen Strenge enthauptet, ihr Fürstenthum aber, das seine

Frey-

Freyheit so viele Jahrhunderte ohne auswärtige Hülfe, ohne Bündnisse mit Fremden, und ohne Flotten wider die überwiegende Macht der englischen, sächsischen und normannischen Könige vertheidigt hatte, mit Engelland, ob gleich mit Ertheilung gleicher Rechte und Vorzüge mit andern brittischen Provinzen, vereiniget worden. Seit der Zeit erhielten die Kronerben von Engelland den Namen der Prinzen von Wallis, die tapfern Einwohner dieser kriegerischen Provinz durch diese Ehre zu einer desto beständigern Treue zu gewöhnen. Eduard war geneigt, dem Könige von Arragonien beyzustehen; allein die Vorstellungen des Pabstes änderten seinen Entschluß. Siciliens Eroberer war also in Gefahr, sein neues Reich zu verlieren, wenn der Sohn des Königes Carls, der Fürst von Salerno die Verstärkung seines Vaters erwartet hätte, und von seiner Jugendhitze nicht verleitet worden wäre, sich mit dem spanischen Admirale, Roger von Loria, in ein ungleiches und übereiltes Seetreffen einzulassen, worinnen seine Flotte zerstreut und er selbst gefangen wurde. Carl, sein Vater, suchte diesen Verlust zu ersetzen; aber ein Sturm, und Roger von Loria, der nicht allein die Küsten von Sicilien bedeckte, sondern auch, was fast unglaublich ist, um eben diese Zeit eine mahometanische Insel im Meere von Tunis ausgeplündert hatte, zernichteten seine neue Flotte, und er sah sich gezwungen, in das Neapolitanische zurückzugehen. Er konnte es nicht gewohnt werden, so oft nach einander unglücklich zu seyn. Die Beschwerlichkeiten seiner Feldzüge machten ihn krank, und sein Verdruß tödtete ihn. Er starb, unbeklagt, ob er gleich große persönliche Eigenschaften besaß, und aus Sicilien vertrieben, das er nie verloren haben würde, wenn

Jahr nach Chr. Geb.

Cambd. Brit. p. 53.

1284

1285

Jahr nach Chr. Geb. wenn er den sichern Ruhm geliebt und ein Vater seiner eroberten Reiche zu seyn, dem Ruhme, gefürchtet zu werden, vorgezogen hätte, und heldenmüthig genug gewesen wäre, weniger Aufsehen zu machen, um wirklich größer zu seyn. Sein Sohn gleiches Namens, den er in dem Besitze des Königreiches Neapolis und seiner Ansprüche auf Sicilien hinterließ, war noch in der Gewalt der Arragonier. Sie behaupteten sich in ihrem eroberten Reiche, obgleich Philipp der Kühne, und Jacob, ein kleiner König von Majorca, in Catalonien einfielen. Der Anfang dieses Felzuges war glücklich; allein Krankheiten, welche unter dem französischen Heere einrissen, und Roger von Loria, der Philipps Flotte schlug und zerstreute, zwangen ihn, seine Eroberungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Der König Philipp wurde zu Pampeluna krank und starb. Er erhielt den Zunamen des Kühnen, weil er sich in große Unternehmungen einließ, und verdiente nicht mehr als diesen Namen, weil er keine ausführte. Philipp der Schöne, sein Sohn, erbte seinen Thron und nahm wegen seiner Gemahlinn auch den Titel eines Königes von Navarra an. Der König von Arragonien sah durch den Tod Philipps, des Kühnen, seine Erbländer von dem französischen Heere befreyt, und durch seinen Admiral den König Jacob von Majorca gedemüthigt. Er starb aber kurz nach dem Tode des Königes von Frankreich. In Arragonien folgte ihm sein Sohn,

Daniel. Mezerey P. Orleans.

1283 Alphons der dritte; in Sicilien aber sein zweyter Sohn, Jacob.

1283 *Ferreras t. IV. ad h. a.* Diese Zeit wurde durch mehr große Todesfälle berühmt. In Castilien war Alphons der zehnte gestorben, nachdem er schon seit einiger Zeit von seinem

eignen

eignen herrschsüchtigen Sohne, Sanctius dem vierten, Jahr nach
der Regierung beraubt worden war. In Italien, Chr. Geb.
wo die Genueser durch ihre Siege über die Pisaner
immer mächtiger wurden, starb Martin, der vierte,
der die päbstliche Gewalt auszubreiten gesucht hatte,
ohne seine Verwandten hervorzuziehen und zu berei-
chern. Nach ihm erhielt Honorius, der vierte, die
päbstliche Würde und folgte ihm in dem Hasse gegen
Arragonien. Schottland verlor Alexandern, den drit- 1285
ten. Sein Tod veranlaßte wegen der Nachfolge *Buchar.*
große Unruhen in diesem Reiche und in der Folge einen *l. VIII.*
Krieg mit Engelland.

Von gleichen Folgen war für Dänemark der Tod 1286
Erichs des sechsten. Dieser König hatte viel Antheil *Hoitfeld.*
an den Streitigkeiten, welche in Schweden zwischen *t. I. ed.*
dem Könige Waldemar, und seinem Bruder, dem *Dan. Holl-*
Herzoge Magnus, entstanden und in einen öffentli- *berg. t. I.*
chen Krieg ausgebrochen waren, in welchem Magnus *Hist. Dan.*
mit den Hülfsvölkern des dänischen Königes seinen *sub Eric.*
Bruder überwunden hatte. Die dänischen Völker, *Glipp. E.*
welche nicht ihren ganzen Sold empfiengen, plünderten *ad h. a.*
die schwedischen Provinzen. Magnus weigerte sich *Loccen.*
dieser Ausschweifungen wegen, dem Könige von Dä- *H. S. l. III.*
nemark dasjenige zu geben, was er ihm für seine
Hülfsvölker zugesagt hatte. Erich, der sechste, ver- 1278
band sich deswegen mit Waldemarn, Magnus aber
siegte zum zweytenmale und Waldemar verlor durch
diesen Sieg seines Bruders alles, was er noch in
Schweden besessen hatte; Magnus aber wurde Kö-
nig über das ganze Reich, und verglich sich mit dem
dänischen Könige. Unter diesen Unruhen hatte sich
Erich mit der Gemahlinn eines Großen, der in Schwe-
den seine Völker anführte, in eine unerlaubte Ver-

Jahr nach Chr. Geb. traulichkeit eingelassen. Der beleidigte Befehlhaber beschloß nach seiner Zurückkunft, sich zu rächen, und verband sich mit andern misvergnügten Unterthanen, welche den König zur Nachtzeit überfielen und ermor-
1286 deten, die Mörder flüchteten nach Norwegen. Erich, der König dieses Reiches, nahm sie unter seinen Schuß, und kündigte dem dänischen Reiche den Krieg an; die Mörder des dänischen Königes, die ihrer Güter beraubt worden waren, plünderten während der Minderjährigkeit Erichs des siebenten, von den Norwegen unterstüzt, die dänischen Inseln aus und legten viele blühende Städte in die Asche. Neunzehn Jahre nach einander empfand Dänemark diese unglücklichen Folgen einer einzigen Ausschweifung seines Königes, dessen Regierung weniger durch ihn, als die oft wiederholten Rebellionen seiner unruhigen Clerisey merkwürdig war. Erich der siebente, Mendved genannt, folgte ihm nach, und der Herzog Waldemar von Schleswig regierte während seiner Minderjährigkeit das Reich.

Polen wurde, wie Dänemark, durch die Unruhen, welche die Ausschweifungen eines wollüstigen und ehrgeizigen Erzbischofes von Gnesen veranlaßten, durch die Kriege mit den benachbarten Russen, und die Einfälle der Tartarn verwüstet. Lescus, der Schwarze,
1279 beherrschte dieses Reich nach dem Tode Boleslaus des
Cromer. fünften, eines abergläubischen und trägen Fürsten, der
l. X. für seine Jagdhunde besser, als für seine Unterthanen gesorgt hatte. Sie beklagten auch seinen Tod so wenig, als ihn die Clerisey, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war, bedauerte und erhob. Nach seinem Tode fielen die Russen in Polen ein, und verheerten verschiedne Provinzen desselben. Ihr Heer wurde von einem großen Schwarme raubbegieriger

Tartarn

Tartarn begleitet. Lescus schlug sie zwar in einer Hauptschlacht; aber diese raubbegierigen Völker erneuerten mit den Litthauern ihre Einfälle mehr als einmal. Sie wurden immer besiegt und Polen wurde immer verheert. Zu diesem Unglücke kamen noch innerliche Empörungen. Verschiedne von den Großen des Reichs rebellirten und wählten den Herzog von Mazovien zu ihrem Beherrscher. Lescus überwand auch ihn mit der Tapferkeit und Klugheit, die ihn fast in keinem Kriege verließ. Allein die Ruhe, die er wieder herstellte, war von keiner Dauer. Einige Große empörten sich von neuem; der Herzog von Mazovien suchte den König Lescus mit einem starken Heere zu überfallen, und dieser Held war so wenig auf einen Ueberfall vorbereitet, daß er nach Ungarn entfliehen mußte. Der König Ladislaus, der verschiedne Kriege mit den Tartarn und Cumanern führen müssen, verwilligte ihm Hülfsvölker, mit denen er zurückgieng, seinen Nebenbuler überwand und das Reich wieder beruhigte, das keines dauerhaften Friedens genießen sollte. Denn der Friede fieng kaum an befestiget zu werden, als die Tartarn einen neuen Einfall thaten. Nichts konnte ihrem Strome widerstehen, und Lescus, der doch gewohnt war, ein Sieger zu seyn, entfloh wieder nach Ungarn. Er kam nach ihrem Abzuge voll Rachbegierde gegen den Herzog von Mazovien zurück, ob derselbe gleich so gedemüthigt zu seyn schien, daß er nichts mehr von ihm zu befürchten hatte. Nunmehr aber verließ ihn sein Glück; der Herzog schlug sein Heer und er wurde vor Verdruß über diesen Verlust krank und starb. Er war würdig, bedauert zu werden. Er besaß außer einer großen Tapferkeit, viele Güte, die

Jahr nach Chr. Geb.

Cromer. libr. 6.

1289

zugleich

Jahr nach Chr. Geb. zugleich Ueberlegung und Empfindung war, und wußte seinen rebellischen Unterthanen zu verzeihen, ohne sich zu erniedrigen, sich in die meisten Gemüthsarten zu schicken und die Sprache fast aller Charaktere zu reden. Bloß seine zu weit getriebne Rache wider den Herzog von Mazovien befleckte sein Leben. Nach seinem Tode entstanden, weil er keinen Erben hinterließ, große Streitigkeiten über die Nachfolge, welche das schon entkräftete und ausgeplünderte Reich immer mehr entkräfteten. Es blieb einige Jahre unentschieden, wer unter denjenigen, die nach der höchsten Gewalt strebten, den Thron behaupten würde.

1285 *Murat. ad hos a.* Noch eben so unentschieden war seit dem Tode des Königes Petrus von Arragonien der Streit um die sicilianische Krone. Jacob, sein zweyter Sohn, hatte sich um eben die Zeit, da sein Bruder Alphons in Arragonien gekrönt worden war, in Sicilien zum Könige ausrufen lassen. Carl der Lahme, Carls des ersten, des Königes von Neapolis und Sicilien, Sohn, der Erbe seines Thrones und Unglückes, wurde in Arragonien gefangen gehalten. Nur Neapolis war noch in seiner Gewalt, und wurde von dem Grafen von Artois, seinem Statthalter, vertheidigt. Auch

1286 fuhr der Pabst Honorius, Martins des vierten Nachfolger, fort, ihm mit seinem Banne beyzustehen. Der König Eduard von Engelland, mit dessen Prinzessinn sich der König von Arragonien vermählen wollte suchte die streitenden Fürsten zu vergleichen, der Pabst aber den Vergleich zu hintertreiben, und es wäre ihm gelungen, wenn nicht der arragonische Admiral, Roger von Loria, eine neue Seeschlacht gewonnen hätte. Der

1287.1288 Pabst Honorius starb, und Nicolaus, der vierte, wurde sein Nachfolger. Auch dieser Pabst suchte den

König

König von Frankreich, Philipp den Schönen, zum Jahr nach
Kriege wider Arragonien zu bewegen, und verwilligte Chr. Geb.
ihm dazu den Zehnten von allen geistlichen Gütern sei- *P. Daniel.*
nes Reichs. Diese Verwilligung erstreckte sich bis *sub Phil.*
auf einige geistliche Güter im deutschen Gebiete. Der *Pulcr.*
Kaiser Rudolf hatte bey allen diesen Kriegen einen ruhigen Zuschauer abgegeben, immer beschäfftigt mit der Vergrösserung seines Hauses, besonders seiner Söhne, die er mit Oesterreich, Krain und Steyermark belehnt hatte. Er blieb so gar bey den Privatstreitigkeiten der Großen in Deutschland ruhig, wenn sie sich nur wider ihn nicht auflehnten. Aber itzt wurde er aufgebracht, als der König von Frankreich den ihm vom Pabste verwilligten Zehnten auch in Gegenden des deutschen Gebietes eintreiben wollte, und entschloß sich schon, ihm den Krieg anzukündigen; allein der Pabst fand Mittel, ihn zu besänftigen.

Indessen wurde Carl der Lahme seines langen Gefängnisses überdrüßig, und willigte endlich in den Vergleich, welcher zwischen dem Könige Eduard, und dem Könige von Arragonien verabredet worden war. Nach diesem Vergleiche sollte er Neapolis; Jacob aber, der Bruder des Königes Alphonsus, Sicilien behalten. Zugleich machte sich Carl anheischig, den Pabst zu bewegen, daß er seinen Bann gegen Arragonien und Sicilien widerrüfe, Carln von Valois aber, und den König von Frankreich, daß sie den König Alphonsus nicht weiter beunruhigten. Nachdem er alles dieses mit einem Eide bekräftigt und Geißeln gegeben hatte, wurde er freygelassen. Allein der Pabst sprach ihn von seinem Eide los, krönte ihm zum Könige beyder Sicilien, und so wurde der König von Arragonien hintergangen, der nun seiner eignen Krone

Jahr nach Chr. Geb. wegen besorgt zu seyn anfieng. Denn die Könige von Frankreich und Castilien verbanden sich wider ihn. Philipp der Schöne unterstützte die Brüder de la Cerda nicht mehr wider den König Sanctius, und dieser fieng den Krieg mit Arragonien wirklich an. In Frankreich wurden gleichfalls große Anstalten zum Einbruche in Catalonien gemacht. Alphons ließ zwar, um dem Könige Sanctius in seinem eignen Reiche Unruhen zu erwecken, die Neffen desselben, die Brüder de la Cerda los, welche zeither in seiner Gewalt gewesen waren. Allein die Furcht vor der überwiegenden Macht seiner Feinde nöthigte ihn dennoch zu einem besondern Frieden. Er mußte versprechen, seinem Bruder in Sicilien nicht beyzustehen. Nunmehr hoffte der Pabst Nicolaus, diesen König mit der ganzen Macht von Frankreich zu unterdrücken. Doch seine Hoffnung wurde nicht erfüllt. Alphons von Castilien starb ohne Erben, und Jacob von Sicilien, sein Bruder, folgte ihm auf dem Throne nach. Jacob trat zwar, zum Nachtheile seines Bruders, Friedrichs, Carln dem Lahmen seine Rechte auf Sicilien ab; aber
1291 Friedrich behauptete sich im Besitze dieser Insel, welche bey dem Hause Arragonien blieb. Bald darauf
1292 starb der Pabst Nicolaus, und der päbstliche Stuhl blieb fast zwey Jahre unbesetzt.

1290 Während der Zeit starb in Schweden der König
Loccen. l. III. p. 95. Magnus. Einige große einheimische Familien hatten sich zwar unter seiner Regierung beschwert, daß er mit seiner hollsteinischen Gemahlinn, Hedwig, zu viel Fremde ins Reich gerufen und seinen Unterthanen vorgezogen hätte. Allein er starb dem ungeachtet seiner Tugenden wegen nicht unbeklagt. Birger, sein noch minderjähriger Sohn, erbte seinen Thron. Torchill,

einer

einer von den Großen, war zum Vormunde und Regenten verordnet worden. Er erfüllte seine Pflichten als ein getreuer Unterthan und Patriot, beschützte sein Vaterland wider die Einfälle der Russen, erweiterte die Grenzen desselben, und verbesserte seine Gesetze. Jahr nach Chr. Geb. 1292 u. f.

In Ungarn war Ladislaus der vierte, von einem Cumaner, dessen Nation sein Reich mehr als einmal ausgeplündert hatte, ermordet worden. Er hinterließ keine Erben. Rudolf, der deutsche Kaiser, welcher beständig für die Vergrösserung seines Hauses besorgt war, und zum Beweise davon nur vor kurzem seinem Eidam, dem Könige Wenceslaus von Böhmen, die Churfürstenstimme und das Erzschenkenamt verliehen hatte, erklärte das Königreich Ungarn für ein Reichslehn, und belieh seinen Sohn, den Herzog von Oesterreich damit. Der Pabst glaubte eben so viel Recht zu haben, als der Kaiser, Kronen zu vergeben, und bestimmte die ungarische Carln Martellen, einem Enkel Carls des ersten von Neapolis, und einem Schwestersohne des ermordeten Königes. Der Kaiser vermählte eine seiner Prinzessinnen mit ihm, als er sah, daß die Ungarn den Herzog von Oesterreich nicht zum Könige verlangten. Sie verlangten aber auch keinen Beherrscher vom Pabste, sondern Andreas, ein Enkel des Königes Andreas des zweyten, wurde von ihnen auf den Thron gerufen, und dieser behauptete ihn. Der Kaiser Rudolf erlebte also die Freude nicht, auch ein Königreich an seine Familie gebracht zu sehen, und eben so wenig konnte er die Stände des deutschen Reiches bewegen, seinen Sohn, Albrecht, zu seinem Nachfolger zu wählen. Zu diesem Misvergnügen kam der Tod seines zweyten Sohnes. Er starb ihm bald nach. Rudolf war ein Herr, der viel Tapfer- 1291 *Vilan. libr. VII. c. 134.*

Jahr nach Chr. Geb.

keit, Klugheit und Mäßigung in seinen Leidenschaften besaß, und den ersten Grund zu der erstaunlichen Größe legte, zu welcher sich sein Geschlecht erhoben hat. Neun Monate lang blieb der kaiserliche Thron offen. Die Churfürsten, welche sich über die Wahl eines neuen Kaisers nicht vereinigen konnten, gaben dem Erzbischofe von Mainz die Vollmacht, einen zu ernennen, und er ernannte seinen Vetter, Adolfen von Nassau, den tapfersten und dürftigsten Grafen in Deutschland darzu. Albrecht von Oesterreich, voll Verdruß, sich vom Kaiserthrone ausgeschlossen zu sehen, verband sich mit dem Herzoge von Burgund wider ihn. Er reizte einige Städte in Elsaß zum Aufruhre, den Adolf bald stillte. Albrecht wurde um diese Zeit in einen Krieg mit den Schweizern verwickelt, dessen Folge die Freyheit derselben war.

1292

Guden. Cod. Dipl. I. 361. 366. Annal. Colmar. ad h. a.

Indem Adolf sich bestrebte, seine Herrschaft in Deutschland zu befestigen, bemühte sich der König von Engelland, Eduard, Schottland seinem Zepter zu unterwerfen, und ein neues Recht zur Oberherrschaft über dieses Reich zu erlangen, oder einem alten ungewissen Rechte mehr Ansehen und Gültigkeit zu geben. Der Thron dieses Reiches stand schon seit einigen Jahren offen. Margaretha, eine Enkelinn Alexanders des dritten, und seine Erbinn, eine Tochter Erichs, des Königes von Norwegen, und die bestimmte Gemahlinn des englischen Kronprinzen Eduards, war auf ihrer Reise nach Engelland gestorben. Unter denen, welche nach ihrem Tode das nächste Recht zur Nachfolge in Schottland zu haben behaupteten, waren Johann Balliol und Robert Brus die vornehmsten. Das Reich theilte sich für sie in zwo Parteyen, welche gleich mächtig waren. Als sie sich

Rapin. sub Eduard. I. Buchan. l. VIII.

über

über ihren Beherrscher nicht vereinigen konnten, wähl- Jahr nach
ten sie den König Eduard von Engelland zum Schieds- Chr. Geb.
richter. Der König ward es, um ihr Gesetzgeber zu
werden. Nachdem er die Stände von Schottland
zusammen berufen hatte, verlangte er von ihnen, daß
sie zuförderst die Abhängigkeit ihres Vaterlandes von
seiner Krone erkennen sollten. Er wußte die Kron-
prätendenten zum Vasalleneide zu überreden, und sie
leisteten ihn, jeder aus Furcht, im Falle der Weige-
rung vor seinem Gerichte von der Krone ausgeschlossen
zu werden. Nach vielfältigen Verzögerungen, die
er selbst veranlaßte, damit er Gelegenheit hätte, seine
neue Oberherrschaft mehr als einmal ohne Wider-
spruch auszuüben, ernannte er Ballioln zum Könige, 1291
und ließ sich von ihm huldigen. Balliol hatte den
Thron kaum bestiegen, als Eduard Gelegenheit suchte,
ihn empfinden zu lassen, daß er sein Vasall wäre.
Er ließ ihn um geringer Ursachen willen wohl fünf mal
nach einander vor sein Parlament fodern, in der Ab- 1305
sicht, ihn wider sich zu reizen, damit er ihn unter dem
Vorwande einer Rebellion seines Thrones wieder be-
rauben, und was die englischen Könige lange schon
und vergeblich gesucht hatten, Schottland seinem Zepter
völlig unterwerfen könnte. Was er wünschte, das
erfolgte. Balliol wollte ein freyer König seyn, und
sich nicht wie einem Vasallen begegnen lassen. Er
verband sich also mit dem Könige von Frankreich wi-
der Eduarden, der ihm keine Zeit ließ, die nöthigen
Anstalten zum Kriege zu machen, sondern mit einem
starken Heere in Schottland einbrach. Balliol wur-
de nach einigem Widerstande überwunden, und ge-
zwungen, der Krone zu entsagen; das Reich aber
genöthiget, ihm zu huldigen.

Jahr nach Chr. Geb.

Unterdessen daß Eduard ein Königreich eroberte, verlor er diesseits des Meeres Guyenne eine seiner schönsten Provinzen. Frankreich und Engelland hatten seit Ludwigs des Heiligen Zeiten Friede mit einander gehalten. Allein die Eifersucht beyder Nationen war so eingewurzelt, daß nicht sehr leicht Streitigkeiten zwischen ihnen hätten erreget werden sollen. Ein kleiner Matrosenkrieg war Ursache, daß beyde Reiche mit einander brachen. Der König von Frankreich, Philipp der Schöne, foderte Eduarden vor sein Parlament. Eduard war eben mit dem Kriege wider Schottland so beschäfftigt, daß er sich in Unterhandlungen mit dem französischen Könige einließ. Sein

1291 Bruder, Edmond, machte einen geheimen Vertrag mit

1294 u. f. *Rapin. cf. Rymer. Act. Publ. t. II. p. 620.* dem Könige Philipp, kraft dessen ihm Guyenne zum Scheine abgetreten, nach dem öffentlichen Schlusse des Friedens aber wieder zurücke gegeben werden sollte. Eduard erfüllte, was er versprach; aber kaum war Philipp im Besitze dieser Provinz, deren Eroberung ihm nicht mehr als einen Betrug kostete, als er von dem geheimen Vertrage nichts mehr wissen wollte, und Guyenne behielt. So erbittert nun Eduard über einen solchen Betrug ward, so wenig wollte er sich itzt rächen, da er noch mit dem Kriege wider Schottland beschäfftigt war. Nachdem er sich aber die Schottländer unterworfen hatte, schloß er mit dem Grafen von Flandern, mit dem Kaiser Adolf, und andern Fürsten des deutschen Reiches einen Bund wider Philippen von Frankreich. Das Bündniß war furchtbar, und doch ohne Folgen. Philipp überwand den Grafen von Flandern, ehe Eduard alle seine Kriegsrüstungen gemacht hatte; Adolf, der sich selbst kaum wider Albrechten von Oesterreich auf dem Throne erhalten

konnte,

konnte, und die deutschen Fürsten nahmen die engli- Jahr nach
schen Hülfsgelder, ohne Hülfsvölker dafür zu stellen. Chr. Geb.
Also war der König von Engelland, zumal da sich die
Schottländer wieder empörten, erst zum Stillstande,
und nach einigen Jahren zum Frieden gezwungen,
in welchem er zwar Guyenne, wegen seiner Vermäh-
lung mit der Schwester Philipps des Schönen zurück
erhielt, zugleich aber auch zur Warnung für alle klei-
nern Prinzen vor den Bündnissen mit grössern, seinen
Bundsgenossen, den Grafen von Flandern aufopferte. 1297
Engelland gewann in diesem Kriege nichts, und ver-
lor die großen Summen, welche der Kaiser Adolf
empfangen hatte. Dieser Kaiser wollte gern nach dem
Beyspiele seines Vorfahren sein Haus vergrössern;
allein er hatte ihm keine ledigen Herzogthümer übrig
gelassen, und von den herrschenden Familien wollten
keine aussterben. Also suchte er sich durch eine Unge-
rechtigkeit zu vergrössern, die ihn stürzte. Albrecht 1295
von Meißen und Thüringen hatte einer Beyschläferinn
zu gefallen, die unumschränkt über ihn herrschte, eine
liebenswürdige Gemahlinn verstoßen. Sein Haß ge- *Albert.*
gen sie breitete sich selbst über seine rechtmäßigen Prinzen *Argent.*
aus, Friedrichen und Tiezmannen, die er zum Vor-
theile eines unächten Sohnes ihres Erbtheiles zu be-
rauben beschloß. In dieser Absicht bot er wider die
Gesetze seine Lehen feil, und der Kaiser, welchen seine *Cfr. Ten-*
Würde zum Schutze der beleidigten Prinzen wider die *zel. Fride-*
Verfolgungen ihres Vaters verband, kaufte sie wider *ric. fort.*
die Gesetze. Er bemächtigte sich hierauf vieler Schlös- *rediv.*
ser in Meißen und Thüringen, und dennoch behaupte- *p. 885.*
ten die Prinzen ihre Rechte mit eben so großer Klug-
heit als Tapferkeit. Seine Ungerechtigkeit machte ihn
bey dem ganzen Reiche verhaßt, und Albrecht von

Jahr nach Chr. Geb. 1292

Oesterreich, der so lange schon eine gleiche Ungerechtigkeit wider ihn begehen und ihn der kaiserlichen Würde berauben zu können gewünscht hatte, wußte die deutschen Fürsten so sehr wider ihn aufzubringen, daß seine Absetzung beynahe einmüthig beschlossen wurde. Albrecht sollte die Einwilligung des Pabstes dazu suchen. Dieses war Bonifacius der achte. Nach dem Tode Nicolaus des vierten war es Celestin der fünfte, ein frommer Einsiedler, geworden. Allein der Cardinal Cajetan hatte ihn überredet wieder abzudanken, weil er selbst Pabst werden wollte. Er hatte auch die Cardinäle zu bewegen gewußt, daß sie ihn erwählten. Er machte sich bald unter dem Namen Bonifacius des achten berühmt. Bey diesem hielt Albrecht an, daß er die Absetzung des Kaiser Adolfs erlauben sollte. Denn die weltlichen Fürsten gestanden in diesen Zeiten den Päbsten die Gewalt zu, Monarchen abzusetzen und einzusetzen, so oft sie für sich einigen Vortheil davon erwarteten, und eben dadurch berechtigten sie selbst die Bischöfe von Rom, diese Gewalt sich allezeit zuzueignen. Ohne noch die gesuchte Einwilligung erhalten zu haben, gab der Herzog vor, daß er sie erhalten hätte, und der Erzbischof von Mainz that, was von dem Pabste verlangt wurde. Adolf wurde für abgesetzt erklärt, und Albrecht zum Kaiser ausgerufen. Allein der abgesetzte Kaiser hatte noch eine Armee; auch untersagte der Pabst, Bonifacius der achte, dessen Stolz in seinen Unternehmungen wider die Könige eben so weit ausschweifte, als der Stolz seiner Vorfahren, mit dem Unterschiede, daß er nicht so glücklich war als sie, die Krönung seines neuen Gegenkaisers. Albrecht, der nicht Lust hatte, durch Bullen entscheiden zu lassen, was er durch sei-

Stero Alzahens. ad a. 1297.

Chron. Calmar. P. II.

ne

ne Waffen zu entscheiden hoffte, rückte ins Feld, und Adolf ließ sich nicht lange suchen. Bey Speyer lieferten beyde Nebenbuler einander eine blutige Schlacht. Adolf wurde von seinem Feinde selbst im Auge verwundet, und ungeachtet seines Widerstandes umringt und getödtet. Der Ueberwinder gelangte durch seinen Tod zum Throne, ungeachtet der Einwendungen des Pabstes, dem er nun die Gewalt über sich absprach, die er ihm über den Ueberwundnen eingestanden hatte. Hierauf verband er sich mit dem Könige von Frankreich Philipp dem Schönen, und vermählte mit der Schwester des Königes, Blanca, seinen ältesten Prinzen Rudolf. Er machte dem Pabste diese Vermählung bekannt, und ersuchte ihn um die Bestätigung seiner Wahl zum Kaiserthrone; allein Bonifacius war so stolz, daß er mit dem Degen an der Seite und in Feldherrnkleidung Albrechts Gesandten antwortete, daß itzt niemand römischer König und Kaiser wäre, als der Pabst. Wie er Albrechten für einen Kaisermörder erklärte, so begegnete er dem Hause der Colonnen, einer mächtigen und herrschsüchtigen Familie in Rom, als Feinden des christlichen Namens, ließ einen Kreuzzug wider sie predigen, und eroberte mit vielem Blutvergießen ihre Vestungen. Es kam ihm, wie er selbst sagte, auf eine Sünde nicht an, wenn er eine Stadt damit gewinnen konnte, weil er die Macht, Sünden zu vergeben besäße. Italien blieb also immer gleich unglücklich, da zur See die Venetianer und Genueser, auf dem festen Lande aber der Pabst, und diejenigen, so sich nicht unter sein Joch beugen wollten, Neapolis, wo Carl der zweyte herrschte, und Sicilien, wo Friedrich regierte, und seine Herrschaft wider den König von Neapolis und seinen

Chr. Geb.

1298

Leibn. Cod. Diplom. P. I. p. 41.

1299

Chron. Leob. libr. III. c. 881. Mut. Chron. Germ. l. XXII. Murat. ad h. a.

1299

Villani libr. VIII. c. 6.

Jahr nach Chr. Geb. Bruder Jacob den König von Arragonien behaupten mußte, und in der ganzen Lombardey fast alle Städte einander bekriegten.

Eben so unglücklich und zerrüttet war Castilien in Spanien. Sanctius, der vierte, der sich mit vieler Klugheit wider seines ältern Bruders hinterlaßne Söhne behauptet, und mit großem Glücke und Muthe wider die Mohren von Grenada gestritten hatte, war gestorben. Ihm folgte zwar sein Sohn, Ferdinand der vierte auf dem Throne nach; allein unter seiner Minderjährigkeit entstanden nicht allein wegen der Vormundschaft über ihn viele Streitigkeiten, in welche sich mehr als einmal der König Dionysius von Portugall einmischte, sondern es suchten auch Alphonsus und Ferdinand de la Cerda ihre vermeynten Rechte auf den castilianischen Thron wieder gültig zu machen. In dieser Absicht verbanden sie sich mit dem Könige von Arragonien, mit einigen unruhigen Großen in Castilien und mit dem Könige von Portugall. Der unmündige Ferdinand würde seinen Thron oder doch einen Theil seiner Länder verloren haben, wenn nicht die Königinn, Maria, seine Mutter, allen diesen Unternehmungen durch ihre guten Anstalten zuvor gekommen wäre. Diese Königinn war die größte Fürstinn ihrer Zeit, immer wachsam auf die Bewegungen ihrer Feinde; unermüdet, ihre geheimsten Anschläge zu entdecken, und in der Entdeckung allezeit glücklich; mächtig mehr durch Klugheit, als offenbare Gewalt; beständig mit den schwersten Angelegenheiten beschäfftigt, und doch nicht aus Herrschsucht; von ihren Widersachern verehrt; von den Unterthanen ihres Sohnes geliebt, die niemals williger gehorchten, als wenn sie befahl; patriotisch auch alsdann noch, als

1295 *Ferrer.* 6

1296-1299

ihr Sohn sich verleiten ließ, sich ihrer weisen Aufsicht zu entziehen, und so lange mit gleicher Standhaftigkeit für das allgemeine Beste Castiliens besorgt, bis sie mit dem Vergnügen belohnt wurde, den Frieden zwischen diesem Reiche und Arragonien hergestellt, ihren Sohn auf seinem Throne befestigt, und doch auch die Brüder de la Cerda, welche nach der Krone gestrebt hatten, wegen ihrer Ansprüche befriedigt zu sehen. Jahr nach Chr. Geb. 1305.1306

Polen war viele Jahre her durch innerliche Unruhen verwüstet worden. Dieß Reich wußte lange nicht, wem es gehorchen wollte. Der Herzog von Plock, Boleslaus; der Herzog von Siradien, Uladislaus; der Herzog von Schlesien, Heinrich; Wenceslaus der König von Böhmen; und Przemislaus, der Herzog von Posnanien eroberten und verloren den Thron nach einander. Przemislaus hätte ihn behauptet; ein Fürst, welcher seiner Eigenschaften wegen am meisten fähig zu seyn schien, das Reich, das zeither von so vielen innerlichen Kriegen verwüstet worden war, wieder glücklich zu machen, die Großen zur Unterwürfigkeit zu gewöhnen, ohne sie zu erbittern; die Gesetze in Ansehen zu bringen, ohne Gewalt zu brauchen, und die Uebertreter zu strafen, ohne verhaßt zu werden. Allein Polen sollte so glücklich nicht seyn. Die deutschen Ritter und die Marggrafen von Brandenburg, Otto und Johannes, suchten bey der gegenwärtigen Schwäche des Reiches einige Provinzen und große Städte desselben an sich zu reißen. Przemislaus sah ihre Unternehmungen vorher, und kam seinen furchtbaren Nachbaren zuvor. Darüber wurden die Marggrafen so aufgebracht, daß sie den neuen König umbringen zu lassen beschlossen. Er ward überfallen 1296

Dlugoss. lib. VIII. p. 876. lib. IX. Cromer. l. XI. p. 270.

und

Jahr nach Chr. Geb. und im Schlafe ermordet, nachdem er nur sieben Monate regiert hatte. Nach seinem Tode bemächtigte sich Uladislaus Lokticus des Thrones wieder. Der Antritt seiner Regierung machte ihm und der Nation

1298.1299 Ehre. Er nahm Großpolen weg, brach in Schlesien ein, und verwüstete besonders die Gegenden um Breslau. Aber bald darauf ward er aus einem Helden ein Wollüstling, und sein Kriegsheer folgte seinem Beyspiele. Der Adel und die Clerisey litten unter der Gewalt und Tyranney von Räubern, welche berechtigt zu seyn glaubten, das Reich zu plündern, welches sie vertheidigt hatten. Die Polen suchten also ein Joch abzuwerfen, das sie nicht erleichtern konnten. Wenceslaus, der König von Böhmen, der vierte dieses Namens, der von seinem vorigen Einfalle her noch einige polnische Städte in seiner Gewalt hatte, wurde von

Dlugoss. libr. IX. den Misvergnügten auf den Thron gerufen. Er kam und unterwarf sich in kurzer Zeit alle Provinzen, und Uladislaus, der nach Ungarn entfliehen mußte, wurde so vergessen, als ob er niemals König gewesen wäre. Wenceslaus errichtete den noch fortdaurenden Reichssenat in Polen, der die höchste Gewalt ausüben

Dubrav. Hist. Bohem. libr. XVIII. sollte, wenn er abwesend wäre. Könnten viele Kronen glücklich machen, so wäre um diese Zeit kein Monarch glücklicher gewesen, als der König von Böhmen. Denn er wurde auch von den Ungarn nach dem Tode ihres Königes, Andreas des dritten, zum Beherrscher erwählt, weil sie keinen König von den Händen des

1300. 1301 Pabstes empfangen wollten. Er überließ aber diese

Albert. Argent. p. 112. Krone seinem Sohne gleiches Namens. Doch Vater und Sohn genossen das Vergnügen, neue Reiche zu beherrschen, nur eine sehr kurze Zeit.

Der

Der Eintritt des vierzehnten Jahrhundertes war im Oriente und Occidente durch Begebenheiten merkwürdig geworden, deren Folgen bis auf unsre Zeiten fortdauern, und so wohl im Staate als in der Kirche große Veränderungen verursacht haben. Im Oriente hatten die Türken neue Eroberungen gemacht, und Osmann, der erste, welcher seiner außerordentlichen Tapferkeit wegen dem Sultan von Iconium, Aeladdin, nachgefolgt war, legte den ersten Grund zum ottomannischen Kaiserthume, und vereinigte nach und nach alle türkischen Provinzen, die unter sieben Fürsten gestanden hatten, unter seinen Zepter. Andronicus stellte diesen furchtbaren Feinden die Alaren entgegen, welche neue Wohnungen in seinem Reiche suchten. Allein sie wurden zurückgeschlagen. Einige Zeit darauf rief er den berühmten arragonischen Admiral Roger von Loria zu Hülfe, und machte ihm zum Cäsar. Seine Catalonier waren in einigen Treffen wider die Türken glücklich; allein als ihnen ihr Sold nicht richtig genug bezahlt wurde, plünderten sie die Provinzen des Reiches aus, das sie beschützen sollten.

Jahr nach Chr. Geb. 1300 u. f. *Leunclav. Hist. Muselm. l. III. Cfr. Cantimirs Geschichte des Osm. Reiches.*

Niceph. Gregor. l. 6. sqq. Georg. Pachym. lib. 13.

Im Occidente ordnete der Pabst Bonifacius das erste allgemeine Jubelablaßjahr an. Noch hat niemand entdecken können, wie sich in Italien und andern benachbarten Ländern ein fast allgemeines Gerücht ausgebreitet hatte, daß diejenigen, welche in dem ersten Jahre eines jeden neuen Jahrhundertes die Peterskirche in Rom besuchten, eine völlige Vergebung ihrer Sünden gewönnen. In allen alten Schriften fand man nichts, das diesem Gerüchte ein Ansehen hätte geben können. Selbst der Name eines Jubeljahres war in diesen unwissenden Zeiten nicht einmal aus dem alten Testamente bekannt, welches damals nicht gelesen

1300 *Murat. ad h. a.*

wurde.

Jahr nach wurde. Gleichwohl fand dieses Gerücht bey dem herr-
Chr. Geb. schenden Aberglauben Beyfall. Der Zulauf zur Pe-
terskirche wurde groß, und der Pabst auf diese Bewe-
gung unter dem Volke, die vielleicht kein andrer, als
er, veranlaßt hatte, aufmerksam. Auf die Aussage
eines Greises, der hundert und sieben Jahre alt zu
seyn vorgab, und sich erinnern zu können bezeugte, daß
sein Vater vor hundert Jahren nach Rom gegangen
wäre, an dem gewöhnlichen allgemeinen Ablasse Theil
zu nehmen, machte Bonifacius mit Einstimmung sei-
ner Cardinäle eine Bulle bekannt, in welcher diejeni-
gen, die itzt die Kirchen der Apostel in Rom besuchen
wollten, einer vollkommnen Vergebung ihrer Sünden
versichert wurden. Der Eindruck dieser Bulle war
außerordentlich. Man sah eine unzählbare Menge
Pilgrime aus Italien, Neapolis, Sicilien, Sardinien,
Corsica, Frankreich, Deutschland und Ungarn nach
Rom eilen, und mit ihrem Aufwande die Einwohner
dieser Stadt, und mit ihren Allmosen die Kirchen und
Schatzkammern des Pabstes bereichern. Das Ju-
beljahr war so einträglich, daß sehr bald die Nachfol-
ger des Bonifacius dasselbe alle funfzig Jahre, und
endlich aller fünf und zwanzig Jahre zu feyern be-
fahlen.

So freygebig Bonifacius mit einem Ablasse war,
der ihn weiter nichts als eine Bulle im barbarischen
Lateine kostete, und doch so sehr bereicherte: So un-
versöhnlich haßte er die Monarchen, die sich seinem
1301. 1302 Stolze nicht unterwerfen wollten. Er suchte noch
Henr. Reb- immer die deutschen Fürsten wider ihren Kaiser Al-
dorf. An- brecht zu empören. Die geistlichen Churfürsten ließen
nal. ad a. sich auch wider ihn einnehmen, weil er ihnen die Zoll-
1300. t. 1. gerechtigkeit am Rheine, welche sonst einen Theil der
ap. Freh.

kai-

kaiserlichen Einkünfte ausgemacht hatte, entziehen wollte. Sie versammelten sich wider ihn; aber der Kaiser ließ ihnen keine Zeit zu ihren Kriegsanstalten, überfiel sie, und zwang sie nicht allein, um Friede zu bitten, sondern ihm auch die Zollgerechtigkeit abzutreten. Nunmehr wollte er in Böhmen Eroberungen machen. Er haßte den König Wenceslaus, und was ihn noch mehr zum Kriege wider ihn anfeuerte, als sein Haß, war sein Geiz. Er hatte schon vor einiger Zeit einen Antheil an den neuentdeckten reichen Silberbergwerken in Böhmen gefodert, ohne ein gegründetes Recht zu denselben zu haben. Sein Heer richtete in Böhmen und Mähren große Verwüstungen an, unterdessen daß Wenceslaus beschäfftigt war, seinen Sohn auf dem Throne von Ungarn zu erhalten. Der Pabst Bonifacius hatte seinen Grundsätzen gemäß, nach denen er berechtigt zu seyn glaubte, alle erledigten Kronen, gleich Bisthümern, oder Abteyen, zu vergeben, die ungarische Carl Roberten, einem Enkel König Carl des andern von Neapolis zuerkannt. Der Kaiser konnte zwar in Böhmen nichts ausrichten, weil die Einwohner die Brunnen vergifteten, und der größte Theil seines Heeres an dem vergifteten Wasser starb. Allein Wenceslaus konnte auch seinen Sohn, welcher den Ungarn zu jung, zu wollüstig und zu sorglos in den Geschäfften der Regierung war, nicht in der Herrschaft über sie behaupten. Carl Roberts Anhang wurde so stark, daß Wenceslaus mit einem Heere nach Ungarn gieng, mehr um seinen Sohn zu retten, als ihn auf dem Throne zu befestigen. Nach seiner Zurückkunft starb er vor Verdruß. Hierauf bemühte sich der Herzog von Bayern, Otto, König in Ungarn zu werden. Er erkaufte sich einen Anhang und wurde gekrönt; allein

Jahr nach Chr. Geb.

1303

1305

Bonfin. Decad. II. lib. XI.

Jahr nach Chr. Geb.

der Adel, der seine Stimmen, aber nicht seine Zuneigung verkaufte, verließ ihn wieder, entweder seines Stolzes wegen, oder weil er wirklich König seyn und herrschen wollte. Carl Robert oder Charobert behauptete sich endlich und pflanzte die Linie der Könige aus dem französischen Hause fort.

Polen war nun durch den Tod des Königes von Böhmen auch wieder ohne Oberhaupt. Sein Sohn, Wenceslaus, der fünfte, nahm ohne erwählt und gekrönt zu seyn, den Namen eines Königes von Polen an, und wollte mit einem Heere in dieses Reich einbrechen. Allein zu Ollmütz, wo er statt der Kriegsübungen Lustbarkeiten und Gastmale anstellte, wurde

1306 er ermordet; vielleicht deswegen, daß er verschiedne Frauenzimmer von Stande entehrt hatte. So starb dieser Fürst, der eben so unwürdig zu leben als zu regieren war, und mit ihm gieng das alte Haus des Pri-

1305. 1306 mislaus aus. In Polen bestieg Uladislaus Lokticus noch einmal den Thron, den er so oft schon einem andern zu überlassen genöthigt worden war. In Böhmen aber wählten einige den Herzog Heinrich von Kärnthen, andere Rudolfen, den ältesten Sohn des Kaisers. Rudolf behauptete seine Wahl, lebte aber nicht länger als ein Jahr, und Heinrich von Kärnthen folgte ihm nach.

1303 Während der Zeit war der Kaiser Albrecht mit dem römischen Bischoffe, Bonifacius, ausgesöhnt worden; aber unter Bedingungen, welche seinen Ruhm beschimpften; denn er schwur dem Pabste einen Eid, der von einem Vasalleneide wenig unterschieden war. Diese Erniedrigung war desto unanständiger, je unerschrockner der König von Frankreich, Philipp, der Schöne, den herrschsüchtigen Absichten des Pabstes widerstand.

Albert. Argent. ap. Urst. Dlugoss. l. IX.

Der

Der Pabst wollte mit einem Hochmuthe, den ein stol- Jahr nach
zer und auf sein Ansehen eifersüchtiger König nicht er- Chr. Geb.
tragen konnte, zwischen ihm und dem Könige Eduard
von Engelland, der zugleich seine Länder diesseits des
Meeres und das eroberte Schottland unter seiner
Bothmäßigkeit zu erhalten bemüht war, Friede ge-
bieten, und Philipp war entschlossen den Krieg fortzu-
setzen. In dieser Absicht foderte er von der Clerisey,
als dem reichsten Stande seiner Staaten, eine Bey-
steuer zu seinen Bedurfnissen, und Bonifacius verbot
sie zu geben. Der König wurde durch dieses Verbot
erbittert und die Uneinigkeit zwischen ihm und dem
Pabste noch größer, als Bonifacius einen revellischen
Bischoff von Panimes zu seinem Legaten an den Kö- *Villan. l. XV. Murat. ad h. a.*
nig machte. Philipp ließ den Legaten gefangen neh-
men, weil er die Kühnheit gehabt hatte, ihm zu sagen,
daß er das ganze Reich in den Bann erklären würde,
wenn er sich dem Pabste nicht unterwerfen wollte. Un-
terdessen kam die Bulle des Pabstes an, in welcher er
sich die höchste Gewalt über alle Könige anmaßte, und
mit Androhung des Bannes von Philippen eine schleu-
nige Unterwerfung und Abbitte verlangte. Zugleich
wurden alle französischen Bischöffe nach Rom gefo-
dert. Philipp hatte Muth genug die Bulle verbren-
nen zu lassen und seinen Bischöffen die Reise nach
Rom zu verbieten. Ungeachtet dieses Verbotes gien-
gen doch vierzig Bischöffe mit verschiednen Ordens-
häuptern nach Italien und gehorchten dem Pabste
mehr als ihrem Könige. Philipp versammelte die
drey Stände seines Reiches, um von ihnen ent-
scheiden zu lassen, daß der Pabst nicht König von
Frankreich wäre. Die Stände beriefen sich auf eine
Kirchenversammlung und auf den zukünftigen Pabst,
als wenn es nöthig gewesen wäre, von einer Kirchen-

Jahr nach Chr. Geb.

versammlung festsetzen zu lassen, daß Unterthanen ihrem rechtmäßigen Beherrscher gehorchen müssen. Bonifacius erschöpfte alle seine Gewalt, den König zu demüthigen. Er nahm den Versammlungen der Geistlichen und den Universitäten die Rechte ihre Mitglieder zu wählen, gelehrte Würden zu ertheilen, und zu unterrichten, als wenn sie diese Rechte von den römischen Päbsten empfangen hätten. Da diese Waffen noch zu schwach waren, reizte er den Kaiser Albrecht wider Frankreich. Albrecht aber war nicht so mächtig, daß er dem Pabste zu gefallen einen Krieg hätte anfangen sollen, in welchem er verloren haben würde. Philipp hatte also alle Freyheit mit seinem Feinde feindseelig umzugehen. Wilhelm von Nogaret, sein Gesandter, gieng mit den vertriebnen Colonnen nach Italien. Sie überfielen den Pabst zu Anagni mit einer kleinen Anzahl Soldaten. Bonifacius, welcher seinen Tod befürchtete und nicht entfliehen konnte, wollte in seinem päbstlichen Schmucke sterben, und Nogaret hatte nur Lust, ihn gefangen zu
1303 nehmen. Er war schon in der Gewalt seiner Feinde, als die Einwohner von Anagni zu den Waffen griffen und ihn wieder befreyten. Nach seiner Befreyung gieng er nach Rom, dachte auf Rache; aber er starb. Benedict der zehnte folgte ihm auf dem päbstlichen Stuhle; allein sein schleuniger Tod ließ ihn seine Würde nur einige Monate genießen. Philipp verfolgte den Pabst Bonifacius auch noch im Grabe, und beschloß, sein Andenken auf einer Kirchenversammlung verdammen zu lassen. Er wurde wirklich angeklagt, und selbst einer von seinen Bedienten, Manfredo, beschuldigte ihn mit dreyzehn andern Zeugen der Verspottung der Religion, die er zu seinen herrschsüchtigen Absichten so mehr gemisbraucht hatte, und

so gar mit einer ruchlosen Freude für eine Fabel er- Jahr nach
klärt haben sollte, die ihm und seinen Vorfahren sehr Chr. Geb.
einträglich gewesen wäre. Clemens, der fünfte, Be-
nedicts des zehnten Nachfolger, der den Sitz der
Päbste nach Avignon verlegte, mußte sich selbst in die
Untersuchung dieser Anklagen seines Vorgängers ein-
lassen; er verzögerte sie aber so lange, bis er endlich den
König Philipp besänftigte.

Der Sieg, welchen Philipp der Schöne über den
Pabst Bonifacius erhielt, machte mehr Aufsehen,
kostete ihm aber keine Armeen, wie die Empörung der
Grafschaft Flandern, die er einer Felonie ihres Grafen
wegen eingezogen, und mit schweren Auflagen be-
legt hatte, welche mit der äußersten Strenge einge-
trieben wurden. Die Flaminger waren eines solchen
harten Joches nicht gewohnt und rebellirten, und schlu-
gen zwo Armeen nacheinander, die sie zum Gehorsame 1303
zwingen sollten. Der König gieng hierauf selbst zu
Felde, und führte ein Heer, das mit seiner Menge
siegte, und dennoch wurde der Ueberwinder gezwungen,
dem Sohne des Grafen, dem er Flandern genom-
men hatte, diese Grafschaft zurückzugeben, und sich
mit einigen Städten und Summen Geldes zur Er- 1304.1305
stattung der Kriegsunkosten zu begnügen.

Auf gleiche Weise suchten sich die Schottländer der 1298-1304
Herrschaft des Koniges von Engelland zu entziehen, *Rapin.*
aber nicht mit gleichem Glücke. Walleys, ein tapfrer
Patriot hatte schon die Befreyung seines Vaterlandes
versucht; er war aber von Eduarden geschlagen wor-
den. Die Schottländer hatten dieser Niederlage we-
gen den Muth noch nicht verloren, und sich von neuem
empört. Sie hatten sich unter den Schutz des Pab-
stes Bonifacius begeben, dessen Bullen Eduart ver-
achtet hatte. Ein jeder Feldzug dieses Königes nach

Jahr nach Chr. Geb.

Schottland war eine neue Eroberung dieses Reiches gewesen. Sie schlugen wohl seine Feldherren; allein so oft er selbst erschien, wurde er von Glück und Sieg begleitet. Er hatte nun das unglückliche Schottland schon zum drittenmale erobert, und dennoch gab es immer noch Patrioten, welche sich der Macht des Eroberers entzogen, und in die morastigen Gegenden des Reiches flohen, wohin sie von keiner Armee verfolgt werden konnten. Ihnen zum Schrecken ließ der König den tapfern Walleys auf eine fast barbarische
1304 Weise hinrichten. In dem freyern Engelland wollte er eben so unumschränkt herrschen, als in dem überwundnen Schottland. Er duldete keine Duelle, und bestrafte die Ungerechtigkeiten der Großen in den Provinzen mit einer desto größrer Strenge, je mehr ihre Bestrafung seine Schatzkammer bereicherte. Er ließ so gar seinen eignen Prinzen, Eduard, der, von seinem Lieblinge verführt, den Bischoff von Chester beleidigt hatte, in ein öffentliches Gefängniß setzen, seinen Unterthanen zu zeigen, daß unter seiner Regierung Ansehen und Rang keine Verbrechen schützen sollten. Ein solches Verhalten war so groß, daß er über alles Lob erhoben seyn würde, wenn er selbst den Gesetzen hätte unterworfen seyn wollen. Allein er hatte sich
1305 schon lange von dem Pabste Clemens dem fünften seines Eides, mit dem er die Freyheiten seines Volkes
Act. publ. t. II. p. 978. bekräftigt hatte, entledigen lassen, und die Freyheit, seinen Eid brechen zu dürfen, von diesem Pabste ohne Religion nicht höher, als mit einem goldnen Tafelgeräthe erkauft. Eduard fieng nunmehr an, die Gesetze der großen Charte zu beleidigen, und die Engelländer wurden schon für ihre Freyheiten und Rechte
1306 besorgt, als in Schottland eine neue Rebellion ausbrach. Robert Brus, ein Sohn eben des Robert

Brus, den Eduard ehedem von dem schottischen Throne ausgeschlossen hatte, ließ sich zum Könige krönen. Eduard schickte sogleich eine Armee dahin. Robert Brus wurde geschlagen, und der König kam selbst nach Schottland und begegnete den Ueberwundnen mit noch größrer Strenge, als sonst. Aber kaum war Eduard nach seinem väterlichen Reiche zurückgegangen, als Robert Brus mitten im Winter aus den morastigen Gegenden des Reichs hervorbrach, eine englische Armee schlug, und sich vieler Vestungen bemächtigte. Der König von Engelland, der über eine so plötzlich erneuerte Rebellion erstaunte, da er glaubte, daß dieses Reich völlig entkräftet wäre, wurde so entrüstet, daß er dasselbe von einem Meere bis zum andern zu verwüsten schwur. Doch seine so fürchterliche Dräuung wurde nicht erfüllt. Nachdem er eben die schönste Armee versammlet hatte, ward er krank; die Krankheit nahm zu und endigte sein Leben und seine Anschläge. Um sich mit Gott zu versöhnen, befahl er seinem Sohne, zwey und dreyßigtausend Pfund Sterlings ins gelobte Land zur Unterhaltung des heiligen Grabes zu schicken. So war die Religion dieser unglücklichen Zeiten beschaffen; wie bey den vermeynten Statthaltern Gottes die Freyheit zu sündigen feil war, so glaubte man Gott selbst den Himmel abkaufen zu können. Eduard ließ sich von seinem Sohne gleiches Namens die Fortsetzung des Krieges schwören. In Palästina wollte er sein Herz begraben haben, und seine Gebeine sollten zum Schrecken der Schottländer vor seinem Heere hergetragen werden. Die Engelländer erhuben ihn nach seinem Tode als einen großen König, und die Schotten bildeten ihn als einen Tyrannen ab; noch ein Triumpf über sie hätte sie zu seinen Lobrednern gemacht.

Jahr nach Chr. Geb.

1307

Jahr nach Chr. Geb. 1306

So glücklich als Eduard in Eroberung fremder Reiche gewesen war, waren nicht alle Fürsten, welche durch Gewaltthätigkeiten ihre Macht vergrößern wollten. Der deutsche Kaiser, Albrecht, unterstützte aus dieser Absicht die ungegründeten Ansprüche des Grafen Philipps von Nassau auf die Provinzen, Thüringen und Meißen, welche vordem der Kaiser Adolf, sein Bruder, widerrechtlich an sich gekauft hatte. Albrecht erklärte die Besitzer dieser Länder, Friedrichen mit dem zerbißnen Backen, und Tiezmannen in die Acht, und rüstete sich, sein Urtheil, das alle Gesetze des Reiches beleidigte, mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Allein verschiedne deutsche Fürsten nahmen die Partey der Verfolgten, deren Heer durch ihren Beystand so stark wurde, daß sie die kaiserliche Armee schlugen. Der Kaiser gewann nichts, als die Schande, ungerechte Ansprüche unglücklich vertheidigt zu haben. Der Verdruß, den er darüber empfand, wurde durch die Empörung der Schweizer vergrössert. Albrecht hatte sie ihrer Freyheit, die in ihren noch unverschönerten Gebürgen ihre größte Glückseeligkeit war, berauben und eben so unumschränket über sie herrschen wollen, als über die Oesterreicher. Seine tyrannischen Landvögte giengen grausamer mit ihnen um, als mit überwundnen. Einige Patrioten, Arnold von Melchthal, aus Unterwalden; Werner von Stauffach aus Schweiz; und Walther Fürst aus Uri verbanden sich mit einander, ihr Vaterland von der Unterdrückung der Oesterreicher zu befreyen. Ein tyrannischer und lächerlicher Befehl Geislers, eines Landvogtes von Uri beschleunigte den Aufstand. Nach diesem Befehle sollte seinem Hute, den er auf eine hohe Stange setzen ließ, eben so viel Ehrerbietung erwiesen werden, als ihm. Wilhelm Tell, einer von

Sifrid. Presbyt. Chron. ad a. 1307. ap. Pist.

Siml. de rep. Helv. l. 1.

den Verbundnen, grüßte den Hut dieses kleinen Pha- Jahr nach
laris nicht. Geisler verurtheilte ihn zum Tode, wo- Chr. Geb.
ferne er nicht einen Apfel von dem Haupte seines ei- 1307
gnen Sohnes herunterschießen würde. Tell entschloß sich, als ein guter Bogenschütze, ungeachtet seiner väterlichen Zärtlichkeit dazu, und war glücklich. Der Landvogt bemerkte, daß der Schweizer noch einen Pfeil bey sich hatte, und fragte ihn um die Ursache. Tell antwortete in seinem unvorsichtigen Zorne, daß, wenn er mit dem ersten Pfeile seinen Sohn getroffen hätte, der andre den Landvogt nicht verfehlt haben sollte. Auf diese kühne Antwort wurde er gefangen genommen, fand aber Gelegenheit, seinem Tyrannen zu entfliehen, den er bald darauf in einem engen Wege erschoß. Diese Begebenheit beschleunigte den Aufstand. Die Oesterreicher wurden ohne Schwerdtschlag und Blutvergießen, aus Schweiz, Uri und Unterwalden vertrieben, und so war der erste Grund zur schweizerischen Republik gelegt. Der Kaiser hatte kaum die Nachricht von dieser Empörung erhalten, als er von seinem Vetter, dem Prinzen Johann von Schwaben, dem er sein väterliches Erbtheil entzogen hatte, und von einigen Rittern meuchelmörderischer Weise getödtet wurde. Albrecht führt in der österreichischen Geschichte den Namen des Sieghaften, ohne merkwürdige Siege gewonnen zu haben. Er wagte, wenn die Hoffnung, seine Familie zu bereichern oder zu vergrößern die Gefahr überwog, und war mehr Kaiser für Oesterreich, als Deutschland. Er verabsäumte die Vertheidigung der Rechte des Reiches auf Rostock, Werla, und Lübeck, und andre niedersächsische Städte, welche der König Erich der siebente, von Dänemark, an sich zog, oder in Schutz nahm, nachdem er mit dem Könige von Nor-

Jahr nach Chr. Geb. wegen, von dem zeither die Mörder seines Vaters beschützt worden waren, Friede gemacht hatte.

Nach dem Tode des Kaiser Albrechts dauerte es neun Monate, ehe die deutschen Fürsten sich einen neuen Beherrscher erwählten. Der Herzog Friedrich von Oesterreich und Carl von Valois, ein Vetter des Königes von Frankreich, bewarben sich um diese gefährliche Ehre. Der Pabst Clemens, der fünfte, der auf alle Staatsveränderungen ein wachsames Auge hatte, ungeachtet er auf nichts bedacht zu seyn schien, als seiner Beyschläferinn zu gefallen, und Schätze zu sammlen, fürchtete die Vergrösserung des französischen Hauses, und rieth den deutschen Fürsten, Heinrichen, den Grafen von Luxemburg zu wählen. Dieser Graf besaß große Verdienste, und wurde seiner
1308 Verdienste wegen gewählt. Als er die Regierung an-
Gundl. Geschichte des Kaiser Heinr. VII. getreten hatte, bestrafte er die Mörder seines Vorfahren. Er erhob seine Grafschaft zum Range eines
1309 Herzogthumes. Eine wirkliche Vergrösserung seines Hauses aber war die Wahl seines Sohnes, Johannes, zum Könige in Böhmen. Heinrich, ein Herzog von Kärnthen, hatte sich den Einwohnern dieses Reiches nach dem Tode des Königes Rudolfs zum Beherrscher aufgedrungen. Aber seine Nachsicht gegen die Räubereyen seiner Soldaten stürzte ihn von einem Throne, den er mit Güte und Liebe hätte befestigen sollen, weil er ihn erobert hatte. Seine Unterthanen empörten sich, beschlossen, einen König zu haben, der sie wider ihn beschützen könnte, und fanden ihn in der Familie des deutschen Kaisers, dessen Sohn sich mit der böhmischen Prinzessinn Elisabeth vermählte. Auf diese Weise kamen fast zu gleicher Zeit das Kaiserthum und das Königreich Böhmen an

an das Haus Luxemburg, aber nicht ohne Widerstand des Herzoges von Kärnthen. Jahr nach Chr. Geb.

Noch in diesem Jahre wurde der Kaiser von den Gibellinen in Italien um Hülfe ersucht. Hier wütete eine herrschsüchtige Partey wider die andre mit Plünderungen, Einäscherungen und Verjagungen. Jede Stadt, und fast jede große Familie wollte sich zum Nachtheile der andern vergrössern, und der Pabst am meisten. Weil die Venetianer sich der Stadt Ferrara bemächtigt hatten, die der Pabst eben so gern gehabt hätte, als sie, so erklärte er sie in einer Bulle, ohne einen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu machen, bis ins vierte Glied für unehrlich, zu allen geistlichen und weltlichen Aemtern für ungeschickt, und alle ihre Güter an allen Orten für verfallen. Zum Glück für den Erdkreis hatten dergleichen Bullen nicht alle die Wirkungen, welche sie nach dem Wunsche der Päbste haben sollten! Unterdessen konnten die Venetianer die Lossprechung von diesem entsetzlichen Banne nicht unter hunderttausend Goldgülden damaliger Münze erhalten; eine große Summe für die Befreyung vom Banne, der alle seine Kraft von dem blinden Aberglauben dieser Zeiten erhielt. Italiens Unruhen hätten fast durch den Tod Carls des Zweyten von Neapolis, eines christ- 1309
lichen Trajans seines Volkes, vervielfältigt werden können, weil Robert, sein Sohn, und zugleich Carl Robert, der König von Ungarn, die Nachfolge verlangten. Allein da dieser abwesend war; Robert aber den Pabst zum Freunde hatte, so blieb Neapolis ruhig. Der Kaiser suchte gegenwärtig sein Ansehen in Italien herzustellen. Er gieng mit einem starken Heere über die Alpen. In Mayland ließ er sich krönen, und 1310
dennoch war sein Leben in dieser Stadt in keiner *Murat. ad h. a.*

Jahr nach Chr. Geb. 1311 1313

Jahr nach gering gen Gefahr. Einige Städte unterwarfen, andere widersetzten sich ihm, und diese eroberte er entweder oder verwüstete sie, ob er gleich das Misvergnügen hatte, seinen Bruder und seine Gemahlinn in diesem Feldzuge zu verlieren. Rom, das weder Kaiser noch Pabst verlangte, weigerte sich vergeblich, ihn einzulassen. Die Familie der Ursinen und Robert von Neapolis, mit welchem der Pabst wider den Kaiser einen heimlichen Vertrag gemacht hatte, konnten seinen Einzug nicht verhindern. Heinrich wollte noch einmal gekrönt seyn, und dieser Ceremonie wegen, ward so viel Menschenblut vergossen. Weil der Kaiser bey seiner Krönung dem Pabste schwören mußte; So erklärte er vor Notar und Zeugen, daß es kein Eid der Treue wäre. Ueber Rom setzte er einen Statthalter und befahl, daß ihm alle Städte und Fürsten in Italien einen jährlichen Tribut bezahlen sollten. Selbst das Königreich Neapolis war unter diesem Befehle begriffen. Der König dieses Reiches sollte vor seinem Richterstuhle erscheinen; Robert glaubte so gut ein König zu seyn, als Heinrich ein Kaiser, und setzte der Gewalt Gewalt entgegen. Heinrich verband sich mit dem Könige Friedrich von Sicilien wider Robert. Allein mitten unter seinen Kriegsrüstungen starb er; selbst nach dem Zeugnisse seines Sohnes, des Königes von Böhmen, nicht am Gifte, wie das Gerücht gieng; ein großer Fürst, auch nach dem Geständnisse seiner Feinde. Man kann ihm nicht, wie seine Vorfahren, die niemals, als mit ihrem eignen Vortheile, für die Ehre des Reiches sorgten, den Vorwurf machen, daß er sein Haus zu vergrößern gesucht habe; er hinterließ es, wie es war, da er zum Throne kam.

Albert. Mussat. ap. Murat. in scr. H. I. t. X.

Pfeff. ad Vitriar. t. I. 650.

Der Pabst bekümmerte sich um Italiens Angelegenheiten nicht. Er war zeither mit dem Könige

von Frankreich, Philipp, dem Schönen, beschäfftigt gewesen, die Tempelritter zu vertilgen. Dieser berühmte Orden wurde angeklagt, daß seine Mitglieder so ausschweifend und grausam, als räuberische Soldaten wären, und eine so unersättliche Begierde hätten, sich zu bereichern, als alle geistlichen Orden, die das Gelübde der Armuth thaten. Der Orden der deutschen Ritter eroberte Preußen, Samogitien, Liefland, Curland und Pommern. Sie verübten tausend Grausamkeiten; selbst die Güter der Bischöfe wurden nicht von ihnen verschont, und man verdammte sie doch nicht; allein man verdammt Eroberer nicht. Die Tempelritter lebten ruhiger, aber in allen Ausschweifungen des Stolzes, und so wollüstig, als Krieger, die ein Gelübde gethan haben, sich von den Fesseln der Ehe nicht zähmen zu lassen. Diese Aufführung erweckte Neid und Eifersucht, und da sie in Frankreich fast mehr Reichthümer verschwendeten als Philipp der Schöne mit allen seinen Auflagen und Verringerungen der Münzen erpreßte: So faßte er, als sie sich in eine Rebellion zu Paris eingelassen hatten, einen um so viel festern Entschluß, sie zu verderben, je unversöhnlicher dieser König war, wenn er einmal zornig wurde. Fast alle Tempelherren wurden in Frankreich an einem Tage gefangen gesetzt. Sie wurden vor den Gerichten des Königes und des Pabstes solcher Verbrechen angeklagt, welche Entsetzen und Schamhaftigkeit kaum zu denken erlauben. Sie sollten nicht allein Christum verleugnet, sondern auch die unnatürlichsten Ausschweifungen der Wollust begangen haben. Alle Monarchen wurden durch die Bullen des Pabstes zur gerichtlichen Untersuchung oder Verfolgung derselben aufgefodert. Man marterte ihnen Geständnisse ab, die sie leugneten, wenn

Jahr nach Chr. Geb.

1309=1312

Daniel. Murat.

sie

Jahr nach Chr. Geb. sie nicht auf der Folter lagen. Viele von den Tempelrittern wurden in Frankreich verbrannt; und fast alle starben als Märtyrer ihres Ordens. In Castilien, Arragonien, Sicilien und Engelland wurden sie für unschuldig erklärt und doch ihrer Güter beraubt. Die Könige und der Pabst, theilten sie unter sich; einige davon wurden den Hospitalritterrittern zuerkannt, welche sich um diese Zeit der Insel Rhodus bemächtigten. Die Könige von Castilien und Frankreich überlebten die Ausrottung der Tempelritter nicht lange. Ferdi-

1312 *Ferrer.* nand, der vierte, starb, da er kaum selbst zu regieren angefangen hatte. Das Reich hatte mit Arragonien Friede, und der König rüstete sich zum Kriege wider die Mohren, denen er schon Gibraltar abgenommen hatte. Um diese Zeit, ungefähr dreyßig Tage vor seinem Tode, ließ er zween vornehme Castilianer, als Beleidiger der Majestät, hinrichten, ohne ihre Vertheidigung hören zu wollen. Weil der König bald nach ihrer Hinrichtung starb: So wurde erzählt, daß sie ihn vor ihrem Ende aufgefodert hätten, dreyßig Tage nachher vor dem Gerichte Gottes zu erscheinen. Eben so wurde der Tod des Pabstes Clemens des fünften, und des Königes von Frankreich Philipps des Schönen, einem göttlichen Gerichte zugeschrieben, und als eine Strafe ihrer grausamen Verdammung der Tempelritter angesehen. Die Schätze, welche Cle-

1313 mens der fünfte nachließ, waren gleich nach seinem Tode geplündert worden. Zwey Jahre vergiengen, ehe ein neuer Pabst erwählt wurde. Philipp, dem Schönen, von Frankreich, folgte sein Sohn, Ludwig Hutin, welcher schon seiner Gemahlinn wegen König von Navarra war. Der Tod seines Vaters wurde von seinen Unterthanen weniger beklagt, als er einiger löblichen Eigenschaften wegen beklagt worden seyn würde,

wenn

wenn er sein Reich nicht mit allzuharten Auflagen erschöpft hätte. Engverrand Marigny, sein vornehmster Finanzminister, wurde unter der neuen Regierung ein Opfer des aufgebrachten Volkes, ohne der ihm beygemeßnen Verbrechen überführt zu seyn. Seine Unschuld wurde einige Zeit nachher selbst von dem Bruder des Königes, der vor andern seinen Untergang gewünscht und beschleunigt hatte, zu spät erkannt. Jahr nach Chr. Geb. *P. Daniel.*

Ein ähnliches und verdienteres Schicksal hatte in Engelland Gaveston, ein Liebling des Königes, Eduard des zweyten gehabt. Dieser König besaß keine von den Eigenschaften seines großen Vaters. Er bekümmerte sich um keine Regierung, und überließ sich, ohne sein Volk und die Großen zu schonen, ganz seinen Lieblingen. Gaveston war schon von seinem Vater aus dem Reiche verwiesen worden; aber Eduard der zweyte hatte ihn gleich nach dem Antritte der Regierung zurück gerufen. Er dachte an keine Fortsetzung des Kriegs wider Schottland, die ihm sein sterbender Vater so sehr empfohlen hatte. Lustbarkeiten und Turnierspiele waren seine liebste Beschäfftigung, und der Liebling herrschte um so viel unumschränkter, je weniger Lieblinge herrschen sollten. Gaveston, der weiter keine Vorzüge besaß, als eine liebenswürdige Gestalt, und viel Witz, mit dem er die englischen Großen verspottete, machte sich so verhaßt, daß sie endlich die Geduld verloren, länger zuzusehen, daß ein bloßer Edelmann aus Gascogne dem freyen Engelland Gesetze vorschreiben wollte. Das Parlament verlangte also vom Könige Gavestons Verbannung aus dem Reiche, und der König, der schwach genug war, einen Liebling zu haben, war auch schwach genug, ihn ihrem Hasse aufzuopfern. Er wurde nach Irrland geschickt, aber kurz darauf wieder zurückgerufen. Nach seiner 1312 *Rapin.*

Zu-

Jahr nach Chr. Geb. Zurückkunft beleidigte er die Großen mehr, als jemals, und sie verbanden sich von neuem wider ihn. Sie zwangen den König, die Verwaltung des Reiches und seiner Einkünfte einigen Großen aufzutragen und seinen Gaveston zum zweytenmale zu verweisen. Eduard schickte ihn nach Guyenne, unter dem Vorwande, daß er einige Kriegsvölker anwerben sollte, um ihm die Schande einer ordentlichen Verbannung zu ersparen. Allein er war seiner Schmeicheleyen so sehr gewohnt, daß er ihn ohne die Einwilligung derjenigen, denen die Verwaltung des Reiches aufgetragen war, zurückrief. Diese ergriffen ohne Verzug die Waffen. Der König dachte noch an nichts, als an Lustbarkeiten, da schon die Verbundnen im Anzuge waren, ihn und seinen Liebling zu überfallen. Der Graf von Lancaster war das Haupt der Verbundnen. Gaveston hatte das Unglück, in die Hände des Grafen von Warwick zu gerathen, welcher ihn ohne Aufschub enthaupten ließ. Dieses war das Ende eines Mannes, der von ganz Engelland gehaßt und von dem Könige allein geliebt wurde, welcher sich durch ihn verächtlich und unglücklich machen ließ. Nach seinem Tode söhnten sich die Baronen mit ihrem Könige aus.

Indem Eduard in Engelland die Liebe seines Volkes verlor, erwarb sich Robert Brus in Schottland eine allgemeine Bewunderung. Dieser tapfre Fürst fuhr fort, Engelland zu verheeren, und die Ueberwinder zitterten nun vor den Ueberwundnen. Die Waffen der Schottländer waren so glücklich, daß sich Eduard gezwungen sah, aus seinem Schlafe zu erwachen. Er bot alle seine Vasallen auf, und brach mit einem zahlreichen Heere in Schottland ein. Robert erwartete ihn mit einer Armee, die zwar kleiner aber zu siegen gewohnt war. Sie empfieng die Engelländer

mit

mit unerschrocknem Muthe. Zuerst wurde ihre Reuterey und dann die ganze Armee geschlagen. Die Ueberwundnen hatten sich so gewiß eingebildet, den Sieg zu erhalten, daß sie so gar Dichter mitgenommen hatten, welche ihren zu früh erwarteten Triumpf besingen sollten. Die Schottländer bekamen die Poeten gefangen, und zwangen sie, den ihrigen zu besingen. Die Sieger verheerten seit dieser Niederlage der Engelländer ihre Grenzen viele Jahre nach einander ungeahndet. Den Verwüstungen des Krieges folgte das Elend eines in ganz Europa allgemeinen Miswachses auf dem Fuße nach, und die Theurung, welche dadurch verursacht wurde, riß unzählbare Menschen hin. Jahr nach Chr. Geb. *Buchan. lib. VIII.* 1314

Ungeachtet dieses ausgebreiteten Elendes ruhte doch nirgends das Schwerdt. In Deutschland wurde nach dem Tode Heinrichs des siebenten um die kaiserliche Krone gestritten. Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich strebten zugleich nach dem Besitze derselben. Beyde besaßen viele persönliche Verdienste. Ludwig war tapfer, gleichmüthig im Glück und Unglück, und allezeit wachsam zur Vertheidigung des Ansehns seiner Krone; beyde Fürsten waren leutselig und gütig. Jeder hatte unter den Ständen des Reiches seine Anhänger; jeder wurde gewählt; aber Ludwig mit mehr Stimmen, als sein Nebenbuler. Dennoch glaubte Friedrich von Oesterreich, was seinem Ehrgeize schmeichelte, gleich viel Recht zum Kaiserthume zu haben; also entstand ein bürgerlicher Krieg in Deutschland, der viele Jahre nach einander dauerte. Die Schweizer, welche sich vor dem österreichischen Joche fürchteten, erklärten sich für den Kaiser Ludwig. Leopold, Friedrichs, des Herzogs von Oesterreich kriegerischer Bruder, wollte sie zum Gehorsame *Alb. Muss. de gest. Italic. p. mort. Heinr. VII. lib. XII. et Ludov. Bav. sing. ad fil. lib. t. X. Mirat. Scr. H. I. Nic. Burg. Hist. Bav.*

Jahr nach Chr. Geb.

same zwingen, und griff sie mit zwanzig tausend Mann an. Die Natur und die Liebe zur Freyheit retteten sie; denn sechszehnhundert Schweizer erfochten bey Morgarten, einem so engen Passe, als die Thermopylä der Griechen waren, einen solchen merkwürdigen Sieg, daß ihnen seit dem Gewinne dieser Schlacht ihr altes Joch nie wieder aufgelegt werden konnte. Der Bund, welchen Schweiz, Uri und Unterwalden zu ihrer Vertheidigung erst nur auf drey Jahre eingegangen waren, wurde in eine beständige Eidgenossenschaft verwandelt, zu welcher nach und nach auch die übrigen Cantone traten.

1316 *Murat. ad h. a.*

Endlich war ein neuer Pabst erwählt worden, Johann, der zwey und zwanzigste, der von seinem Vorgänger auf ein untergeschobnes Empfehlschreiben des Königes von Neapolis erst zum Bischofe und bald darauf zum Cardinale gemacht worden war. Der deutsche Kaiser, Ludwig von Bayern, suchte ihn auf seine Seite zu ziehen, und sein Nebenbuler, der Herzog von Oesterreich auch. Allein der neue Pabst erklärte sich so wenig für einen als für den andern. Die Uneinigkeit beyder Fürsten schien ihm eine bequeme Gelegenheit theils zur Erweiterung seiner Macht in Deutschland, theils zur völligen Unterdrückung der Gibellinen in Italien zu seyn, die allezeit Feinde des päbstlichen Stuhls waren. Er machte zuerst die Verordnungen seines Vorgängers, welche von ihm die clementinischen heißen, öffentlich bekannt. In einer von denselben wird als eine unstreitige Wahrheit behauptet, daß das deutsche Reich dem Pabste unterworfen sey. Der Pabst Johann folgte diesem Grundsatze, und befahl allen Statthaltern und Vicarien des Reiches, welche Heinrich der siebente in der Lombardey eingesetzt hatte, daß sie ihren Aemtern entsagen sollten. Aber

keiner

keiner von ihnen allen gehorchte. Die Gibellinen und der König Friedrich von Sicilien erklärten sich für den Kaiser Ludwig; die Welfen aber und der König Robert von Neapolis für Friedrichen von Oesterreich. Beyde Parteyen bekriegten einander, nicht so wohl aus Neigung gegen einen oder den andern, als vielmehr zur Ausführung ihrer eignen herrschsüchtigen Absichten. Genua, wo die Welfen die Oberhand hatten, wurde von den Gibellinen belagert. Ihr Haupt war Matthäus Visconti, Maylands Beherrscher, vor dem beynahe ganz Italien zitterte. Er hatte vier Söhne, die er zu eben so großen Feldherren erzogen hatte, als er selbst war. Die Belagerung der Stadt Genua mußte wieder aufgehoben werden, nachdem auf beyden Seiten viel Blut vergossen worden war. Gleiche Unruhen und Verwirrungen zerrütteten auch die andern großen Städte Italiens.

Jahr nach Chr. Geb. 1317

Egly Hist. de Sicil. t. 1. ad h. a.

Murat. ad h. a.

So unglücklich waren diese Zeiten der Finsterniß und Schande des menschlichen Geschlechtes, in denen fast niemand weder zu regieren noch zu gehorchen wußte; keine Wissenschaften die wilden Gemüther menschlich, und keine Künste das Leben geschäfftig machten; die Religion mehr in einen Haufen thörichter Gebräuche eines unwissenden Aberglaubens als in bessernder Weisheit bestand; und die Macht, andre zu quälen, und gewaltthätige Leidenschaften zu befriedigen, für das einzige und größte Glück gehalten wurde. Niemand blieb in den Grenzen seines Standes zufrieden, weder die Unterthanen, noch diejenigen, welche befehlen sollten. Aus dieser Quelle flossen die Unordnungen, welche Schweden seit vielen Jahren zerrütteten. Nachdem der König Birger selbst zu regieren angefangen, Torchill aber in seinem Alter ein Patriot zu seyn vergessen hatte, und nur den Privatnutzen seines Königes

Loccen. lib. III.

Jahr nach Chr. Geb. und seinen eignen suchte, entstanden bald zwischen Birger und seinen Brüdern, den Herzogen Erich und Waldemar Zwistigkeiten, die in einen öffentlichen Krieg ausbrachen, in welchem der König gefangen, und endlich gezwungen wurde, wenn er seine Freyheit
1306. 1308 wieder erhalten wollte, sich mit der Insel Gothland, als dem dritten Theile des Reiches, begnügen lassen mußte. Torchill hatte in diesem Streite sein Leben auf der Blutbühne verloren. Birger sann nach wieder erlangter Freyheit auf Rache, und übte sie an sei-
1316. 1317 nen Brüdern auf eine unmenschliche Art aus. Er ließ sie, als sie ihn einsmals voll Vertrauen zu ihm besuchten, wider alle Gesetze der Verwandtschaft und Gastfreyheit ins Gefängniß werfen und darinnen verhungern. Diese unmenschliche That empörte seine Unterthanen gegen ihn. Erich suchte sich mit der Hülfe des Königes von Dänemark zu vertheidigen.
1319. 1320 Allein die Völker der Reichsstände schlugen seinen Sohn Magnus, nahmen ihn gefangen, enthaupteten ihn zu Stockholm, und Birger mußte nach Dänemark entfliehen, wo er noch einige Jahre von einem Gnadengehalte des Königes Christophorus des zweyten, lebte. Die Schweden erwählten Magnus den zweyten, einen Sohn Herzog Erichs, welcher im Gefängnisse umgekommen war, zum Könige; Matthias Ketelmund aber, welcher die Kriegsvölker der Stände angeführt hatte, wurde während seiner Minderjährigkeit Regent.

1316 *Mezeray. Daniel. cf. diss. de Rapin. sur la loi Salique d. S. Hist. d'Angl. t. III.*

In Frankreich war der König Ludwig Hutin gestorben. Unter seiner kurzen Regierung wurde ein Kriegszug wider die Flandrer unternommen, aber nichts wider sie ausgerichtet. Unterdessen hatte er zur Befreyung vieler Leibeignen in Frankreich Gelegenheit gegeben. Sie waren gezwungen worden, ihre Freyheit

zu erkaufen, damit der König die nöthigen Kosten zur Aufrichtung eines Kriegsheeres erhielte. Ludwig hinterließ seine Gemahlinn schwanger. In Erwartung eines Prinzen wurde sein Bruder Philipp Regent. Auf seine Veranlassung schlossen die Stände des Reiches die weibliche Linie vom Rechte der Nachfolge aus. Die Königinn wurde mit einem Prinzen entbunden. Allein er starb bald nach seiner Geburt, und Philipp der Lange, wurde König, aber nicht ohne Widerspruch. Jahr nach Chr. Geb.

Gleich nach dem Antritte seiner Regierung suchte er den Klagen des Adels und des Volkes abzuhelfen. Er machte mit den Einwohnern von Flandern Friede, und beschloß einen Kreuzzug ins gelobte Land. Der Pabst wiederrieth ihn zum erstenmale. Aber bloß sein Vorsatz hatte unter den Mahometanern so viel Aufsehen gemacht, daß sie die Juden bestachen, alle Brunnen in Frankreich zu vergiften. Dieser boshafte Anschlag wurde noch bey Zeiten entdeckt. Nicht lange darauf starb Philipp der Lange, und weil er keine männlichen Erben hinterließ, folgte ihm sein Bruder, Carl der Schöne. 1322

Deutschland war noch nicht ruhig. Ludwig hatte zwar durch die Klugheit und Tapferkeit Schweppermanns, eines alten und erfahrnen Feldherrn, eine entscheidende Schlacht gewonnen, und sein Nebenbuler, Friedrich von Oesterreich, war selbst in diesem Treffen bey Mühldorf gefangen worden. Allein der Bruder des Uebervundenen, Leopold, setzte den Krieg fort, Ludwigen zur Loslassung seines Bruders zu zwingen. *Alb. Argent. et de prael. inter Ludov. et Frider. apud Petz. t. I. p. 100.*

In Böhmen hatten sich während der Abwesenheit des Königes Johann, welcher dem Kaiser beystand, Spaltungen unter den Großen hervorgethan, die beynahe in einen einheimischen Krieg ausgeschlagen wären. 1322 1323 *Dubrav. Hist. Bohem. l. XX.*

Jahr nach Chr. Geb.

Die Eifersucht der verwittweten und regierenden Königinn übereinander veranlaßte diese Unruhen. Jede verlangte mehr Ansehen und Macht im Reiche, als die andre. Der König gerieth hierüber in einen solchen Verdruß, daß er sein Reich mit der Pfalz am Rheine an den Kaiser Ludwig vertauschen wollte. Allein die Stände willigten in diesen schimpflichen Tausch nicht, und nun hatte der König Johann Mühe, seine Krone zu behalten, die er zu leichtsinnig vertauschen wollte. Weil der Kaiser kein Königreich an sich bringen konnte, so suchte er ein Churfürstenthum an sich zu bringen. Der Churfürst, Waldemar von Brandenburg, war ins gelobte Land gegangen, und hatte seinen Bruder, Johann, die Regierung seines Landes unter seiner Abwesenheit aufgetragen. Zwanzig Tage nach seiner Abreise starb Johann. Weil Waldemar keine Nachricht von dem Wege, den er gegangen war, zurückgelassen hatte, so erklärte der Kaiser das Churfürstenthum, ungeachtet des Widerspruches der Herzoge von Sachsen und der Fürsten von Anhalt für ein offnes Lehn und gab es seinem Sohne Ludwig von Bäyern. Hierauf unterstützte er die Gibellinen in Italien. Der Pabst, welcher sich fürchtete, daß der Kaiser seine Macht daselbst auszubreiten suchen möchte, befahl ihm, die Verwaltung des Kaiserthumes niederzulegen, die er als unrechtmäßig verwarf, weil er nicht von ihm zum Kaiser erklärt worden war. Nach einem so stolzen Befehle schonten der Pabst und der Kaiser einander nicht mehr. Der Pabst drohte, daß er den Kaiser in den Bann thun, und der Kaiser, daß er einen neuen Pabst machen wollte.

Rebdorf. ad. a. 1323. et Chron. Elwang. ad. a. 1324.

1320 *Niceph. Gregor. l. VIII. t. 32.*

Das orientalische Kaiserthum war gleichfalls voll Unruhen. Michael, der älteste Prinz des Kaisers Andronicus, den er zum Mitbeherrscher angenommen

hatte,

hatte, war gestorben, und hatte zween Söhne, Andronicus und Manuel hinterlassen. Andronicus liebte ein Frauenzimmer mit solcher Eifersucht, daß er aus Argwohn auf einen andern Liebhaber das Haus seiner Gebieterinn bewachen ließ. In einer Nacht gieng der Prinz Manuel vor ihrem Hause vorbey; der Wächter sah ihn für den Nebenbuler des Andronicus an, und schoß auf ihn. Manuel starb an der Wunde, und Michael sein Vater, der noch lebte, ward eben hierüber so untröstbar, daß er vor Bekümmerniß in eine Krankheit fiel, von der er nicht aufkam. Andronicus, der Alte, bezeugte seinem Enkel, Andronicus, nach dem Tode seines Vaters viel Liebe; allein die Herrschsucht des Enkels verwandelte sie bald in Haß, und der Kaiser entschloß sich, ihm einen unehelichen Enkel vorzuziehen, und nahm auch deswegen eine Aenderung in dem Eide der Treue vor, den seine Unterthanen zeither ihm, und seinem Enkel geleistet hatten. Der junge Andronicus entfloh, auf den Rath seines Vertrauten, des berühmten Johannes Cantacuzenus, aus Constantinopel, und schritt bald darauf zur Empörung gegen seinen Großvater. Er schloß ihn mit seinem Heere in der Hauptstadt ein, und der alte Andronicus sah sich dadurch gezwungen, erst einen Vergleich mit seinem Enkel zu schließen, und nach einigen Jahren ihn zu seinem Mitbeherrscher feyerlich krönen zu lassen. Durch diese innerlichen Unruhen wurde das entkräftete Reich immer mehr geschwächt, und neue Anflagen erschöpften dasselbe so sehr, daß die Türken sich ungeahndet weiter ausbreiten konnten. Sie fiengen schon an, auch zur See mächtig zu werden, erbauten Flotten und fielen mit denselben in Thracien und Macedonien ein. Die Unruhen, in welche dadurch die Kaiser geriethen, wur-

Jahr nach Chr. Geb.
Corp. Hist. Byzant. Vergl. m. *Joh. Cantacuz. l. I.*

132

1325

Jahr nach Chr. Geb.

den durch die Nachrichten aus dem Occidente noch mehr vergrössert, daß der König von Frankreich einen Kreuzzug wider die Türken thun wollte. Denn sie fürchteten sich vor den Christen so sehr, als vor den Türken. Aus Furcht schickten sie bald darauf eine Gesandtschaft nach Frankreich, welche sich zu einer Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche erbieten mußte; allein sie würden den Aufwand einer solchen Gesandtschaft erspart haben, wenn sie den unruhigen Zustand des Occidentes gekannt hätten. Doch im Oriente war man darinnen so unwissend, daß auch Nicephorus Gregoras, ein nicht unberühmter griechischer Geschichtschreiber, die Gebellinen und Welfen für zwo alte genuesische Familien hielt, welche um die Oberherrschaft dieser Stadt mit einander gestritten hätten.

Obgleich Carl der Schöne, der König von Frankreich, zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen nicht

1323 *P. Daniel.*

ungeneigt war: So unterdrückten doch die Streitigkeiten so wohl über die Nachfolge in der Grafschaft Flandern, als auch mit dem Könige von Engelland, diese Neigung, deren Befriedigung unüberwindliche Hindernisse gefunden hatte. Die flandrischen Streitigkeiten waren von keinen Folgen; aber die Mishelligkeiten mit Engelland hätten einen blutigen Krieg nach sich ziehen können, wenn Eduard der zweyte, kein so schwacher und weichlicher König gewesen wäre, als er war. Ein Engelländer hatte auf französischem Grunde und Boden ein Schloß aufführen lassen. Ueber diesen Bau entstand zwischen ihm und dem Könige ein Rechtsstreit, welchen er vor dem Parlamente zu Paris verlor. Also wurde das Schloß eingezogen. Der Engelländer war kühn genug, sein vermeyntes Recht mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Wegen dieser Kühnheit verlangte Carl von dem Könige von

Engelland

Engelland Genugthuung. Sie wurde versprochen und die Erfüllung des Versprechens verzögert. Der König von Frankreich ließ dieser Verzögerung wegen Guyenne wegnehmen. Eduard hatte kaum in seinem eignen Reiche Friede. Zween neue Lieblinge hatten sich seines Herzens oder vielmehr seines Ansehens bemächtigt. Der Graf von Lancaster, noch immer ein Freund des Volkes und ungeachtet seiner Aussöhnung mit dem Könige, ein Feind des Hofes, hatte den Entschluß gefaßt, auch die Spencer, Vater und Sohn, diese zweyten Gavestone, zu stürzen. Die Baronen verbanden sich mit ihm aufs neue. Die Güter der Spencer wurden verwüstet, sie selbst aber von dem Parlamente aus dem Reiche verbannt. So aufgebracht der König wider die Verbundnen war, so würde er sich doch, als ein schwacher Fürst, durch die Königinn haben besänftigen lassen, wenn sie selbst nicht von ihnen beleidigt worden wäre. Sie vereinigte nun ihre Rache mit der Rache ihres Gemahls. Eduard warb Völker; der Lord Baldesmere, einer von denen, die sich wider den König verbunden hatten, wurde gehangen; der Graf von Lancaster, der durch die Flucht, das Gefängniß, und den Tod vieler seiner Anhänger außerordentlich geschwächt war, verfolgt, gefangen genommen und enthauptet, und eben dieses Schicksal würde Mortimer gehabt haben, wenn er nicht von der Königinn begünstigt worden wäre, weil er von ihr geliebt wurde. Die Spencer waren zurückgerufen worden, und herrschten so unumschränkt, als zuvor. Allein sie fiengen in ihrem Uebermuthe an, auch die Königinn Isabella zu beleidigen. Eben um diese Zeit geschah es, daß Guyenne von dem Könige von Frankreich eingezogen wurde. Weil die Königinn eine Schwester dieses Königes war: So

Jahr nach Chr. Geb.

Rapin.

1321.

Jahr nach Chr. Geb. geschah der Vorschlag, daß sie nach Frankreich gehen und Friede stiften sollte; entweder von ihr selbst,
1325 um sich der Tyranney der Spencer zu entziehen, oder von den Lieblingen, die sie haßten und ihrer Privatabsichten wegen aus dem Reiche wegwünschten. Sie gieng nach Paris, einen Vergleich zu stiften. Da aber zwischen beyden Königen eine neue Streitigkeit entstand: So nahm die Königinn daher Anlaß, in Frankreich zu bleiben, wo sie ihren geliebten Mortimer gefunden hatte. Eduard rief seine Gemahlinn zurück. Sie weigerte sich zurück zu kommen. wofern die Spencer nicht entfernt würden; sie verband sich mit einigen Großen in Engelland, und mit dem Grafen von Hennegau; Carl der Schöne unterstützte ingeheim die Unternehmungen seiner Schwester, und endlich gieng sie mit vielen Kriegsvölkern nach vollzogner Vermählung des Prinzen Eduard mit der Prinzessinn von Hennegau nach Engelland. Hier fand sie Misvergnügte, die sich mit ihr vereinigten.
1326 Der König wurde von seinem ganzen Volke verlassen. Seine Gemahlinn nahm Bristol weg; London erklärte sich für sie; die Spencer wurden einer nach dem andern gehängt; der König zur Uebergabe des großen Siegels gezwungen, und bald darauf von dem versammelten Parlamente abgesetzt; sein Sohn, Eduard,
1327 aber zum Könige ernannt. Doch diese Reichsveränderung hatte für die Engelländer nicht gleich die glücklichen Folgen, die sie hofften. Weil der König noch minderjährig war, so bemächtigte sich die Königinn Isabella der Regentschaft, und Mortimer wurde das, was die Spencer gewesen waren, übermüthiger noch, und nicht so geschickt und erfahren, als sie. Sie ließ sich ein Wittwengehalt aussetzen, welches fast zwey Dritheile der Kroneinkünfte betrug, unterdessen daß ihr

abge=

abgesetzter Gemahl monatlich nur hundert Mark zu seinem Unterhalte empfieng. Die Schotten fielen wieder in Engelland ein, und verwüsteten die Grenzen. Der junge König gieng mit einem starken Heere wider sie ins Feld. In seiner Abwesenheit wurde sein Vater auf eine grausame Weise hingerichtet; ein Fürst, der mehr schwach war, als boshaft, und mit Beyfall regiert haben würde, wenn er in der Wahl seiner Lieblinge glücklicher gewesen wäre, und sich gehütet hätte, den englischen freygesinnten Adel wider sich zu reizen. Bald nach seinem Tode wurde Friede mit Schottland geschlossen, und dem Könige dieses Reiches alles zurückgegeben, was Eduard der erste mit so vielen blutigen Siegen erobert hatte.

Chr. Geb.

1327

1328

Um diese Zeit starben verschiedne europäische Könige, Dionysius, der König von Portugall, der nach dem Sprüchworte der Portugiesen thun konnte, was er wollte, und viele Jahre weise, gerecht und glücklich regiert, und nur in den letzten Jahren seines Lebens von seinem unruhigen Sohne und Nachfolger, Alphons, dem Kühnen, vielen Verdruß ausgestanden hatte: Sanctius, der König von Majorca, dem sein Sohn Jacob, der zweyte, folgte: einige Jahre später Jacob, der König von Arragonien, der seinem Sohne, Alphons dem vierten, eine nicht unrühmlich vertheidigte Krone hinterließ, und in Schottland der König Robert Brus, der Befreyer seines Volkes. Sein achtjähriger Sohn, David der zweyte, erbte seinen Thron, und sein Reich war glücklich, so lange der Graf von Murray, ein Herr von großen Verdiensten lebte, und für die Angelegenheiten des Reiches patriotisch sorgte.

1324

1325

1327

1329

Das griechische Kaiserthum war noch voll innerlicher Unruhen, welche von dem geheimen Hasse des

1327. 1328

Jahr nach Chr. Geb.

alten Andronicus gegen seinen Enkel und der Herrschsucht des jungen Andronicus verursacht wurden. Die Türken hatten sich Bithyniens bemächtigt, und Prusa war auch nach einer langen Belagerung eingenommen worden. Ungeachtet dieses glücklichen Fortganges ihrer Waffen dachten doch beyde Kaiser nicht darauf, einem so furchtbaren Feinde zu widerstehen; sondern Andronicus, der Jüngere, gieng vielmehr darauf um, seinen Großvater vom Throne zu stoßen; verband sich mit dem Fürsten der Bulgaren, Michael, wider ihn; bemächtigte sich der Einkünfte von Thracien und der Städte dieser Provinz. Sein Anschlag war, unvermuthet nach Constantinopel zu kommen, und, weil er am Hofe und unter dem Volke den stärksten Anhang hatte, seinen Großvater in ein Kloster einzuschließen. Allein sein Vorhaben wurde verrathen. Der alte Andronicus verbot seinem Enkel in die Hauptstadt zu kommen, und rüstete sich zum Kriege wider ihn. Aber er war unter dem Volke zu verhaßt, und sein herrschsüchtiger Enkel verhieß den Constantinopolitanern allzuviel, als daß er sich länger auf dem Throne hätte behaupten können. Der junge Andronicus drang durch Verrätherey in die Stadt; der alte Kaiser wurde abgesetzt, und ungeachtet sein Enkel befohlen hatte, ihm ehrerbietig zu begegnen, fast von seinen geringsten Unterthanen übermüthig verspottet. Unter allen Anhängern des jungen Andronicus bezeugte niemand mehr Mäßigung und Großmuth, als Cantacuzenus, und niemand eine boßhaftere Freude, als die Patriarchen, welche nicht lange vorher von dem alten Kaiser ihrer Würde entsetzt worden waren. Nachdem sich der junge Andronicus auf dem Throne befestigt und die innerliche Ruhe in Constantinopel wieder hergestellt hätte, gieng er mit einem Heere nach Asien, den Türken

Niceph. Gregor. l. IX. Cantimir in Ottomanns Leben.

1321

1328

1329

Gregor. libr. IX. c. VI.

ken entgegen, welche Nicäa, die Hauptstadt in Bi- Jahr nach
thynien belagerten. Osmann der erste war gestorben, Chr. Geb.
und Orchan, ein Feldherr und Regent zugleich, ihm *Niceph.*
nachgefolgt. Allein das griechische Heer wurde von *Gregor. l. 9.*
einer so panischen Furcht überfallen, daß sie, ohne
von den Feinden angegriffen zu werden, eine schänd-
liche Flucht ergriffen. Der junge Kaiser wurde nach
seiner Zurückkunft zu Constantinopel krank. Unter
dieser Krankheit zogen diejenigen, welche befürchteten,
daß der alte Andronicus nach dem Tode seines En-
kels den Thron wieder besteigen und sich rächen möch-
te, ihm mit Gewalt ein Mönchskleid an, und zwan-
gen ihn, als das Volk über diese Gewaltthätigkeit in 1330
Bewegung gerieth, eine Schrift zu unterzeichnen, in
welcher er sich verbindlich machte, niemals wieder an
die Regierung zu denken. Er überlebte diese Gewalt- 1332
thätigkeit nicht lange.

Das abendländische Kaiserthum war gleich dem
morgenländischen auch voll beständiger Verwirrungen.
Der Kaiser Ludwig und der Pabst erklärten einander
für Ketzer. Die Reichsfürsten vereinigten sich mit 1325
Ludewigen, der sich auf einen rechtmäßigen Pabst und
eine allgemeine Kirchenversammlung berufen hatte. *Baluz. vit.*
Zween Minoriten, Marsilius von Padua und Occam *Pap. Aven.*
vertheidigten die Unabhängigkeit des Kaisers vom *t. II. p. 278.*
Pabste in öffentlichen Schriften Der Pabst Johann *Script.*
der zwey und zwanzigste, erklärte sie für Ketzer; aber *Marf.*
wider den Kaiser wollte er es nicht bey leeren Drohun- *Pad. &*
gen bewenden lassen, und suchte Carln den Schönen, *Occam. &*
den König von Frankreich, zu bewegen, sich von den *Cæsen. v.*
deutschen Fürsten, welche Ludwigen noch nicht erkannt *ap. Gol-*
hatten, zum Gegenkaiser erwählen zu lassen. Carl *daft, t. II.*
that in dieser Absicht eine Reise nach Bar; allein sie *monarch.*
war vergeblich, und er hatte von dem eitlen Anerbie- *imp.*
Villan.
libr. IX.
ten *c. 248.*

Jahr nach Chr. Geb.

ten des Pabstes nichts als Beschämung und Verdruß. Zum zweytenmale wollte er sich einlassen, und starb einige Jahre darauf, ohne unter seiner kurzen Regierung etwas gethan zu haben, das ihn über die gewöhnlichen Fürsten erhoben hätte. Weil er keine männlichen Erben hinterließ, folgte ihm Philipp von Valois auf dem Throne. Eduard, der dritte von Engelland, der von der weiblichen Linie her ein näheres Recht zur Nachfolge gehabt hätte, machte vergebliche Einwendungen, und mußte ihm wegen seiner Provinzen in Frankreich huldigen, weil er noch nicht in den Umständen war, in welchen er mit Vortheil sich in einen Krieg einlassen konnte. Allein er glaubte sich wegen seiner Rechte genug zu verwahren, wenn er vor seinem eignen Parlamente seine Huldigung für ungültig erklärte, weil er sie gezwungen thäte. Unterdessen fieng er schon an, selbst zu regieren; ungeachtet die verwittwete Königinn mit ihrem Mortimer unumschränkter, als jemals, zu herrschen schien. Die Zeit ihres Unterganges kam nun auch; Mortimer hatte das verdiente Schicksal der Spencer, und die verwittwete Königinn das Schicksal ihres Gemahls. Sie wurde gefangen gesetzt, und erhielt zu ihrem jährlichen Unterhalte nicht mehr als fünfhundert Pfund Sterlings. So genau beobachtet die Vorsehung in der Bestrafung der Verbrechen schon hier nicht selten das Recht der Wiedervergeltung.

1327 1329 *Rapin.* 1330

1327 Indessen hatte der deutsche Kaiser den Herzog Friedrich von Oesterreich unter der Bedingung losgelassen, daß er bey seinem Leben keinen Anspruch mehr auf die kaiserliche Krone machen sollte. Sein tapfrer und unruhiger Bruder, Leopold, war gestorben. Ludwig gieng hierauf nach Italien, weil die Gibellinen in Gefahr waren, von den Welfen oder vielmehr von dem

Könige

Könige Robert von Neapolis, der sich in Italien mächtig machte, unterdrückt zu werden. In Mayland ließ sich der Kaiser die lombardische Krone aufsetzen. Pisa wollte seinen Zug nach Rom hindern, wurde aber in kurzer Zeit zur Uebergabe gezwungen. Er zog, so uneinig auch die Römer untereinander waren, als ein Sieger in ihre Stadt ein. Zu Avignon erklärte Johann der XXII. den Kaiser aller seiner Länder verlustig, ohne sie ihm nehmen zu können; in Rom aber verurtheilte der Kaiser den Pabst, und den König von Neapolis, die er nicht in seiner Gewalt hatte, als Ketzer verbrannt zu werden, und machte einen neuen Pabst, welcher sich den Namen Nicolaus der fünfte gab. Allein Ludwig sahe sich bald genöthigt, theils weil der König von Neapolis die Zufuhr wehrte, theils weil sich die Römer empörten, aus Rom erst nach Pisa und von Pisa nach Deutschland zurückzugehen, weil er nicht Kriegsvölker genug hatte, sich in Italien zu behaupten. Nach seinem Rückzuge söhnten sich die Römer mit dem Pabste Johann aus, sein Gegenpabst aber mußte sich von der päbstlichen Würde lossagen, und wurde hierauf in ein anständiges Gefängniß eingeschlossen, worinnen er starb.

Jahr nach Chr. Geb.

Murat. ad h. a. Villan. l. X. c. 17. c. 69. 70. Fleury. Hist. Eccl. t. XIX. l. 93. Petrarch. epist. l. IV. ep. 6. Villan. libr. X. c. 78. 79.

1329

1330

Der Kaiser war also nicht mächtig genug, sich in Italien zu behaupten, und noch weniger konnte er fremden Fürsten beystehen, die ihn um seine Hülfe ersuchten. Dieses hatte der König von Dänemark, Christophorus der zweyte, Erich Mendveds Nachfolger gethan, als seine Unterthanen sich wider ihn empört, ihn aus dem Reiche vertrieben, und den Herzog Waldemar von Schleswig zu ihrem Könige erwählt hatten. Die Stände verlangten einen Beherrscher, der nur den Namen haben sollte, und Chri-

Hollberg in des Königes Christophorus Leben, vergl. mit Hortfelden und Pontanen.

stopho

Jahr nach Chr. Geb.

stophorus wollte mehr seyn. Aber eben ihre Liebe zur Unabhängigkeit stürzte das Reich in ein vieljähriges Elend. Denn sie hatten Gerharden, einen Grafen von Hollstein, ins Reich gerufen, welcher sich furchtbarer machte, als der rechtmäßige Beherrscher gewesen seyn würde. Der vertriebene König verlor die Hoffnung nicht, seinen Thron wieder zu erobern. Er verband sich mit einigen deutschen Fürsten; mit ihrer Hülfe

1330 bemächtigte er sich des größten Theils seiner Staaten wieder, und endlich wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Waldemar dem königlichen Titel entsagte, und mit Sonderjütland belehnt wurde. Der Graf Gerhard erhielt die Belehnung eines Theiles von Fühnen. So wurde Christophorus wieder König, aber ein verachteter und ohnmächtiger König. Diese Unruhen waren Schuld, daß Schonen an Schweden kam. Christophorus lebte nach seiner Wiedereinse-

1333 tzung nur noch drey Jahre. Weil sein Sohn, Erich, vor ihm gestorben war, blieb das Reich sieben Jahre lang ohne Oberhaupt. Waldemar, sein zweyter Sohn, lebte am kaiserlichen Hofe, und Otto, sein Bruder,

1337 der einen Versuch gewagt hatte, sich in den Besitz seines väterlichen Thrones zu setzen, war von dem mächtigen Grafen, Gerhard, gefangen worden. Unter diesen Verwirrungen wurde das unglückseelige Reich von den Fremden, die alle Macht in den Händen hatten, ausgesogen, bis endlich der Graf Gerhard

1340 von einem Patrioten umgebracht wurde, und Waldemar, der dritte dieses Namens, zum Besitze seiner väterlichen Krone gelangte. In Schweden herrschte während dieser Zeit Magnus Schmeck, welcher mit den Russen Krieg führte, die noch unter verschiednen Fürsten stunden, von denen sich, nach dem Abgange

Loccen. libr. III.

des

des männlichen danielischen Stammes, einer gegen Schweden, der andre gegen Polen auszubreiten suchte. Jahr nach Chr. Geb.

Polen war unter der ganzen Regierung seines Uladislaus Lokticus der traurige Schauplatz eines verderblichen Krieges zwischen ihm und den deutschen Rittern. Vergeblich hatte er sie durch den römischen Stuhl verdammen lassen. Er suchte das Urtheil des Pabstes wider sie mit gewaffneter Hand zu vollziehen, und zuerst Pommern wieder mit dem Reiche zu vereinigen, unterdessen daß der König von Böhmen sich die meisten schlesischen Fürstenthümer unterwarf. Die Mark Brandenburg wurde durch seine Kriegsvölker verwüstet, damit der Marggraf verhindert würde, den Rittern beyzustehen. Hierauf brach er in Preußen ein, welches er verwüstete, ohne die Ritter zu überwinden, die sich in ihren Festungen eingeschlossen hielten. Sie riefen den König von Böhmen, Johann, zu Hülfe, welcher sich des Titels eines Königes von Polen noch nicht begeben hatte. So glücklich auch der Fortgang der böhmischen Waffen war, so waren sie doch so siegreich nicht, daß er hätte hoffen können, das ganze Reich zu erobern. Also verkaufte er an die Ritter die Städte und Provinzen, welche er nicht behaupten konnte. Diese eroberten einige Städte wieder, und verübten unerhörte Grausamkeiten, ohne Stand, Alter und Geschlecht zu verschonen. Uladislaus widersetzte sich ihnen mit ungarischen Hülfsvölkern, und verheerte mit gleicher Wut ihre Länder. Dadurch wurden sie gezwungen, um einen Stillstand zu bitten. Der König von Böhmen und der König von Ungarn, Carl Robert, sollten Schiedsrichter und Friedensmittler seyn. Allein einige Begebenheiten, welche sich in Ungarn zutrugen, unterbrachen den Vergleich, den beyde Könige gemeinschaftlich schließen sollten.

Cromer, lib. XI.

1322. 23. 24. 25

1328. 29.

1329

Jahr nach Chr. Geb. *Bonfin. Dec. II. lib. IX.*

ten. Casimir, der Sohn des Königes Uladislaus, welcher sich an dem ungarischen Hofe aufhielt, hatte auf ein Fräulein der Königinn, seiner Schwester, eine heftige unordentliche Neigung geworfen, ohne ihre Gegenliebe gewinnen zu können. Er glaubte, was Prinzen zuweilen und nur allzu leicht glauben, daß er mit Gewalt über eine Tugend triumphiren dürfte, die er nicht verführen konnte. Sie hatte Muth genug, die erlittne schändliche Gewaltthätigkeit ihrem Vater zu entdecken, und dieser dachte auf Rache. Allein da sich Casimir nach Polen zurückbegeben, und der Hof seine tarquinische That, wo nicht begünstigt, zum wenigsten doch nicht geahndet hatte: So beschloß der beleidigte Vater, als ein neuer Brutus, die ganze Regierung seines Vaterlandes umzustürzen, und seinen Beherrscher, die Königinn, und die Prinzen zu tödten. Er überfiel sie wirklich an der Tafel; aber ehe er sein blutdürstiges Unternehmen noch ausführen konnte, wurde er von den herbeyeilenden Bedienten des Königes hingerichtet. Die Rache, die der König an seiner ganzen Familie, an einem unschuldigen Sohne, an einer schon unglücklichen und gewaltthätig entehrten Tochter und an allen seinen Verwandten übte, war ungerecht und grausam. Sie wurden alle entweder zum Tode oder zur Landesverweisung verdammt. Diese Begebenheit, ein eben so ungerechter als unglücklicher Krieg wider den Waiwoden der Wallachey, in welchem der König nicht allein ein ganzes Kriegsheer verlor, sondern selbst auch in der äußersten Gefahr des

1330 Lebens war, und die Sorge, nunmehr seine Unterthanen desto väterlicher zu regieren, ließen ihn nicht weiter an seine alten Verbindungen mit Polen denken. Der König von Böhmen war um diese Zeit, bald nach dem Rückzuge des Kaisers aus Italien, über die

Alpen

Alpen gegangen, die Anhänger desselben, die Gibelli- Jahr nach
nen zu unterstützen, die er auch glücklich wider die Chr. Geb.
Welfen vertheidigte. Die deutschen Ritter in Preus-
sen fürchteten beyde Könige, und freuten sich, daß die
Unterhandlungen wegen des Friedens mit Polen zer-
rissen waren. Ein beleidigter polnischer Palatin Sa-
motuly, vereinigte sich mit ihnen, und führte sie in
Großpolen, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt ver-
wüsteten. Sie nahmen von verschiednen deutschen
Fürsten Völker in Sold; denn diese verkauften auch
damals schon das Leben ihrer Unterthanen an Frem-
de. Sie überschwemmten eine Provinz nach der an-
dern. Der König Uladislaus hielt sich für zu schwach,
eine entscheidende Schlacht wider sie zu wagen, ver-
suchte den Palatin Samotuly wieder zu gewinnen,
und gewann ihn. Erst hatte er sein Vaterland den
Rittern verrathen, und nun verrieth er die Ritter sei- 1331
nem Vaterlande. Ihr Heer wurde geschlagen und
fast ganz zernichtet. Sie baten gleich nach diesem
Verluste den König von Böhmen um neue Hülfe,
und dieser irrende Ritter von einem Könige, der schon
aus Italien wieder nach Prag zurück gekommen war,
warb ein Heer an und brach in Polen ein. Uladislaus 1332
sah sich also in der Verfolgung der Ueberwundnen auf-
gehalten, und gieng den Böhmen entgegen. Bey sei-
ner Annäherung zogen sie sich nach Böhmen zurück,
und hierauf zwang er die Ritter, welche sich schon wie-
der verstärkt hatten, zu einem Stillstande, und fiel,
aus Rache gegen den König von Böhmen, in Schle-
sien ein. Sein Feldzug war nach der damaligen Art
glücklich; denn er verwüstete viel. Alter und Schwach-
heit ließen ihn seine Eroberungen nicht weiter treiben;
er kehrte nach Polen zurück, und bald darauf starb er; 1333
ein Fürst, der in den ersten Jahren seines Lebens ein

Jahr nach Chr. Geb.

Held und fast ein Tyrann war, durch den Verlust des Thrones seine Leidenschaften überwinden lernte, und als er die Krone wieder erhielt, das Reich durch seine Tapferkeit vertheidigte, und durch seine Sorge glücklich gemacht haben würde, wenn nicht solches seine beständigen Kriege verhindert hätten. Er wurde von eben den Unterthanen beweint, die ihn in seinen besten Jahren abgesetzt hatten. Casimir, sein Sohn, folgte ihm nach, ein Fürst, von dessen Namen Polen noch erschallt. Seine erste Sorge war, seinem Reiche den Frieden, und durch den Frieden seine vorige Stärke zu geben. Sein Volk brauchte neue Gesetze, und neue Sitten, welche durch die Unordnungen langer Kriege ganz verderbt worden waren. Er gab ihm beyde. Zur Ausführung dieser Absichten verlängerte er den

1335 *Schmauß. Corp. Iur. gent. acad. t. II. p. 2177.* Stillstand mit den deutschen Rittern, und endlich schloß er durch des Königes von Ungarn Vermittlung mit ihnen und dem Könige von Böhmen einen Frieden, der nicht so sicher, als nothwendig war.

Sommersb. Script rer. Silef. t. 1. p. 774. sqq. Das deutsche Reich fieng endlich auch an, ruhig zu werden, nachdem der Friede zwischen dem Kaiser und dem Herzoge von Oesterreich geschlossen worden war.

1332 Der Pabst, Johann, der zwey und zwanzigste, bemühte sich selbst mit allem seinem Ablasse, den er versprach, vergeblich, die Fürsten des Reiches wider ihren Kaiser aufzuwiegeln. Allein Italien befand sich noch immer in seiner alten Verwirrung. Die Scaliger zu Verona, die Puinzen vom Hause Este zu Ferrara,

1333. 1334 *Murator. ad h. a.* und von der Familie Gonzaga zu Mantua, die Visconti zu Mayland, und die Colonna und Ursini zu Rom wollten mächtiger werden; der König von Böhmen, Johann, die kaiserlichen Rechte in Italien vertheidigen; Robert, der König von Neapolis aus allen diesen Unruhen seinen Vortheil ziehen, und die Grenzen

seines

seines Reiches erweitern; die Republiken Florenz, Genua und Venedig sich immer mehr vergrössern, der Pabst aber über alle herrschen. Daher standen fast beständig kleine Armeen im Felde; beständig wurden Städte belagert, Städte entsetzt und Treffen geliefert, welche nichts entschieden und doch nach und nach unzählbare Menschen aufrieben. Sie viel Unglück rührte den neunzigjährigen Pabst nicht, der noch immer fortfuhr, die Deutschen zur Empörung wider den Kaiser Ludwig zu reizen, und von Zeit zu Zeit seinen Bann wider ihn erneuerte. Fast wäre er kurz vor seinem Tode von seiner eignen Clerisey in den Bann gethan worden. Er ließ sichs noch sehr spät einfallen, einen Gottesgelehrten abzugeben, und zu behaupten, daß die Heiligen im Himmel vor dem jüngsten Gerichte nicht zum Anschauen Gottes gelangten. Der Kaiser Ludwig nahm von dieser Lehre Anlaß, ihm mit einer allgemeinen Kirchenversammlung zu drohen, die ihn als einen Ketzer verdammen sollte. Aber er wiederrief seine Meynung selbst noch einige Tage vor seinem Tode. Die Reichthümer, die er hinterlassen haben soll, übersteigen allen Glauben. Aber es hat auch beynahe kein Pabst die Kunst, Schätze zu sammeln, besser verstanden, als er. Er verkaufte alle Bisthümer und Pfründen, und zwar so, daß er immer, bey Erledigung einer Stelle, vier oder fünf Geistliche rücken ließ, damit ihn die Ertheilung vieler Aemter auf einmal desto mehr bereicherte. Aus dieser Ursache nahm er der Clerisey und dem Volke, wider die Gewohnheit der alten Kirche, die Freyheit, sich ihre Lehrer zu wählen, erfand die Annaten, und verwandelte die Güter vieler Kirchen und Klöster in Commenthureyen. Er war es auch, der zum päbstlichen Hauptschmucke noch an zwo Kronen nicht genug hatte, und noch die dritte dazu erfand.

Jahr nach Chr. Geb.

1334

Murator. Albert. Argent.

Jahr nach Chr. Geb.

Der Cardinal von Forno ward von den Cardinälen zu seinem Nachfolger erwählt, und nahm den Namen Benedictus des zwölften an. Er machte seine Wahl allen Königen und Fürsten bekannt, nur dem Kaiser, und Friedrich, dem Könige von Sicilien nicht. Unterdessen genoß Deutschland noch immer die Früchte des Friedens, einige Unruhen im Elsasse ausgenommen, und einen kurzen Krieg zwischen ihm und dem Könige von Böhmen, welcher um diese Zeit seine Prin-
1335 zessinn Bonna mit dem Kronerben von Frankreich und sich selbst mit einer Prinzessinn von Burgund vermählt hatte. Nichts war dem Kaiser Ludwig zur Befestigung der Ruhe im Reiche mehr übrig, als die Aussöhnung mit dem Pabste. Er versuchte alles, was er konnte, diese Aussöhnung zu Stande zu bringen; schickte Gesandten, demüthigte sich, und der neue Pabst schien wirklich friedfertiger zu seyn, als sein Vorgänger. Allein die Könige von Frankreich, Neapolis und Böhmen und der Herzog von Niederbayern hintertrieben diese Aussöhnung. Ludwig verband sich hierauf wider Frankreich mit dem Könige von Engelland.

Mezeray. Daniel.

In Frankreich herrschte Philipp von Valois, der sich gleich nach dem Antritte seiner Regierung durch einen merkwürdigen Sieg über die Flandrer einen großen Namen erworben hatte. Selbst Eduard, der dritte, war gezwungen worden, ihm wegen seiner Provinzen in Frankreich zu huldigen. Allein dieser feurige König hatte gehuldigt, weil er seiner Minderjährigkeit wegen noch nicht allein regieren durfte. Denn er hatte kaum die Regierung selbst angetreten, als er zuerst Schottland wieder unter seine Bothmäßigkeit zu bringen beschloß, damit er Frankreich mit allen seinen Kräften angreifen könnte. Unter seiner Min-

derjäh-

derjährigkeit war mit Schottland ein Friede geschlossen worden, der nicht ohne einen scheinbaren Vorwand gebrochen werden konnte. Eduard brauchte Ballioln, einen Sohn Johann Balliols, den schon Eduard der erste auf den schottländischen Thron erhoben, und seiner vorgegebnen Rebellion wegen wieder abgesetzt hatte, zur Ausführung seiner geheimen Absichten. Er gab ihm zu verstehen, daß er ihn ingeheim unterstützen würde, wenn er Lust hätte, König und zugleich sein Vasall zu werden. Balliol glaubte, um eines Thrones willen nicht genug versprechen zu können, und Eduard ließ in der Stille dem Adel seines Königreiches bekannt machen, daß er mit Vergnügen sehen würde, wenn sie in die Dienste des schottländischen Prinzen träten; aber zu gleicher Zeit gab er, um den Schein zu haben, daß er seine Unternehmung nicht begünstigte, einen Befehl, welcher alle englischen Unterthanen zurückrief, welche bey ihm Dienste genommen hatten. Allein diesen Befehl gab er nicht eher, als bis sie im Begriffe waren, in Schottland einzubrechen. Balliol gewann vier Schlachten nach einander, und bemächtigte sich der Stadt Perth. David Brus, der damals den schottischen Thron besaß, glaubte, nicht mehr in seinem Reiche sicher zu seyn, und flüchtete nach Frankreich. Sein Ueberwinder ließ sich krönen, huldigte dem Könige von Engelland, und trat ihm einige Städte und Vestungen von Wichtigkeit ab. Allein eben dadurch verlor er die Liebe seiner neuen Unterthanen, die ihm treu geblieben seyn würden, wenn er Eduarden sein Wort nicht gehalten hätte. Sie empörten sich wider ihn und zwangen ihn, aus dem Reiche zu entfliehen. Eduard stand ihm bey, und verwüstete Schottland, in unterschiednen Feldzügen, weil die Schottländer lieber ihre Provinzen verwüsten

Jahr nach Chr. Geb.

1331 *Rapin.*

1332. 1333

1334. 35.

Jahr nach Chr. Geb. lassen, als Sclaven von Engelland seyn wollten. Man muß erstaunen, wie sie noch im Stande seyn konnten, ihre Freyheit zu vertheidigen, da seit Eduard dem ersten so viele Ströme ihres Blutes vergossen worden waren. Eduards Unternehmungen wider Frankreich verschafften diesem unglücklichen Reiche eine kurze Ruhe. Als dieser kriegerische König von Schottland her sicher zu seyn glaubte, faßte er den Entschluß, seine Ansprüche auf die Krone Frankreich auszuführen, eben als Robert, der Graf von Artois, sich unter seinen Schutz begab. Dieser Graf hatte wegen der Grafschaft Artois, die er, als der nächste männliche Erbe des letzten Besitzers, verlangte, schon unter zween Königen von Frankreich seine Rechtssache wider eine von weiblicher Linie her nähere Erbinn verloren. Unter dem Könige Philipp von Valois erneuerte er seine Ansprüche, unter dem Vorwande, neue Documente für sich aufweisen zu können. Er hoffte nun um so viel gewisser zu gewinnen, je mehr er dem Könige zur Be-
1336 steigung des Thrones beförderlich gewesen war. Allein seine Urkunden wurden für unächt und untergeschoben erkannt; er verlor seine Sache noch einmal, und wurde, da er sich in seinem Zorne wider den König selbst vergieng, aus dem Reiche verbannt. Aus Rachbegierde nahm er seine Zuflucht nach Engelland und reizte Eduarden zur Beschleunigung des Krieges wider Frankreich. Eduard verband sich mit vielen deutschen Fürsten mit dem Kaiser, und mit Artavelle, einem rebellischen Bierbrauer zu Gent, der die meisten Städte in Flandern wider ihren Grafen und den König von Frankreich, seinen Lehnsherrn, und Bundesgenossen
1337 empört hatte. Zuerst machte der König von Engelland seine Rechte in einem Manifeste bekannt, und darauf gieng er nach Flandern, dasselbe mit einer Armee

mee zu beweisen. Daselbst ließ er sich von dem Kaiser, Jahr nach
Ludwig, zum Reichsverweser erklären, damit der mit Chr. Geb.
ihm verbundne Graf von Hennegau einen Vorwand
hätte, seine Völker mit dem englischen Heere zu ver- 1338
einigen. Eduard nahm überall erstaunliche Geldsum-
men auf, und verpfändete so gar seine Krone an den
Erzbischof von Trier. Beyde Könige rückten mit
starken Heeren wider einander an; aber es kam zu keiner
Schlacht. Der König von Engelland nahm, um
die Flandrer im Bündnisse mit ihm zu erhalten, den
Namen und das Wapen eines Königes von Frank-
reich an, und gieng nach Engelland zurück, um
noch fürchterlichere Kriegsrüstungen zu machen. Seine
Flotte schlug die Französische an den Küsten von Flan-
dern mit solchem Glücke, daß den Ueberwindern von 1340
vier hundert Seegeln kaum dreyßig Schiffe entkamen.
Hierauf belagerte Eduard, nachdem er sein Heer ans
Land gesetzt hatte, Tornay. Der König von Frank-
reich eilte den Belagerten zu Hülfe. Schon hatte die
Belagerung drey Monate gedauert; die Belagerer
wurden selbst von dem Heere ihres Feindes einge-
schlossen; der Kaiser, Ludwig, trat von dem Bünd-
nisse ab; alle diese Umstände bewegten den englischen
König auf die Vermittlung der verwittweten Grä-
finn von Hennegau einen Stillstand einzugehen, der
erst nur auf neun Monate geschlossen wurde. Er
schloß ihn gezwungen und voll Verdruß, daß er mit
einem erstaunlichen Aufwande noch nicht einen Fuß-
breit Lands in Frankreich gewonnen hatte. Der Pabst
suchte beyde Könige zu bewegen, den Stillstand auf
zwey Jahre zu verlängern.

Benedict der zwölfte erstreckte seine Sorgen auch
über Spanien. In Castilien herrschte Alphons, der *Ferreras.*
eilfte, der nach dem Antritte seiner Regierung das

Jahr nach Chr. Geb. Reich von Räubern und Rebellen gereinigt, und in Ordnung gebracht hatte, seit verschiednen Jahren aber mit den Mohren von Grenada Krieg führte, von welchen Gibraltar erobert worden war. Er würde diesen Feinden des christlichen Namens furchtbarer geworden seyn, wenn er nicht durch wiederholte Rebellionen der Großen in seinen Staaten daran verhindert worden wäre. Weil in diesen Zeiten die Könige nicht unmittelbar über alle Unterthanen ihrer Reiche zu gebieten hatten, sondern nur über kleinere Herren herrschten, die ihre Vasallen waren: So sahen sie sich vielfältigen Empörungen ausgesetzt. Zu diesen innerlichen Unruhen kamen noch vielfältige Streitigkeiten theils mit Navarra; theils mit Arragonien, als Alphons, der König
1336 dieses Reiches, starb, und sein Nachfolger, Petrus, das nicht leisten wollte, was im Testamente seines Vaters für seine zweyte Gemahlinn, eine Schwester des Königes von Castilien, verordnet war; theils auch mit dem Könige von Portugall, Alphons dem Kühnen. Der portugiesische König kündigte dem Könige von Castilien den Krieg zuerst an, der zwey Jahre mit großer Erbitterung geführt wurde. Indessen wurden die christlichen Königreiche Spaniens von dem Könige zu Marocco, Abulassan, mit einem furchtbaren Ueberfalle bedroht. Die Gefahr vereinigte sie
1338 wider ihren gemeinschaftlichen Feind. Alphons von Castilien brach in das mahometanische Gebiet ein und gewann einige Schlachten wider den mohrischen Kö-
1339 nig von Grenada, der selbst in einem Treffen blieb. Der König von Marocco beschloß seinen Tod zu rächen, gieng mit einer furchtbaren Kriegsmacht aus Africa nach Spanien, und zum Unglück für die Christen wurde ihre Flotte von den Mahometanern durch die Schuld ihres zu kühnen und unbesonnenen Admi-

rals

rals geschlagen und zu Grunde gerichtet. Die Mohren belagerten Tariffa. So gleich eilten die Könige von Portugall und Castilen den Belagerten zum Beystande, und erfochten einen solchen vollkommnen Sieg über die Mohren, daß fast zweymalhundert tausend Mann von ihnen blieben, und Abulassan nach Africa zurückflüchten mußte. Diese merkwürdige und vielleicht vergrösserte Niederlage der Mohren zog den Verlust vieler Städte im Königreiche Grenada nach sich; besonders wurde Algezira nach einer zweyjährigen Belagerung eingenommen, in welcher der Königinn von Navarra Gemahl, Philipp von Evreux, blieb. Jahr nach Chr. Geb. 1340 1344

So unglücklich die Mahometaner in Spanien waren, so weit breiteten sich ihre Glaubensgenossen, die Türken, in Asien aus. Indem der griechische Kaiser bald mit den Bulgaren, bald mit den Serviern, bald mit den Genuesern zu Galata, und mit Aufrührern, welche sich der Inseln Phocäa und Mitylene bemächtigten, zu streiten hatte, und beschäfftigt war, die Zänkereyen einiger Mönche zu entscheiden, bemeisterte sich Orchan, dessen Ehrgeiz durch seine schnell aufeinander folgenden Siege in Asien mehr entflammt, als gesättigt wurde, verschiedner Seestädte. Bithynien war erobert, und endlich auch Nicomedien, welches er zu verschiednen malen vergeblich belagert hatte. Nun versuchte er den Uebergang in Europa. Die kleinen Flotten, die er auszurüsten anfieng, wurden zwar von den Griechen geschlagen; gleichwohl kamen sie der Stadt Constantinopel immer näher. Hier wurde wegen der Meynung der Mönche von dem Berge Athos, die in der Vollkommenheit des Gebets so weit gekommen zu seyn behaupteten, daß sie mit leiblichen Augen ein hellglänzendes Licht sähen, welches sie für 1334. 35. u. f. J. *Nicepb. Gregor. libr. XI.* Cantimir. 1338 1441

Jahr nach Chr. Geb. Gott erklärten, eine Kirchenversammlung gehalten. Barlaam bestritt diese enthusiastische Meynung, und wurde als ein Ketzer verdammt. Der Kaiser, Andronicus, wohnte der Versammlung bey, ob er gleich krank war, und redete selbst mit so großer Heftigkeit, daß sich seine Kranckheit verschlimmerte. Vier Tage darauf starb er. Er trachtete nach der Regierung, als er noch kein Recht zur Regierung hatte, und regierte nicht, als er regieren sollte, besaß Tapferkeit, ohne ein Held zu seyn, war leutseelig ohne Majestät, und ein solcher Liebhaber von Jagdhunden und Vögeln, daß mit Geschenken dieser Art alles von ihm zu erhalten war. Man darf sich also nicht wundern, daß die Grenzen dieses schon so sehr geschwächten Kaiserthumes immer mehr eingeschränkt, und immer mehr Provinzen davon abgerissen wurden. Andronicus hinterließ zweene Söhne; weil sie aber noch minderjährig waren, so regierte Johannes Cantacuzenus, den er zu ihrem Vormunde ernannt hatte, aber nicht als Vormund, sondern als Kaiser.

Gregor.

1341 Ganz Deutschland war ruhig. Ludwig beherrschte dasselbe nach dem Beyspiele der Ottone und Friedriche, bekümmerte sich um Italien nicht, und hielt zu München Turnierspiele. Selbst diese Turnierspiele befestigten sein Ansehen, indem sie eine Menge Fürsten und fast den ganzen deutschen Adel an seinen Hof zogen. Gleichwohl blieben die Päbste unversöhnlich gegen ihn. Benedict der zwölfte starb, und Clemens der sechste folgte ihm in der päbstlichen Würde. Der neue Pabst trat in die Fußtapfen Johann des zwey und zwanzigsten. Er vergab die Bisthümer und Abteyen nach seinem Gefallen, und als man ihm vorstellte, daß seine ältern Vorfahren nicht so weit gegangen wären, antwortete er, daß sich seine Vorfahren

nicht

nicht darauf verstanden hätten, Päbste zu seyn. Er verlangte, daß sich Ludwig des kaiserlichen Zepters bezeben sollte, und selbst die Demüthigung desselben besänftigte ihn nicht. Er gieng viel mehr darauf um, die Kaiserkrone auf Carln, einen Sohn des seit einigen Jahren blinden Königes Johannes von Böhmen zu bringen. Dieser König bekriegte um diese Zeit den König Casimir von Polen wegen des Herzoges von Schweidnitz, der lieber unter dem Königreiche Polen stehen, als ihm huldigen wollte. Der Kaiser unterstützte die Polen ingeheim, und dennoch endigte sich der Krieg, ungeachtet ihrer Siege über die Böhmen, glücklich für das Haus Luxemburg. Der Prinz Carl vermählte sich mit einer Nichte des Herzoges von Schweidnitz, und die Krone Böhmen erhielt dadurch ein neues Recht auf Schlesien.

Jahr nach Chr. Geb.

1344 *Dlugoss. libr. XI. ad h. a.*

Ludwig, der König von Ungarn, welcher vor einigen Jahren seinen Vater, Carl Robert, in der Regierung gefolgt war, hatte in diesem Kriege dem Herzoge von Schweidnitz beygestanden. Nunmehr rüstete er sich zum Kriege wider Neapolis. Sein Bruder, Andreas, hatte sich mit der Enkelinn Roberts, der Erbinn dieses Reiches, vermählt, und als sie den Thron bestieg, verlangte er nicht allein Gemahl, sondern auch König zu seyn. Sie hingegen wollte allein herrschen, damit sie desto mehr Freyheit hätte, ihm ungetreu zu seyn. Also veranstaltete oder bewilligte sie seinen gewaltsamen Tod. Der unglückliche Andreas wurde erdrosselt. Die Begierde seinen Tod zu rächen, und vielleicht auch die Hoffnung, noch eine Krone erobern zu können, brachten seinen Bruder, Ludwig, den König von Ungarn, zum Entschlusse, die Königinn Johanna zu bekriegen. Er verband sich, zur Sicherheit seiner Staaten, mit dem Kaiser Ludwig, ungeachtet der Vorstel-

1342 *Muratori. ad h. a.*

1345 *Raynald. ad h. a.*

lungen

Jahr nach Chr. Geb. *Histoir. du Hainaut. lib. X.*

lungen des Pabstes, welcher ihm von diesem Bündnisse abrieth. Die Gemahlinn des Kaisers erbte um diese Zeit die Grafschaft Hennegau, und die davon abhangenden Lehen, Holland, Seeland und Frießland. Allein obgleich die Macht des Kaisers einen neuen Zuwachs dadurch erhielt, so hörte doch der Pabst nicht auf, ihn zu verfolgen. Er, Johann von Böhmen, und Carl, sein Sohn, der zum Gegenkaiser bestimmt war, suchten einen starken Anhang im Reiche zu gewinnen. Wider den Kaiser wurde eine schreckliche Bulle voll Verwünschungen bekannt gemacht. Hätten sie erfüllt werden sollen, so hätte ihn, nach den väterlichen Gesinnungen des Pabstes, der Zorn Gottes in dieser und jener Welt treffen, die Erde verschlingen und jedes Element sich wieder zu seinem Verderben mit dem andern vereinigen müssen. Zu Maynz waren zween Erzbischöfe; einer, den der Pabst abgesetzt hatte, weil er seinem Kaiser getreu blieb; ein andrer, welcher von einigen päbstlichgesinnten Chorherren erwählt worden war. Diesen trieb Clemens der sechste an, die Churfürsten zu einer neuen Kaiserwahl zusammen zu rufen. Verschiedne von denselben hatten sich ihre Stimmen von Carln abkaufen lassen, der dem Pabste versprochen hatte, alle Verordnungen seines Vorfahren für ungültig zu erklären, die Bischöfe von Rom für rechtmäßige Besitzer von Avignon, Ferrara, des Erbtheiles Petri, der Königreiche Sicilien, Sardinien und Corsica zu erkennen, und niemals ohne ihre Erlaubniß nach Rom zu kommen. Carl wurde wirklich von einigen Churfürsten erwählt; doch Ludwigs Anhang blieb in Deutschland der stärkste. Johann, der Blinde, der Vater des neuen Kaisers, gieng mit Carln, seinem Sohne, nach Frankreich, seinem Schwiegervater, dem Könige von Frankreich, Philipp

1346

von

von Valois, wider den König Eduard von Engelland beyzustehen. Jahr nach Chr. Geb.

Der Krieg zwischen diesen beyden Reichen war nicht lange nach dem geschloßnen Stillstande wieder angegangen. Der Herzog von Bretagne, Johann der zweyte, war gestorben. So wohl sein Bruder Johann, der Graf von Montfort, als seine Enkelinn, Johanna, die mit Carln von Blois, einem Neffen Philipps von Valois vermählt war, behaupteten das nächste Recht zur Nachfolge in diesem Herzogthume zu haben. Dieser Streit wurde von dem Parlamente zu Paris für den Neffen des Königes entschieden, der Graf von Montfort aber, welcher mit dem Könige von Engelland sich in eine geheime Verbindung eingelassen hatte, ganz von der Erbschaft ausgeschlossen. Ueberdieß wurde seine Grafschaft eingezogen, er selbst aber gefangen genommen. Doch seine Gemahlinn verlor in diesen schlimmen Umständen den Muth nicht. Sie erneuerte das Bündniß mit Engelland, und Eduard gieng selbst mit einem Heere nach Bretagne, nachdem Robert von Artois in der Belagerung der Stadt Rennes geblieben war. Eduard belagerte auf einmal vier Städte; allein er sah sich von der stärkern französischen Armee gezwungen, alle Belagerungen aufzuheben, und der Pabst vermittelte einen neuen Stillstand auf zwey Jahre. Während dieser Zeit beschloß der König von Engelland, die Schottländer zu demüthigen; dieser Krieg dauerte ein Jahr; beyder Reiche Grenzen wurden verwüstet, und endlich bot Eduard selbst dem Könige David einen zweyjährigen Stillstand an, damit er sich desto mächtiger zum Kriege wider Frankreich rüsten könnte. Der Stillstand wurde eingegangen. Eduard ließ sein Parlament vortreffliche Einrichtungen und Gesetze machen. Besonders *P. Daniel.* 1343 *Rapin.*

Jahr nach Cyr. Geb.

sonders wurde die Todesstrafe wider diejenigen verordnet, welche sich von dem Pabste Bisthümer und andre geistliche Pfründen geben lassen würden. Der König stellte Turnierspiele zu Windsor an, bloß in der Absicht, sich mit den Fremden zu verbinden, welche dieselben besuchen würden. Während des Stillstandes ließ der König von Frankreich einige Herren von Bretagne, von denen er glaubte, daß sie Eduards Partey genommen hätten, gefangen hinsetzen, und bald darauf ohne ein gerichtliches Verfahren hinrichten. Dieses erbitterte den englischen König so sehr, daß er den

1344. 1345 Stillstand unverzüglich für gebrochen erklärte, und Philippen den Krieg ankündigen ließ. Der Graf von Lancaster fieng in Guyenne die ersten Feindseligkeiten an; aber der Herzog der Normandie, Philipps ältester Sohn, widersetzte sich dem Fortgange seiner Waffen. Eduard eilte selbst nach Guyenne. Weil er widrigen Wind hatte, ließ er sich überreden, in die Normandie einzubrechen. Hier verwüstete er das Land, und gieng nach Poissy, in der Absicht, den König von Frankreich zu einer Schlacht zu nöthigen. Philipp hatte erst nur die Absicht, ihn zwischen den Ufern der Seine und Oyse einzuschließen. Eduard wäre auch mit seinem Heere verloren gewesen; allein er sah die Absicht seines Feindes ein, fand eine Furth durch die Somme, und gieng, ungeachtet des Widerstandes der Franzosen, über den Fluß. Bey Cressy

1346 lieferten beyde Heere einander ein Treffen, in welchem von beyden Theilen mit unglaublicher Tapferkeit gestritten wurde. Endlich erklärte sich der Sieg für das englische Heer. Der Prinz von Wallis that Wunder; sein Vater überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und der Prinz blieb bescheiden. Der König von Böhmen, Johann, blieb in der Schlacht. Er

hatte

hatte sich, ungeachtet seiner Blindheit, ins Treffen führen lassen, wo es am gefährlichsten war, um, wie er sagte, noch einen Schwerdstreich für Frankreich zu thun. Die Ueberwinder belagerten Calais, und beschlossen endlich die Stadt mit Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Philipps Bundesgenosse, David, der König von Schottland, fiel in Engelland ein, den König zu nöthigen, daß er die Belagerung aufhübe. Allein Eduards Gemahlinn schlug ihn nicht allein, sondern bekam ihn auch gefangen. Philipp versuchte alles, was er konnte, Calais zu retten; er ließ dem Könige, seinem Feinde, Schlacht und Duell anbieten, aber Eduard blieb unbeweglich in seinen Linien. Endlich war die Stadt auf das Aeußerste getrieben. Die Einwohner wollten sich ergeben. Ihre Uebergabe wurde angenommen; jedoch bloß unter der harten Bedingung, daß sechs Einwohner wegen des langen Widerstandes der Stadt für ihre Mitbürger hingerichtet werden sollten. Der König ließ ihnen die schreckliche Freyheit, sie selbst zu wählen. Je grausamer die Foderung des erbitterten Siegers war, desto allgemeiner und größer war die Bestürzung der Stadt. Allein ein Einwohner, dessen Name so billig unsterblich ist, Eustachius, erbot sich zuerst, dem Zorne des Ueberwinders sich aufzuopfern. Sein Beyspiel reizte fünf andre zur Nachfolge. Sie verließen Calais, barfuß entkleidet, und mit dem Stricke um den Hals, Eduarden die Schlüssel der Stadt zu überliefern. Der König war so aufgebracht, daß er selbst unempfindlich gegen die Großmuth dieser Unglücklichen blieb, welche sich so edelmüthig für ihr Vaterland aufopfern wollten. Er befahl, sie zum Tode zu führen. Die Bitten der Großen und selbst die Bitten seines Sohnes erweichten ihn nicht. Nur

Jahr nach Chr. Geb.

1347

die

Jahr nach Chr. Geb. die Thränen seiner Gemahlinn, die er zärtlich liebte, retteten ihnen Leben und Freyheit. Eduard zog triumphirend in Calais ein; alle Bürger wurden vertrieben, und ihre Wohnungen mit einer englischen Colonie besetzt, und dieser Vorsicht des Königes hat Engelland ohne Zweifel den zweyhundertjährigen Besitz dieses Schlüssels von Frankreich zu danken. Niemals war noch der Ruhm des englischen Namens so hoch gestiegen, und noch nie hatte diese Monarchie einer so großen Glückseeligkeit genossen, als damals. Auf die Siege eines tapfern und weisen Königes und eines Kronerben, der für die Zukunft so viel versprach, folgte noch ein außerordentlich fruchtbares Jahr.

Zur Vergrösserung seiner Ehre wurde Eduard von einigen deutschen Fürsten auf den itzt offnen Kaiserthron gerufen. Carl, des Königes von Böhmen Sohn, hatte zwar nach der Schlacht bey Cressy Ludwigen von Bäyern der kaiserlichen Krone zu berauben

1347 gesucht; allein er war überall geschlagen worden. Clemens, der sechste, schien mit seinem Gegenkaiser zu schanden zu werden, und selbst die Herrschaft über

Murator. Rom zu verlieren. Hier hatte Rienzi, ein Redner, und ein kühner Enthusiast, sich selbst zum Tribune des Volkes erklärt, und wollte die alte Republik wieder herstellen. Allein Rom war schon lange nicht mehr für eine Republik gemacht. Das Volk zernichtete nach zween Monaten den Götzen wieder, den es angebetet hatte. Unterdessen starb der Kaiser Ludwig, und, wie es nicht unwahrscheinlich ist, an beygebrachtem Gifte, im Banne des Pabstes, aber dieses Bannes ungeachtet, würdig, nicht allein länger, sondern auch in bessern Zeiten regiert zu haben. Nach seinem Tode suchte sich Carl von Böhmen in dem Besitze des Reiches fest zu setzen. Allein viele deutsche

Fürsten

Fürsten verlangten einen andern Beherrscher; einige den Sohn des verstorbnen Kaisers, den Marggrafen Ludwig von Brandenburg; andre den König Eduard von Engelland. Eduard schlug eine Krone aus, die in gleichen Umständen einen seiner Vorfahren so viel gekostet hatte, da er in Frankreich mehr zu gewinnen hoffen konnte. Sie erwählten darauf erst Friedrichen von Meißen, und als dieser sich lieber von Carln eine Summe Gelds geben, als eine Krone annehmen wollte, die so schwer zu vertheidigen war, Günthern, einen Grafen von Schwarzburg. Doch dieser war kaum gekrönt worden, als er schon Gift empfieng. Er starb zwar nicht, aber er wurde so sehr davon entkräftet, daß er zu Kriegsverrichtungen untüchtig wurde. Nunmehr kaufte auch ihm Carl, wie er schon mit seinen übrigen Mitwerbern gethan hatte, seine Rechte auf das Reich ab. Günther starb nicht lange nachher zu Frankfurt, und wurde als Kaiser begraben; Carl hingegen noch einmal gewählt und zu Aachen gekrönt. Allein er hatte die Einwilligung fast aller Fürsten und Städte mehr seinem Gelde als ihrer Neigung zu danken.

Jahr nach Chr. Geb.

1347. 1348 *Rebdorf. ad h. a. Albert. Argent.*

1349

Eine schreckliche Pest die sich an den Küsten des mittelländischen Meeres angefangen hatte, entvölkerte fast alle europäischen Reiche. In Deutschland gieng ein allgemeines Gerücht, daß die Juden die Quellen und Brunnen vergiftet hätten. Viele tausende von diesem unglücklichen Volke, wurden gemartert und verbrannt, und der Kaiser hätte sich fast gezwungen gesehen, die Stadt Straßburg zu bekriegen, wo der wütende Pöbel seine Obrigkeit abgesetzt hatte, weil sie menschlich genug gewesen war, die Juden wider die Gewaltthätigkeiten der Einwohner zu beschützen. Die Secte der Flagellanten, welche

Basnag. Hist. de Juifs. T. XII. XIII.

Jahr nach Chr. Geb. fast vor einem Jahrhunderte entstanden war, erneuerte sich itzt. Die Wut dieser Enthusiasten gegen sich selbst war entsetzlich; allein endlich würden sie Räuber geworden seyn, wenn sie nicht von allen Obrigkeiten zerstreut worden wären.

Daniel. Rapin. Der Krieg zwischen dem benachbarten Frankreich und den Engelländern dauerte noch fort; denn der Stillstand, der auf ein Jahr geschlossen worden war, wurde nicht beobachtet. Fast hätten die Franzosen Calais durch eine Verrätherey wieder eingenommen; allein sie wurde entdeckt, und zu ihrem Schaden. Eduard stiftete den Orden vom blauen Hosenbande. So wenig sein Ursprung heldenmäßig war, so viel Ansehen und Glanz erhielt er, als einer der allerältesten; denn er ist älter als der Orden vom güldnen Vließe und des heiligen Geistes. Auch hat er sich weniger als andre, von seiner ersten Einrichtung entfernt, und allezeit mehr nicht als sechs und zwanzig Mitglieder gehabt. Unterdessen vermachte der letzte Besitzer vom Delphinate dasselbe dem Könige Philipp von Valois. Da Johann, der Kronprinz von Frank-

1349 reich, schon Herzog der Normandie war: So gab er Carln, seinem Sohne, den Titel von dieser Provinz. Nach der Zeit hieß der Kronerbe von Frankreich allezeit Dauphin. Bald darauf folgte Johann seinem Vater auf dem französischen Throne nach, und setzte

1350 den Krieg wider die Engelländer fort, aber noch unglücklicher, als sein Vater. Philipp hatte vor dem Kriege mit Engelland Ordnung und Ueberfluß in sein Reich zurückgerufen; aber so sehr er dadurch die Liebe seiner Unterthanen gewonnen hatte, so verhaßt wurde er ihnen wegen der Auflagen, mit welchen er sie in den ietzten Jahren seiner Regierung beschweren mußte. Kaum ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich noch

mit

mit einer Prinzessinn der Königinn Johanna von Na- Jahr nach
varra vermählt. Diese Königinn starb bald nach der Chr. Geb.
Vermählung ihrer Tochter, und Carl, der Böse ge-
nannt, folgte ihr auf dem Throne von Navarra.

In dem benachbarten Arragonien hatte der König *Ferreras.*
Petrus den König von Majorca, Jacobus, seiner
Staaten beraubt. Da er aber über sein Reich zu
monarchisch herrschen, und seinen Bruder von der
Nachfolge ausschließen wollte, empörten sich die ar-
ragonischen Stände wider ihn, und dieses Reich wur-
de verschiedne Jahre nach einander durch einen bür-
gerlichen Krieg verwüstet. Endlich gelang es dem 1348.1350.
Könige, die Union zu zerstreuen und auch Sardi-
nien, das gegen ihn rebellirt hatte, wieder zum Ge-
horsame zu bringen, wurde aber darüber in einen lang-
wierigen Krieg mit der Republik Genua verwickelt.

In diesem Jahre starb Alphons, der eilfte von Ca- 1350.
stilien, nachdem er große Anstalten zur Eroberung
von Gibraltar gemacht hatte. Peter, der Grausame,
folgte ihm in der Regierung, und verdiente diesen
entsetzlichen Namen gleich nach dem Antritte seiner
Regierung. Die Hinrichtung der Beyschläferinn
seines Vaters, vieler Großen seines Reiches, und
nach einigen Jahren des Königes von Grenada, wi-
der Treu und Glauben, machten sein Andenken so
schwarz, als die Grausamkeiten gegen seine Gemahlinn,
Blanca von Burgund, einer jungen und schönen
Prinzessinn, welcher er seine unwürdige Beyschläfe-
rinn Maria von Padilla vorzog. Er führte viele
Jahre nacheinander mit dem Könige von Arragonien
einen blutigen Krieg. Unter seiner Regierung wur-
den zuerst die canarischen Inseln entdeckt.

Gleich mit der Hälfte dieses Jahrhundertes schrieb 1350.
Clemens der sechste, ein neues Jubelablaßjahr aus, *Murat.*

Jahr nach Chr. Geb.

der Kürze des menschlichen Lebens wegen, wie seine Bulle sagte, eigentlich aber wegen der Reichthümer, welche die abergläubischen Pilgrimme nach Rom brachten. Vor zwey Jahren hatte er Avignon von der Königinn Johanna von Neapolis erkauft, welche von dem Könige Ludwig von Ungarn aus ihrem Reiche vertrieben worden war. In diesem Jahre brachte der Pabst einen Vergleich zwischen ihm und der Königinn zu Stande. Er verließ ein Königreich wieder, das er nicht behaupten konnte, ungeachtet er dasselbe fast ohne Schwerdtschlag erobert hatte. Italiens Verwirrungen dauerten beständig fort. Das Haus der Visconti zu Mayland ward immer mächtiger, nahm die Stadt Bologna weg, und erkaufte die Belehnung derselben von dem Pabste, dessen Drohungen er durch einen Brief verspottet hatte, welcher im Namen des Teufels an ihn geschrieben war und eine bittre Satire auf die Laster der Geistlichen enthielt. Die Republiken Venedig und Genua stritten um die Oberherrschaft zur See und um den Handel von der Levante. Die Genueser bemächtigten sich der Insel Tenedos, welche den Griechen gehörte, indeß daß Johann Cantacuzenus, der durch die List des Apaucus, eines ehrgeizigen und gegen ihn undankbaren Großen, aus Constantinopel vertrieben worden war, endlich mit der Servier und Türken Hülfe diese Stadt eroberte, dem rechtmäßigen Kaiser seine Tochter zur Gemahlinn gab, und den Thron mit ihm theilte. Allein selten können zween Beherrscher einen Thron friedlich besitzen. Der Eidam sah sich genöthigt, vor seinem Schwäher aus Constantinopel zu entfliehen, und seine Zuflucht zu den Genuesern zu nehmen, die ihn, gegen Abtretung der Insel Lesbos, wieder auf den Thron zu setzen verhießen. Cantacuzenus

Villan. l. II c. 48.

1351

hinge

hingegen verband sich mit den Venetianern, Arragoniern, und Sicilianern. Beyde schickten starke Flotten in die See. Unweit Constantinopel lieferten sie einander ein Treffen, in welchem lange um den Sieg gestritten wurde, der sich endlich für die Genueser erklärte. Sie zwangen den griechischen Kaiser, um Friede zu bitten, und zum großen Vortheile ihrer Handlung die Venetianer aus Constantinopel zu verweisen. Ihr Glück machte sie verwägen, und ihre Verwägenheit unglücklich. Im nächsten Jahre wurden sie von der venetianischen und arragonischen Flotte so gedemüthigt, daß sie sich in der Bestürzung über ihren Verlust an den Visconti von Mayland ergaben, welcher den Ruhm und die Macht der Genueser bald wieder herstellte. Sie rüsteten aufs neue über dreyßig Galeren aus, und richteten die ganze Flotte der Venetianer zu Grunde. In Constantinopel behielt Johannes Paläologus die Oberhand, und Cantacuzenus, welcher dem furchtbaren Orchan der Türken seine Tochter zur Gemahlinn gegeben hatte, damit er ihm beystände, ward endlich ein Mönch. Unter diesen einheimischen Streitigkeiten hatten die Türken Mysien, Lycaonien, Phrygien, Carien und alle Provinzen bis an den Hellespont weggenommen. Einige Jahre darauf nahmen sie auch die Stadt Gallipolis ein. Mit so verächtlichen Augen der griechische Kaiser den Verlust dieser Stadt ansah, als er sich erklärte, daß die Türken nichts als einen Schweinstall und eine Kanne Wein gewonnen hätten: So groß war er gleichwohl; denn nunmehr war die Vormauer von Constantinopel verloren.

Jahr nach Chr. Geb.
1352
Ioann. Cantacuz l. 3. Niceph. Gregor. l. XXI.
1353
1354
1355
Chalcocond. l. 1. Cantimir.
1355. 1357

Das deutsche Kaiserthum hatte Friede, ausgenommen einige Unruhen in der Marggrafschaft Brandenburg und in Holland, und den Krieg, der die Frey-

Jahr nach Chr. Geb.

Rebdorf. Albert. Argent. ad h. a. Pont. Hollb.

heit der Schweizer immer mehr befestigte. Ein Betrüger gab sich in Brandenburg für den Churfürsten, Waldemar aus, der vor zwanzig Jahren nach Palästina gegangen war. Einige Fürsten, und besonders der Herzog von Mecklenburg und selbst der Kaiser nahmen seine Partey. Allein Waldemar der König von Dänemark kam seinem Schwager dem Marggrafen

1351 Ludwig von Brandenburg zu Hülfe, und durch seinen Beystand wurde ihm der ruhige Besitz seiner Länder versichert. Der Friede wurde hergestellt und der Betrüger unsichtbar.

In Holland stritten die verwittwete Kaiserinn, und ihr Sohn über den Besitz dieser Staaten; erst wurde der Graf, und dann die Kaiserinn überwunden. Dieser letzte Sieg endigte den ganzen Krieg, und ihr Tod bestätigte ihn. So glücklich war der Herzog von Oester-

1352 reich wider die Züricher nicht, welche sich nun auch

Simler. l. I. Alb. Argent.

mit den andern Cantonen verbunden hatten. Der Kaiser stand ihm bey, aber seine Hülfsvölker fochten nicht. Der Bund und die Freyheit der Schweizer befestigten sich also immer mehr. Der Kaiser trug mehr Sorge, die Macht seines Erbkönigreiches zu vergrößern, dem er die Marggrafschaft Lausnitz einverleibte. Mit den Päbsten unterhielt er beständig ein gutes Vernehmen. Clemens, der sechste, war zu Avignon gestorben, ein Pabst, der in der Bereicherung seiner Verwandten alle Mäßigung überschritt,

Murator.

dem Frauenzimmer einen noch freyern Zutritt, als den Geistlichen erlaubte, und besonders eine Gräfinn von Turena so sehr liebte, daß ihre Fürbitten für diejenigen, welche Gnadenbezeugungen suchten, vielleicht ein

1352 größres Gewicht bey ihm hatten, als Verdienste. Die

Murator. ad h. a.

Unordnungen des päbstlichen Hofes waren so groß, daß schon in diesen Zeiten die römische Kirche den Na-

men

men Babels erhielt. Innocentius, der sechste, folgte ihm im Besitze der päbstlichen Würde. Durch die Vermittlung des Kaisers wurde nunmehr mit ihm das bäyrische Haus ausgesöhnt, das noch immer im Banne war, weil der vorige Kaiser im Banne gewesen war. Albrecht von Bäyern sah sich genöthigt, den Pabst demüthig um Verzeihung des Unrechts zu bitten, welches die Päbste seinem Vater zugefügt hatten. Der Kaiser gieng hierauf, nachdem er seinen Bruder im Besitze von Luxemburg bestätigt, Bar zum Herzogthume, Pont a Musson aber zum Range einer Marggrafschaft erhoben hatte, mit einem großen Gefolge, aber ohne Armee nach Italien, wurde mit seiner Gemahlinn gekrönt, und fast in allen Städten der Lombardey verachtet. Petrarcha verwieß ihm seine Schwäche in einem Schreiben, das merkwürdiger ist, als eine Krönung, die nicht besser, als eine Theaterkrönung war. Carl, der vierte, begünstigte wider die Grundsätze seiner Vorfahren, die Welfen, und ließ einige Kriegsvölker aus Böhmen nach Italien kommen, welche die Verwirrung dieses Landes nicht aufhoben, sondern vermehrten.

Jahr nach Chr. Geb.

Leibnit. Cod. Diplom. I. G. P. I. n. 94. cf. c. Chiflet. Comment. Lothar. c. III. Rebdorf.

1354. 1355 1356

Frankreich war um diese Zeit seinem völligen Untergange nahe. Carl, der König von Navarra, war wegen der von ihm veranstalteten Ermordung eines Connetable von Frankreich gefangen genommen worden; allein sein Bruder hatte mit einigen Verwandten von denen, welche Johann, der König von Frankreich, hinrichten lassen, die Waffen ergriffen und den König Eduard von Engelland zu Hülfe gerufen. Der Stillstand zwischen Frankreich und Engelland verwandelte sich nun in einen offenbaren Krieg. Eduard, der Prinz von Wallis, führte die Engelländer an, und verheerte die mittäglichen Provinzen von Frankreich, be-

1354

Daniel. Rapin.

Jahr nach Chr. Geb. sonders Languedoc. Der König Johann eilte ihm mit einem Heere, das weit stärker war, entgegen.

1356 Eduard zog sich zurück; allein das französische Heer erreichte ihn bey Poitiers, wo er sich in Hecken und Weinbergen verschanzte. Die Legaten des Pabstes suchten dem Treffen zwischen beyden Heeren vorzukommen; Eduard, welcher ausgehungert werden konnte, erbot sich zur Schadloshaltung des Königes, und machte sich verbindlich, sieben Jahre nicht wider Frankreich zu dienen, damit er nur sich und sein schwaches Heer retten möchte. Allein Johann verlangte eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Eduard schlug Bedingungen aus, die ihm zu schimpflich zu seyn schienen, und die Schlacht gieng an. Die Engelländer fochten, wie Verzweifelte, und die Franzosen mit ihrem Könige als Völker die des Siegs gewiß sind, und verloren ihn. Der König Johann wurde selbst gefangen; mehr als sechstausend blieben von seinem Heere, und unter denselben mehr als achthundert vom Adel, der Herzog von Bourbon, ein Bischoff, ein Connetable, ein Marschall, und mehr als funfzig von den Größten des Reiches. Der Prinz von Wallis war ungeachtet eines Sieges, welcher fast ganz seiner Tapferkeit und unerschrocknen Klugheit zu danken war, so bescheiden, daß seine Großmuth selbst von dem überwundnen Könige bewundert wurde, und er bey den Nachkommen mehr Ehre von dem Triumphe seiner Menschlichkeit, als von dem Siege seiner Waffen erhielt. Johann wurde nach London geführt, großmüthig empfangen und von den päbstlichen Legaten ein zweyjähriger Stillestand vermittelt. Um diese Zeit gab endlich Eduard der dritte den König David von Schottland los, und schloß mit ihm einen zehnjährigen Frieden. Unterdessen war Frankreich während

rend der Gefangenschaft seines Königes in den elende- Jahr nach
sten Umständen, ohne König, ohne Macht, und was Chr. Geb.
sein größtes Unglück war, ohne Ordnung und Gesetze.
Räuber machten nicht allein die Straßen unsicher,
sondern belagerten und plünderten so gar befestigte
Schlösser. Die Pariser bemächtigten sich aller Ge-
walt. Der Dauphin, welcher zum Regenten verordnet
war, verwies ihnen ihre aufrührischen Unternehmun-
gen; allein sie wurden dadurch noch erbitterter und
giengen in ihrer Wut so weit, daß sie drey von seinen
vornehmsten Räthen vor seinen Augen tödteten, und
den König von Navarra aus seinem Gefängnisse be-
freyten, um einen Anführer zu haben. Dieser König
setzte alles in die äußerste Verwirrung; der Adel
drückte das Volk auf dem Lande, das sie zum Spott
nur den guten Jacob nannten. Allein die Landleute
rotteten sich zusammen, und diese Rotte, welche die
Jacquerie genannt wurde, verwüstete und plünderte 1357. 1358
alles mit unerhörter Grausamkeit. Der König von
Navarra zerstreute zwar diese räuberischen Haufen;
allein er suchte sich selbst einer so großen Gewalt im
Reiche zu bemächtigen, daß der Dauphin endlich aus
Paris entfliehen mußte. Hierüber entstund ein kur-
zer bürgerlicher Krieg zwischen ihm und dem Könige
von Navarra, in welchem der Dauphin siegte. Un-
terdessen hatte der gefangne König mit Eduarden
selbst wegen seiner Befreyung Unterhandlungen ge-
pflogen; er hatte sich anheischig gemacht, den Engel- 1359
ländern verschiedne große Provinzen mit einer unum-
schränkten Herrschaft über dieselben abzutreten. Allein
die Stände von Frankreich willigten in einen so har-
ten Frieden nicht. Johann wurde also in eine stren-
gere Verwahrung gebracht, und Eduard gieng mit
einer neuen Armee nach Frankreich, verwüstete Cham-

Jahr nach Chr. Geb.

pagne, und Isle de France, und drang bis an die Thore von Paris. Der vorsichtige Dauphin wollte keine Schlacht wagen, weil er nicht den ganzen Staat wagen wollte. Unterdessen schmolz die englische Armee in einem verwüsteten Lande, und das bewog ihren König vermuthlich mehr, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, als ein Ungewitter, das er als eine Errinnerung Gottes zur Beschleunigung des Friedens angesehen haben soll. Zu Bretigny wurde der Friede geschlossen, in welchem an Engelland Poitou, Sanitonge, Agenois, Perigord, Limonsin, Guercy, und andre Städte mit ihren Gebieten, vornehmlich aber Calais abgetreten wurde; der König von Engelland aber seinen Ansprüchen auf die französische Krone, der Normandie, den Provinzen Anjou, Maine, Touraine, und der Oberherrschaft über Flandern entsagte. Frankreich glaubte, daß sich Eduard seines Glückes bedient hätte, einen allzunachtheiligen Frieden von dem Könige Johann zu erpressen; allein er gewann, Calais ausgenommen, in der That nicht mehr als die Provin-
1360 zen, welche seinen Vorfahren, und vielleicht ungerechter Weise entrissen worden waren.

Der Kaiser hatte, so genau auch sein Vater, Johann von Böhmen, vordem mit Frankreich verbunden gewesen war, bey dem Kriege zwischen diesem Reiche und Engelland einen ruhigen Zuschauer abgegeben, und Deutschland so sehr in Ordnung zu bringen gesucht, als ihm möglich war. Die Anzahl der Churfürstenthümer war seit Heinrichs des siebenten Zeiten mehr durch den Gebrauch, als durch ein Gesetz festgestellt, aber die Anzahl der Wahlfürsten war noch unbestimmt geblieben. Die Herzoge von Bäyern wollten so gut Wahlfürsten seyn, als die Pfalzgrafen, gleich den jüngern Fürsten von Sachsen. Der Kaiser nahm

auf

auf dem Reichstage zu Nürnberg den Herzogen von Bäyern das Wahlrecht, und machte die berühmte güldne Bulle bekannt, an welche zu Metz die letzte Hand gelegt wurde. Der Rechtsgelehrte Bartolus verfaßte sie. Sie verräth den Geist dieses Jahrhundertes durch den Eingang in Versen, die Anrede an die sieben Todsünden, durch den Beweis von der Nothwendigkeit sieben deutscher Churfürsten aus der Mittheilung von sieben Gaben des heiligen Geistes. Unterdessen wurde sie doch ein Grundgesetz des deutschen Reiches. Ihre vornehmsten Verordnungen betrafen die Sicherheit der Churfürsten auf ihrer Reise zur Kaiserwahl; die Zusammenberufung derselben von dem Churfürsten zu Mainz; die Wahl selbst; das Reichsverweseramt; den Vorsitz der Churfürsten vor andern Fürsten; die Freyheit des Königreiches Böhmen; die Münze und Gerichtsbarkeit der Churfürsten; und die Untheilbarkeit ihrer Churfürstenthümer. Keine Gesetze aber waren klärer und umständlicher als diejenigen, welche den kaiserlichen Pomp anordneten. Deutschland hatte noch keinen Kaiser gehabt, der so viel auf Ceremonien gehalten hätte, als Carln den vierten. Carl richtete nach der Bekräftigung der güldnen Bulle alle seine Sorge auf die Vergrösserung seines Hauses, für welches er Schätze über Schätze mit Recht und Unrecht sammelte. Er vermehrte die Vorrechte der Reichsstädte, wenn sie seine Gnade bezahlten; verkaufte verschiednen italienischen Städten ihre Freyheit, und verpfändete oder veräußerte die Gerechtsamen des Reiches, als wenn er mit Fremden sich verbunden gehabt hätte, das Reich zu schwächen. Er hatte sein Haus zu Grunde gerichtet, um die kaiserliche Würde zu erhalten, und nun richtete er das Reich, das er im Großen gekauft hatte, zu Grunde, und verkaufte

Jahr nach Chr. Geb.
1356 Ludwigs vollst. Erläuter. der G. Bulle mit Estors Anmerk. Fr. 1752. 4.
1358

Jahr nach Chr. Geb. kaufte es im Kleinen wieder, um seinem Hause aufzuhelfen. So unzufrieden die Stände des Reiches mit ihm zu seyn Ursache hatten, so geneigt war ihm der Pabst. Innocentius bat ihn itzt um seine Hülfe wider die Spätangekommnen. So nannten sich gewisse große Gesellschaften von theils ausgerißnen theils abgedankten Kriegsvölkern, welche sich zusammenschlugen, um vom Raube zu leben, und ganze Provinzen in Deutschland und Frankreich ausplünderten. Der Pabst war vor ihnen nicht in Avignon sicher. Eine Partey derselben wurde von den Marggrafen von Montferrat nach Italien gezogen; allein die übrigen verheerten das Gebiet von Avignon. Der Pabst sah sich einige Jahre nachher gezwungen, sich von ihrer Plünderung freyzukaufen, da der Kaiser ihm die Hülfe nicht leistete, um die er bat.

Die Länder, welche in der Mitte von Deutschland lagen, wurden von keinen Unruhen erschüttert; allein die nordlichen Provinzen waren mit dem Könige Waldemar von Dänemark fast in einem beständigen Kriege. Die Auflagen, welche der König von den Jütländern verlangte, verursachten eine Empörung, und die Grafen von Holstein unterstützten die Aufrührer. Ihre Waffen waren im Anfange glücklich. Allein bald schlug der König die Grafen und bemeisterte sich der Inseln Langeland, Alsen und Femern. Diese Siege des Königes beschleunigten den Frieden. Nicht lange darauf, nachdem Waldemar durch seine Unterhandlungen mit dem Könige Magnus von Schweden, welchem die Stände wider seinen Willen seinen Sohn, Erich, zum Reichsgehülfen aufdrangen, Schonen, Halland, Blegind und Gothland mit Gewalt an das Reich gebracht hatte, entzündete sich zwischen ihm und den Hanseestädten ein neuer Krieg. Verschiedne große

Hvitfeld und Hollb. unter dem Kön. Waldemar.

1358

Städte

Städte in Deutschland, in Polen, Preußen und Liefland waren durch die Handlung so reich geworden, daß sie mit ihren vereinigten Kräften besonders den nordischen Königreichen furchtbar zu werden anfiengen. Jahr nach Chr. Geb.

Der Verlust, den sie litten, als Waldemar die Stadt Wisby in Gothland einnahm, wo sie eine ihrer großen Niederlagen hatten, erbitterte sie so sehr, daß sie mit einer Flotte nach Kopenhagen seegelten, und diese schon mächtige Stadt in Seeland belagerten. Allein Waldemar schlug sie mit seinem gewöhnlichen Glücke, und bald darauf wurde zu Lübeck zwischen dem Könige und den vereinigten Städten Friede geschlossen. 1364 1363

Der Kaiser blieb bey allen diesen Streitigkeiten in seinem Prag ruhig, wo er vor einigen Jahren eine Universität gestiftet hatte. Eben so unbekümmert war er bey der Uneinigkeit des Hauses Bäyern und des Hauses Oesterreich. Beyde Häuser bekriegten einander, weil die Marggräfinn von Kärnthen, Margaretha, eine verwittwete Herzoginn von Bäyern, alle ihre Rechte auf Tyrol dem Herzoge von Oesterreich abgetreten hatte. Sie schlossen einen Stillstand auf einige Jahre, der ihre Feindschaft nur dauerhafter machte.

Italien blieb in seiner alten Verwirrung. Jeder große und kleine Herr erkaufte den Titel eines Reichsstatthalters; aber niemand war so mächtig, als Barnabo Visconti, der in der Lombardey unumschränkt zu werden suchte. Die Päbste widersetzten sich seinen ehrgeizigen Unternehmungen aus gleich ehrgeizigen Absichten. Urban, der fünfte, Gregor des eilften Nachfolger auf dem päbstlichen Stuhle, erklärte ihn in den Bann, den Visconti verachtete. Allein da der Pabst den Kaiser zu seinem Beystande zu bewegen suchte, so willigte er in den Frieden, der ihm angeboten wurde, 1364 *Murator.*

und

Jahr nach Chr. Geb. und trat gegen eine Schadloshaltung vor Geld seine Ansprüche auf Bononien ab.

Alle diese Unruhen verhinderten die abendländischen Christen, ihren Glaubensgenossen im Oriente wider die Mahometaner beyzustehen. Lusignan, der König von Cypern, dessen Insel der ganzen Macht des Sultans von Aegypten ausgesetzt war, und derselben schon mehr als einmal hätte unterliegen müssen, wenn ihm nicht die Rhodiserritter zu Hülfe gekommen wären, reiste in ganz Europa umher, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Der Kaiser blieb wegen des Zustandes der morgenländischen Christen in seinem Böhmen unbekümmert. Nur der König von Frankreich, Johann der zweyte, schien, ungeachtet seine Staaten des Friedens so nöthig hatten, nicht ganz ungeneigt zu seyn, den bedrängten orientalischen Christen beyzustehen. Aus dieser Neigung erklären einige seine Reise nach Engelland, zu dem Könige Eduard, die ihm von seinen Ständen so angelegentlich widerrathen wurde. Andre leiten sie aus andern und theils aus weit unanständigern aber eben so ungewissen Ursachen her. In Engelland starb er, und hinterließ sein Reich in einem bedauernswürdigen Zustande, aber zugleich auch der Nachwelt das Beyspiel eines Königes, der, was er zusagte, unverbrüchlich erfüllte, und von den Fürsten verlangte, daß Wahrhaftigkeit und Treue, wenn sie auch auf dem ganzen Erdkreise verloren wären, doch in dem Munde und Verhalten der Könige wieder gefunden werden müßten. Sein Tod zernichtete die
1364 Hoffnung eines Kreuzzuges übers Meer, und Carl der fünfte, sein Sohn, hielt es für weiser, sein eignes Reich in Ordnung zu bringen, und ihm zu seinem ersten Glanze zu verhelfen, als in der Ungewißheit eines glück-

glücklichen Erfolgs fremden und weit entfernten Staaten zu Hülfe zu kommen. Jahr nach Chr. Geb.

Unterdessen war niemals ein Kreuzzug nothwendiger gewesen, als itzt. Die Türken hatten nach ihres tapfern Orchans Tode einen eben so furchtbaren Eroberer an Amurathen, seinem Sohne, zum Beherrscher erhalten. Die Genueser hatten sie aus Gewinnsucht in der Kunst, kleine Fahrzeuge zum Uebergange über den Hellespont zu bauen, unterrichtet, und die Türken wußten sich ihres Unterrichtes nur allzu glücklich zu bedienen. Während der Zeit, daß Constantinopel durch innerliche Trennungen in der Kirche und im Staate geschwächt wurde, hatte Amurath Phillipolis und Adrianopel erobert, und um ein beständiges Heer zu haben, den Soldatenorden der Janitscharen aufgerichtet. Also kam der Untergang des griechischen Kaiserthumes immer näher, und die abendländischen Fürsten hatten keinen Eifer, ihn zu verhüten. Der Kaiser, Carl der vierte, erbot sich zwar gegen den Pabst zu Avignon, sein Leben und das Leben seiner Unterthanen wider diese furchtbaren Feinde der Christenheit anzuwenden, erhielt von dem Pabste die Erlaubniß, den Zehnten von der Geistlichkeit seines Reiches zu heben, hob ihn, und blieb in seinem Böhmen ruhig. Zwar entschlossen sich viele Kreuzritter mit dem Könige Lusignan von Cypern zu einem Zuge wider die Ungläubigen. Sie fielen in Aegypten ein, und eroberten Alexandrien; allein Lusignan konnte diese Stadt nicht behaupten, weil die Kreuzritter mehr in der Absicht gekommen waren, Beute zu machen, als Städte einzunehmen und zu behaupten. Ein Graf von Savoyen, der ein Heer solcher Kriegsvölker führte, nahm Gallipolis mit stürmender Hand ein; aber es wurde eben so bald wieder verloren. Sie belagerten auch Adrianopel;

Chalcocondyl. lib. 1. Cantimir im Leben Amur.

Jahr nach Chr. Geb. nopel; allein der Befehlhaber der belagerten Türken überfiel sie zur Nachtzeit, als der größte Theil des christlichen Heeres trunken war und im Schlafe lag, und zerstreute dasselbe. So wuchs Amurathş Macht täglich an, und der griechische Kaiser besaß nicht viel mehr, als Constantinopel und einige Inseln.

Der römische Pabst, welcher allein von der griechischen Kirche nicht für das allgemeine Oberhaupt der Kirche erkannt wurde, suchte die abendländischen Fürsten zum Beystande der Griechen zu bewegen, unter welchen er sein Ansehen so gern ausgebreitet hätte; zum wenigsten wünschte er, daß sie sich vereinigen möchten, die großen Haufen von Freybeutern, welche noch immer Elsaß, Holland, und Frankreich verwüsteten, und ihn in Avignon eingeschlossen hielten, zum Kriege wider die Türken zu zwingen; allein
1365 vergeblich. Frankreich konnte sich unter den beständigen Verwüstungen, die sie in den schönsten Provinzen anrichteten, nicht erholen, und Urban war für seine Schätze besorgt. Einen Theil dieser Räuber, welche die Linfarden hießen und die Provinzen am Rheine ausplünderten, wurden von dem Bruder des deutschen Kaisers, dem Herzoge Wenzel von Luxemburg, geschlagen und zerstreut, und endlich stellte der Abzug der andern freybeuterischen Heere nach Castilien die Ruhe in Frankreich wieder her.

Ferrer. Daniel. Rapin. Petrus, Castiliens Nero, häufte Grausamkeiten auf Grausamkeiten. Er hatte das Blut so vieler Unterthanen vergossen, seinen Bruder hingerichtet, die Königinn Blanca, seine Gemahlinn vergiftet, und noch stand das Leben seines Bruders, Heinrichs, des Grafen von Transtamare, und vieler andern unter den Großen in solcher Gefahr, daß endlich sein Bruder sich wider ihn auflehnte, der Pabst den Wütrich in

den

den Bann that, und die Krone dem Grafen zuerkannte. So verhaßt auch Petrus in ganz Europa, und besonders in seinem eignen Reiche war: So wurde er doch immer noch so sehr gefürchtet, daß er seinen Bruder überwunden haben würde. Allein Heinrich schloß nicht allein mit dem Könige von Arragonien, dem Petrus einige Städte in einem ungerechten Kriege entrissen hatte, ein Bündniß wider den Tyrannen, sondern wendete sich auch an Carln den König von Frankreich, durch seine Vermittlung die tapfern und kriegerischen Freybeuter, welche die französischen Provinzen verheerten, in seine Dienste zu erhalten. Carl hätte längst gewünscht, seine Staaten von Räubern befreyt zu sehen, die schon ein wider sie ausgeschicktes Heer geschlagen hatten. Guesclin, einer von den berühmtesten Kriegern dieser Zeit, wurde gebraucht, sie zum Zuge nach Castilien zu überreden, und es glückte ihm, da er sich erbot, selbst ihr Anführer zu werden. Sie nahmen ihren Weg durch das Gebiete von Avignon und verlangten im Durchzuge von dem Pabste Vergebung ihrer Sünden und ein Allmosen von zweymalhunderttausend Franken, und erhielten beydes. Sie vereinigten sich mit dem Könige von Arragonien; Petrus wurde von seinen Unterthanen verlassen und sahe sich gezwungen mit seinen Kindern und Schätzen aus einem Reiche zu entfliehen, das er zu einer beständigen Blutbühne seiner unmenschlichen Grausamkeit gemacht hatte. Heinrich von Transtamare wurde in ganz Castilien zum Könige ausgerufen. Allein Petrus nahm seine Zuflucht zum Prinzen von Wallis, welcher Guyenne als ein freyes ununterwürfiges Fürstenthum beherrschte. Der Prinz von Wallis war unentschlüßig, ob er einen Tyrannen in Schutz nehmen sollte. Allein seine Begierde nach Ehre und vielleicht

Jahr nach Chr. Geb.

Hist. du Guesclin. p. 178.

Jahr nach Chr. Geb. 1365

leicht die Ueberredung, daß er einem unglücklichen Könige wider Rebellen beystünde; vielleicht auch eine geheime Eifersucht über die Ehre, welche die französische Nation bey dieser Gelegenheit davon getragen hatte, siegten über die Unentschlüßigkeit eines Prinzen, dessen Gesinnungen ohnedieß kriegerisch waren. Nachdem er also die Einwilligung seines Vaters erhalten hatte, den König von Castilien wieder in sein Reich einzusetzen, brach er durch Navarra, dessen König bald mit diesem, bald mit einem andern Bündnisse eingieng und zerriß, nachdem er seinen Vortheil dabey zu finden glaubte, in Arragonien ein. Guesclin rieth dem Könige Heinrich, keine Schlacht wider den Prinzen von Wallis zu wagen. Allein der noch junge König war so hitzig, als Guesclin bey seiner Tapferkeit klug und vorsichtig war. Er nahm die angebotne Schlacht an; der Prinz von Wallis erhielt einen vollkommnen Sieg; der tapfre Guesclin wurde gefangen; Heinrich entfloh nach Arragonien, und Petrus wurde wieder auf den Thron gesetzt. Petrus erkannte, daß er seine Wiedereinsetzung der Tapferkeit des englischen Prinzen zu danken hätte, und der Prinz, der in allem seinem Glücke allezeit bescheiden blieb, erinnerte ihn, Gott zu danken. Allein dieser Tyrann war keiner edlen Gesinnungen fähig; er vergalt die Dienste seines Erretters mit Undankbarkeit, verweigerte den Kriegsvölkern desselben den zugesagten Sold, und schien nur König wieder geworden zu seyn, um grausamer und tyrannischer, als jemals, wüten zu können. Der Prinz von Wallis gieng nach Guyenne zurück; voll Verdruß einem Tyrannen und Undankbaren beygestanden zu haben. So viel Ehre seine Waffen erworben hatten, so sehr hatte die außerordentliche Hitze Spaniens seine Gesundheit angegrif

fen; denn seit der Zeit war dieser tapfre verdienstvolle Fürst beständig siech. Nach seinem Rückzuge suchte Heinrich von Transtamare seinem verfallnen Glücke wieder aufzuhelfen. Guesclin, welchen der Prinz von Wallis aus einer ehrgeizigen Großmuth losgelassen hatte, führte ihm neue Völker zu, und da Castiliens Tyrann von keinem Prinzen von Wallis mehr unterstützt wurde, so war derselbe bald auf das Aeusserste gebracht. Er wagte sich aus der Stadt, wo er sich in der Gefahr sah, gefangen zu werden, in Guesclins Gezelt, um bey diesem großmüthigen Krieger den Schutz zu finden, den er von seinem erbitterten Bruder nicht erwarten konnte. Allein er war zur Strafe eines Tyrannen reif; sein Bruder überfiel und tödtete ihn mit einem Dolchstiche. Heinrich gelangte durch seinen Tod zum ruhigen Besitze der castilianischen Krone. Ferdinand, der König von Portugall wollte sie ihm zwar streitig machen; allein der Pabst vermittelte nach einigen Jahren einen Frieden, welcher dem Könige Heinrich seinen Thron versicherte.

Jahr nach Chr. Geb.

1368

Der Friede, welchen der Pabst, und Bernabo Visconti von Mayland mit einander geschlossen hatten, war von keiner Dauer. Der Pabst wollte Avignon verlassen, und nach Rom zurück gehen. Allein die Visconti verlangten seine Gegenwart in Italien nicht. Sie verschlossen auf der einen Seite den Uebergang über die Alpen, und machten auf der andern neue Eroberungen, bekriegten Genua, verheerten Piemont, und alle diejenigen Länder, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten. Der Pabst foderte den Kaiser Carl zu seinem Beystande auf; dieser aber verzögerte seinen Zug nach Italien, so lange er konnte, und entschuldigte seinen Aufschub mit der Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Deutschland, wo die Herzoge von

1365. u. f. *Murat. ad h. a.*

Jahr nach Chr. Geb. Bäyern und Oesterreich im Begriffe waren, wegen der Grafschaft Tyrol einander zu bekriegen. Noch wurde zwischen beyden Herzogen durch den König Waldemar von Dänemark ein Stillestand vermittelt; allein der Streit selbst über den Besitz von Tyrol blieb noch unentschieden.

Loccen. Sub fin. l. III. & init. l. IV. Cf. Hvitfeld und Holberg.

Die Abwesenheit des Königes Waldemars aus seinen dänischen Staaten war dem Könige Magnus von Schweden nachtheilig gewesen. Magnus hatte die Stände seines Reiches wider sich aufgebracht. Sie haßten ihn theils weil er einige große Provinzen an Dänemark abgetreten, theils weil er seinen Sohn Haquin, der sich mit einer hollsteinischen Prinzessinn vermählen sollte, mit der Prinzessinn des Königes Waldemars, der in der Folge so großen Margaretha, vermählt hatte. Der Haß seiner Schweden war in einen öffentlichen Aufruhr ausgebrochen, und die rebellirenden Stände hatten den zweyten Sohn des Herzoges von Mecklenburg zum Könige erwählt. Magnus wollte sich nicht ungeahndet absetzen lassen, und warb ein Heer an; allein die Schweden schlugen dasselbe und nahmen ihn gefangen. Sein Gefängniß währte sieben Jahre. Albrecht, der neue König von Schweden glaubte unterdeß auf seinem Throne nicht völlig sicher zu seyn, wenn der König Waldemar von Dänemark, dessen Prinzessinn mit dem Sohne des abgesetzten Königes vermählt war, in seine Provinzen einfiel. Er trat also mit ihm in Friedensunterhandlungen, und schloß mit ihm einen Vergleich, der von dem Vertrage des abgesetzten Königes nur darinnen unterschieden war, daß er mit der Einwilligung der schwedischen Stände geschlossen wurde. Aber Albrecht wurde noch nicht von seinen neuen Unterthanen gehaßt. Waldemar verband sich, seinem Ei-

dame, dem Könige von Norwegen nicht beyzustehen, sondern ihn vielmehr zur Bestätigung dieses Friedens zwingen zu helfen. Auch wurde dem Könige Albrecht, und seinem Vater, dem Herzoge von Mecklenburg, der ruhige Besitz von Rostock versichert. Jahr nach Chr. Geb.

Indem man in Schweden und Niedersachsen einen dauerhaften Frieden herzustellen suchte, entzündete sich in Briesgau ein kleiner Krieg, wo sich ein Graf Ego unter dem Vorwande der Schutzherrschaft, der Stadt Freyburg bemächtigen wollte. Dieser Krieg endigte sich mit der Abtretung der Schutzvogtey über Freyburg an Oesterreich. Unterdessen erwartete der Pabst die so lange verheißne und verzögerte Ankunft des Kaisers in Italien mit Ungeduld. Bernabo fuhr in seinen kriegerischen Unternehmungen, die so viele unglückliche Menschen machten, beständig fort, der Pabst Urban mochte ihn in seinen Bannerklärungen nennen, was er wollte. Endlich entschloß sich der Kaiser, nach der Lombardey zu gehen. Sein Heer eroberte Verona mit Sturm, der Herzog von Oesterreich Vicenz, und Bernabo bat um Friede, damit der Kaiser Italien desto eher wieder verlassen möchte. Carl, der am liebsten in seinem Böhmen war, bewilligte ihn, widerrief die Freyheiten der Städte, welche mit den Visconten verbunden waren, um sich mit Geld von ihnen besänftigen zu lassen, und gieng, nachdem er einen Reichsverweser gesetzt hatte, nach Deutschland zurück. Nach seiner Wiederkunft hielt er einen Reichstag, auf welchem den Fürsten und Städten alle Privatkriege verboten wurden. Diese Befehdungen waren eine Quelle unglaublicher Grausamkeiten. Man brennte, ermordete, plünderte, und die Aecker blieben ungebaut und wüste liegen. Kein Verbot konnte nothwendiger und gerechter seyn, als das Verbot solcher

Albert. Argent.

1367

1368

Adlzreit. Ann. Boic. gent. P. II. libr. V. Murator.

Jahr nach Chr. Geb. Cf. Trithem. Chron. Hirsaug. ad a. 1319. & Guden. C. D. III. 507.

Unordnungen. Allein der Kaiser verbot und die Stände thaten, was sie wollten. Die Gesetze hatten keine Kraft und ein Kaiser mußte entweder alles wagen, um unumschränkt zu seyn, oder ruhig bleiben, und der Kaiser wählte das letzte, als das Sicherste. Unmittelbar nach seinem Befehle fiengen der Herzog von Braunschweig und der Bischof von Hildesheim einen blutigen Krieg mit einander an, der sich mit einem Vergleich endigte, in welchem jeder dem andern das

1369 Seinige ließ. In Italien war der Krieg zwischen dem Bernabo und Pabste wieder angegangen, und die Pisaner und Florentiner, die Urban zu seinem Beystande rief, geschlagen worden. Hierauf bot er die Ungarn zu seinem Beystande auf, und die unglückliche Lombardey stand schon in Gefahr, von einem Heere der Einwohner dieses kriegerischen Reiches überschwemmt zu werden, als der Kaiser einen neuen Vergleich zwischen den Visconten und dem Pabste vermittelte. Urban gieng nach hergestellter Ruhe nach Avignon zurück, die Könige von Frankreich und Engelland, zwischen denen wieder ein hitziger Krieg ausgebrochen war, mit einander zu vergleichen.

P. Daniel. Rapin.

Der Prinz von Wallis hatte sich nach seiner Zurückkunft vom castilianischen Kriege genöthigt gesehen, theils zur Bezahlung des Soldes, den er seinen Kriegsvölkern schuldig war, theils zur Unterhaltung seines Hofes Aquitanien mit neuen Auflagen zu beschweren. Der Adel wurde darüber um so viel misvergnügter, je erbitterter er schon auf die Engelländer war, denen er allezeit nachgesetzt wurde, wenn Aemter und Ehrenstellen zu vergeben waren. Chandos, des Prinzen von Wallis tapferster und menschlichster Feldherr, welcher den in diesen Zeiten so seltnen Ruhm hatte, daß er den Frieden liebte, ob gleich niemand

unerschrockner Krieg zu führen wüßte, als er, rieth seinem Herrn vergeblich, die aufgebrachten Gascogner zu befriedigen. Sie verbanden sich unter einander und wendeten sich an Carln, den fünften, von Frankreich, der lange schon eine Gelegenheit erwartet hatte, die Provinzen, die sein Vater durch den Frieden von Bretigni verloren hatte, wieder unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Nachdem seine Maasregeln genommen waren, ließ er, ungeachtet er der Oberherrschaft über Guyenne entsagt hatte, den Prinzen von Wallis vor sein Parlament fodern, und gebot ihm, als einem Vasallen, Rechenschaft von seinem Betragen gegen seine neue Unterthanen zu geben. Eduard antwortete, daß er erscheinen wollte, aber mit sechzigtausend Mann. Sein Vater, Eduard der dritte, nahm so gleich den Titel eines Königes von Frankreich wieder an; Carl aber rächte sich durch Verachtung und that ihm seine Kriegserklärung durch einen bloßen Kammerdiener. Die ersten Feindseligkeiten trafen Ponthieu, dessen sich die Franzosen in kurzer Zeit bemächtigten. Fast ganz Guyenne, Poitou, Xaintonge, Rouergue, Perigord, und Limousin hatten ein ähnliches Schicksal. Die Parteyen waren einander nicht mehr gleich. Eduard, der dritte, von Engelland, und sein Sohn, der Prinz von Wallis hatten die Zeit ihres Glückes überlebt; der Vater war alt und der Sohn beständig siech; beyde aber hatten weder die Bundsgenossen mehr, welche sonst ihre Macht mit ihnen vereinigt hatten, noch die alten erfahrnen Feldherren, unter denen ihre Unterthanen so glücklich gewesen waren. Carl der fünfte von Frankreich hingegen war zwar auch von einer schwachen Gesundheit, seitdem er, nach dem Gerüchte, von dem Könige von Navarra Gift empfangen haben sollte; allein er that im Cabinete mehr, als seine Vor-

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. fahren im Felde gethan hatten. Er mäßigte die Hitze seiner Franzosen durch seine Klugheit, und ihre Tapferkeit war allezeit glücklich, weil sie von einem vorsichtigen Gueselin regiert wurde. Heinrich, der König von Castilien stand dem Könige aus Dankbarkeit mit seiner Flotte zur See bey, und mit Glück. Zum noch größern Nachtheile für die Engelländer mußte der Prinz von Wallis in sein Vaterland zurückgehen, weil seine Gesundheit immer schwächer wurde. Dieser Krieg, welcher dem Könige von Frankreich so viel Ehre machen würde, wenn er berechtigt genug dazu gewesen wäre, verursachte dem Pabste Urban viel Unruhe. Er hatte sich nach Avignon zurückbege-

1370 ben, theils von den französischen Cardinälen überredet, welche da mehr Ansehen hatten, als in Rom; theils in der Absicht, Friede zwischen beyden Königen zu stiften. Allein die Unterhandlungen, die zu dem Ende angestellt wurden, zerschlugen sich, und Urban starb bald darauf. Gregor der eilfte war sein Nachfolger.

1369 Nicht lange vorher war David, der König von Schottland gestorben. Er hinterließ seine Krone Robert Stuarten, seinem Neffen, einem Sohne seiner ältesten Schwester. Der neue König hatte kaum seinen Thron eingenommen, als er zum Schutze und Angriffe ein geheimes Bündniß mit Frankreich wider Engelland schloß.

Hvitfeld. Hollberg. Ein gleiches Bündniß schlossen die aufrührischen Jütländer, der Graf von Hollstein, die Herzoge von Mecklenburg, die Hanseestädte, und der König von Schweden, Albrecht, wider den König von Dänemark, Waldemar. Die Verbundnen theilten die Provinzen dieses Reiches unter sich, ohne sie noch erobert zu haben. Ihre Waffen waren im Anfange glücklich.

glücklich. Kopenhagen wurde eingenommen, und Waldemar sahe sich gezwungen, aus seinem Reiche zu entfliehen. Er wendete sich an den deutschen Kaiser. Allein der Kaiser half niemanden, wenn es darauf ankam, daß er seine Schätze angreifen mußte. Waldemar suchte auch den Pabst auf seine Seite zu ziehen; allein die Abgeordneten der Rebellen fanden mehr Gehör als ihr König. Der Pabst drohte ihm, ihn in den Bann zu erklären, und der König, ihm, wenn er wollte, den Glauben an die römische Kirche zurückzuschicken. Unterdessen wurde in Dänemark die Einigkeit der Verbundnen getrennt, und nachdem erst die Hanseestädte befriedigt waren, so sahen sich die Uebrigen genöthigt, theils Friede zu schließen, theils sich ihrem Könige wieder zu unterwerfen, der noch einige Jahre ruhig regierte. Jahr nach Chr. Geb.

In diesem Jahre starb der König von Polen, Casimir, der Große. Keine Könige verdienen unvergeßlicher zu seyn, als diejenigen, welche sich in wilden und finstern Zeiten, durch die Größe ihres Geistes und ihrer Tugend von andern unterscheiden, und lieber Verbesserer als Zerstörer der Menschen sind. Casimir verdiente den Namen des Großen durch herrlichere Handlungen als Siege. Er suchte über vernünftige Unterthanen vernünftig zu herrschen, liebte die Wissenschaften, und suchte durch die Aufmunterung aller Künste, aus seinen ungesitteten Polen ein neues Volk zu bilden. Er rief Deutsche, unter denen die Weberey, die Uhrmacherkunst, die Kunst in Gold und Silber zu wirken, und die Baukunst so sehr blühten, als sie in unruhigen und barbarischen Jahrhunderten Blühen konnten, in sein Reich, und ließ seinen Unterthanen von ihnen zeigen, wie sie das Feld bauen, Häuser aufführen, und Handlung treiben müßten. Man sah 1370 *Dlugoss. l. IX. col. 1162.*

Jahr nach Chr. Geb.

mitten unter den polnischen Hütten regelmäßigere Gebäude entstehen. Er errichtete die hohe Schule zu Cracau, und nichts ist mehr für seinen Ruhm zu bedauern, als daß er ihn durch Ausschweifungen in der Wollust befleckte. Der König Ludwig von Ungarn, der noch bey seinem Leben von den Ständen des Reiches zu seinem Nachfolger erwählt war, bestieg nach seinem Tode den Thron.

Der Kaiser beschützte auf gleiche Weise in seinem Königreiche Böhmen die Wissenschaften und Künste. Er entdeckte selbst um diese Zeit die heißen Bäder, welche von ihm den Namen des Carlsbades führen. Aber noch mehr sorgte er für die Vergrösserung seines Hauses. Aus dieser Ursache liebte er den Frieden, und war geneigter seinen Feinden zu vergeben, als sie zu demüthigen. Einen Beweis dieser Gesinnungen gab er, als der Herzog von Jülich seinen Bruder, Wenzel von Luxemburg, mit Krieg überzogen und in einem Treffen gefangen genommen hatte. Der Kaiser drohte und vergab, als sich der Herzog zur Befreyung seines Bruders und zur Abbitte verstand. In Italien ließ er den Pabst wider die Unternehmungen des Bernabo Visconti sich selbst schützen, so gut er konnte, und in Absicht auf Sicilien thun, was er wollte. In diesem Reiche waren Friedrich, Peter, Ludwig, und sein Bruder, Ludwig der Einfältige, aus dem arragonischen Hause, auf einander gefolgt, aber unter beständigen Streitigkeiten mit den Beherrschern von Neapolis. Um diese Zeit wurde endlich zwischen Ludwig dem Einfältigen und der Königinn Johanna von Neapolis ein beständiger Friede geschlossen, unter der Bedingung, daß der König von Sicilien und seine Nachfolger dieses Reich unter dem Namen des Königreiches von Trinacrien besitzen, dasselbe aber von

der Königinn, Johanna von Neapolis, zur Lehn neh- Jahr nach
men sollten. Chr. Geb.

Um alle diese Angelegenheiten bekümmerte sich Carl 1372. 1373
der vierte nicht, eben so wenig als um die Gefahr, mit welcher der König von Ungarn und Polen von den Türken bedroht wurde. Alles was er für den Pabst wider die Visconti that, waren Befehle wider ihn, in denen er ihn in der Sprache des Pabstes einen Treulosen und Meineydigen nannte. Deutschland genoß eines Friedens, durch welchen alle Provinzen aufblühten, und diese Ruhe erleichterte dem Kaiser die Mühe, die er sich gab, seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger im Reiche erwählen zu lassen. Er hatte es für sich 1376
erkauft, und erkaufte es auch für seinen Sohn, aber *Cf. act. Electi. Wenceslai in Leibnit. mant. cod. I. G. p. 260.*
mit einem Theile der Reichseinkünfte. Er veräußerte viele Städte am Rheine, die sonst unmittelbar unter dem Reiche stunden, und diese Veräußerung veranlaßte den großen schwäbischen Bund. Nach der Krönung seines Sohnes zum römischen König faßte er den Vorsatz, eine Reise nach Frankreich zu thun.

Der Krieg zwischen Engelland und Frankreich war *P. Daniel.*
seit einigen Jahren immer mit gleichem Glücke für diese Krone fortgeführt worden. Der Herzog von Bretagne, welcher mit dem Könige Eduard verbunden war, hatte sein Herzogthum bis auf Brest verloren. Die castilianische Flotte schlug die englische im Angesichte von Rochelle. Captal von Buch, der beste unter allen englischen Feldherren, wurde in einem kleinem Treffen gefangen genommen, und starb im Gefängnisse; ein Verlust für die Engelländer, der größer war, als der Verlust einer Schlacht. Ihre Angelegenheiten liefen so schlimm, daß sie einen Stillstand auf einige Zeit schließen mußten. Carl der fünfte brauchte diese Zeit der Ruhe, verschiedne nützliche An-

stalten

Jahr nach Chr. Geb. stalten zu machen, welche auf die Ordnung und Sicherheit seines Reiches abzielten. Er ließ die Bastille aufführen, die Einwohner in Paris im Zaume zu halten; verordnete, daß die Minderjährigkeit der Könige von Frankreich, deren allzulange Dauer immer eine Ursache vieler Unordnungen gewesen war, mit ihrem vierzehnten Jahre aufhören sollte, und mit gleicher Aufmerksamkeit erklärte er seinen Bruder zum Regenten des Reiches, im Fall, daß er stürbe, wenn sein Sohn
1376 noch minderjährig wäre. In Engelland starb nun der
Rapin. Prinz von Wallis, der vollkommenste, und, was seinen Tugenden den größten Glanz giebt, der bescheidenste Prinz seiner Zeit, mit einer allgemeinen Traurigkeit von seinem Vaterlande beweint, und selbst von den Feinden desselben um so viel aufrichtiger nach seinem Tode verehrt, je weniger sie nun durch Furcht und Eifersucht daran verhindert wurden. Kurz vor seinem Absterben war sein Sohn, Richard, zum Nachfolger auf dem englischen Throne, erklärt worden. Eduard, sein Vater, überlebte ihn nur ein Jahr. So ruhmvoll die Regierung dieses Koniges in seinen ersten Jahren war, so unglücklich wurde er gegen das Ende seines Lebens theils durch den Verlust fast aller seiner Eroberungen in Frankreich, theils durch den Haß seiner Nation, den er sich mit seiner unordentlichen Leidenschaft gegen eine eigennützige und undankbare Beyschläferinn zugezogen hatte. So nöthig haben große Fürsten der Herrschaft über sich selbst, wenn sie nicht ihre Schande so unvergeßlich machen
1377 wollen, als ihren Ruhm. Um eben diese Zeit gieng
1378 der Stillstand zwischen Frankreich und Engelland zu Ende, und der Tod des Königes, Eduard, setzte den König Carl in Stand, die Eroberung von Guyenne zu vollenden, wo den Engelländern nichts übrig blieb,

als die Stadt Bourdeaux. Ungeachtet des Krieges empfieng und bewirthete er doch den Kaiser Carl, der ihn um diese Zeit besuchte, mit Pracht, aber wie ein Monarch, der über seine unumschränkte Gewalt in seinem Reiche eifersüchtig ist, und sich nichts vergeben will. Der Kaiser starb in diesem Jahre noch, als er nach Prag zurückgekommen war. Sein Tod war ein Verlust für Böhmen und Deutschland, weil er an seinem Sohne Wenzel beyden Reichen einen Beherrscher hinterließ, der, wenn gleich seine Laster vergrössert werden, ihrer doch genug hatte, alle seine Unterthanen unglücklich zu machen.

Jahr nach Chr. Geb.
Theod. Godefroy Entrev. de Charl. IV. Emper. etc Ex cod. Mscpt. Par. 1613. 4.

Die Engelländer sorgten unter der Minderjährigkeit ihres Königes mit vieler Nachlässigkeit für die Erhaltung dessen, was sie noch in Frankreich besaßen, und da sie sich mit einigem Eifer rüsteten, dem Herzoge von Bretagne beyzustehen, brach der König von Schottland den Stillstand mit der Nation, welche dadurch gezwungen wurde, einen Theil ihrer Kriegsmacht im Reiche zu behalten. Indem ließ der König Carl durch sein Parlament erklären, daß Bretagne wegen der Untreue des Herzogs gegen ihn, seinen Lehnsherrn, der Krone heimgefallen seyn sollte. Diese Erklärung rettete den Herzog, dessen Vasallen lieber unter ihm als unmittelbar unter dem Könige stehen wollten. Der König verlor auch seinen Guesclin, der während der Belagerung der Stadt Chateauneuf von Rendan krank wurde. Sein Tod war so rührend, als sein Leben bewundernswürdig gewesen war. Guesclin war ein Held, der bey allen seinen kriegerischen Eigenschaften Religion und Menschlichkeit besaß, und noch vor seinem Ende seine Kriegsobersten bat, sich bey allen ihren Unternehmungen zu erinnern, daß sie nicht mit den Geistlichen, mit dem weiblichen Geschlechte, mit den Kindern und den Armen Krieg führten.

Jahr nach Chr. Geb.

ten. Seine Rechtschaffenheit, seine Treue, und seine Freymüthigkeit hielten alle Proben aus; er ließ, über alle niedrige Eifersucht erhaben, eines jeden Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren; war uneigennützig, geliebt, verehrt, und gefürchtet von seinen Feinden, selbst wenn er in ihrer Gewalt war, und bey allen seinen großen Eigenschaften so bescheiden, daß auch Prinzen sich eine Ehre daraus machten, unter ihm zu dienen, ungeachtet er von dem Stande eines bloßen Edelmanns bis zur Würde eines Connetable empor gestiegen war, ohne sie zu suchen, oder sich ihrer für würdig zu halten. Sein Ruhm war so allgemein
1380 und groß, daß aus Bewunderung für ihn nach seinem Tode niemand Connetable werden wollte, als wenn nach ihm niemand mehr zu dieser Würde geschickt gewesen wäre. Niemals ist ein Krieger mehr aus Zuneigung beweint worden, als er, und sein König nannte ihn allezeit mit Seufzen den guten Connetable. Dieser Verlust war groß für Frankreich und noch größer der Verlust seines Königes, Carls des fünften. Sein Tod war eine Folge des ehmals empfangnen Giftes. Die Geschichte erhebt ihn wegen seiner Klugheit, und er würde den Zunamen des Weisen ganz verdienen, wenn er zum Kriege wider Engelland gerechtere Antriebe gehabt hätte, als die Begierde, die abgetretnen Provinzen wieder unter seine Gewalt zu bringen, weil ihre Einwohner wider ihre neuen Beherrscher aufgebracht waren. Niemand ließ sich mehr Rath geben, und niemand weniger beherrschen, als er. Seine Wachsamkeit auf alles, seine Standhaftigkeit in seinen Entschließungen, und sein Eifer in den Geschäfften verdienen desto mehr Bewunderung, je schwächer seine Gesundheit war. Er brachte seine Einkünfte in Ordnung, füllte seine erschöpften Schatzkammern ungeachtet seines langen

Froissard. c. 49.

Krieges

Krieges mit Engelland an, baute, hielt einen prächtigen Hof, und fand doch Zeit, die besten Schriften zu lesen. Er legte den Grund zu der itzt so großen königlichen Bibliothek, und die Wissenschaften gaben ihm die Anmuth, welche die Majestät der Könige noch ehrwürdiger macht, weil sie dieselbe liebenswürdig macht. Seine Unterthanen liebte er, und hielt sich nach seinem eignen Ausspruche nur deswegen für glücklich, weil er die Macht besaß, glücklich zu machen. Er war fromm, und verwies einmal einen Mann von Stande vom Hofe, weil er in der Gegenwart des Dauphins zu frey geredet hatte; mit der Erklärung, daß Kinder der Könige sorgfältig zur Tugend gewöhnt werden müßten, damit sie einst an edlen Sitten diejenigen übertreffen möchten, welche sie an Ehre übertreffen sollten. Frankreich verlor ihn zu früh und wurde bald in das Unglück zurück gestürzt, aus welchem er es herausgerissen hatte. Jahr nach Chr. Geb. *P. Daniel ex Msc.*

Ein Jahr vorher war Carls des fünften getreuer und dankbarer Bundsgenosse, der König von Castilien, Heinrich der zweyte, gestorben. Das Gerücht gieng, daß die Ursache seines Todes vergiftete Stiefeln gewesen wären, die ihm, auf Anstiften des Königes von Marocco, welcher von ihm mit Krieg überzogen zu werden befürchtete, ein Mahometaner zum Geschenke gegeben haben sollte. Ganz Castilien wurde durch seinen Tod in die äußerste Bestürzung gesetzt, so sehr wurde er von seinem Volke wegen seiner tugendhaften und eben so gütigen als glücklichen Regierung geliebt. Sein Sohn Johannes, der erste, folgte ihm nach, dessen erste Sorge die Untersuchung war, welchen er unter den zween Päbsten erkennen sollte, die itzt die abendländische Kirche theilten, und eine Spal- 1379 *Ferrer. t. V. 467.*

Jahr nach Chr. Geb. tung verursachten, welche so wohl wegen ihrer langen Dauer, als wegen ihres Einflusses in viele Staatsveränderungen merkwürdig wurde.

1378 *Murator. ad h. a.* Diese Spaltung war gleich nach dem Tode Gregors, des eilften, entstanden, von dem der päbstliche Sitz wieder nach Rom verlegt worden war, weil er zu Avignon weder über die Römer, noch über die Italiener in andern Republiken und Städten so viel Gewalt hätte, als er in Rom zu haben hoffen konnte. Unterdessen waren die meisten Cardinäle Franzosen, welche ihr Ansehen zu verlieren befürchteten, wenn sie einen Italiener erwählten, und einen Italiener verlangten die Römer mit einem solchen Ungestüme, daß sie endlich dem Erzbischofe von Bari, einem Neapolitaner, ihre Stimmen gaben, weil sie entweder von ihm hofften, oder es mit ihm verabredeten, daß er dem päbstlichen Stuhle wieder entsagen sollte. Allein der neue Pabst, Urban der sechste, war so gefällig nicht. Er fieng vielmehr an, mit einer hochmüthigen Strenge zu herrschen, welcher die Cardinäle ungewohnt waren, und begegnete ihnen mit so vieler Verachtung, daß sie den Entschluß faßten, einen neuen Pabst zu wählen. Dieses geschah zu Fundi, und der Cardinal Robert von Genf, Clemens der siebente, der sich seit vielen Jahren schon in den italienischen Unruhen berühmt oder vielmehr berüchtigt gemacht hatte, wurde unter dem Namen Clemens des siebenten dem Pabste Urbanus entgegen gesetzt, welcher auf einmal neun und zwanzig Cardinäle ernannte, die Stellen derjenigen zu ersetzen, die ihn verlassen hatten. Frankreich, Castilien, Schottland und Savoyen hielten Clemens den siebenten; Engelland, Deutschland und die nordischen Königreiche Urban den sechsten für den rechtmäßigen Pabst; Arragonien aber, dessen Monarch sich gern des

Königreiches Siciliens, nach dem Tode des Königes Friedrichs, bemächtigen wollte, erklärte sich für keinen von beyden, weil er von dem einem oder dem andern die Belehnung mit dieser Insel zu erlangen hoffte. Jahr nach Chr. Geb.

Vielleicht hätte Urban die Wahl seines Gegenpabstes verhindert, wenn er die Königinn Johanna von Neapolis geschont hätte, die ihn erkennen und beschützen wollte. 1378 *Egly Hist. de deux Sicil. t. II. ad h. a. Theod. a Niem. c. 13. 14.*

Beyde Päbste, welche einander Gegenpäbste und Ketzer schalten, bekriegten jeder den andern erst mit ärgerlichen Bullen, und dann mit wirklichen Feindseligkeiten. Die Urbanisten behielten in Italien die Oberhand, und Clemens der siebente gieng nach Avignon. Aus Dankbarkeit gegen den König von Frankreich, Carln den fünften, der noch lebte, erhob er für Ludwigen, den Herzog von Anjou, einige Länder des Kirchenstaates zu einem Königreiche, unter dem Namen des Königreiches Adria. Allein Ludwig nahm von dieser neuen Monarchie, welche niemals mehr als ein Titel wurde, so wenig Besitz, als von dem Königreiche Majorca, das ihm vor einigen Jahren von einer Königinn verkauft worden war, die nichts darinnen besaß. Unterdessen daß Clemens der siebente Königreiche aus Ländern machte, die nicht in seiner Gewalt waren, entsetzte Urban der sechste die Königinn Johanna ihres Thrones, und sprach ihre Unterthanen nicht ohne Wirkung von ihrem Eide der Treue los, weil er viele Anhänger unter ihnen gewonnen hatte. Carl von Duras, ein Vetter des Königes Ludwigs von Ungarn und Polen, wurde von dem Pabste, nachdem sein Bann wider die Königinn Johanna kund gemacht war, zum Könige an ihre Statt gemacht, und Carl war undankbar genug gegen seine *Bulla Clem. VII. in cod. Diplom. Leibn. t. I. p. 239.* 1380 *Muratori.*

Jahr nach Chr. Geb. Wohlthäterinn, mit einer Armee, die aus Ungarn und Italienern bestand, in das Neapolitanische einzufallen. Urban veräußerte und verkaufte in Rom, was er konnte, viele geistliche Güter und Rechte der Klöster, und so gar die güldnen und silbernen Kelche, die Kreuze und Bilder der Heiligen aus den Kirchen zur Besoldung der Armee seines neuen Königes. Die Königinn Johanna rief den Herzog von Anjou zu Hülfe, und erklärte ihn zum Erben ihres Reiches; allein eh
1381 er ankam, wurde sie gefangen, und nachdem Carl von Duras zum Könige von Neapolis gekrönt worden war, in ihrem Gefängnisse erdrosselt. Einige Geschichtschreiber bilden sie mit so häßlichen Farben ab, als wenn sie zum wenigsten eine Messaline gewesen wäre, und sie war eine große, staatskluge, auch mehr herrschsüchtige, als wollüstige Fürstinn. Die Genueser und Venetianer fuhren während dieses Krieges fort, einander die Oberherrschaft zur See streitig zu machen.

Der Tod der Königinn Johanna, welchen der Herzog von Anjou vergeblich zu rächen suchte, schwächte den Anhang des Pabstes zu Avignon. Auch erkannte der König Ferdinand von Portugall, von den Engelländern überredet, seinen Nebenbuler zu Rom für den rechtmäßigen Pabst. Ferdinand hatte wider den
1381. 1382 König Johann von Castilien einen Krieg unternom-
Rapin. men, der über seine Kräfte war. Die Engelländer
Ferreras. standen ihm bey, ungeachtet sie sich selbst kaum wider Frankreich und Schottland behaupten konnten, welche noch immer den Krieg wider sie fortsetzten. Der Herzog von Lancaster bewog das englische Parlament zu diesem Beystande, durch den er seine Absichten auf den castilianischen Thron auszuführen hoffte, auf welchen

chen er seiner Gemahlinn wegen, einer Tochter des abgesetzten Königes, Petrus, Anspruch machte. Sein Bruder wurde mit einer Flotte nach Lissabon geschickt. Allein ungeachtet dieser Hülfe, welche der König von Portugall erhielt, hatte dennöch die Macht des Königes von Castilien selbst bey einigen innerlichen Unruhen und ungeachtet des Kreuzzuges, den Urban der sechste wider ihn vergeblich predigen ließ, das Uebergewicht. Die Vortheile seiner Waffen, die Gewaltthätigkeiten der Engelländer im Gebiete ihrer Bundesgenossen, die Klagen des Volkes darüber, und die Furcht, endlich doch überwunden zu werden, bewegten den König von Portugall, den Frieden anzunehmen, welcher ihm von seinem Feinde, aus Besorgniß eines allzulangwierigen Krieges, angeboten wurde. Die vornehmste Bedingung desselben war theils die Zurückgabe der Galeeren, welche die castilianische Flotte im Anfange des Krieges genommen hatte; theils eine Vermählung, welche zwischen dem zweyten Prinzen des Königes von Castilien und der Kronerbinn von Portugall geschlossen werden sollte, und in der Folge einen neuen Krieg zwischen beyden Reichen verursachte. Die englischen Hülfsvölker wurden von der castilianischen Flotte nach ihrem Vaterlande zurückgeführet. Eben so waren sie vor zwey Jahren von dem Herzoge von Bretagne nach seiner Aussöhnung mit dem Könige von Frankreich ohne Belohnung in ihr Vaterland zurückgeschickt worden. Jahr nach Chr. Geb.

Hier war ein Aufruhr ausgebrochen, der die äußerste Zerrüttung des Reiches hätte nach sich ziehen können. Die Auflagen, welche die erschöpften königlichen Schatzkammern anfüllen sollten, hatten den ersten Saamen dazu ausgestreut; ein Dachdecker aber,

Jahr nach Chr. Geb. Wat-Tyler genannt *, gab durch die Ermordung eines königlichen Einnehmers Gelegenheit zum wirklichen Ausbruche der Empörung. Die Einwohner der Provinzen Kent und Essex, die schon lange mit der Regierung unter dem noch minderjährigen Könige misvergnügt waren, weil sie die wiederholten Landungen der Franzosen an ihren Küsten nicht mit größrer Sorgfalt verhütet hatte, rebellirten auf einmal und wählten ihn zu ihrem Anführer. Sie beschlossen den ganzen Adel und alle Richter auszurotten. Ein aufrührischer Priester reizte sie durch seine Predigten zur äußersten Wut. Sie zogen gerade auf London zu, richteten auf dem Wege alle königlichen Beamten, und alle von Adel hin, die in ihre Hände fielen, zogen in die Stadt ein, wo sich der Pöbel zu ihnen gesellte, fiengen die Palläste der Vornehmen an zu plündern und niederzureißen, enthaupteten den Erzbischof von Canterbury und den Kanzler, und thaten, als sich der König in Unterhandlungen mit ihnen einließ, Foderungen, welche auf den Umsturz aller alten Gesetze und der ganzen gegenwärtigen Einrichtung der Monarchie abzielten. Diese Foderungen that Wat-Tyler selbst an den König, so drohend und unverschämt, daß ihn der Maire von London voll Zorn über seine Drohungen, im Angesichte des Königes tödtete, ohne zu bedenken, daß ihn mehr als dreyßigtausend Mann begleiteten. Richard war unter dem wütenden Anhange des Aufrührers in der äußersten Gefahr des Lebens. Allein seine Gegenwart des Geistes rettete ihn. Auf die einzige standhafte und unerschrockne Frage des Königes, ob sie ihren Beherrscher tödten, oder nicht vielmehr ihm als ihrem wahren Anführer nachfolgen wollten,

* Walther der Dachdecker.

ten, folgten sie ihm wirklich und warfen die Waffen nieder. Hierauf wurden die vornehmsten Anstifter der Rebellion hingerichtet, die Aufrührer in den Provinzen zerstreuet, und die Ruhe und öffentliche Sicherheit wieder hergestellt. Doch die stolze Gemüthsart des Königes, die Herrschaft unwürdiger Günstlinge über sein Herz, und seine Begierde, allzuunumschränkt zu herrschen, ließen eben keine lange Dauer des erneuerten innerlichen Friedens hoffen. Das Parlament machte verschiedne weise Verordnungen. Besonders wurde den Bischöfen untersagt, Irrgläubige, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Parlaments gefangen nehmen zu lassen. Mit Frankreich wurde ein Stillstand auf einige Jahre geschlossen. Jahr nach Chr. Geb.

Auch dieses Reich war unter der Minderjährigkeit seines Königes vielen Unruhen ausgesetzt. Der Geiz des Herzoges von Anjou, welcher sich der hinterlaßnen Schätze des vorigen Königes bemächtigt und zur Unterstützung seiner fruchtlosen Unternehmung auf Neapolis das Volk mit großen Auflagen beschwert hatte, verursachte in Paris und in andern Städten des Königreiches eine Empörung. Sie wurde gestillt, und wieder erneuert, als der junge König dem Grafen von Flandern wider seine auch rebellischen Unterthanen zu Hülfe eilte. Die Einwohner zu Gent hatten ihren Grafen unter Philippen von Artavelle, einem Sohne des in den vorigen Zeiten so berüchtigten Bierbrauers gleiches Namens, fast aus seinem ganzen Lande vertrieben. Das französische Heer war in diesem Feldzuge glücklicher, als ehedem. Der Sieg, der bey Rosebec über die Rebellen erfochten wurde, machte dem Aufruhre ein Ende. Dieser Sieg des Königes über die Flandrer breitete auch Bestürzung und Furcht

Daniel.

1381. 1382

Meyer. annal. Flandr. lib. 13.

Jahr nach Chr. Geb. über seine eignen unruhigen Unterthanen, besonders über die Pariser aus. Carl der sechste zog in seine Hauptstadt ein, als ein Ueberwinder in eine mit Sturm eroberte Stadt einzieht. Viele unter den unruhigen Bürgern wurden am Leben gestraft, und die Auflagen mit einer unerbittlichen Strenge eingetrieben.

1382 Um diese Zeit starb Ludwig, der König von Ungarn und Polen. Die Einwohner des letzten Reiches wurden durch diesen Verlust wenig gerührt. Er hatte sich, wegen seiner vorzüglichen Neigung gegen Ungarn, niemals die Liebe der Polen erworben, mit deren Reiche er als mit einer Provinz seines Königreiches umgieng. Allein eben dadurch wurde der Grund zu der republikanischen Verfassung von Polen gelegt, die noch bis auf unsre Zeiten fortdauert. Ludwig hinterließ zwo Töchter. Die älteste, Maria, war mit dem Churfürsten, Sigismund, von Brandenburg, dem Bruder des deutschen Kaisers, vermählt, und zur Erbinn beyder Reiche bestimmt. Allein Sigismund war den Polen verhaßt; welche die zweyte Prinzessinn, Hedwig, zu ihrer Beherrscherinn verlangten, unter der Bedingung, daß sie ihren künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen sollte. Die verwittwete Königinn, Elisabeth, weigerte sich viele Jahre nach einander, sie zu senden; immer noch voll Hoffnung, daß Polen und Ungarn unter einem Zepter vereiniget bleiben sollten. Unterdessen suchten sich der Herzog von Mazovien und der Herzog Jagello von Litthauen des Thrones zu bemächtigen, und beyde verheerten das unglückliche Reich,

Cromer. Dlugoss. l. c.

1384 das kein Oberhaupt hatte. Endlich entschloß sich die verwittwete Königinn von Ungarn, die Prinzessinn, Hedwig, nach Polen zu schicken. Viele Prinzen bewarben sich um die Ehre, mit ihr vermählt zu werden;

den; allein keiner bot der Republik so viel an, als Ja- Jahr nach
gello, der Herzog von Litthauen. Er erbot sich, sein Chr. Geb.
Herzogthum mit der Krone zu vereinigen, und weil er
noch ein Heide war, sich taufen zu lassen. Hedwig,
welche sich lieber mit dem ihr schon lange versprochnen
Herzoge von Oesterreich vermählt hätte, ließ sich end-
lich doch überreden, ihn zum Gemahle anzunehmen.
Jagello wurde getauft, und erhielt den Namen Ula- 1385
dislaus, und so wurde zuerst ganz Litthauen zum Chri-
stenthume gebracht und mit dem polnischen Reiche auf
ewig vereinigt. Die Schwester der Königinn Ma-
ria war in Ungarn zum Könige gekrönt; denn die
Ungarn verlangten Sigismunden, ihren Gemahl, so
wenig zum Beherrscher, als die Polen. Sie, die
Königinn, ihre Mutter, und ihre Lieblinge mach-
ten ihre Unterthanen bald misvergnügt, und ihr Mis-
vergnügen schlug in Empörungen aus.

Portugall hatte nach dem Tode des Königes Fer-
dinand fast gleiche Schicksale. Der König, Johann
von Castilien, suchte sich wegen seiner Gemahlinn, die
nach dem letzten Frieden mit einem seiner Prinzen hät-
te vermählt werden sollen, des portugiesischen Thro-
nes zu bemächtigen. Seine Langsamkeit zerstörte sei-
ne Absichten. Die Portugiesen, welche keine Sclaven
der Castilianer seyn wollten, erwählten den natürli-
chen Bruder des verstorbnen Königes, der schon un-
ter der vorigen Regierung für einen rechtmäßigen
Prinzen des königlichen Hauses erklärt war, zu ihrem
Beherrscher. Der König von Castilien hatte noch 1384. 1385
viele Anhänger im Reiche; allein der neue König er-
oberte eine Stadt nach der andern. Er verband sich
auch mit den Engelländern. Weil die Portugiesen
sich entschlossen hatten, frey zu seyn, so konnte die über-

Jahr nach Chr. Geb. wiegende Macht des Königes von Castilien nichts wider sie ausrichten. Endlich lieferten beyde Armeen bey Aljubarotta einander ein blutiges Treffen, in welchem die Portugiesen einen so merkwürdigen Sieg erfochten, daß dessen Andenken noch itzt gefeyert wird. Dieser Sieg versicherte ihnen ihre Freyheit, ungeachtet der König von Castilien den Krieg noch verschiedne Jahre fortsetzte.

In dem benachbarten Arragonien herrschte noch immer Petrus, und erwarb sich mehr Ruhm durch eine politische, als kriegerische Regierung. Seine Sorgen giengen auf die Erhaltung der Insel Sardinien unter seinem Zepter. Die Genueser, die gegenwärtig so mächtig zur See waren, machten ihm den Besitz dieser Insel streitig, und er suchte sie von der Insel Corsica zu vertreiben, wo sie einige Städte und Gegenden in ihrer Gewalt hatten. Er hätte sich auch gern das Königreich Sicilien zugeeignet, und die Erbinn dieses Reiches, Maria, ihrer Rechte beraubt. Allein der Pabst Urban der sechste war ihm nicht günstig, und er ließ sich in vergebliche Unterhandlungen mit ihm ein. Glücklicher aber war er in der Erhaltung der Insel Majorca unter seiner Bothmäßigkeit. Denn Ludwig, der Herzog von Anjou, welcher Ansprüche auf dieses kleine Königreich erkauft hatte, war in Italien wider den König von Neapolis, Carl von Duras, unglücklich, und starb vor Verdruß, daß er den Tod seiner erdrosselten Wohlthäterinn, der Königinn Johanna, nicht rächen konnte, ungeachtet der unermeßlichen Schätze, die er auf diese Unternehmung verwendete. Unterdessen wurden der König von Neapolis und der Pabst Urban, der sechste, der ihn zu Neapolis besucht hatte, unversöhnliche Feinde.

1384

Egly d. S. Histoir. de deux Sicil. tom. II. ad h. a.

Der

Der Pabst that den König in den Bann, und der Kö- Jahr nach
nig belagerte den Pabst zu Nocera, welcher einige Chr. Geb.
Cardinäle grausam foltern ließ, die ihm wegen eines
geheimen Verständnisses mit dem Könige, seinem
Feinde, verdächtig waren. Der Pabst war in der
äußersten Gefahr, in Carls Hände zu fallen, der
ihn lebendig oder todt in seine Gewalt haben wollte.
Endlich gelang es ihm doch, nach Genua zu entflie-
hen. Kaum war er hier angekommen, als er die 1386
Cardinäle, welche er zu Neapolis foltern lassen,
auf eine unmenschliche Weise hinrichten ließ. Der
König Carl befestigte sich nun immermehr auf dem
Throne von Neapolis, und suchte sich itzt auch des
Königreiches Ungarn zu bemächtigen, in welches er
gerufen wurde, als das Misvergnügen einiger Großen
mit der Königinn Maria und ihrer Mutter Elisabeth
in eine öffentliche Empörung ausbrach. Allein hier
fand er seinen Tod, ungeachtet er zum Könige ge-
krönt wurde. Die Königinnen Maria und Elisa-
beth ließen ihn in ihrer Gegenwart umbringen. Der
Ban von Croatien rächte zwar seine Ermordung, ließ
die verwittwete Königinn ersäufen, und die Königinn
Maria gefangen setzen. Allein Sigismund, ihr Ge-
mahl, der zur Vertheidigung seiner Gemahlinn in sei-
nem Churfürstenthume ein ansehnliches Heer angewor-
ben hatte, befreyte sie, und ließ sich selbst zum Könige
von Ungarn krönen. So gemein waren in diesem
Jahrhunderte der Barbarey Ermordungen und Ver-
giftungen der Könige und Königinnen. Neapolis
wurde nach dem gewaltsamen Tode seines Monar-
chen von neuen Unruhen erschüttert. Denn einige
Stände dieses Reiches erklärten sich für seinen ältesten
Prinzen Ladislaus, und andre für Ludwig den zweyten

Jahr nach Chr. Geb. von Anjou, und beyde waren minderjährig, und beyde unter der Regentschaft der Königinn, ihrer Mütter.

Die Herrschsucht, welche alle europäischen Königreiche mit beständigen Unruhen erfüllte, zerrüttete das schwache griechische Kaiserthum immer mehr. Johannes Paläologus hatte nach der entdeckten und bestraften Verrätherey seines ältesten Prinzen, Andro-
1387 nicus, seinen zweyten Sohn, Immanuel, zum Mit-
Ducas. beherrscher krönen lassen. Andronicus war gefangen
c. 13. gesetzt worden; allein er fand Gelegenheit, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen. Mit der Hülfe der Genueser zu Galata und der Türken drang er in Constantinopel ein, und setzte seinen Vater und seine Brüder in eben das Gefängniß, worinnen er vor einigen
1389 Jahren gesessen hatte. Seine Regierung war von keiner Dauer. Denn sein Vater und seine Brüder fanden auch Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, und ihn wieder vom Throne zu verdrängen. Unterdessen nahmen die Türken unter Amurathen und
Cantimir. seinem eben so tapfern Sohne, Bajazeth, in Macedonien und Albanien eine Stadt nach der andern ein. Der Fürst von Servien war der einzige, welcher mit den Wallachen, Dalmatiern, Triballiern und Ungarn gemeine Sache machte, der immer mehr anwachsenden Macht der Türken zu widerstehen. Bey Kossowa kam es zwischen ihm und Amurathen zu einer blutigen Schlacht. Die Servier wurden aller ihrer Tapferkeit ungeachtet geschlagen, und ihr Fürst gefangen. Allein Amurath fand noch nach dem Siege auf dem Schlachtfelde, als er die Erschlagenen besichtigte, seinen Tod. Ein Christ, der sich unter den Todten verborgen hatte, und aus dem Gespräche des Sultans mit seinem Vezier schloß, daß es Amurath wäre,

sprang plötzlich auf und tödtete den Kaiser mit einem Dolchstiche. Er wurde sogleich in Stücken zerhauen, und der Fürst der Servier enthauptet, als Bajazeth zum Nachfolger seines Vaters bestätiget, sein Bruder aber, Jákub Tschelebi, der einen Aufruhr gegen ihn zu erregen gesucht hatte, mit einer Bogensehne erdrosselt worden war. Ob gleich Bajazeth bald nach diesem Siege von den Moldauern geschlagen wurde, so zwang er dennoch den griechischen Kaiser, ihm zinsbar zu werden, und ihm als ein Vasall seinen Sohn mit einigen Kriegsvölkern zuzuschicken. So erwartete das griechische Kaiserthum zu seinem völligen Umsturze nur die letzte Erschütterung. Jahr nach Chr. Geb. 1390 1392

Das deutsche Kaiserthum stand unter dem Zepter eines Kaisers, der sich in seinem väterlichen Reiche durch seine Verschwendungen und Auflagen verhaßt und bey den deutschen Fürsten verächtlich machte, unter denen ihn der Herzog von Bayern und der Besitzer der Oberpfalz zur Abtretung vieler Städte nöthigten. 1384

Die Bündnisse, welche die Fürsten, und die Städte in Schwaben, Franken, und am Rheine wider einander machten, verursachten viele innerliche Unruhen in Deutschland.

Die nordischen Reiche waren in einer noch grössern Verwirrung. Oluf, der König von Dänemark, war ohne Nachkommen gestorben, und Margaretha, seine Mutter, vereinigte mit ihrem väterlichen Königreiche, Norwegen, das dänische Reich, von dessen Ständen sie fast einmüthig erwählt wurde. Heinrich von Mecklenburg, und sein Bruder, der König Albrecht von Schweden, machten ihr den Besitz ihres neuen Reiches streitig. Albrecht nahm den Titel eines Königes von Schweden an. Allein dieser König hatte sich bey den 1387

Jahr nach Chr. Geb. Ständen seines Reiches durch seine Auflagen und die Verschwendung aller seiner Gnadenbezeugungen gegen die Deutschen so verhaßt gemacht, daß sie sich wider ihn empörten, und die Königinn Margaretha, welche die Herzen aller ihrer Dänen gewonnen hatte, zu ihrer Königinn erwählten. Der Krieg, welcher sich darüber entzündete, lief für den König Albrecht unglücklich, welcher in der Schlacht bey Falköping gefangen wurde. Die mecklenburgischen Völker vertheidigten sich zwar noch verschiedne Jahre nacheinander in Schweden, und vornehmlich in Stockholm; aber endlich sah sich der König Albrecht gezwungen, seinen Rechten auf Schweden zu entsagen, und seine Freyheit mit sechzigtausend Mark löthigen Goldes zu erkaufen. Margaretha, diese nordische Semiramis, vereinigte durch den calmarischen Vertrag alle drey nordischen Reiche, wußte die schwedischen Stände so einzunehmen, daß sie gleich den Dänen, ihren Schwestersohn, den jungen Herzog Erich von Pommern, zu ihrem künftigen Beherrscher erwählten, und regierte nachher über ihre Staaten mit einem solchen Ansehen, als ob sie unumschränkt gewesen wäre, obgleich mit größrer Zufriedenheit der Dänen, als der Schweden.

1388

1395

1397

1385 Während der Zeit führten die Könige von Castilien und Portugall den Krieg fort, welcher über den Besitz der portugiesischen Krone entstanden war. Der König von Castilien rüstete sich, ungeachtet seines großen Verlustes bey Aljubarotta, mit einem neuen Heere in Portugall einzubrechen. Allein der Sieger suchte die Staaten seines Feindes zum Schauplatze des Krieges zu machen, und beschloß zur Ausführung dieser Absicht den Ehrgeiz des Herzoges von Lancaster noch ein-

mal

mal mit dem Anerbieten zu reizen, daß er ihm den castilianischen Thron erobern helfen wollte. Der Ehrgeiz des Herzoges war um so viel leichter zu erwecken, je unzufriedner er mit dem jungen Könige Richard, seinem Neffen, oder vielmehr mit den Lieblingen desselben war. Er verlangte also von dem Könige die nöthige Hülfe zur Ausführung seiner eingebildeten Ansprüche auf Castilien, und erhielt sie, weil der König, seine Lieblinge, und selbst das Parlament seine Entfernung aus dem Reiche wünschten. Die Nachricht von dem Bündnisse des Herzoges von Lancaster mit Portugall beunruhigte den Castilianer, ohne seinen Muth niederzuschlagen. Er warb neue Kriegsvölker an; die Stände seines Reiches mußten ihm eine neue Geldsteuer verwilligen, und zugleich suchte er bey dem Könige von Frankreich um Hülfsvölker an. Allein mit allen diesen Anstalten konnte er die Landung des Herzoges von Lancaster nicht verhindern, welcher sich verschiedner Städte in Gallicien bemächtigte. Der König von Castilien konnte nicht mehr thun, als sich vertheidigen, da die Hülfsvölker des Königes von Frankreich zu langsam anrückten, der Einfall seiner Flotte aber in Engelland erst aufgeschoben, und im nächsten Jahre wegen ihrer Zerstreuung durch einen Sturm ganz rückgängig wurde. Unterdessen erhielt er durch Unterhandlungen, was er nicht mit Gewalt erhalten konnte. Er ließ dem Herzoge von Lancaster, seinen ältesten Prinzen, den Infanten Heinrich, zum Gemahle für die Prinzessinn Catharine seine Tochter antragen, und der Herzog willigte um so viel lieber darein, je mehr er Unmöglichkeit einsah, Castilien für sich zu erobern. Einige Jahre darauf, nachdem ihm seine Kriegsunkosten erstattet worden waren, gieng

Jahr nach Chr. Geb.

1386

1387

Ferreras.

er

Jahr nach Chr. Geb. er nach Engelland zurück. Nunmehr war der König Johann dem Kriege gegen Portugall wieder allein gewachsen; die französischen Hülfsvölker wurden gleich nach dem Vergleiche mit dem Herzoge von Lancaster ihrer Dienste erlassen, und der Erbprinz von Navarra, welcher dem Könige auch beygestanden hatte, konnte in sein väterliches Reich zurückgehen, wo sein Vater, der König Carl der zweyte, gestorben war. Kein König ist in der Geschichte dieser Zeiten berüchtigter, als Carl der zweyte von Navarra. Unter den Franzosen hatte er nur den Namen des Bösen; allein so sehr er ihren Haß wegen der Unruhen verdiente, die er unter ihnen anstiftete: So wenig kann geleugnet werden, daß eben dieser Haß sie in den Beschreibungen seines Characters parteyisch gemacht habe.

Ferreras. Bald nach dem Tode des Königes von Navarra starb auch der König von Arragonien, Petrus, der vierte, in einem Alter, das seinen Blutdurst, aber weder seinen Ehrgeiz noch seine Lebhaftigkeit in Erfindung und Ausführung großer Anschläge geschwächt hatte. Ihm folgte sein Sohn, Johann der erste, welcher die verwittwete Königinn gleich nach dem Antritte seiner Regierung empfinden ließ, daß man einen künftigen Kronerben nicht ungeahndet beleidige. Man fürchtete schon deswegen an ihm einen eben so strengen Beherrscher zu erhalten, als an seinem Vater. Allein Johann besaß eine sanfte Gemüthsart; ließ seine herrschsüchtigere Gemahlinn herrschen, so viel sie wollte, wenn nur seine Tafel gut besetzt war, und hörte eine gute Musik lieber, als Berathschlagungen über Staatsgeschäffte. Er liebte die Gelehrten und schickte eine feyerliche Gesandtschaft nach Frankreich, um sich von dem Könige Poeten und Liedersänger auszubitten. Die

Arra-

Arragonier sahen die Schwäche ihres Königes bald ein, und bedienten sich derselben, unterschiedne Freyheiten wieder zu erlangen, die ihnen der König, sein Vater, genommen hatte. Sie nöthigten ihn, eine herrschsüchtige Favoritinn der Königinn vom Hofe zu verweisen, seine Aufführung zu ändern, und so wohl seine Ergetzlichkeiten als seinen Aufwand einzuschränken, und die gute Art, mit welcher er seinem Volke nachgab, erhielt nicht allein die Ruhe in seinem Reiche, sondern gewann ihm auch die Liebe seiner Unterthanen. Jahr nach Chr. Geb. 1388.1389

In diesem Jahre starb der Pabst Urban der sechste; allein sein Tod endigte die schändliche Spaltung nicht, welche so wohl im Staate als in der Kirche so vielfältige Unruhen verursachte. Die römischen Cardinäle erwählten einen Neapolitaner an seine Stelle, welcher den Namen Bonifacius des neunten annahm. Noch war es immer unentschieden, ob Ludwig von Anjou, oder Ladislaus, des Königes Carls von Duras hinterlaßner Prinz, das Königreich Neapolis behaupten würde. Ludwig war nach seiner Ankunft in diesem Reiche so glücklich, daß sich die Hauptstadt für ihn erklärte. Er gewann verschiedne Vortheile nach einander über seinen Nebenbuler; aber so bald nur dieser erwachsen genug war, daß er seine Völker selbst anführen konnte, neigte sich auch das Glück auf seine Seite, weil er von einem weit feurigern und geschäfftigern Character war, als Ludwig. Der Pabst Bonifacius unterstützte den König Ladislaus mit seinem Banne, und kräftiger noch mit großen Geldsummen, die er theils mit seinem neuen Jubelablaßjahre gewann, theils aus den Gütern der Kirchen und Klöster zog. Ganz Italien hatte eben das Schicksal, welches 1390. 91. 92. *Egly l. c. Murat.*

Jahr nach Chr. Geb. ches Neapolis so unglücklich machte. Beständige bürgerliche Kriege verwüsteten dasselbe. Der Visconti von Mayland, Johann Galeazzo, ein glücklicher Eroberer, die von Carrara zu Padua, die Marggrafen von Este, die Gonzaga von Mantua und fast alle großen italienischen Städte waren stets in Waffen gegen einander. Sicilien war gleichfalls voll Verwirrung und Unruhe. Einige Große dieser Insel waren arragonisch gesinnt; andre widersetzten sich der Vermählung der jungen Königinn, Maria, mit Martin, dem Sohne des Herzoges von Montblanc, dem Neffen des Königes von Arragonien. Unter diesen war ein Graf von Mistreta der vornehmste. Er hatte sich einer fast unumschränkten Gewalt angemaßt, und seine Absicht war, zwischen Johann Galeazzo, dem Beherrscher von Mayland, und der Königinn Maria eine Vermählung zu stiften. Allein diese Absicht war schon von dem verstorbnen Könige von Arragonien, Petrus, hintertrieben worden, dessen Flotte die mayländische im Hafen von Pisa aufgebracht hatte. Dadurch hatte die arragonische Partey die Oberhand gewonnen, und itzt wurde der Herzog von Montblanc von dem Könige, seinem Bruder, so kräftig unterstützt, daß er nicht allein die Königinn Maria mit seinem Sohne Martin vermählte, sondern auch das Glück hatte, fast die ganze Insel unter seine Bothmäßigkeit zu zwingen und ihn zum Könige krönen zu lassen. Indem er beschäfftigt war, seinen Sohn auf dem
1394 Throne von Sicilien zu befestigen, starb sein Bruder, Johann, der König von Arragonien, und hinterließ ihm die Krone dieses Reiches. Der Gemahl der ältesten Prinzessinn des verstorbnen Königes wollte sie zwar dem Herzoge Martin von Montblanc in sei-

ner

ner Abwesenheit streitig machen; allein er konnte wi- Jahr nach
der die tapfre Gemahlinn des Herzogs nichts ausrich- Chr. Geb.
ten, welcher siegreich aus Sicilien zurückkam, und
sich krönen ließ. So wurden Vater und Sohn fast
zu gleicher Zeit Könige.

Die Ruhe, welche Arragonien beglückte, als Mar- *Ferreras.*
tin der erste dahin zurückgekommen war, hatte das be- *t. VI.*
nachbarte Castilien, ungeachtet des Waffenstillstandes *P. d'Orle-*
zwischen diesem Reiche und Portugall, mit seinem *ans t. II.*
ruhmwürdigen Könige verloren. Heinrich der dritte
war noch minderjährig, als er seinem Vater, Johann
dem ersten, nachfolgte. Diese Minderjährigkeit ver- 1390
ursachte innerliche Unruhen, die so lange dauerten, bis
der König das Alter erreichte, in welchem er selbst re-
gieren konnte. Die portugiesische Nation, welche seit
dem Siege bey Aljubarotta den Castilianern überlegen
war, wollte dieser Unruhen sich bedienen, die Grenzen
ihrer Macht entweder durch einen Krieg, in welchem
sie Eroberungen zu machen hoffte, oder durch einen
Frieden zu erweitern, in welchem ihr dasjenige ab-
getreten würde, was Castilien mit Gewißheit zu ver-
lieren befürchtete. Allein ihre Hoffnung war eitel. Die
Eintracht, welche zwischen dem castilianischen Könige
und seinen Unterthanen erneuert wurde, hatte den
glücklichen Erfolg, daß die Portugiesen ihnen nicht
mehr überlegen blieben. Der Krieg wurde auf bey-
den Seiten mit Hitze, oder vielmehr mit einer fast un-
menschlichen Wut geführt, und beyde Nationen ermü-
deten einander, ohne einander zu überwinden. Nach-
dem sie ermüdet genug waren, kam es zu Unterhand-
lungen, die sich in einem neuen Stillstande endigten. 1395
Heinrich von Castilien war ein kränklicher König; aber
ein Monarch, der sich viele Mühe um die Erlernung
der schweren Kunst zu regieren gab. Seine Leutsee-

Jahr nach Chr. Geb. ligkeit erwarb ihm die Liebe des Volkes und seine unerschrockne Standhaftigkeit setzte die Großen in Furcht; aber was ihn von allen Königen dieser Zeit unterschied, war seine Neubegierde, alles zu wissen, was in fremden Ländern vorgieng; denn er hatte fast an allen Höfen seine Gesandten.

1392 *Rapin. t. III. Mezer. t. I. ed. in Fol. Daniel t. VI. 8vo.*

Zwischen den Königen von Frankreich und Engelland wurde der Stillstand, der unter ihrer Minderjährigkeit geschlossen und von Zeit zu Zeit erneuert worden war, noch auf mehr Jahre verlängert, und Frankreich doch nicht glücklicher. Das vorzügliche Vertrauen, welches Carl der sechste in den Herzog von Orleans, seinen Bruder setzte, erweckte die Eifersucht des Herzoges von Burgund, welche gefährliche Folgen hatte, als der König von einer Art wütender Sinnlosigkeit angegriffen worden war, die ihn, aller gebrauchten Mittel ungeachtet, von Zeit zu Zeit anwandelte, und untüchtig machte, die Regierung selbst zu führen. Diese schreckliche Krankheit überfiel ihn auf seinem Kriegszuge wider den Herzog von Bretagne, welcher einen Edelmann beschützte, der aus Privatrache sich unterstanden hatte, den Connetable von Frankreich, den am Hofe so mächtigen Clisson, meuchelmörderisch tödten zu wollen. Die Meynungen über den Ursprung der Krankheit des Königes waren so verschieden, als die Leidenschaften, welche durch diesen Zufall in Bewegung gesetzt wurden. Seine Oheime, die Herzoge von Burgund und Berry, veranlaßten aus Feindschaft gegen den Herzog von Orleans das Gerücht, daß er durch die Gemahlinn des Herzoges, Valentina, bezaubert worden wäre, die vertrauter mit ihm war, als sie wünschten, und selbst ihr Gemahl wissen mochte. Viele erklärten auch seine Krankheit für ein göttliches Gericht; die Großen, weil er sich von seinen Lieblin-

gen mehr als von ihnen regieren ließe; die beyden Päbste, weil er den zu Rom nicht für den einzigen rechtmäßigen Pabst erkannte, den zu Avignon aber nicht nachdrücklich genug unterstützte; das Volk, weil er es während des Friedens mit neuen Auflagen beschwerte; die gewissen Ursachen aber waren ein von Natur schwaches Gehirn; ein heftiges Temperament; ein schwarzes Blut; eine Unpäßlichkeit die ein hitziges Fieber zurückgelassen, und eine Einbildungskraft, die von einem plötzlichen Schrecken in Unordnung gebracht worden war. Der Herzog von Burgund hatte den stärksten Anhang im Reiche, bemächtigte sich der Regentschaft und unterdrückte die Partey des Herzoges von Orleans. Unterdessen wurde alles gethan, was zur Genesung des Königes dienen konnte, und es schien auch ein Arzt so glücklich zu seyn, seine Gesundheit wieder herzustellen. Allein eine Mummerey, wo der König in die Gefahr zu verbrennen gerieth, stürzte ihn in seine Krankheit zurück, die von keinem so merkwürdigen Einflusse in den Staat gewesen seyn würde, wenn sie ihm nicht von Zeit zu Zeit einige gute Stunden gelassen hätte. In diesen Umständen war es ein Glück für Frankreich, daß der Stillstand mit Engelland nicht allein fortdauerte, sondern sich auch in einen beständigen Frieden verwandeln zu wollen schien. *Rapin. l. c.*

Jahr nach Chr. Geb.

In diesem Reiche regierte Richard der zweyte, welcher sich von seinem Stolze, seinem schwachen Verstande und den Schmeicheleyen eigennütziger und herrschsüchtiger Lieblinge verführen ließ, mehr als einmal zu versuchen, ob er die Freyheit seiner Unterthanen einschränken oder ganz unterdrücken könnte. Allein die Wachsamkeit der Großen für die Rechte des Volkes zernichtete alle seine Anschläge. Er hatte schon 1387. 89
einmal, alle Richter seines Reiches theils gewonnen,

Jahr nach Chr. Geb. theils gezwungen, den Ausspruch zu thun, daß er über alle Gewalt der Gesetze erhoben und ein jeder ihm ohne Einschränkung unterwürfig wäre. Darüber ergriffen die Großen die Waffen, und nöthigten ihn bald, seinen sieghaften Unterthanen mit Thränen in den Augen eine beßre Regierung anzugeloben. Er söhnte sich auch mit seinen Oheimen, den Herzogen von Lancaster und Gloceſter aus, und gab zum Scheine einer aufrichtigen Ausſöhnung dem ersten Guyenne, wirklich aber in der Absicht, einen Oheim zu entfernen, den er fürchtete. Seine ausschweifende Pracht setzte ihn bald neuen Verdrießlichkeiten aus. Nach den Geschichtschreibern dieser Zeit unterhielt er täglich eine Armee von Hofleuten, eine Anzahl von ungefähr zehntausend Menschen. Damit er im Falle der Noth einen Beystand wider seine Unterthanen finden könnte, so vermählte er sich mit einer Prinzessinn des Königes von Frankreich, Carls des sechsten. Diese Vermählung wurde ihm von den Franzosen so schwer gemacht, als sie den Engelländern verhaßt war. Sein Aufwand gieng bey dieser Gelegenheit bis zur äußersten Ausschweifung, und weil seine Einkünfte ganz erschöpft wurden, so ergriff er zur Anfüllung seiner Schatzkammern Mittel, welche die Unzufriedenheit seiner Unterthanen immer mehr vergrößerten.

1396 *Rapin.* Um diese Zeit wurde zu London eine Kirchenversammlung wider die Wiclefiten gehalten. Johann Wiclef, oder vielmehr Wiclif hatte ungefähr vor sechs und zwanzig Jahren nicht allein den verderbten Zustand der Kirche eingesehen, sondern auch Wahrheiten vorgetragen, welche von der Clerisey als die schändlichsten und unerhörtesten Ketzereyen verdammt wurden. Nach seiner Lehre war der römische Pabst das Haupt der Kirche nicht; hatte er nicht mehr Gewalt,

walt, als ein andrer Priester; konnten der Kirche ihre Güter genommen werden, wenn sie dieselben mis- Jahr nach Chr. Geb.
brauchte; war das Evangelium den Menschen zur Seeligkeit genug; gehörten die Mönchsorden nicht zum Wesen des Christenthums; sollten die Bischöfe niemanden seines Glaubens wegen einkerkern dürfen; war die Lehre von der Transsubstantiation nicht in dem göttlichen Worte gegründet. Diese Lehren Wiclefs fanden nicht allein viele Anhänger, sondern wurden mit neuen Wahrheiten bereichert. Seine Nachfolger wagten sich zu behaupten, daß der ehlose Stand, der Exorcismus, die Einseegnung des Wassers, des Oels, der Altäre, und der Priesterkleidungen, die Wallfahrten und viele andre Kirchengebräuche bloß menschliche Erfindungen wären. Sie verwarfen das Gebet für die Todten, die Anbetung der Bilder und des Kreuzes, und die Ohrenbeichte. Vornehmlich aber bestritten sie die allzugroße Herrschsucht der Clerisey, und unterstanden sich zu lehren, daß die Geistlichen sich bloß auf geistliche Verrichtungen einschränken müßten. Lehren dieser Art mußten in diesen Zeiten Beyfall finden, wo die traurige Spaltung der Kirche durch zween herrschsüchtige Päbste ein allgemeines Aergerniß der Christenheit war. Clemens der siebente 1394
war zu Avignon gestorben; allein seine Cardinäle hatten in der Person des Cardinals Petrus von Luna einen neuen Gegenpabst erwählt, welcher den Namen Benedictus des dreyzehnten annahm. Der Pabst führte eine andre Sprache, als der Cardinal geführt hatte. Niemand hatte nachdrücklicher auf die Einigkeit der Kirche gedrungen, als Petrus von Luna, und niemand hinderte sie mehr als Benedict der dreyzehnte. Zu Paris wurde eine Kirchenversammlung angestellt, die besten Mittel zur Wiederherstellung der Eintracht

Jahr nach Chr. Geb. in der Kirche ausfündig zu machen. Aber alles war vergeblich; denn jeder Pabst wollte der einzige rechtmäßige Pabst seyn.

Die Zwietracht in der Kirche war schuld, daß die Macht der Türken auch den abendländischen Christen furchtbar zu werden anfieng. Johannes Paläologus war zu Constantinopel gestorben, und Immanuel Paläologus gezwungen worden, dem Sultan Bajazeth zinsbar zu werden. Und dennoch belagerte er die Hauptstadt des griechischen Reiches. Diese Feinde des christlichen Namens bedräuten auch das Königreich Ungarn mit ihrem Einfalle. Sigismund war zu schwach, diesen allzumächtigen Eroberern zu widerstehen. Von dem Könige von Polen, Ladislaus, konnte er keinen Beystand erwarten; denn er war, ungeachtet der Verschwägerung mit ihm, sein Feind; noch weniger aber von dem deutschen Kaiser Wenzel, welcher sich durch seine Verschwendung und Tyranney in seinem Erbkönigreiche Böhmen so verhaßt machte, daß er zweymal nach einander von seinen Unterthanen gefangen gesetzt worden war. Also wendete sich Sigismund an den König von Frankreich um Hülfe wider die Türken. Er erhielt den Beystand, den er suchte, und brachte mit den Franzosen und Deutschen ein Heer zusammen, welches beynahe hunderttausend Mann stark war. Mit diesem Heere gieng er über die Donau, erhielt einige Vortheile über die Türken und belagerte Nikopolis. Bajazeth hob die Belagerung der Stadt Constantinopel auf und eilte, die Eroberung von Nikopolis zu verhindern, den Christen mit einem Heere entgegen, welches um die Hälfte stärker war. Die Vortheile, welche zeither über die Türken erfochten worden waren, hatten die Christen sicher gemacht, und zugleich konnten die französischen Feldherren über der Anführung ihrer Kriegsvölker nicht einig

1392 *Ducas. Cantimir.*

1394. u. f. J.

Bonfin. dec. III. libr. 2. Laonic. Chalcocond. l. II. rer. turc.

werden.

werden. In dieser Sicherheit und Uneinigkeit wur- Jahr nach
den sie von Bajazethen überfallen, und mit Hülfe Chr. Geb.
einer Kriegslist, bis aufs Haupt geschlagen. Sigis-
mund, der König von Ungarn, entfloh auf einem
Schiffe über Constantinopel in sein Königreich. Der
Verlust dieser Schlacht, welcher so viele Wittwen und
Waisen machte, war schuld, daß ihn seine Unterhanen
gefangen nahmen, ihm mit der äußersten Verachtung
und Grausamkeit begegneten, und so gar den König
Ladislaus aus Neapolis auf den Thron riefen. Sigis-
mund war verloren, wenn er nicht Mittel gefunden
hätte, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen. Er warb in
seinen deutschen Staaten, verpfändete das Marggraf-
thum Brandenburg an seine Vettern, Jodocus und
Procopius von Mähren, gieng mit einer deutschen Ar-
mee nach Ungarn und eroberte es wieder.

Gleich nach dem Siege bey Nikopolis belagerte Cantimir.
Bajazeth Constantinopel wieder, nachdem er die Meer-
enge von Nicomedien befestigt hatte. Vielleicht wäre
diese Hauptstadt erobert worden, wenn ihm nicht sein
Vezier gerathen hätte, die Eroberung noch aufzuschie-
ben, damit er die Eifersucht und Furcht der abend-
ländischen christlichen Fürsten nicht allzusehr wider sich
reizen möchte. Bajazeth folgte seinem Rathe und
ließ sich mit dem Kaiser Immanuel Paläologus in
Friedensunterhandlungen ein. Die Türken huben die
Belagerung auf, und die Griechen erlaubten ihnen
die freye Uebung ihres Gottesdienstes, und ihre eige-
nen Richter in dem Hauptsitze des Reiches. Und
dennoch wäre Constantinopel gewiß verloren worden,
wenn nicht Bajazeth seinen Ueberwinder gefunden
hätte. Dieser war Temurlenki, der unter dem ver- *V. Ach-*
derbten Namen Tamerlans so berühmt ist, und sich *med. Arab-*
aus einer niedrigen Herkunft zum Könige der Scythen *sid. Hist.*
Tamerl. a

Jahr nach Chr. Geb.

Arabic. versa Laon. Chalcoc. l. 3.

emporgeschwungen, itzt aber mit einem Heere Tartarn die asiatischen Landschaften der Perser und Türken überfallen hatte. Seine Eroberungen waren schnell. Der griechische Kaiser wendete sich an ihn, und erbot sich, sein Reich von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm wider den furchtbaren Bajazeth beystehen wollte, Temurlenki aber war so großmüthig, daß er ihm beyzustehen versprach, ohne sein Anerbieten anzunehmen. So bald Bajazeth davon benachrichtigt wurde, belagerte er Constantinopel; in der Hoffnung, diese Stadt noch vor Temurlenkis Ankunft einnehmen zu können. Allein da seine Feldherren, die er ihm entgegen geschickt hatte, geschlagen wurden, hob er die Belagerung auf, und eilte mit allen seinen Kriegsvölkern nach Asien. Bey Prusa lieferten Tamerlan und Bajazeth einander ein Treffen, in welchem die Türken geschlagen, und ihr Sultan selbst gefangen genommen wurde. Temurlenki begegnete Anfangs seinem Gefangenen mit Gelindigkeit und Großmuth. Allein als Bajazeth seinem Ueberwinder auf die Frage, was wohl sein Schicksal gewesen seyn würde, wenn er nicht gesiegt hätte, die stolze Antwort gab, daß ihm ein eiserner Käfich zum Gefängnisse bestimmt gewesen wäre, ließ ihn Temurlenki in einen solchen Käfich einschließen, in welchem er sich nach vier Jahren vor Verdruß tödtete. Die Türken hatten während Bajazeths Gefangenschaft seinen Sohn Suleymann zu ihrem Beherrscher ausgerufen. Temurlenki bot ihm den Frieden an, und da er ihn mit dem Stolze seines Vaters ausschlug, so ließ er seinen Bruder Musa los, und übergab ihm die eroberten Staaten mit der großmüthigen Erklärung, daß er nicht Königreiche, sondern königliche Herzen suchte. Temurlenki und Bajazeth waren beyde große und behende Eroberer; beyde stolz, aber Temurlenki

auf eine edlere Weise, als sein Gefangener. Nach seinem Siege drang er, wie ein neuer Alexander, tiefer in Asien ein. Jahr nach Chr. Geb.

Binnen dieser Zeit wurden vier christliche Monarchen theils ihrer Kronen, theils ihres Lebens beraubt. 1399

Dieses Schicksal traf zuerst Richard den zweyten, den König von Engelland, welcher sich seit einigen Jahren über seine freyen Unterthanen unumschränkt zu machen gesucht hatte. Zur Ausführung dieser Absicht hatte er Mittel gefunden, sich eines Parlamentes zu versichern, welches die Rechte des Volkes mit blinder unpatriotischer Ergebenheit seinen Leidenschaften aufopferte. Der Herzog von Glocester, sein Oheim, welcher seine herrschsüchtige Art zu regieren allezeit mit Freymüthigkeit getadelt hatte, war gefangen genommen und nach Calais geführt worden. Eben so wurden die Grafen von Warwick und Arundel, als zu eifrige Vertheidiger der Freyheit gefänglich eingezogen. Einen ließ der König hinrichten und den andern verbannen. Der Herzog von Glocester wurde zu Calais erdrosselt; der älteste Sohn des Herzoges von Lancaster, der Herzog von Hereford, aus dem Reiche verwiesen, und nach dem Tode des Herzoges, seines Vaters, wider die Versicherung des Königes aller seiner Güter in Engelland für verlustig erklärt. Täglich wurden neue Auflagen erfunden und erzwungen. Alles dieses bestätigte das Parlament, dessen Mitglieder das allgemeine Beste zum Raube ihres Privatnutzens machten. Allein eine zu despotische Regierung ist unter einem Volke, das der Freyheit gewohnt ist, allezeit großen Veränderungen ausgesetzt. Die Engelländer ergriffen die Waffen, um sich von der Tyranney zu befreyen, die sie drückte, als der König abwesend und beschäfftigt war, die Rebellion

Rapin. l. c. sub fin. & sub init. t. IV.

Jahr nach Chr. Geb. der Irrländer zu stillen. Die Aufrührer riefen den Herzog von Hereford ins Reich. Er kam und stellte sich an die Spitze von sechzigtausend Mann; London erklärte sich für sie, und der Herzog von York, welchen der König während seiner Abwesenheit zum Regenten des Reiches ernannt hatte, gieng selbst zu dem Herzoge von Hereford über. Richard sah sich bald gezwungen, weil er von seinem ganzen Volke verlassen wurde, sich an den Rebellen zu ergeben. Er wurde in dem Tower gefangen gesetzt, und der Herzog von Hereford berief ein Parlament, welches ihn zwang, dem Throne ohne Einschränkung zu entsagen. Er ward so gar zu dem Bekenntnisse genöthigt, daß er einer längern Regierung unwürdig wäre. Der Herzog von Hereford ließ sich zu seinem Nachfolger erwählen, ungeachtet er nicht das nächste Recht zur Krone hatte. Engelland erhielt an seinem neuen Könige, Heinrich dem vierten, einen Beherrscher, dessen Regierung so merkwürdig nicht war, daß die Ungerechtigkeit, durch welche er sich auf den Thron schwang, und die grausame Hinrichtung Richards, woran er den meisten Antheil hatte, durch den Glanz seiner Thaten verdunkelt worden wäre. So belohnten die Engelländer die großen Verdienste ihres Eduards des zweyten in seinem unglücklichen Sohne! Heinrich schickte gleich nach seiner Befestigung auf dem Throne Abgesandten an die meisten christlichen Monarchen, sein Verfahren zu rechtfertigen. In Frankreich wurden sie kaltsinnig empfangen; die Höfe von Spanien und Portugall aber waren wegen der Verschwägerung ihrer Könige mit dem neuen Monarchen, zum wenigsten dem äußerlichen Scheine nach, nicht unzufrieden, und der deutsche Kaiser Wenzel wurde selbst nach dieser Begebenheit seines Thrones entsetzt.

Dieser

Dieser schändliche Kaiser war schon lange wegen seiner Schwelgerey und Grausamkeit sowohl in seinem Erbreiche, als in ganz Deutschland verhaßt. Da seine Einkünfte zu seinem ausschweifenden Aufwande nicht zureichten, so verkaufte er die Würden des Staats, veräußerte die Rechte des Reiches auf die Lombardey, ertheilte dem Visconti Galeazzo die unumschränkte Herrschaft darüber für hundert und funfzigtausend Goldgülden, und ließ regieren wer regieren wollte, wenn er nur täglich seinen Rausch haben konnte. Diese Aufführung sahen verschiedene deutsche Fürsten als eine rechtmäßige Ursache zu seiner Absetzung an. Der Pabst Bonifacius hatte sich alle Mühe gegeben, sie zu dieser gewaltthätigen Handlung zu überreden, seitdem der Kaiser sich mit dem Könige von Frankreich über die Aufhebung der Spaltung in Unterhandlungen eingelassen hatte. Die geistlichen Churfürsten verbanden sich also mit einigen andern Fürsten, foderten Wenzeln vor ihre Versammlung, und entsetzten ihn, da er nicht erschien, seiner hohen Würde. An seine Stelle sollte der Herzog Friedrich von Braunschweig erwählt werden; allein die Wahl unterblieb, weil er von dem Grafen von Waldeck einer Schuldfoderung wegen ermordet wurde. Hierauf fiel die Wahl auf den Churfürsten Ruprecht von der Pfalz. Wenceslaus führte den Titel eines Kaisers fort, und hatte noch viele Anhänger im Reiche; aber er war zu wollüstig, als daß er sich mit Ruprechten über die kaiserliche Würde in einen Krieg hätte einlassen sollen. Ruprecht verminderte, die Liebe der Deutschen zu gewinnen, die Reichsanlagen, und beschloß einen Zug nach Italien, die veräußerten Rechte des Reichs auf die Lombardey zu erneuern, und Mayland wieder mit ihm zu verbinden. Er that ihn, in

Jahr nach Chr. Geb.

1397.1398. 1399.1400

Cf. Chr. Thomas. Progr. de deposit. Wencesl. Hal. 1693

der

Jahr nach Chr. Geb. *Murat. a. h. a.* 1402

der Hoffnung eines mächtigen Beystandes von dem Pabste und den Florentinern. Allein ihre Hülfe blieb aus, wurde von dem furchtbaren Galeazzo geschlagen und nach Deutschland zurück zu gehen genöthigt. Galeazzo zwang nach seinem Siege die meisten italienischen Städte, ihn für ihren Schutzherrn zu erkennen, einen Eroberer, der von sich selbst zu sagen pflegte; daß er in seinen Staaten der einzige Räuber wäre. Allein er lebte nicht lange, und der mächtige mayländische Staat wurde nach seinem Tode unter der Minderjährigkeit seiner Kinder zerrüttet und geschwächt.

Um die Zeit, da Wenceslaus abgesetzt wurde, verlor Ludwig von Anjou alle Hoffnung, sich in dem Kö-
Elby. t. II. de S. Histoir. de deux Sicil. nigreiche Neapolis zu behaupten. Er besaß weder die Macht noch die Tapferkeit seines Nebenbulers. Die mächtige Familie Santseverino suchte ihn durch eine Vermählung mit dem Herzoge von Sessa zu retten. Aber Ludwig war in allen seinen Unternehmungen schläfrig, und sein Feind, der König Ladislaus feurig. Der Herzog von Sessa vertrug sich mit diesem Könige, welcher die Stadt Neapolis zu Wasser und Land
1399. 1400 so enge einschloß, daß sie sich an ihn ergab. Ludwig hatte dieses Verlustes ungeachtet noch das halbe Königreich auf seiner Seite, und dennoch besaß er so wenig von der Standhaftigkeit, welche Könige bey allen Erschütterungen ihres Thrones erhält, daß er durch eine übereilte Flucht nach der Provence so wohl seinen Zepter, als seinen Ruhm verlor. Nach seiner Abreise söhnten sich seine Anhänger mit dem Könige Ladislaus aus, welcher eben so viel Klugheit, als Tapferkeit besaß, sich in dem ruhigen Besitze seines Reiches zu behaupten.

1400 In der Absicht, sich wider die furchtbare Macht der Türken auf seinem Throne zu erhalten, reiste

Im-

Immanuel Palåologus an verschiedne europäische Höfe, erst nach Engelland und dann nach Frankreich. Allein er fand in einem Reiche so wenig Hülfe, als im andern. In Engelland war Heinrich der vierte selbst nicht allzu sicher auf seinem Throne. Kaum wurde eine Verschwörung wider ihn entdeckt und bestraft, als schon eine neue angestiftet wurde. Der ersten Verschwörung wegen war der abgesetzte König Richard der zweyte in seinem Gefängnisse mit einer Keule erschlagen worden. Zu diesen innerlichen Unruhen kam der Krieg, welchen der König Robert von Schottland dem Könige Heinrich ankündigte, weil er einen misvergnügten und rebellischen Schottländer in seinen Schutz genommen hatte. Auch empörten sich die Einwohner des Fürstenthumes Wallis, und erwählten Owen Glendorn, einen tapfern Mann von niedriger Herkunft, zu ihrem Fürsten. Der Graf de la Marche, Mortimer, widersetzte sich zwar den Rebellen; allein Glendor schlug und nahm ihn gefangen. Heinrich gab sich keine Mühe, den Grafen aus seinem Gefängnisse zu befreyen, weil er ein näheres Erbrecht zur englischen Krone hatte, als der König. Heinrich begünstigte die Clerisey in ihrer Verfolgung der Wiclefiten, ungeachtet der Verordnungen des Parlaments wider die Verfolgung, und **Wilhelm Sautry** war der erste, welcher um der Religion willen in Engelland verbrannt wurde. Man brauchte nach der Zeit mehr Beweise dieser Art, so wohl wider die Irrgläubigen als Rechtgläubigen. Einige Bewegungen unter dem Volke wegen des Gerüchts, daß Richard der zweyte noch lebte; die Bestrafung unterschiedner Verfasser satyrischer Schriften wider die Regierung; einige Streitigkeiten mit Frankreich über die Mitgift der verwittweten Königinn Isabelle, einer französi-

Jahr nach Chr. Geb.

Rap. l. c.

schen

Jahr nach Chr. Geb. schen Prinzessinn; die Verbindung des Königes mit der Wittwe des Herzoges von Bretagne, welche Gelegenheit gab, daß Carl der sechste von Frankreich sich seiner hinterlaßnen Kinder versicherte; die Vermählungen einer seiner Prinzessinnen mit Ludwigen von Bayern, einem Neffen des deutschen Kaisers Ruprechts, und einer andern mit Erichen von Pommern, dem bestimmten Thronfolger in den drey nordischen Reichen; einige vergebliche Landungen der Franzosen an der Küste von Engelland; ein neuer Einfall der Schottländer, die mit Verlust zurück geschlagen wurden, und ein fruchtloser Feldzug wider die Walliser waren die Begebenheiten, welche den König einige Jahre nach einander beschäfftigten. Er war allzu häufigen Verschwörungen ausgesetzt, als daß er sich durch große Unternehmungen hätte berühmt machen können.

1404 Eine Verschwörung veranlaßte der Graf von Northumberland. Die Empörung war gefährlich; allein Heinrich hatte das Glück, die Rebellen bey Shrewsbury zu überwinden. Der Graf von Northumberland, unterwarf sich und erhielt Gnade. Nach diesem Siege verlangte der König von seinem Parlamente eine Geldhülfe wider die Walliser, und die Unternehmungen der Schottländer und Franzosen. Das Parlament that den Vorschlag, sich der allzu großen Einkünfte der Clerisey zu bemächtigen, welche wirklich die meisten Reichthümer des Staats besaß, und doch nichts zu den allgemeinen Bedürfnissen beytrug. Allein der Erzbischof von Cantorberi widersetzte sich der Ausführung dieses Vorschlages nicht allein mit einer solchen Heftigkeit, daß zur Befriedigung des Königes andre Maasregeln ergriffen werden mußten, sondern er beschloß auch, seinen Monarchen vom Throne

1405 zu stürzen. Viele Große nahmen Theil an dieser

neuen

neuen Verschwörung; allein ein Feldherr des Köni- Jahr nach
ges hatte das Glück, sich der vornehmsten Häupter Chr. Geb.
derselben unter dem Vorgeben, daß er ihre Partey
nehmen wollte, zu versichern, ehe die Rebellion aus-
brechen konnte. Unterschiedne von ihnen und beson-
ders der Erzbischof von Cantorberi, wurden enthau-
ptet. Die Franzosen hatten durch eine Landung in
Wallis diese Empörung unterstützen wollen, und Hein-
rich konnte Genugthuung fodern. Allein er hatte sol-
che unruhige Unterthanen, daß er es nicht wagen durf-
te, sich an der französischen Nation wegen ihrer viel-
fältigen Beleidigungen des Stillstandes zu rächen.
Das Parlament, welches in verschiednen Sitzungen
die Prinzessinnen des Königes von der Nachfolge aus-
schloß und wieder zu derselben zuließ, verweigerte ihm
die Geldhülfe, die er verlangte, und er würde sie nicht
von ihm erhalten haben, wenn er es nicht zur Verwil- 1406
ligung derselben dadurch genöthiget hätte, daß er es
immer verlängerte.

Um diese Zeit fand Heinrich Gelegenheit, den Kö-
nig Robert von Schottland, seine Rache, obgleich auf
eine nicht edle Weise, empfinden zu lassen. Dieser
König war ein Fürst, den keine großen Fehler entehr-
ten und keine außerordentlichen Tugenden erhuben.
Sein Bruder, der Herzog Robert von Albanien, hat-
te sich fast der ganzen Regierung seines Reiches be-
mächtigt, und sein Vorsatz war, nach Roberts Tode
sich die Krone aufzusetzen. Er sann nur auf Mittel,
den Hindernissen vorzubeugen, die er von den Prinzen
seines Bruders zu befürchten hatte, und fand bald ei-
ne Gelegenheit, sich von dem ältesten zu befreyen. Der
Kronprinz, David, begieng einige Ausschweifungen. *Buchan.*
Der Herzog von Albanien wußte seinen Bruder dahin *lib.* X.
zu bringen, daß er befahl, ihn so lange in ein Gefäng-

niß

Jahr nach Chr. Geb.

niß zu setzen, bis seine Leidenschaften gemäßigter seyn würden. Dieses geschah, und der Herzog von Albanien ließ ihn im Gefängnisse verhungern. Diese Grausamkeit blieb kein Geheimniß für den König; allein da er zu schwach, und sein Bruder zu mächtig war, so dachte er nur darauf, seinen andern Prinzen, Jacob, zu retten, und ihn an dem französischen Hofe erziehen zu lassen. In dieser Absicht ließ er ihn einschiffen. Da der Prinz seekrank wurde und sich an den Küsten von Engelland ans Land setzen ließ, wurde er auf Befehl des Königes Heinrichs gefangen genommen. Umsonst zeigte ihm der junge Prinz ein Empfehlschreiben seines Vaters an ihn; der König antwortete, daß er das Französische auch in London lernen könnte. Sein Vater, der König Robert, starb vor Kummer über die Nachricht seiner Gefangenschaft,

1407 und der Herzog von Albanien bemächtigte sich während derselben der Regentschaft.

1404. 1406 *Murator.*

In Italien waren in kurzer Zeit hinter einander zween Päbste gestorben, Bonifacius der neunte, und Innocentius der siebente, unter dessen zweyjährigen Regierung Rom voll innerlicher Unruhen und Verwirrungen war. Der König von Neapolis, Ladislaus, war im Besitze der Engelsburg, und die Römer wollten sich so wenig von ihm, als von dem Pabste beherrschen lassen. Innocentius erlebte zwar noch das Glück, mit seinen Römern ausgesöhnt zu werden, und mit

1406 dem Könige Ladislaus einen Vergleich zu schließen, nach welchem ihm die Engelsburg wieder abgetreten wurde. Allein der Tod ließ ihn dieses Glück nur einige Monate genießen. Die Cardinäle wählten nach ihm einen Venetianer, Angelus Corrario, zu seinem Nachfolger. Der Name des neuen Pabstes war Gregor der zwölfte. Der Gegenpabst zu Avignon behau-

behauptete sich noch immer. Frankreich und Spanien hatten sich von neuem unter seinen Gehorsam begeben, den ihm beyde Reiche aufgekündigt hatten. Beyde Päbste stellten sich an, als ob sie vor Begierde brennten, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen, und beyden war es kein Ernst, weil ein jeder das Oberhaupt der Kirche bleiben wollte, und jeder mehr Ehrgeiz als Religion hatte. Jahr nach Chr. Geb.

Um diese Zeit erhielt die Macht der Republik Venedig einen großen Zuwachs. Die Venetianer richteten das berühmte Haus von Carrara zu Grunde, beraubten dasselbe aller seiner Länder und vereinigten die ansehnlichen Städte Padua, Verona und Vicenza, nebst Feltro und Belluno, die ihnen der Herzog von Mayland abtrat, mit ihrem Gebiete. Auch verlor die alte mächtige Stadt Pisa ihre Freyheit. Die Florentiner, mit denen sie viele Kriege geführt hatten, eroberten sie und brachten sie völlig unter ihre Bothmäßigkeit. 1406

In Castilien starb Heinrich der dritte, und hinterließ einen Sohn, Johann, der nur zween und zwanzig Monate alt war. Heinrich war einer von den besten Fürsten seiner Zeit. Er verstand die Kunst, dasjenige zu verbergen, was verschwiegen seyn sollte; Bitten konnten ihn bewegen, aber er gab niemals der Gewalt nach, und der mächtigste Unterthan mußte mit Unterwürfigkeit suchen, was mit keinem Zwange erhalten werden konnte. Seine Strenge gegen die Großen, welche sich von dem Schweiße seiner Unterthanen und den Einkünften der Krone bereichert hatten, brachte ihn den Ruf eines eigennützen Fürsten zuwege, aber er beschwerte sein Volk mit keinen Auflagen. Er hatte oft gesagt, daß er die Flüche seiner Unterthanen mehr fürchtete, als die Waffen seiner Feinde, und daß er *Ferrer. t. c. P. d' Orleans t. c.*

Jahr nach mehr noch gethan, als gesagt hatte, bewies das allge-
Chr. Geb. meine Wehklagen seines Volkes über seinen Tod. Er hatte einen Bruder, den Infanten Ferdinand, einen Prinzen von großen Verdiensten. Dieser gab gleich nach seinem Tode ein Beyspiel einer Mäßigung, die ihn zu einem außerordentlichen Ruhme gereichte, da selbst der verstorbene König seiner Tugend nicht alle die Gerechtigkeit hatte wiederfahren lassen, die sie verdiente. Er schlug die Krone aus, die ihn von den Vornehmsten des Reiches angeboten wurde, und war der erste, welcher den zweyjährigen Prinzen seines Bruders für seinen Beherrscher erkannte. Er theilte mit der verwittweten Königinn die Sorgen der Regentschaft, vertheidigte nicht allein die Grenzen des Reiches wider die Einfälle der Mohren, sondern erweiterte sie auch mit verschiednen Eroberungen, die er ihnen abnahm.

Frankreich blieb wegen der Herrschsucht seiner
Mezeray t. II. Daniel t. c. Prinzen vom Geblüte in beständiger Zerrüttung. Carl der sechste konnte nicht selbst herrschen, weil er von Zeit zu Zeit seiner Sinnen nicht mächtig war. Der Herzog von Orleans wollte das Reich regieren, und der mächtige Herzog von Burgund auch. Beyde brannten von einem tödtlichen Hasse wider einander, der zum Verderben des ganzen Staates ausschlug. Der Herzog von Burgund gieng endlich in den Ausschweifungen seiner ehrgeizigen Eifersucht so weit, daß er den
1407 Herzog von Orleans durch Meuchelmörder umbringen ließ. Sein Anhang war in Paris so groß und er selbst so mächtig, daß dieser Meuchelmord nicht allein ungestraft blieb, sondern auch einen öffentlichen Vertheidiger fand, der Urheber aber sich fast aller Gewalt im Reiche bemächtigte, die Anhänger des Ermordeten offenbar verfolgte, und ihrer Würden ent-

setzen ließ. Zu diesen Unruhen kamen die Streitigkei- Jahr nach
ten über die Spaltung. Weil keiner von den Päb- Chr. Geb.
sten seinen vermeynten Rechten entsagen wollte, so
kündigte endlich die Universität, deren Kanzler der be-
rühmte Gerson war, beyden den Gehorsam auf. Be-
nedict der dreyzehnte rächte sich gleich und erklärte den
König, die Prinzen, das Parlament und das gan-
ze Reich in Bann. Allein das Parlament und die
Sorbonne ließen das Breve des Pabstes zu Avignon
mit vielen schimpflichen Ceremonien zerreißen, und
thaten den Ausspruch, daß er ein Ketzer wäre. Gre-
gor der zwölfte war eben so wenig geneigt nachzuge-
ben, als Benedict. Der König Ladislaus von Nea-
polis nahm von ihrem Streite Anlaß, sich der Stadt
Rom und vieler andern Städte im Gebiete der römi-
schen Kirche zu bemächtigen. Weil beyde Päbste von
Feinden umringt waren: So entfloh Benedict nach
Catalonien und Gregor nach Siena. Die Kirchen-
spaltung veranlaßte fast überall große Verwirrungen.
In den Niederlanden wurde wegen des Bisthumes
Lüttich ein blutiger Krieg geführt, weil jeder von den
Päbsten einen Bischof dazu ernannt hatte. So grosse
Unordnungen bewegten endlich die Cardinäle, ernstlich
an der Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche
zu arbeiten. Sie schrieben eine allgemeine Kirchen- *L'Enfant*
versammlung nach Pisa aus, und der Schluß derselben *a. S. Hist.*
war, beyde Päbste abzusetzen und einen neuen zu er- *du Concile*
wählen. Dieses geschah zwar, und der Cardinal Pe- *de Pise.*
trus Philargus wurde zum neuen Haupte der Kirche 1409
erwählt, und nannte sich Alexander den fünften. Aber
damit war die Spaltung noch nicht aufgehoben. Vor-
her hatte die Kirche zween Päbste; nun hatte sie noch
einen mehr, weil keiner von jenen das Ansehen der pi-
sanischen Versammlung erkannte. Der größte Theil

Jahr nach Chr. Geb. von Italien, Frankreich, Deutschland, Polen und andern christlichen Königreichen erklärten sich zwar für Alexandern; aber die abgesetzten Päbste hatten auch noch viele Anhänger; Benedict in Arragonien; Gregor aber in der Lombardey, in Neapolis und Bayern. Gregor hatte einen grossen Vertheidiger an den deutschen Kaiser, Ruprecht, und vielleicht hätte er seinen Anhang durch einen solchen Beschützer in Deutschland wieder vergrössern können, wenn Ruprecht länger gelebt hätte. In Italien vertheidigte ihn der König Ladislaus von Neapolis, in der Absicht, Rom unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Kriegsunruhen die darüber entstanden, vermehrten die Verwirrungen Italiens. Besonders war der mayländische Staat in der äußersten Unordnung. Der Marschall von Boucicaut, welcher Genua regierte, das sich unter Frankreichs Schutz und Herrschaft begeben hatte, glaubte gegenwärtig Gelegenheit zu finden, auch das Mayländische der Gewalt seines Königes zu unterwerfen. In dieser Absicht gieng er nach Mayland. Die

1409 *Murator.* Genueser, welche der französischen Herrschaft müde waren, empörten sich während seiner Abwesenheit, tödteten und verjagten die französische Besatzung, und so verlor der Marschall über den Bemühungen, ungewisse Absichten auszuführen, auf einmal einen Ruhm, der seit vielen Jahren her so sehr befestigt zu seyn schien. Die Genueser schlossen nach ihrer Befreyung ein Bündniß mit dem Könige von Neapolis, Ladislaus, wider den Herzog Ludwig von Anjou, der noch immer den Titel eines Königes von Neapolis führte, und mit Hülfe des Pabstes Alexanders wieder in dieses Reich einzudringen hoffte. Alexander der fünfte starb. Die Cardinäle erwählten den Cardinal Cossa zu seinem Nachfolger. Er gab sich den Namen Johannes des

drey

drey und zwanzigsten. Die Geschichtschreiber seiner Zeit beschreiben ihn als ein Ungeheuer, das aus Geiz, Grausamkeit, Ungerechtigkeit und der äußersten Schamlosigkeit in den schändlichsten Wollüsten zusammengesetzt war, und, weil er in seiner Jugend einen Corsaren abgegeben hatte, sich besser zu einem Banditen, als Pabste schickte. Jahr nach Chr. Geb.

Gleich nach seiner Erhebung zur päbstlichen Würde machte er dem ganzen Occidente in einem Umlaufschreiben seine Wahl bekannt, bestätigte die Verordnungen der pisanischen Kirchenversammlung, erklärte seine Gegenpäbste für Ketzer und belegte sie mit dem Banne. Er schickte Gesandten nach Spanien, Benedict dem dreyzehnten zu einem Vergleiche zu bewegen. Allein Benedict, welcher behauptete, daß die wahre allgemeine Kirche sich mit ihm in sein Schloß Peniscola eingeschlossen hätte, war unbeweglich, weil er noch immer in Navarra, Arragonien und Castilien einen großen Anhang hatte. Johann der drey und zwanzigste suchte sich auch des Gehorsams der Polen zu versichern. In dieser Absicht schrieb er an den König Uladislaus Jagello. Dieser Monarch konnte sich wenig um die Kirchenspaltung bekümmern, und der Krieg, den er wider die Kreuzritter in Preußen führen mußte, ließ ihm keine Zeit zur Untersuchung, wer der rechtmäßige Pabst wäre. Dieser kriegerische Orden beunruhigte und verwüstete das Königreich Polen seit vielen Jahren. Sie schlossen Verträge, wenn sie des Krieges müde waren, und brachen sie ohne Gewissenhaftigkeit, so bald sie zu neuen Feindseligkeiten stark genug zu seyn glaubten. Sie hatten itzt den Krieg wider die Polen erneuert, unter dem Vorwande, daß sie die Bekehrung der Ungläubigen in Litthauen und die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kir-

Dlugoss. Hist. Pol. lib. X. XI.

1409. 1410

Jahr nach Chr. Geb.

che verabsäumten. Sie verheerten Niederpolen mit einer großen Armee. Jagello gieng ihnen mit einem starken Heere entgegen. Zwischen Tanneberg und Grünewald kam es zu einem blutigen Treffen, das sich mit einer völligen Niederlage der preußischen Armee endigte. Die Ritter verloren mehr als funfzigtausend Mann, und sie hätten aus Preußen vertrieben werden können, wenn die Polen sich ihres Sieges gehörig zu bedienen gewußt hätten. Aber ihre Langsamkeit in der Verfolgung desselben ließ ihnen Zeit, ein neues Heer ins Feld zu stellen, und ungeachtet auch dieses geschlagen wurde, waren sie doch so glücklich, Friedensbedingungen zu erhalten, welche den Ueberwundnen vortheilhafter waren, als den Siegern.

Einige Monate vor dieser Schlacht war der Kaiser Ruprecht in Deutschland gestorben, ein friedfertiger und geliebter Monarch. Nach seinem Tode entstand eine zwistige Kaiserwahl. Jodocus von Mähren, und Sigismund, der König von Ungarn wurden, ungeachtet sich der König von Böhmen des kaiserlichen Titels noch nicht begeben hatte, fast zu gleicher Zeit zu Kaisern erwählt. Diese uneinige Wahl dräute einen blutigen Krieg; denn Sigismund rüstete sich schon, in die Erbländer des Kaisers Jodocus einzufallen. Aber zum Glück starb Jodocus drey Monate nach seiner Erwählung in einem hohen Alter. Nach seinem Tode wurde Sigismund noch einmal einmüthig gewählt, oder wählte sich vielmehr nach einem alten Geschichtschreiber selbst, mit der unerwarteten Erklärung, daß er sich kennte, von den andern aber nicht wüßte, ob sie zur Oberherrschaft über das deutsche Reich eben so fähig wären, als er. Deutschland hatte ein kluges und mächtiges Oberhaupt nöthig und Sigismund war beydes. Die pisanische Kirchenversammlung hatte die

1411 *L'Enfant d. S. Hist. du Concil. de Pis. t. II. p. 15.*

Ruhe in den deutschen Kirchen noch nicht hergestellt. Jahr nach
Man stritt mit gewaffneter Hand um die bischöflichen Chr. Geb.
Würden. Dietrich von Moers und Wilhelm von
Berg bewarben sich auf diese Weise um die erzbischöf-
liche Würde von Cölln, und Dietrich behauptete sich
in dem Besitze derselben bloß durch eine blutige und
glückliche Schlacht. Gleiche Unruhen, die aus der
Kirchenspaltung entstanden, zerrütteten Italien. Der
König von Neapolis vertheidigte den Gegenpabst Gre-
gor den dreyzehnten, nicht aus Liebe gegen ihn, sondern
aus Begierde, die Länder des Kirchenstaates seinem
Zepter zu unterwerfen. Der Pabst Johann ließ zwar
einen Kreuzzug wider ihn predigen; Ladislaus verlor
auch eine Schlacht; allein er war selbst in seinem Un-
glücke noch so furchtbar, daß Johann der drey und
zwanzigste sich mit ihm um einen theuern Preis ver-
glich. Ladislaus opferte einen Pabst nach dem an-
dern seinen herrschsüchtigen Absichten auf. Denn er
brach bald nach seinem Vergleiche in den Kirchenstaat
wieder ein, überfiel Rom, vertrieb den Pabst, und ero-
berte selbst die Engelsburg. Der Pabst wandte sich
an den Kaiser Sigismund, und fand an ihm ei-
nen eben so gefährlichen Beschützer, als an dem Köni-
ge Ladislaus, welcher das Jahr darauf an einer Krank-
heit starb, die ihm seine Ausschweifung in der Wollust
zugezogen hatte. Der Kaiser und der Pabst unterre-
deten sich mit einander, und beschlossen eine neue Kir-
chenversammlung zu Costnitz zu halten. Der Pabst
fürchtete sich freylich vor derselben; allein es stand in
seiner Gewalt nicht, sie zu hindern. Sigismund hat-
te zeither mit den mächtigen Venetianern Dalmatiens 1413
wegen einen blutigen Krieg geführt; das Glück war ab- *Murator.*
wechselnd, und dieses bewog den Kaiser, mit der Repu-
blik einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu schließen.

Jahr nach Chr. Geb. 1410 *Ferrer. t. c.*

Arragonien war seit dem Tode des Königes Martins voll innerlicher Verwirrungen, die von denjenigen verursacht wurden, welche ihm in dem Besitze seiner Krone nachfolgen wollten. Diese waren Friedrich, ein Graf von Luna, ein natürlicher Sohn des vor einigen Jahren verstorbnen Königes von Sicilien, ein Verwandter des Gegenpabstes, Benedicts des dreyzehnten; Jacob, der Graf von Urgel, ein Neffe des Königes Jacobs von Arragonien; Matthäus, der Graf von Foix, welcher die Prinzessinn Johanna, eine Tochter des Königes Martins zur Gemahlinn hatte; Alphons, der Herzog von Gandia; Ludwig, der Herzog von Anjou, der schon auf so viele Thronen Anspruch gemacht hatte und keinen besaß, und der Infant Ferdinand von Castilien, beyde als Neffen des verstorbnen Königes. Der Graf von Urgel schien unter ihnen allen der mächtigste und dem Throne am nächsten zu seyn. Allein er machte sich bey den arragonischen Großen so verhaßt, indem er ihre Unterwürfigkeit erzwingen wollte, daß der Infant von Castilien, der mit seiner Mäßigung und durch seine Siege wider die Mohren sich einen allgemeinen Ruhm erworben hatte, die Oberhand behielt, ob er gleich erst nach einigen Jahren zum Könige von Arragonien gekrönt wurde.

Elby. t. c. Der Tod des Königes von Arragonien hatte auch in Siciliens Ruhe einen nachtheiligen Einfluß. Bernard Caprera, der oberste Richter dieser Insel, wollte sich der höchsten Gewalt bemächtigen, und hatte den hochmüthigen Gedanken, der Viceregentinn der Königinn Blanca, welche mit dem Sohne des arragonischen Königes vermählt gewesen war, sich zum Gemahle anzubieten, damit er sich unter einem scheinbaren Vorwande zum Könige krönen lassen könnte. Dieses Unternehmen war nicht leicht, ungeachtet er von

Gregor dem zwölften, der, wie die andern Päbste, noch immer allein das einzige rechtmäßige Oberhaupt der Kirche zu seyn behauptete, und von dem Könige Ladislaus in Neapolis darinnen unterstützt wurde. Die Königinn war jung, schön, und ehrgeizig, und Caprera war weder jung noch gut gebildet. Er versuchte, seinen Endzweck zu erhalten, Gewalt und Ueberredung, und beydes vergebens. Er verfolgte sie von einer Vestung zur andern, bis er endlich gefangen genommen, und durch verschiedne lächerliche Bestrafungen seiner zu ehrgeizigen Absichten, ein Schauspiel der allgemeinen Verachtung des Volkes wurde. Sicilien unterwarf sich dem Könige Ferdinand von Arragonien, welcher die verwittwete Königinn Blanca, die Regierung fortführen ließ. Auch unterwarfen sich ihm die Königreiche Corsica und Sardinien, und die Genueser, welche die rebellischen Sardinier unterstützt hatten, schlossen einen Vergleich mit ihm. Der Graf von Urgel fuhr zwar noch einige Jahre fort, Ferdinanden den Besitz der arragonischen Krone streitig zu machen; aber auch dieser Feind wurde gedemüthigt. Jahr nach Chr. Geb.

Die Lombardey war noch voll Parteyen, und die Welfen und Gibellinen verwüsteten sie. Die ersten erklärten sich für die Päbste, und die letzten wider sie. Da unter diese der Herzog von Mayland, Johannes Maria gehörte, so war sein Tod für den Pabst Johann den drey und zwanzigsten ein Glück, und weil er ein Wütrich war, eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Von seiner ersten Jugend an war er ein Ungeheuer von Grausamkeit und Wut gewesen. Als ein zweyter Nero hatte er seine Mutter hinrichten lassen, und er fand ein solches Vergnügen an Blutvergießen, daß kein Mensch von keinem Alter oder Geschlechte und Stande vor seiner Wut sicher war. 1412 *Muratori.*

Jahr nach Chr. Geb.

Er hielt ausdrücklich Hunde, von welchen er diejenigen zerreißen ließ, die er haßte, und er fand so viel Lust an diesem entsetzlichen Schauspiele, daß er sie selbst auf Unschuldige loshetzte. Endlich verschwuren sich die Vornehmsten der Stadt wider ihn, überfielen ihn in der Kirche unter der Messe und tödteten ihn mit einigen Dolchstichen. Nach seinem Tode bemächtigte sich erst Astorres, ein natürlicher Sohn des ehedem so berühmten Barnabo Visconti, der Stadt Mayland, und bald darauf Philippus Maria, ein Bruder des ermordeten Herzoges.

1411. 12
Mezeray.
Daniel.

Der Mörder des Herzoges von Orleans, der Herzog von Burgund, triumphirte in Frankreich. Die Herzoge von Berry, Orleans, Alencon und Bretagne, und die Grafen Clermont und Armagnac verbanden sich wider ihn. Beyde Parteyen stellten mehr als einmal starke Kriegsheere ins Feld, und eben so oft waren Vergleiche geschlossen worden, die keine Partey zu beobachten Lust hatte. Sie versöhnten sich dem Scheine nach, und fuhren mit der äußersten Wut fort, das allgemeine Beste ihrem Privathasse aufzuopfern. Es hätte der französischen Nation nicht schwer werden können, die Engelländer ganz aus ihrem Reiche zu vertreiben, indem der König Heinrich von Engelland theils mit unruhigen Unterthanen, theils mit den Wallisern zu streiten hatte. Allein dieses wurde nicht allein verabsäumt, sondern der König Heinrich fieng auch an auf Mittel zu denken, wie er aus diesen Unruhen in Frankreich seinen Vortheil ziehen möchte. Und dazu zeigte sich bald eine günstige Gelegenheit. Die Partey des Herzoges von Orleans suchte seine Hülfe wider den Herzog von Burgund, und versprach ihm mehr als funfzehnhundert Städte, Vestungen, Schlösser und Aemter abzutreten, wenn er ihr mit einer gewissen

wissen Anzahl Kriegsvölker beystehen würde. Das Bündniß war geschlossen, und der zweyte Sohn des Königes von Engelland gieng schon mit den versprochnen Hülfsvölkern nach Frankreich. Unterdessen hatte der Herzog von Burgund seine Feinde in Bourges belagert, und zum Frieden genöthigt. Dadurch sahen sich die Engelländer in ihrer Hoffnung, neue Eroberungen zu machen, hintergangen. Ihr Vaterland genoß indessen der Vortheile einer Ruhe, die es lange nicht gekannt hatte, und Heinrich bediente sich dieser Umstände, die widrigen Eindrücke seiner vormaligen Aufführung auf seine Unterthanen auszulöschen, und es gelang ihm so sehr, daß er den Ruhm eines Fürsten erhielt, welcher großmüthig wäre, eine sanfte Gemüthsart besäße, und sich in seinen Leidenschaften zu mäßigen wüßte. Der Tod ließ ihm keine Zeit, diesen Ruhm zu befestigen, den er mit seiner Nachsicht gegen die Grausamkeiten seiner Clerisey wider die Wiclefiten eben nicht verdiente. Er hinterließ seinem Reiche, an seinem Sohne Heinrich, einen neuen Eduard, ein unerwartetes Glück für die ganze Nation, welcher er mit den wollüstigen Ausschweifungen seiner Jugend eben nicht die größten Begriffe von sich beygebracht hatte. Er erfüllte sie mit Verwunderung und Hoffnung, als er gleich nach seiner Krönung die Gehülfen und Mitgenossen seiner jugendlichen Unordnungen vom Hofe verwies, und die erfahrensten und rechtschaffensten Männer des Königreiches theils zu seinen Räthen, theils zu Richtern erwählte. Nur die Wiclefiten fanden unter ihm den Schutz nicht, den ihre Unschuld verdiente; denn er misbilligte die Gewaltthätigkeiten der Clerisey gegen sie mehr, als er sie verhinderte.

Jahr nach Chr. Geb.

Rapin.

1412

1413

In

Jahr nach Chr. Geb.

In Frankreich folgte noch immer eine Scene bürgerlicher Kriege auf die andre. Der Dauphin, Ludwig, bemächtigte sich auf eine kurze Zeit der Regierung, von welcher er den Herzog von Burgund auszuschließen suchte, ungeachtet er sein Eidam war. Allein es fehlte ihm an allen Eigenschaften, welche zu großen und schweren Unternehmungen erfodert werden. Seine Ausschweifungen, die Gewalt seiner Günstlinge über ihn, und sein Eigensinn machten ihn bey den Einwohnern von Paris so verhaßt; der Herzog von Burgund hingegen wußte seinen Ehrgeiz und die Ränke einer herrschsüchtigen Verschlagenheit mit einem so scheinbaren Eifer für das allgemeine Beste zu verbergen, daß sie sich zu seinem Vortheile empörten, viele von den Bedienten des Dauphins, welche sie der Verführung seiner Jugend beschuldigten, gefangen nahmen, und selbst den König und den Dauphin zwangen, weiße Mützen zu tragen, die das Zeichen der Empörung waren, und unterschiedne Verordnungen, welche sie ihrem Monarchen abpreßten, im Parlamente bestätigen zu lassen. Der Herzog von Burgund war die Ursache aller dieser Veränderungen, und that nunmehr wieder, was er wollte. Allein so ungeschickt auch der Dauphin zur Regierung war, so unerträglich war es ihm doch, sich davon ausgeschlossen zu sehen. Aus Rache gegen den Herzog von Burgund, ließ er sich mit der Partey des Herzoges von Orleans in geheime Unterhandlungen ein, und die Vereinigten verbanden sich zum Falle des Herzoges. Der Dauphin wußte sich unter den veränderlichen Parisern Anhänger zu machen, welche, so bald er stark genug zu seyn glaubte, die Waffen ergriffen, das Louver, das Rathhaus und die Bastille wegnahmen, und den Herzog von Burgund, der diesem Strome nicht widerstehen konnte, nach Flan-

Mezeray. Daniel.

1414

dern

bern zu fliehen nöthigten. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als der Herzog von Orleans wieder die Oberhand gewann, und dem Dauphin eben so wenig Antheil an der Regierung ließ, als der Herzog von Burgund, mit dem er nunmehr wider den Herzog von Orleans, aber ohne einigen Erfolg, ein Bündniß schloß, und wieder brach, als er seiner nicht mehr nöthig zu haben glaubte. Jahr nach Chr. Geb.

Während der Ebbe und Flut dieser innerlichen Unruhen in Frankreich drang der König Heinrich von Engelland auf die Vollziehung des Friedens von Bretigny. Er ließ dem kranken Könige Carl eine Vermählung seiner Prinzessinn Catharine mit sich antragen; aber zugleich that er Foderungen, welche den französischen Hof in die äußerste Verlegenheit brachten, weil er sie nicht ohne den Verlust großer Provinzen bewilligen, noch ohne zum Widerstande gegen die englische Macht stark genug zu seyn, abschlagen konnte. Man erneuerte den Waffenstillstand von einer Zeit zur andern; schickte Gesandtschaften, und that Vorschläge und Gegenvorschläge, so lange bis Heinrich alle Anstalten zum Einbruche in Frankreich gemacht hatte. Dieser Einbruch erfolgte endlich; aber später als er veranstaltet war, weil eine Verschwörung wider den König noch vor der Einschiffung entdeckt und bestraft wurde, zu welcher sich einige Große hatten erkaufen lassen. Heinrich nahm Harfleur ein; allein so sehr auch Frankreich durch seine innerlichen Unruhen entkräftet zu seyn schien: So hätte er doch fast durch seine Unvorsichtigkeit, durch die Krankheiten, die unter seinem Heere einrissen, und die schlimmen Wege mehr verloren, als gewonnen. Nur die noch viel grössere Unbesonnenheit des mehr als viermal stärkern französischen Heeres, das ihn in einer Gegend anfiel, *Rapin. t. c.*

Jahr nach Chr. Geb.

wo es seine Stärke nicht brauchen konnte; seine Unerschrockenheit, und der Muth, den er in seinen kranken Völkern zu entzünden wußte, retteten ihn. Er
1415 gewann bey Azincourt eine Schlacht, die der Schlacht bey Crecy ähnlich und fast von gleichen Folgen war. Denn ob der Sieger gleich des Winters wegen keine neuen Eroberungen machen konnte: So wurde doch Frankreich durch den Verlust dieser Schlacht so sehr entkräftet, daß er bey der Fortdauer der bürgerlichen Zwistigkeiten dieses Reiches endlich mehr gewann, als er durch die lebhafteste Fortsetzung des Krieges hätte gewinnen können.

Hvitfeld. Hollberg.

Deutschland war ruhig; aber in Norden zog sich ein Ungewitter auf, welches die hollsteinischen Lande viele Jahre nach einander verwüstete. Die Königinn
1412 Margaretha, welche Dänemark, Norwegen und Schweden mit dem Glücke einer neuen Semiramis beherrscht hatte, war gestorben, mehr von den Dänen und Normannen, als von den Schweden erhoben und beklagt. Sie hatte schon bey ihrem Leben Erichen von Pommern zu ihrem Mitbeherrscher und Nachfolger angenommen. Kaum herrschte Erich allein, als er das Herzogthum Schleswig mit seinem Reiche zu vereinigen beschloß, und die Besitzer desselben, welche angeklagt wurden, daß sie ihre Vasallenpflicht gebrochen hätten, ihres Lehns für verlustig erklären ließ. Der Kaiser Sigismund, der zu Costnitz eine Kirchenversammlung halten ließ, die Spaltung der Päbste zu heben, bestätigte das Urtheil des
1414. 1415 Königes; allein die Vollziehung desselben entzündete einen Krieg, der vier und zwanzig Jahre dauerte, und die hollsteinischen Provinzen verheerte, ohne Dänemark mächtiger und glücklicher zu machen.

Die Kirchenversammlung zu Costnitz war gegenwärtig das Augenmerk fast von dem ganzen Europa. Sie wurde durch Unternehmungen von verschiedner Art berühmt und berüchtigt. Das erste, was sie ausführte, war die Absetzung des Pabstes Johann des drey und zwanzigsten. Dieser Pabst hatte seinen Fall vorausgesehen, ohne die Haltung der Kirchenversammlung verhindern zu können. Im Anfange wurde von ihm verlangt, daß er zur Wiederherstellung der Einigkeit seiner Würde freywillig entsagen sollte. Er versprach es auch mit dem Vorsatze, seine Zusage nicht zu halten, und entfloh von Costnitz in die Länder des Herzoges von Oesterreich, der ihm seinen Schutz verwilligt hatte. Dieses verursachte einen kurzen Krieg wider den Herzog Friedrich. Der Kaiser erklärte ihn in die Reichsacht; die Schweizer ergriffen die Waffen wider ihn, und Sigismund verfolgte ihn mit einem starken Heere. Friedrich mußte sich dem Kaiser unterwerfen, und erlangte erst nach zwey Jahren seine Staaten wieder, von denen verschiedne Städte, die von dem Kaiser zu Reichsstädten erhoben worden waren, und einige andere Ländereyen, welcher sich die Schweizer bemächtigt hatten, abgerissen blieben. Der entflohene Pabst wurde der schändlichsten Verbrechen, des Kirchenraubes, des Ehebruchs und der Sodomie angeklagt, gefangen nach Costnitz zurück gebracht, und unterwarf sich dem Urtheile seiner Absetzung, ohne den Anklagen zu widersprechen, auf die es gegründet war.

Jahr nach Chr. Geb.
L'Enfant Histoir. du Concil. de Constanc.

Bald nach seiner Absetzung wurde, ungeachtet des vom Kaiser versprochnen sichern Geleites, Johann Huß aus Böhmen verbrannt, ein Lehrer von den unsträflichsten Sitten. Die Kirchenversammlung verdammte ihn als einen Ketzer, weil er in keine uneinge-

schränkte

Jahr nach Chr. Geb.

schränkte Verurtheilung Wiclefs und seiner Lehren gewilligt, die Herrschsucht, den Geiz und die Unordnungen der Clerisey mit Freymüthigkeit bestraft, und behauptet hatte, daß Geistliche, welche sich nicht der Demuth, der Uneigennützigkeit, Mäßigkeit und Tugend befleißigten, ihres Amtes unwürdig wären. Ein Jahr darauf hatte Hieronymus von Prag, sein Freund und Schüler, von gleich untadelhaften Sitten, einem noch ausgebildeterem Geiste, und größrer Beredtsamkeit, ein gleiches Schicksal. Beyde starben mit der ruhigen Standhaftigkeit, die nur Gewissen und Religion einflößen kann, mehr Märtyrer der Tugend, als der Wahrheit. Johann Huß hatte nicht einmal die Lehre von dem Genusse des Abendmals unter beyderley Gestalt gepredigt. Diese Lehre wurde noch vor seiner Hinrichtung für eine Ketzerey erklärt. Die Verdammung dieser Wahrheit und der grausame Tod des Johann Huß und des Hieronymus von Prag waren die erste Ursache der blutigen hussitischen Kriege.

Johann der drey und zwanzigste war abgesetzt, und Gregor der zwölfte hatte seinen Ansprüchen auf die päbstliche Würde freywillig entsagt, aber nicht unbelohnt. Er blieb nicht allein im Besitze seines Cardinalshutes; sondern erhielt auch die Statthalterschaft von der Mark Ancona. Noch war der dritte schismatische Pabst übrig, welcher von keiner Kirchenversammlung, und Niederlegung der päbstlichen Würde hören wollte. Die Arragonier und Castilianer hatten sich seinem Gehorsame noch nicht entzogen. Er und Ferdinand, der König von Arragonien und Sicilien, erboten sich zu einer Unterredung mit dem Kaiser Sigismund über den Kirchenfrieden. Sigismund entschloß sich zur Reise nach Arragonien, weil die Unterredung nicht zu Nizza gehalten werden konnte, wie im Anfange

beschlossen

beschlossen gewesen war. Er gieng nach Narbonne, und Ferdinand besuchte ihn daselbst; Benedict aber verließ Perpignan nicht. Der Kaiser und der König reisten auch hieher, und gaben sich alle Mühe, ihn zur Abtretung der päbstlichen Würde zu bewegen; aber Bitten und Drohungen waren vergebens. Er entfloh nach Callioure, einem Schlosse, und von hier nach Paniscola, mit dem Vorsatze, lieber zu sterben, als zu entsagen. Der Kaiser verließ Arragonien, und gieng durch Frankreich nach Engelland, in der Absicht, zwischen beyden Reichen einen Frieden zu vermitteln, ohne in der Ausführung derselben glücklicher zu seyn. Er erhob auf seiner Reise durch Chambery Savoyen zu einem Herzogthume. So verlassen Benedict auch war: So entschlossen blieb er, Pabst zu seyn. Ferdinand, der König von Arragonien, starb, ohne etwas dadurch ausgerichtet zu haben, daß er ihm den Gehorsam aufkündigte. Dem verstorbnen Könige, der ungeachtet seiner Tapferkeit den Frieden geliebt und seine Unterthanen mit Leutseeligkeit und Güte beherrscht hatte, folgte sein Sohn, Alphons der fünfte, in gleichen Gesinnungen gegen den unbeweglichen Pabst. Den Vätern zu Costnitz war es genug, daß diejenigen Reiche, die ihm noch angehangen hatten, ihm nicht länger unterwürfig bleiben wollten. Jahr nach Chr. Geb.

Während der Zeit that der König von Portugall einen glücklichen Feldzug wider die Mohren nach Africa, um durch einige Eroberungen sein Reich, welches durch den Frieden zu blühen anfieng, wider ihre Einfälle in Sicherheit zu setzen. Die Unternehmung hatte den Erfolg, welchen die Klugheit verdiente, womit sie veranstaltet und ausgeführt wurde. Der König eroberte den Hafen und die Vestung Ceuta. Die 1415

Jahr nach Chr. Geb. Nachricht davon verursachte der Kirchenversammlung zu Costnitz viele Freude.

Nach der Zurückkunft des Kaisers, wurde feyerlich wider Benedict den dreyzehnten verfahren, und nach unterschiednen Vorladungen erklärte ihn die Kirchenversammlung für einen Halsstarrigen und Ketzer, und entsetzte ihn aller seiner Würden. Benedict gab der Versammlung ihre Flüche reichlich zurück, ungeachtet sich alle christliche Nationen wider ihn vereinigt hatten. Nach aufgehobner Trennung wurde von dem Kaiser, von Gerson, dem berühmten Kanzler der Universität zu Paris, und vornehmlich von der deutschen Nation darauf gedrungen, daß man eher keinen Pabst wählen sollte, bis man die Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern verbessert, und den mannichfaltigen Unordnungen und Misbräuchen der Clerisey abgeholfen hätte. Allein dieses war die geringste Sorge der Cardinäle. Aller noch so deutlichen Beweise und Gemälde von den Gebrechen der Kirche, aller Vorstellungen, aller Bittschriften der Rechtschaffnen ungeachtet, wurde die Kirchenverbesserung ausgesetzt. Man eilte zu einer neuen Pabstwahl, welche auf den Cardinaldiaconus Otto Colonna fiel. Der neue Pabst nannte sich Martin den fünften. Sein vorzüglichstes Verdienst war seine Wissenschaft in dem kanonischen Rechte. Bald nach seiner Wahl kam die Kirchenverbesserung wieder in Vorschlag. Besonders drangen die Deutschen auf dieselbe; allein der neue Pabst und die Cardinäle wußten alles so einzurichten, daß sie ausgesetzt wurde, und so blieb die vornehmste Absicht der Kirchenversammlung unerreicht. Martin der fünfte wurde im Anfange von allen christlichen Nationen als der einzige rechtmäßige Pabst erkannt. Man schickte auch verschiedne Gesandtschaften an

Bene-

Benedicten, ihn zu bewegen, daß er sich dem neuen Pabste unterwerfen möchte. Allein er blieb unveränderlich, und bald darauf unterstützte ihn Alphons, der König von Castillen, welchem Martin einige Forderungen abschlug, in seinem Widerstande. Nachdem Martin der fünfte seine Verträge mit der deutschen, französischen und englischen Nation, welche unter dem Namen der Concordaten bekannt sind, zu Stande gebracht, und den Herzog von Oesterreich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, verließ er Costnitz, und bald darauf auch Sigismund, dem seine Bemühungen, die Einigkeit und Verbesserung der Kirche zu bewirken, nur halb gelungen waren. Unterdessen hatte der Pabst dem Eigennutze des Kaisers, mit der Verwilligung des Zehnten von allen geistlichen Gütern in Deutschland, geschmeichelt. Jahr nach Chr. Geb. 1417

Dieses war der Ausgang einer von den merkwürdigsten Kirchenversammlungen. Je unparteyischer ihre Aufführung beurtheilt wird, desto nachtheiliger sind die Begriffe, die man sich von ihr machen muß. Wenn ein Irrthum verdammt zu werden verdiente, so war es die Lehre, daß man nicht verbunden sey, Ketzern Treu und Glauben zu halten, und die Kirchenversammlung behauptete und bestätigte dieselbe mit einem Beyspiele, das für sie eine unsterbliche Schande ist. Johann Huß und Hieronymus von Prag wurden als Ketzer verbrannt, weil sie vielleicht zu heftig wider die Unordnungen der Clerisey geeifert hatten, und die Flagellanten wurden geduldet, ungeachtet sie wirkliche Ketzereyen lehrten. Johann Gerson griff die Ausschweifungen der Geistlichen und die übertriebne Gewalt der Päbste mit einer eben so großen Freymüthigkeit an, als Huß, und stand im größten Ansehen bey ihr. Die Meynung, daß ein Vasall einen jeden

Jahr nach Chr. Geb. Tyrannen seines Vaterlandes, ohne Vorwissen und Einwilligung seines rechtmäßigen Oberherrn, umbringen könnte; ein Satz, mit welchem Johann Petit die von dem Herzoge von Burgund veranstaltete Ermordung des Herzoges von Orleans vertheidigt hatte, wurde verworfen, der Vertheidiger hingegen für unschuldig erklärt, und das Urtheil der parisischen Universität wider eine so aufrührische Lehre verdammt. So wenig Ehre diese Widersprüche der Versammlung bringen: So viel Glanz und Ansehen erhielt sie durch die Gegenwart und Aufsicht des Kaisers, welcher sich mit seiner ganzen Aufführung, bloß seine Einwilligung in Hussens Verbrennung ausgenommen, einen unsterblichen Namen erwarb; durch die kaiserliche Belehnung vieler Reichsfürsten, Friedrichs, des Burggrafen von Nürnberg, mit dem Churfürstenthume Brandenburg, der Churfürsten von Pfalz und Sachsen, der Herzoge von Bayern und Pommern, und verschiedner Grafen; durch die Pracht vieler Prinzen, besonders des Marggrafen von Meißen, des Stifters der hohen Schule zu Leipzig, Friedrichs des Streitbaren; durch die Gesandten der meisten europäischen Königreiche; durch die berühmtesten Gelehrten, die zugegen waren, und zuletzt noch durch eine Gesandtschaft von dem griechischen Kaiser, Immanuel Paläologus, welche über die Vereinigung der abendländischen und orientalischen Kirche sich in Unterhandlungen mit der europäischen
1418 Clerisey einlassen sollte. Sie erhielt diesen Endzweck ihrer Reise nicht, so nöthig auch die Vereinigung des Occidentes und Orientes war, da die Macht der Türken immer mehr anwuchs, welche unter ihrem Sultan
Cantimir. Muhamed, dem Ueberwinder seines Bruders Musa, den er tödten ließ, des Fürstens von Karamonien, dem er seine Untreue großmüthig verzieh, und der Wallachen,

die

die er zinsbar machte, sich immer weiter gegen die Donau ausbreiteten, und nach Ungarn streiften. Jahr nach Chr. Geb.

Frankreich war unter allen christlichen Königreichen gegenwärtig das unglücklichste. Die Engelländer suchten sich der Normandie zu bemächtigen, und ihre siegreichen Waffen fanden keinen Widerstand, da diejenigen, welche die Person des Königes in ihrer Gewalt hatten, sich keine Mühe gaben, Heinrichs Eroberungen zu hindern, sondern sich bloß den ehrgeizigen Unternehmungen des Herzoges von Burgund widersetzten. Ludwig, und Johann, die beyden ältesten Söhne des Königes von Frankreich, waren nach einander gestorben, und Carl, der jüngste, welcher nach ihnen Dauphin wurde, war noch minderjährig. Der König blieb seinen gewöhnlichen Zufällen unterworfen, und darum behauptete der Herzog von Burgund, daß ihm die Regierung des Staates zukäme. Er verband sich mit der Königinn Isabella, welche wegen ihres verdächtigen Umganges vom Hofe verwiesen worden war, wider den Grafen von Armagnac, in dessen Gewalt der kranke König Carl war. Der neue Pabst Martin gab sich Mühe, den Herzog und den König mit einander auszusöhnen. Der Graf von Armagnac widersetzte sich dieser Aussöhnung zu seinem Unglücke. Denn der Herzog fand Gelegenheit in Paris einzudringen; die Einwohner, die sich für ihn erklärten, wüteten mit Unmenschlichkeit wider die Anhänger des Grafen von Armagnac, welcher in diesem Aufruhre mit dem Canzler des Reiches hingerichtet wurde, und beynahe wäre es dem Herzoge von Burgund gelungen, sich auch der Person des jungen Dauphins zu bemächtigen. Allein Tannegui von Chatel rettete, und bewog ihn, den Herzog von Burgund zu bekriegen. Unterdessen fuhren die Engelländer

Mezeray.
Daniel.
1416. 17. 18

Jahr nach Chr. Geb. der in der Eroberung der Normandie fort. Sie nahmen die Stadt Rouen ein, und glaubten nach der

1419 Einnahme dieser wichtigen Stadt, einen solchen vortheilhaften Frieden schließen zu können, als sie wollten. Jedoch ihre Foderungen waren so hart, daß der Herzog von Burgund bewogen wurde, sich mit dem Dauphin zu vergleichen. Beyde Nationen setzten also den Krieg fort, und die Engelländer eroberten die Stadt Pontoise. Der Dauphin lud hierauf den Herzog von Burgund zu einer Unterredung ein, in der Absicht, wie er vorgab, mit ihm zu überlegen, wie der fernere Fortgang der englischen Waffen gehindert werden könnte. Der Herzog erschien, ohne Begleitung, und zu seinem Untergange. Tannegui von Chatel hatte den Dauphin überredet, den Herzog hinrichten zu lassen, und dieß geschah, unter dem Vorwande, daß er in des Dauphins Gegenwart nach seinem Degen hätte greifen wollen. So starb der Meuchelmörder des Herzoges von Orleans durch einen Meuchelmord, der von dem ganzen Reiche verabscheut wurde. Die Königinn Isabella, welche den Dauphin, ihren Sohn, haßte, bewog ihren Gemahl, sein Verbrechen zu verdammen, und allen Städten wurde geboten, keinem Befehle von ihm zu gehorchen. Philipp, der Sohn des ermordeten Herzoges, erhielt die Erlaubniß, sich mit dem Könige von Engelland zu vergleichen, um den Tod seines Vaters rächen zu können. Die Königinn Isabella trieb ihren Haß gegen den Dauphin so weit, daß dem Könige von Engelland ihre Prinzessinn Catharine zur Gemahlinn, und mit ihr die Regentschaft und Nachfolge des Reiches gegeben, der Dauphin aber von dem Throne ausgeschlossen, und desselben von dem Parlamente selbst für verlustig erklärt wurde. Allein Carl berief sich von diesem Urtheile

theile auf die Spitze seines Degens, und suchte seine Rechte wider die vereinigte Macht des Herzoges von Burgund und des Königes von Engelland zu behaupten. Frankreich blieb also der Sitz eines blutigen und langwierigen Krieges. Der König Heinrich starb zwar mit dem Ruhme, Frankreich unter den englischen Zepter gebracht zu haben, und bald nach ihm auch Carl der sechste. Aber Heinrich hatte schon aus seiner Ehe mit der Prinzessinn Catharina einen Sohn gleiches Namens erzeugt, welchen Paris zum Könige von Frankreich, und London zum Könige von Engelland ausrief, indessen daß der Dauphin, der von seinem ganzen Reiche nur wenig Provinzen in seiner Gewalt hatte, zum Spotte der König von Bourges genannt wurde. Jahr nach Chr. Geb. 1422

In dem benachbarten Deutschland wurde das Königreich Böhmen von der Kriegsflamme verheert, welche Hussens Scheiterhaufen entzündet hatte. Seine Anhänger, unter denen sich Johann Zischka und Nicolaus von Hussinetz zu Häuptern aufgeworfen hatten, verschafften sich mit den Waffen in der Hand die freye Uebung der Religion. Der König Wenzel war unter den darüber entstandnen Unruhen gestorben. Der Kaiser Sigismund, welcher ihm in dem Besitze des Reichs folgte, überließ die Regierung der verwittweten Königinn Sophia. Aber sie war zu schwach, sich den Unternehmungen des Zischka zu widersetzen. Der Aufstand wurde, ungeachtet Zischka sein noch übriges gutes Auge in einer Belagerung verloren hatte, allgemeiner. Er erwarb sich bald durch seine Grausamkeiten und das Glück seiner Waffen den Ruf eines neuen Sertorius, der ihn furchtbarer machte, als sein Anhang. Sigismund hatte allezeit von seiner Klugheit große Gedanken, aber er bewies sie dadurch nicht, Theobalds Hussitenkrieg v. Th. c. 19. 20. u. f. 1418 *L'Enfant d. S. Hist. de la Guerre des Hussites & du Concile de Basle avec le Suppl. de Beausobre.*

Jahr nach Chr. Geb.

daß er den Anfang der hussitischen Empörung zu wenig achtete. Zischka schlug den Herzog von Oesterreich, bemächtigte sich der Stadt Prag, und nachdem er auch den Kaiser zweymal nach einander geschlagen hatte, des festen Schlosses Wischerad. Hierauf trugen die Hussiten dem Könige von Polen Uladislaus die böhmische Krone an. Allein so viele Ursachen auch Jagello hatte, mit dem Kaiser unzufrieden zu seyn, welcher den preußischen Kreuzrittern günstiger war, als ihm, so war er dennoch entweder so vorsichtig, oder so großmüthig, daß er das Anerbieten der Hussiten ausschlug. Sie wählten nach seiner Weigerung Sigismund Coributen, einen Vetter des Herzoges von Litthauen, zu ihrem Könige. Allein eben darüber entstand unter ihnen eine Trennung. Zischka verlangte keinen Fremden zum Könige. Diejenigen, die ihm anhiengen, hießen Taboriten, von einem ihrer festesten Oerter, Tabor. Die uneinigen Parteyen schlugen eine die andre, und beyde die Armeen, die aus Deutschland in Böhmen einbrachen, sie zu unterdrücken. Niemand war glücklicher und furchtbarer, als Zischka.

1424 Denn er überwand Coributen, und nöthigte ihn, nach Polen zurückzugehen.

1423 Ungefähr um diese Zeit wurde der Marggraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, nach dem Tode Albrechts, des letzten Churfürsten von Sachsen aus dem ascanischen Stamme, von dem Kaiser mit diesem Churfürstenthume belehnt, zur Belohnung für den Beystand, den er ihm wider die Hussiten leistete, und ungeachtet der Widersprüche des Herzoges Erichs von Sachsenlauenburg.

In dem nördlichen Theile von Deutschland war zeither über das Fürstenthum Schleswig zwischen den Grafen von Hollstein und dem Könige Erich von

Däne-

Dänemark und Schweden ein blutiger Krieg geführt worden. Erich hatte mehr als einen unglücklichen Feldzug in das Hollsteinische gethan. Er war zwar so glücklich gewesen, die Insel Femern einzunehmen; aber seine Kriegsvölker hatten daselbst unerhörte Grausamkeiten verübt. Ungeachtet er einer von den mächtigsten Königen in Europa war, so konnte er doch die kleinen Grafen von Hollstein nicht bezwingen, die ingeheim von den Hanseestädten und den Herzogen von Meklenburg unterstützt wurden. Endlich beriefen sich beyde Parteyen auf den Ausspruch des Kaisers. Sigismund sprach dem Könige das Fürstenthum zu. Aber anstatt das Urtheil zur Vollziehung zu bringen, unternahm er eine Reise ins gelobte Land, und die hollsteinischen Grafen beriefen sich von dem Urtheile des Kaisers auf den Pabst.

Jahr nach Chr. Geb. Hvitfeld. Hollberg.

Der Pabst, Martin der fünfte, war selbst in verschiedne Streitigkeiten verwickelt. Die Königinn Johanna von Neapolis war seine Feindinn. Sie regierte seit einigen Jahren allein. Ihr zweyter Gemahl, Jacob von Bourbon, hatte sich mehr Gewalt anmaßen wollen, als sie ihm zugestehen wollte, und deswegen hatte sie ihn genöthigt, nach Frankreich zu fliehen, wo er ein Franciscanermönch geworden war. Jedoch eben die Gewalt, die sie ihrem Gemahle versagte, versagte sie ihrem Lieblinge, Carraccioli, nicht, der sie anwendete, den tapfern Connetable des Reiches, Sforza, zu stürzen. Sforza sollte auf ihren Befehl dem Pabste wider seine Feinde im Kirchenstaate beystehen; Caraccioli aber war Ursache, daß er nichts ausrichten konnte, weil ihm mit Geld und Volk nicht gehörig beygestanden wurde. Dadurch ließ sich der Connetable so aufbringen, daß er den Pabst bewog, sich für den Herzog von Anjou, Ludwig den dritten, zu

Elby. t. c. Murator. ad hos a.

Jahr nach Chr. Geb. erklären, und ihn mit dem Königreiche Neapolis zu belehnen. Ludwig machte ihn zu seinem Feldherrn, und ließ ihn mit einem starken Heere in das Neapolitanische einbrechen. Die Königinn rief den König Alphons den fünften von Arragonien zu Hülfe, unter der Bedingung, daß er von ihr an Kindes statt angenommen werden, und ihr Erbe seyn sollte. Alphons, welcher sich schon in verschiednen Feldzügen wider Corsica und Sardinien einen großen Namen erworben hatte, schlug ein Königreich nicht aus, das so nahe an sein Sicilien grenzte, und bekriegte den Herzog von Anjou. Seine ersten Unternehmungen waren glücklich. Allein der Liebling der Königinn störte das gute Vernehmen zwischen ihr und dem Könige bald; aus Furcht, daß er sein Ansehen unter einem Monarchen verlieren möchte, der, ungeachtet seiner Jugend, selbst zu regieren wußte. Johanna ließ sich überreden, die Rechte, die sie ihm gegeben hatte, zu widerrufen, und dem Herzoge von Anjou zu übertragen. Diese Unbeständigkeit der Königinn entzündete einen langwierigen Krieg, in welchem bald Alphons, bald Ludwig die Oberhand hatte. Weil der Pabst die Gegenpartey des Königes von Arragonien hielt, so veranstaltete Alphons nach dem Tode Benedicts des dreyzehnten, welcher niemals zu bewegen gewesen war, der päbstlichen Würde zu entsagen, eine neue Gegenpabstwahl, welche einen Canonicus von Barcellona traf, der sich den Namen Clemens des achten gab. Der Königinn erbitterte Martin den fünften mit diesem Schatten von einem Pabste mehr, als er ihm schadete. Ausser dem Kriege, den er in Neapolis zu führen hatte, schien er um diese Zeit noch einem Kriege mit Castilien nicht ausweichen zu können.

Hier

Hier herrschte Johann der zweyte, ein junger Prinz, Jahr nach den seine regierſüchtige Mutter in einer beständigen Chr. Geb. Entfernung von allen Reichsgeschäfften erhalten, und *Ferreras* zu einem weichlichen sorglosen Leben gewöhnt hatte. *t. c.* Er war vierzig Jahre König, und doch kann man sagen, daß er nicht einen einzigen Tag regiert hat, so viel Gewalt ließ er seinen Lieblingen über sich und sein Ansehen. Sein erster Liebling war der Erzbischof von Toledo, der mehr Lust hatte, einen Feldherrn oder Hofmann, als einen Bischof abzugeben. Allein seine Regierung war von keiner Dauer. Alvar von Luna, ein Mann von einer zweydeutigen Geburt, hatte sich auf eine feine und unvermerkte Weise so sehr in das Herz des Königes eingeschmeichelt, daß er keinen Liebling über sich zu leiden und im Namen seines Monarchen zu herrschen beschloß. Er besaß so große Eigenschaften, daß es ein Glück für Castilien gewesen seyn würde, wenn er zum Throne und der König zu seinem Lieblinge gebohren worden wäre, und nun wurde er das Unglück dieses Reiches. Der Erzbischof wurde gestürzt. Allein es lebten zween Infanten, Johann und Heinrich, welche die Schwäche des Königes kannten, und, als die ersten und einzigen Prinzen vom Geblüte, am meisten zur Regierung des Staats berechtigt zu seyn glaubten. Heinrich äußerte dieses am meisten, weil sein Bruder durch seine Vermählung mit der Prinzessinn Blanca von Navarra das Erbrecht auf diese Monarchie erhalten hatte, so wollte er in Castilien die erste Rolle spielen. Zu diesem Endzwecke bemächtigte er sich der Person des Königes, und mit ihm, ungeachtet viele Castilianer sich um die Befreyung ihres Monarchen bestrebten, der höchsten Gewalt. Allein der Infant kannte seinen gefährlichsten Feind nicht. Niemand schien ihm ergebner zu seyn,

Jahr nach Chr. Geb.

als der Liebling des Königes, und eben dieser entriß ihn seinen Händen. Der Infant verfolgte und belagerte den König in Montalban. Aber sein Bruder Johann, der Prinz von Navarra, eilte ihm zu Hülfe, mehr in der Absicht, ihm eine Gewalt zu nehmen, die er lieber in seinen Händen gehabt hätte, als aus Liebe gegen den König. Heinrich mußte die Belagerung aufheben, und wurde bald darauf gefangen genommen. Kaum war der König frey, als der Liebling zu regieren anfieng. Sein Ansehen söhnte den Infanten Johann mit seinem Bruder Heinrich aus, und ihr ältester Bruder, Alphons, der König von Arragonien, wurde ersucht, sich des gefangenen Infanten anzunehmen. Der König von Castilien hingegen drang auf die Auslieferung theils der Gemahlinn des Infanten Heinrichs, theils einiger Anhänger desselben, welche sich nach Arragonien geflüchtet hatten. Der Krieg schien zwischen beyden Reichen unvermeidlich zu seyn, als der Infant Johann, nach dem Tode Carls des dritten, König von Navarra wurde, sich zum Schiedsrichter antrug, und die Befreyung und Wiederherstellung seines Bruders in seine vorigen Würden vermittelte. Die erneuerte Ruhe war von keiner Dauer. Alvar von Luna blieb der Liebling des Königes, gleich mächtig und gleich beneidet.

So voll Uneinigkeit und Krieg war Europa, und der Orient war nicht ruhiger. Nach dem Tode Mahomets des ersten beherrschte sein Sohn Murad der zweyte die Türken, der, ungeachtet seiner Jugend, seines Vaters würdig war. Er hatte seine Regierung kaum angetreten, als sein Thron ihm von einem Betrieger, welcher sich für Mustapha, einen Sohn Bajazeths ausgab, streitig gemacht wurde. Der griechische Kaiser Immanuel Paläologus unterstützte den falschen

Cantimir. *Chalcondyl. l. 3. Duc.*

falschen Mustapha, in der Hoffnung, daß sich die Jahr nach
Türken untereinander selbst aufreiben sollten. Der Be- Chr. Geb.
trieger versammelte ein ansehnliches Kriegsheer. Mu-
rad wollte das Feuer in seinem ersten Ausbruche däm-
pfen, und schickte seinen Vezier mit seinen besten Kriegs-
völkern nach Asien. Allein der Vezier wurde geschla-
gen. Murad entschloß sich nunmehr, dem falschen
Mustapha selbst entgegen zu gehen, der ihn mit der
Unerschrockenheit eines Siegers erwartete. Doch ein
Nasenbluten, das ihm zustieß, schien auf einmal sei-
nem Heere eine so unglückliche Vorbedeutung zu seyn,
daß es plötzlich von einem panischen Schrecken über-
fallen, die Flucht ergriff, und so war der Betrieger
gezwungen, mit seinem Heere zu fliehen. Murad ließ
ließ ihm nachsetzen, ergriff ihn, und ließ ihn hinrich-
ten. Kaum war diese Empörung gestillt, als die
Griechen den jüngsten Bruder Murads, Mustapha,
zur Rebellion verleitete. Er eroberte Nicäa, und be-
schloß, diese Stadt zum Hauptsitze des Kriegs zu ma-
chen. Allein Murad ließ seinen Bruder keine Zeit
dazu, überfiel ihn, bemächtigte sich seiner und ließ
ihn erdrosseln. Itzt oder kurz vor des Mustapha Em- *Chalcond.*
pörung, belagerte er, die Griechen seine Rache em- *l. 5.*
pfinden zu lassen, Constantinopel, aber ohne etwas
auszurichten. Nach dieser Belagerung eroberte Mu-
rad in Europa und Asien unterschiedene Städte und
Landschaften. Zu Constantinopel starb der Kaiser Im-
manuel, und sein Sohn Johannes Paläologus folgte
ihm in der Regierung.

Ungarn hatte einige Jahre her Ruhe vor den Ein-
fällen der Türken, und dennoch konnte der Kaiser Si-
gismund mit aller seiner Macht nicht die Hussiten in
Böhmen, seinem andern Königreiche, überwinden. *Theobald.*
Zischka war gestorben. Seine Anhänger trennten sich *l. c.*

in

Jahr nach Chr. Geb.

in verschiedne Parteyen. Eine erwählte Procopius den Großen zu ihrem Heerführer; diejenigen, welche sich die Waisen nannten, Procopius den Kleinern, und noch andre nannten sich unter ihrem Feldherrn Kruschina die Horebiten. Sie verübten viele Feindseligkeiten gegen einander selbst; aber allezeit vereinigten sie sich wider die Armeen des Kaisers. Coribut kam aus Polen zurück, und wurde von seinem Anhange zum Könige ausgerufen. Procopius bekriegte zu einer Zeit ihn und den Kaiser. Endlich brachten die deutschen Fürsten ein Heer zusammen, das hunderttausend Mann stark war, und dieses so furchtbare

1425.1426 Heer wurde aufs Haupt geschlagen und völlig zerstreut. Die Sieger verheerten alle Provinzen, die an Böhmen grenzten, Meißen, Thüringen, Laußnitz, Schlesien, Mähren und Oesterreich. Während dieser Verwüstungen dauerte der Krieg zwischen den Grafen von Hollstein und dem Könige von Dänemark fort. Lübeck, Hamburg und Wismar erklärten sich wider den König. Der Kaiser nahm sich zwar des Königes von Dänemark an, und befahl den vandalischen Hanseestädten die Waffen niederzulegen; aber er hatte bey ihnen nicht mehr Ansehen, als in Böhmen. In dieses Reich hatte er ein neues Heer

1427 einrücken lassen. Die Hussiten schlugen auch dieses Heer, und Coribut wurde von seinem eignen Anhange in ein Kloster, oder in einen festen Thurm gefangen gesetzt. Der Kaiser suchte seine Unterthanen durch Un-

1428 terhandlungen zu gewinnen. Allein die Waisen antworteten ihm, daß ein freyes Volk keines Königes

1429.1430 bedürfte. Procopius fuhr fort überall die kaiserlichen zu schlagen; er durchplünderte eine Provinz des deutschen Reiches nach der andern, und drang bis in Franken ein. Wie die Hussiten Deutschland verwüsteten,

so verheerten die Türken die Grenzen von Servien. Jahr nach
Der Kaiser, der sich von so vielen Feinden bedrängt Chr. Geb.
sah, wollte sich mit dem Könige von Polen und be-
sonders mit dem Herzoge Withold von Litthauen ver-
binden. Er erbot sich gegen den Herzog, um die Ver-
einigung desselben mit ihm desto stärker zu machen,
sein Herzogthum zu einem Königreiche zu erheben. *Dlugoß.*
Allein er konnte eben so wenig Könige machen, als *l. XI.*
Aufrührer überwinden, und er richtete nichts weiter
aus, als die Republik Polen und den ehrgeizigen
Herzog von Litthauen mit einander zu verumeinigen.
Withold starb, und Sigismund erhielt aus Polen
keine Hülfe. Er erneuerte seine Unterhandlungen mit
den Hussiten, die seine Völker wieder schlugen. Ein
gleiches Schicksal hatte ein mächtiges deutsches Heer,
welches der Churfürst von Brandenburg und der päbst-
liche Legat, der Cardinal Julian, anführte. Ganz 1431
Deutschland zitterte vor dem Namen des Procopius,
welcher mit einem Theile seines Heeres in Ungarn ein-
drang. Aber hier war er nicht so glücklich. Die Un-
garn giengen ihm entgegen, und nöthigten ihn, nach
dem Verluste einer blutigen Schlacht nach Böhmen
zurückzufliehen. In diesem Reiche blieben die Hussi-
ten immer gleich furchtbar. Der Cardinal Julian,
welcher einsah, daß mit der Gewalt der Waffen
nichts wider sie auszurichten wäre, lud sie auf die
Kirchenversammlung zu Basel ein. Martin der fünf-
te hatte sie in diese Stadt ausgeschrieben, nachdem
sie zu Pavia und Siena nicht zu Stande gekommen
war. Der Cardinal Julian sollte den Vorsitz haben,
und Eugenius der vierte, Martins Nachfolger auf dem
päbstlichen Stuhle, bestätigte ihn in diesem Amte, unge-
achtet es ihn bald gereute, weil er sahe, daß er zu wenig
Gewalt über die versammelte Clerisey haben würde.

Italien

Jahr nach Chr. Geb.

Italien war diese Jahre her durch viele Kriege zerrüttet worden. In Neapolis suchte Ludwig, der Herzog von Anjou, die Oberhand über den König von Arragonien zu gewinnen; aber der Liebling der Königinn Johanna ließ ihn nicht allzumächtig werden. Genua, welches unter dem Schutze des Herzoges von Mayland stand, wurde von einer catalonischen Flotte vergeblich belagert. Die Republiken Venedig und Florenz konnten die Macht dieses Herzoges nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, verbanden sich wider ihn, und bekriegten ihn viele Jahre nach einander mit abwechselndem Glücke.

Mezeray t. II. ed. f. Daniel. t. VII. Rapin. t.c.

Weit schrecklicher und verderblicher war der Krieg, welcher Frankreich verwüstete. Die meisten Provinzen blieben in der Gewalt [redacted] Der Herzog von Bedford war von dem englischen Parlamente zum Regenten von Frankreich und Engelland erklärt worden, und in seiner Abwesenheit, sein Bruder, der Herzog von Glocester. Carl der siebente, der von seinen Vater enterbt worden war, suchte sich wider den Herzog von Bedford, und den mächtigen Herzog von Burgund, seinen noch furchtbarern Feind, so gut zu behaupten, als er konnte. Allein er hatte kein
1424 Glück, und verlor bey Vernueit eine Schlacht, deren Verlust sein Untergang gewesen seyn würde, wenn die Engelländer ihren Sieg verfolgt hätten. Aber der Herzog von Glocester zog seinen Vortheil dem Nutzen seines minderjährigen Königes vor. Jacobina, eine Gräfinn und Erbinn der Grafschaften Hennegau und Holland, hatte sich mit dem Herzoge von Braband, einem Neffen des Herzoges von Burgund, vermählt. Weil dieser ihr Gemahl mit ihrem Oheim, Johann von Bayern, welcher sie schon einmal ihrer Staaten zu berauben gesucht, und itzt in Hennegau neue Unruhen

erregt

erregt hatte, einen ihr nachtheiligen Vergleich ein- Jahr nach
gegangen war, so beschloß sie, ihre Ehe mit ihm Chr. Geb.
trennen zu lassen, und entfloh nach Engelland, wo sie *Rymer.*
sich mit dem Herzoge von Gloceſter vermählte. Ihr *Act. P. t. I.*
neuer Gemahl suchte mit den Kriegsvölkern, mit de- *p. 67. 134.*
nen Carl der siebente völlig hätte überwunden werden *Meyer.*
können, den Herzog von Brabant aus ihren Staaten *Annal.*
zu vertreiben. Die Unternehmung verunglückte, weil *Flandr.*
der Herzog von Burgund, seinen Neffen, den Herzog *libr. XV.*
von Brabant, beschützte. Jacobina wurde gezwungen, *ad ann.*
dem Herzoge von Burgund, Philipp dem Gütigen, die *1424.*
Regierung ihrer Staaten zu übergeben, und ihn zu
ihrem Erben zu erklären, mit der Zusage, daß sie sich
nicht wieder vermählen wollte. Nach ihrem Tode
fielen die Grafschaften von Hennegau, Seeland, Hol-
land und Friesland an ihn, und als sein Neffe, der
Herzog von Brabant, starb, erbte er auch die Herzog-
thümer Brabant, Lothringen, Limburg und andere
Länder, die ihn zu einem der mächtigsten Fürsten in
Europa machten. Carl der siebente gab sich alle
Mühe, einen so mächtigen Fürsten von dem Bünd-
nisse mit den Engelländern abzuziehen; aber verge- 1427
bens. Seine Umstände verschlimmerten sich immer
mehr. Die Engelländer belagerten Orleans. Je
mehr auf die Eroberung dieser Stadt ankam, desto
muthiger wurde sie angegriffen und vertheidigt. Carl
suchte die Belagerer unaufhörlich zu beunruhigen, und
ihnen besonders die Zufuhr abzuschneiden. Die Be-
lagerung hatte schon vier Monate gedauert, da der
Herzog von Bedford einen großen Vorrath gesalzner
Fische unter einer starken Bedeckung ins Lager abfüh-
ren ließ. Der König Carl ließ die Bedeckung an-
greifen; aber seine Völker wurden von den Engelän- 1428. 1429
dern geschlagen. Mit Orleans war es nun auf das *Mezer.*

Jahr nach Chr. Geb.

Aeußerste gekommen, und diese neue Niederlage hatte den Muth des Königes Carls so niedergeschlagen, daß er sich schon in das Delphinat zurückzuziehen beschloß, als sich auf einmal durch eine ganz außerordentliche Begebenheit die Umstände zum Nachtheile der Ueberwinder änderten. Entweder die Vorsehung war auf eine besondere Weise zur Rettung von Frankreich beschäfftigt, oder Edelmann Baudricourt glaubte in einer jungen und starken Aufwärterinn, in einem Gasthause zu Vaucouleurs, welche Johanna von Ark hieß, eine Person zu finden, die er für geschickt hielt, die Rolle einer Heldinn und einer Begeisterten zu spielen. Sie wurde für eine Schäferinn von achtzehn Jahren ausgegeben, ob sie gleich in der Folge gestand, daß sie sieben und zwanzig Jahre alt gewesen wäre, als sie vorgab, oder vorzugeben beredet wurde, daß sie von Gott gesandt würde, die Engelländer aus Frankreich zu vertreiben. Sie wurde vor den König nach Bourges gebracht. Er ließ sie von einigen Frauen untersuchen, welche aussagten, daß sie eine Jungfrau wäre, und von Gottesgelehrten, welche sie für begeistert erklärten. Der große Haufe glaubte es, und das war genug. Man ließ sie unter erfahrnen Kriegsobersten die Völker anführen, welche eine Verstärkung in das belagerte Orleans werfen sollten. Sie griff die Engelländer an, und die Franzosen, welche von einer neuen Judith angeführt zu werden glaubten, fochten mit solcher Tapferkeit, daß sie die Belagerer schlugen, und die Belagerung aufzuheben nöthigten. Sie prophezeyte dem Könige Carl, daß sie ihn zu Reims krönen lassen wollte, ungeachtet diese Stadt noch in der Gewalt der Engelländer war, und erfüllte ihre Prophezeyung mit dem Degen in der Hand. Die schnellen Siege eines Mädchens, der Anschein eines

Histoir. de Jeanne d'Arc. par M. l'Abbé Lenglet du Fresnoy 1753.

eines Wunders, und die Krönung des Königes, der seine Person ehrwürdiger machte, neigte das Glück auf seine Seite. Allein bald darauf wurde diese Heldinn, welche Compiegne vertheidigen wollte, in einem Ausfalle von den Feinden gefangen, als eine Ketzerinn zu einer Buße bey Wasser und Brodt verdammt, und als sie wieder Mannskleider angelegt hatte, von der Universität zu Paris zum Feuer verurtheilt, und verbrannt. Jahr nach Chr. Geb.

Unterdessen wurde die Kirchenversammlung zu Basel gehalten. Die Kirchenversammlungen sahen sich fast als die Generalstaaten von Europa an. Die Hussiten erhielten ein sichres und freyes Geleite. Huß und Hieronymus von Prag waren zu Costnitz verbrannt worden, und zu Basel sollten die Stimmen seiner Anhänger mitgezählt werden. Weil die versammelten Väter unterschiedne Verordnungen gemacht oder erneuert hatten, welche dem päbstlichen Ansehen nachtheilig zu seyn schienen, so hob Eugen der vierte die Versammlung auf, und diese foderte ihn vor sich, mit der Drohung, daß sie, im Falle seines Außenbleibens, gerichtlich wider ihn verfahren wollte. *L'Enfant dans S. Histoir. de la Guerre des Hussit. et du Concil. de Basle.*

Unter der Zeit gieng der Kaiser nach Italien, sich zu Mayland und Rom krönen zu lassen. Der Krieg zwischen dem Herzoge Philipp von Mayland und den Republiken Florenz und Venedig war erneuert worden, weil er Lucca und Siena auf seine Seite gebracht hatte. In Rom ließ er sich von dem Pabste krönen, und nahm darauf die Partey der Kirchenversammlung wider ihn. Diese wollte, wie die zu Costnitz, wider den Pabst verfahren; allein Eugen war zu Rom geblieben, und also außer ihrer Gewalt. Die Hussiten waren zweyhundert Mann stark zu Basel erschienen, und erhielten die Freyheit, das Abendmal unter beyder-

Jahr nach Chr. Geb. ley Gestalt zu genießen. Unterdessen stritten die Hussiten in Böhmen wider die preußischen Kreuzritter und wider sich selbst, weil nur einige den Friedensvertrag der baselschen Versammlung annahmen, die Taboriten aber nicht. Sie schlugen einander, und die Ueberwinder ließen, was die Kirchenversammlung nicht thun

1434 konnte, diejenigen als Ketzer verbrennen, welche sich dem Ansehen derselben nicht unterwerfen wollten. So konnten die Böhmen nur von Böhmen besiegt und gedemüthigt werden.

1433 Diese Zeit wurde mit dem Tode verschiedner europäischen Monarchen bezeichnet. In Portugall starb

1419. 1420 der König Johann der erste, einer der größten Könige, welche den portugiesischen Thron besessen haben. Unter seiner Regierung entdeckten die Portugiesen die Insel Madera und verschiedne andre große Länder an den äußern Küsten von Africa, über welche ihnen von den Päbsten die Herrschaft ertheilt wurde. Eduard der erste wurde zu seinem Nachfolger ausgerufen, aber ohne große Feyerlichkeiten, weil die Pest im Reiche und besonders in der Hauptstadt desselben wütete.

1434 Das Jahr darauf starb Ludwig von Anjou, wel-
Elby. t. c. cher noch immer den Namen eines Königes von Neapolis behauptete. Die unbeständige Königinn dieses Reiches, Johanna, hatte sich mit Alphons, dem Könige von Arragonien, wieder verglichen, und den Vergleich eben so bald wieder zum Vortheile des Herzoges gebrochen. Sie fieng seine großen Eigenschaften an zu erkennen, als sie ihren Verlust beweinen mußte. Ludwig setzte seinen ältesten Bruder Renatus, den Herzog von Lothringen und Bar, zum Erben und Nachfolger ein, und Johanna bestätigte seinen letzten Willen. Allein Renatus konnte seine Erbschaft nicht antreten, weil er in dem Kriege wider seinen Oheim, den Grafen von Vaudemont,

demont, welcher ihm Lothringen streitig machte, von dem Herzoge von Burgund, den Bundsgenossen des Grafen, gefangen genommen worden war. Die Königinn Johanna überlebte ihn nur wenige Monate. Das Königreich gerieth nach ihrem Tode in eine große Verwirrung, unter welcher sich der König von Arragonien einer Krone zu bemächtigen suchte, die er niemals aus den Augen ließ. Er brach in das Neapolitanische ein und belagerte Gayetta. Der Herzog von Mayland aber, welcher seine Absichten auf dieses verwaiste Reich hatte, ließ eine genuesische Flotte den Belagerten zum Beystande auslaufen. Der König gieng ihr mit seiner Flotte entgegen, und hatte das Unglück, nicht allein geschlagen, sondern auch gefangen genommen und nach Mayland geführt zu werden. Aber selbst sein Gefängniß gereichte zu seinem Vortheile; denn er wußte den Herzog von Mayland auf seine Seite zu ziehen, schloß mit ihm ein Bündniß wider alle seine Feinde, und wurde eben losgelassen, als er die Nachricht erhielt, daß seine Galeeren sich unerwarteter Weise des festen Gayetta bemächtigt hätten. Jahr nach Chr. Geb. 1435

In Polen starb Uladislaus der fünfte, einer von den größten polnischen Königen. Er besaß weniger Standhaftigkeit des Geistes, als Redlichkeit des Herzens, mehr Mäßigung im Glücke, als Beständigkeit im Unglücke, furchtbarer oft durch seine Staatsklugheit, als durch seine Waffen; so verschwiegen, daß man seine meisten Anschläge nur aus dem Erfolge einsah; freygebig; bedächtig in der Anwendung seiner Zeit; abergläubisch vielleicht, aber kein Heuchler. Ihm folgte sein Sohn, Uladislaus der fünfte, aus seiner vierten Ehe mit einer Tochter des Fürsten Andreas von Kiow, dessen Nachkommen den Grund zu der großen russischen Monarchie legten. 1434

Jahr nach Chr. Geb. *Loccen. l. IV.*

Im Norden war, besonders in dem Königreiche Schweden, alles in der äußersten Verwirrung. Die schweren Auflagen und Schatzungen, mit denen der König Erich, wegen seines langwierigen Krieges mit den hollsteinischen Grafen, die schwedische Nation und besonders den Bauernstand drückte, ohne auf ihre Klagen zu achten, erregten endlich einen Aufstand unter den Dalekerlen. Engelbrechtson, welcher sich seines Vaterlandes bey dem Könige vergeblich angenommen hatte, war ihr Anführer, und zwang den Reichsrath, Theil an der Rebellion zu nehmen, eroberte Ostgothland, Westgothland, und Wermeland, und fieng schon an, sich zum Einfalle in die dänischen Provinzen zu rüsten. Erich rüstete eine Flotte aus; allein ein Sturm zerstreute sie, und der König kam mit Lebensgefahr nach Stockholm, und sahe sich genöthigt, sich mit seinen rebellischen Schweden in Unterhandlungen einzulassen. Sie erklärten sich, daß sie dem Könige einen neuen Gehorsam geloben, und ihm die eingenommenen Vestungen ausliefern wollten, wenn er sich verbinden würde, dem Volke keine Schatzungen ohne die Einwilligung des Reichsrathes aufzulegen, und die Aemter im Reiche an keine andern als gebohrne Schweden zu vergeben. Der König gieng den Vergleich ein, mit dem Entschlusse, ihn nicht zu

1435 Hvitfeld. Hollberg.

halten. Er machte in dieser Absicht mit dem Grafen von Adolf und den Hanseestädten Friede. Bald darauf schlug er den Ständen seines Reiches seinen Vetter, den Herzog Bogislaus von Pommern, zu seinem Nachfolger vor. Aber es wollten ihn weder die Dänen noch die Schweden haben. Die Schweden empörten sich wieder. Engelbrechtson nahm Stockholm ein, und nachdem sich die verschiednen Stände des Reiches versammelt hatten, wurde Carl Cnutson, aus

einer

einer alten großen schwedischen Familie, zum Statthalter des Königreiches erwählt. Jahr nach Chr. Geb.

Indessen setzte die Kirchenversammlung zu Basel ihre Sitzungen fort, und machte unterschiedne Verordnungen, welche die Kirchenzucht angiengen. Um diese Zeit gelang es ihren Abgeordneten und den Abgeordneten des Pabstes, den König von Frankreich, Carl den siebenten, und den Herzog von Burgund, Philipp den Gütigen, mit einander auszusöhnen. Der Herzog war schon seit einiger Zeit geneigt, die Partey der Engelländer zu verlassen. Denn das Band, welches ihn mit dieser Nation verknüpfte, war durch den Tod seiner Gemahlinn, einer Schwester des Herzoges von Bedford, völlig zerrissen worden. Er schrieb dem Könige Carl Bedingungen vor, welche der Majestät des Thrones unrühmlich zu seyn schienen. Allein dieser Friede war seinen Umständen außerordentlich vortheilhaft, weil Engelland an dem Herzoge von Burgund seine mächtigste Stütze verlor. Dieser Herzog vermählte sich mit einer portugiesischen Prinzessinn, und stiftete den Orden des güldnen Vließes. Zum Unglücke für die Engelländer, starb der tapfre und kluge Herzog von Bedford. Sie sahen sich eine Stadt nach der andern entreißen, und selbst den Hauptsitz des Königreiches, Paris, wo der König Carl einen triumphirenden Einzug hielt. 1436

Der Kaiser Sigismund hatte eben das Glück in Böhmen. Die Hussiten waren befriedigt, seitdem ihnen von der Kirchenversammlung zu Basel erlaubt worden war, das Abendmahl unter beyderley Gestalt zu halten. Sie unterwarfen sich auf einer Versammlung, die zu Iglau in Mähren angestellt wurde, dem Kaiser und der Kirche, und Sigismund hielt einen feyerlichen Einzug in Prag, wo er mit seiner Gemah-

Jahr nach Chr. Geb. linn gekrönt wurde. So bald er in Böhmen Herr war, rief er die verjagte Geistlichkeit zurück. Weil diese Zurückberufung den Hussiten misfiel, so nahm er die ihm verdächtigen Taboriten und Waisen in Sold, und schickte sie nach Ungarn wider die Türken, welche sich in Servien ausbreiteten. Sie würden sich des Landes zwischen der Sau und Drave bemächtigt haben, wenn die Taboriten nicht zu rechter Zeit herbeygekommen wären. Die Türken wurden zweymal zurück getrieben, und das drittemal mit großem Verluste aus dem Felde geschlagen.

Indessen bewarb sich der griechische Kaiser um die Hülfe des Occidentes wider die anwachsende Macht der Türken. In dieser Absicht hatte er schon vor einigen Jahren Abgesandte an die Kirchenversammlung zu Basel geschickt, welche sich zur Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen erbieten mußten. Er selbst versprach zu erscheinen, und in dieser Absicht sammelten die Väter zu Basel Allmosen zu seiner
1437 Reise. Sie schickten darauf Abgesandte und Galeeren nach Constantinopel, den Kaiser und seine Prälaten abzuholen. Der Pabst, welcher sich dieser Gelegenheit bedienen wollte, die Kirchenversammlung nach Ferrara zu verlegen, wo er mehr Herr über sie seyn konnte, schickte seine Galeeren auch ab, und der Kaiser Immanuel schiffte sich auf dieselben ein. Die Nachricht davon erhitzte die Väter zu Basel noch mehr wider den Pabst. Sie ließen ihn vorladen, und Eugen machte eine Bulle bekannt, in welcher er die Kirchenversammlung zu Basel aufhob und nach Ferrara verlegte, wo der griechische Kaiser mit seiner Clerisey angelangt war. Die Bischöfe zu Basel erklärten diese Bulle für nichtig, und der Pabst bestätigte sie mit Androhung

drohung des Bannes wider diejenigen, welche Basel nicht verlassen würden. Jahr nach Chr. Geb.

Während der Zeit starb der Kaiser Sigismund in Böhmen. Sein Eidam, der Herzog von Oesterreich, folgte ihm in Ungarn wegen seiner Gemahlinn Elisabeth. Die Katholiken in Böhmen erwählten ihn auch; allein die Calixtiner widersetzten sich der Wahl, und trugen dem jungen Casimir, einem Bruder des Königes in Polen, die Krone an. Die Krone wurde angenommen, und Casimir drang mit dem Kriegesheere, das ihm sein Bruder gab, in Böhmen ein. Allein Albrecht hatte das Glück, die Polen zu schlagen, und Uladislaus sahe sich genöthigt, weil der Marggraf von Brandenburg in Oberpolen einfiel, sich in sein Königreich zurückzuziehen. Unter diesen Bewegungen wurde Albrecht zum römischen Kaiser 1438
erwählt. Bald nach seiner Krönung hielt er einen ruhmwürdigen Reichstag zu Nürnberg. Hier wurden die Austräge, welche eine Art schiedsrichterlicher Gerichte waren, verbessert; das Reich wurde in vier Kraise getheilt; auch schränkte der Kaiser das geheime westphälische Gericht ein, welches von Carln dem Großen eingeführt worden war, und die Gewalt hatte, auf bloßes Angeben einen Menschen zum Tode zu verdammen, ohne daß er etwas erfuhr, bis er hingerichtet wurde. Auf eben diesem Reichstage erwählten die deutschen Stände, nach dem Beyspiele der Könige von Frankreich, Engelland, Arragonien und Portugall, und des Herzoges von Mayland, die Neutralität zwischen der Kirchenversammlung zu Basel, und dem Pabste Eugen, deren Mishelligkeiten immer grösser wurden. Beyde Parteyen trachteten den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen, indem sie beyde ihn und den König von Polen miteinander auszusöhnen

Jahr nach Chr. Geb.

suchten. Allein es kam zwischen ihnen nur zu einem Stillstande. Nachdem Böhmen beruhiget war, zog Albrecht dem Despoten von Servien, Georg, zu Hülfe, der ihm Belgrad abgetreten hatte, und von dem muſulmannischen Kaiser Murad bekriegt wurde. Murad belagerte diese Vormauer von Ungarn. Allein der einbrechende Winter nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben; Albrecht aber starb unweit Gran an einem Durchfalle, den er sich mit Melonenessen zugezogen hatte.

Die Mishelligkeiten zwischen dem Pabste Eugen und der Kirchenversammlung zu Basel, wurden immer grösser, und schlugen in eine neue Spaltung aus. Zu Bourges wurde eine Versammlung der französischen Geistlichkeit gehalten, welche die berühmte pragmatische Sanction machte, wodurch die Gewalt der Päbste in Frankreich außerordentlich eingeschränkt, und die Hoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung behauptet wurde. Die Väter zu Basel bestätigten sie.

1438
Mezeray. Daniel. L'Enfant.

Der Pabst hielt seine Kirchenversammlung zu Ferrara, und ihre vornehmste Beschäfftigung war die Vereinigung der Griechen und Lateiner. Man stritt eine Zeit lang auf beyden Seiten vergebens. Weil die Florentiner sich erboten, dem Pabste eine große Summe Geldes zu geben, wenn er die Versammlung nach Florenz verlegen würde: So wurde diese Verlegung beschlossen, und ausgeführt. In Florenz nun kam endlich die Vereinigung zu Stande. Die Griechen und Lateiner beschlossen einmüthig das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohne zu lehren, und den Pabst für das Haupt, den Vater und Lehrer aller Gläubigen, zu erkennen. Die griechische Kirche widersprach zwar bald darauf dieser Vereinigung; unterdessen war sie doch ein Sieg für den Pabst, der

1438.1439
Chalcondyl. l. VI. Duc. c. 31.

zu

zu eben der Zeit, da er der lateinischen Kirche diesen Dienst leistete, von den Bischöfen zu Basel für einen Ketzer und Eidbrüchigen erklärt und abgesetzt wurde. Sie erwählten auch an seine Stelle einen neuen Pabst. Dieses war Amadeus, ein Herzog von Savoyen, der vor einigen Jahren die Regierung seiner Länder niedergelegt hatte, und ein Einsiedler geworden war, um müßig und wollüstig zu leben. Er nahm den Namen Felix des fünften an. Während der Zeit war der griechische Kaiser nach Constantinopel zurück gekommen, und suchte seine Kirche zur Annahme der Vereinigung zu bewegen, machte einen Patriarchen, dem niemand gehorchte, und verfolgte die Ausführung seines Werkes mit Gewalt, als er mit Befehlen nichts ausrichten konnte. Allein dieser Eifer fieng an, zu erkalten, als die Kaiserinn, seine Gemahlinn, starb, und er mit seinem Bruder Theodor in Streitigkeiten gerieth, die in einen bürgerlichen Krieg ausschlugen.

Jahr nach Chr. Geb.

1440

1441

In Deutschland war ein neues Oberhaupt des Reiches erwählt worden. Ludwig, der Landgraf von Hessen, hatte die Kaiserkrone ausgeschlagen, und Friedrich von Oesterreich angenommen. Die Böhmen trugen die ihrige, ungeachtet die Gemahlinn des verstorbnen Kaisers Albrechts, mit einem Prinzen entbunden worden war, der den Namen Ladislaus erhalten hatte, dem Herzoge Albrecht von Bayern an, welcher die Großmuth besaß, sie auszuschlagen, und Böhmen als das rechtmäßige Erbtheil des jungen Ladislaus anzusehen. Ein solches Beyspiel reizte zur Nachahmung. Der Kaiser Friedrich der dritte wollte eben so großmüthig seyn, als der Herzog von Bayern, und weigerte sich auch, den ihm angebotnen böhmischen Thron zu besteigen. Er nahm den jungen Ladislaus in seinen Schutz; aber Böhmen wurde dadurch nicht

1440

von

Jahr nach Chr. Geb. von den Unruhen und Parteyen befreyet, die es verwüsteten.

Die Ungarn wollten eben so wenig, als die Böhmen, ein Kind zum Könige haben, da ihr Vaterland den beständigen Anfällen der Türken ausgesetzt war. Sie erwählten also den König von Polen, Uladislaus den sechsten, zu ihrem Beherrscher, dem sich bald darauf Vorderpreußen unterwarf, welches das harte Joch der deutschen Ritter nicht länger ertragen wollte.

Bonf.

Fast um eben diese Zeit hatten sich die nordischen Königreiche einen neuen Beherrscher erwählt. Erich der dreyzehnte wollte von keinem Vergleiche mit seinen schwedischen Unterthanen hören, wenn sie ihm nicht ohne alle Bedingung Stockholm, Calmar, und Nyköping zurück gäben. Also behielt der Reichsstatthalter Carl Cnutson alle Gewalt in den Händen. Mit den Dänen war Erich, weil sie seinen Vetter, den Herzog Bogislaus von Pommern, nicht zu seinem Nachfolger hatten annehmen wollen, eben so unzufrieden, als mit den Schweden. In seiner Unzufriedenheit über sie hatte er Dänemark verlassen, und sich mit allen seinen Schätzen, den Kleinodien des Reiches, und seiner Beyschläferinn, nach der Insel Gothland begeben, wo er mehr einen Seeräuber als König spielte. Seine Aufführung bewog den dänischen Reichsrath, ihm den Gehorsam aufzukündigen, und seinen Schwestersohn, Christoph von Bayern, auf den Thron zu rufen. Die Schweden folgten diesem Beyspiele bald nach, und wählten ihn auch. Erich aber protestirte und trieb Seeräuberey, bis er gezwungen wurde, Gothland an die Dänen zu übergeben, und nach Pommern zu fliehen, wo er noch verschiedne Jahre im Privatstande lebte, und in der äußersten Armuth starb. Erich, der mehr einer eigensinnigen und seltsamen

Hvitfeld. Hollberg. Loccen.

1437

samen als lasterhaften Aufführung beschuldigt werden kann, so lange er König war, hatte sich bey seinen Unterthanen vornehmlich dadurch verhaßt gemacht, daß er Ausländern allzuviel Gewalt eingeräumt hatte. Christoph von Bayern wurde bald nach seiner Krönung eben dieses Fehlers wegen verhaßt. Jahr nach Chr. Geb. 1442

Das Schicksal des Königreiches Neapolis, um dessen Thron Renatus von Anjou, und Alphons, der König von Arragonien, zeither gestritten hatten, wurde nunmehr auch entschieden. Renatus war so glücklich gewesen, sich fast des ganzen Reiches zu bemächtigen, und behauptete es, so lange Caldora, sein bester Feldherr, lebte. Aber mit seinem Tode verließ ihn das Glück, und die arragonischen Feldherren wurden so unüberwindlich, als Caldora gewesen war. Eine Stadt und Provinz ergab sich nach der andern an den König von Arragonien, und Renatus sahe sich nach drey Feldzügen gezwungen, sich in Neapolis einzuschließen. Hier wurde er von seinem glücklichen Feinde belagert. Ungeachtet die Stadt Mangel an den nöthigen Lebensmitteln litt, so waren doch die Einwohner von den großen Eigenschaften des Königes, von der Liebe, die er gegen sie bezeugte, von seiner unermüdeten Aufmerksamkeit, einem jeden beyzustehen, und jeden zu trösten, und noch mehr von seiner großmüthigen Erklärung, daß er sie verlassen wollte, wenn sie es verlangten, so gerührt, daß sie sich verbanden, sich mit ihm eher unter den Ruinen ihrer Wohnungen begraben zu lassen, als sich an die Arragonier zu ergeben. Nur zween unter ihnen wurden zu Verräthern an ihm. Sie zeigeten den Belagerern eine unterirrdische Wasserleitung in die Stadt. Diese Entdeckung beschleunigte ihre Eroberung, und so gelangte Alphons von Arragonien zum ruhigen Besitze dieses Reichs. *Elby. Murat.*

Wäh-

Jahr nach Chr. Geb. *Ferrer.*

Während seiner Abwesenheit litte sein väterliches Reich Arragonien unter den castilianischen Unruhen. Alvar, der Liebling des Königes von Castilien, hatte zwar seine Feinde überwunden, und dennoch auch die Mohren von Grenada mit vielem Glücke bekriegt. Aber seine Macht blieb allezeit dem Könige Johann von Navarra, dem Infanten Heinrich, und vielen Großen des Reichs unerträglich. Sie fanden Mittel, den jungen Kronprinzen Heinrich, welcher sich mit der Prinzessinn des Königes von Navarra vermählt hatte, wider den Liebling seines Vaters aufzubringen. Der Kronprinz verließ den Hof, und die Misvergnügten nahmen daher Anlaß, dem Alvar den Krieg anzukündigen. Sie waren glücklich genug, sich der Person des Königes zu versichern, und seinen Liebling vom Hofe zu verweisen. Alvar mußte sich unterwerfen, aber mit dem Vorsatze, weil er beständig von seinem Könige geliebt wurde, Mittel zu seiner Befreyung und zur Wiederherstellung seines eignen Ansehns ausfündig zu machen. Es gelang ihm, den Günstling des Kronprinzens, und durch ihn den Kronprinzen selbst zu gewinnen, welcher nunmehr der Befreyer seines Vaters wurde, wie er mehr aus Schwachheit als Bosheit sein Verfolger gewesen war. Nunmehr wurden der König von Navarra und der Infant Heinrich bekriegt. Sie wagten eine Schlacht, und verloren sie, und der Infant Heinrich starb an der Wunde, die er in diesem Treffen empfieng. Der König Johann glaubte nunmehr Herr in seinen Staaten zu seyn, weil es sein Liebling war, und dieser begegnete seinen Feinden, wie sie ihm begegnet hatten. Arragonien wurde mit einem Einfalle der Castilianer bedroht, weil der König von Navarra in dieses Reich
1445 seine Zuflucht genommen hatte. Die Stände desselben

ben suchten ihn abzuwenden, weil der König Alphons Jahr nach
noch immer abwesend war, sich in seinem neuen Kö- Chr. Geb.
nigreiche Neapolis festzusetzen. Er befestigte sich wirk-
lich daselbst durch seine Aussöhnung mit dem Pabste,
Eugen dem vierten, welcher sich um so viel leichter ge-
winnen ließ, je mehr er befürchtete, daß der König
sich für seinen Gegenpabst Felix erklären möchte.

Portugall stand, nach dem Tode des Königes 1438-1444
Eduards, unter dem Scepter seines minderjährigen
Sohnes, Alphonsus des fünften, und wurde von ver-
schiednen Streitigkeiten beunruhigt, welche die Regent-
schaft veranlaßte. Nach dem Testamente des ver-
storbnen Königes sollte seine Gemahlinn Vormünde-
rinn und Regentinn seyn; allein die Stände wollten
keiner fremden Prinzessinn gehorchen. Die Königinn
mußte nach Castilien entfliehen, wo sie starb.

Der Krieg zwischen Frankreich und Engelland *Rapin.*
dauerte beständig fort; aber er wurde von beyden *Daniel.*
Nationen schläfriger geführt, als er zur Beschleuni-
gung des Friedens hätte geführt werden sollen. Frank-
reich war erschöpft; der Herzog von Burgund hatte
mit seinen rebellischen Flandrern zu streiten; der Kö-
nig Carl war wollüstig; von Schottland, wo vor eini-
gen Jahren Jacob der erste von seinem eignen Vetter
ermordet worden war, und einem minderjährigen Prin-
zen zu seinem Nachfolger hinterlassen hatte, durfte En-
gelland wegen des Stillstandes nichts befürchten; alle
diese Umstände schienen den Engelländern so günstig 1437
zu seyn, daß sie neue Eroberungen hätten machen kön-
nen, wenn sie den Krieg mit einigem Ernste fortge-
setzt hätten. Der Oheim des Königes, der Herzog
von Glocester, bestand darauf; allein er hatte Feinde,
die ihn stürzen wollten. Man ließ sich mehr als einmal
in Friedensunterhandlungen mit Frankreich ein, die

sich

Jahr nach Chr. Geb. 1440-1444

sich zerschlugen, und Carl der siebente, welcher zuweilen aus den Armen seiner Sorge erwachte, konnte nicht allein die Rebellion seines Sohnes, und einiger Prinzen vom Geblüte dämpfen, sondern auch den Engelländern immer mehr Städte und Schlösser abgewinnen, und doch auch dem Kaiser Friedrich Hülfsvölker wider die Schweizer zuschicken, welche eine Schlacht verloren und dennoch ihre Freyheit behaupteten.

In Ungarn hatte sich indessen der König von Polen, Uladislaus, fest gesetzt. Seine Regierung war von keiner langen Dauer, aber merkwürdig wegen der Siege des tapfern Waiwoden von Siebenbürgen, Johannes Hunniades, über die Türken, und noch mehr

1444

wegen des Verlustes der Schlacht bey Parma wider sie, worinnen er selbst blieb. Murad hatte die Regierung seines Reiches, die er schon einmal niedergelegt, und seinem Sohne Mahometh übergeben hatte, auf die inständigen Bitten seiner Unterthanen wieder angenommen, und mit dem Könige Uladislaus, innerlicher Kriege wegen, einen feyerlichen Frieden geschlossen, den Eroberungen des berühmten Scanderbegs zu widerstehen. Scanderbegs Vater, Johann Castriota, war seiner Länder von den Türken beraubt worden; aber sein Sohn, der größte Held dieser Zeiten, hatte sich ihrer wieder bemächtigt. Der Pabst glaubte, daß es itzt die beste Zeit wäre, das türkische Reich zu schwächen, und zählte den König von Ungarn von dem Eide los, mit dem er den Frieden mit den Türcken beschworen hatte. Der Cardinal Julian, den sein Kreuzzug wider die Hussiten, und der Vorsitz auf der Kirchenversammlung zu Basel berühmt gemacht hatte, überredete den König Uladislaus zum Friedensbruche. Er brach mit einem starken Heere in Niedermösien ein.

Cantimir. Chalcond. l. VI. et sub init. l. VII. Bonfin. dec. 3. l. 6.

Amurath

Amurath eilte ihm voll Rachbegierde entgegen, und bey Varna geriethen beyde Heere aneinander. Der Anfang des Treffens lief für die Christen glücklich; aber der König ließ sich von seiner ungestümen Tapferkeit fortreißen, sich so weit unter die Türken zu wagen, daß er sein Leben verlor. Sein Tod brachte die Ungarn in Unordnung, und die Türken erhielten einen vollkommnen Sieg. Zum Glücke für die Ueberwundnen, gieng Amurath nach Adrianopel zurück, dem Reiche noch einmal zu entsagen. Jahr nach Chr. Geb.

Als die Nachricht von dem Tode des Königes Uladislaus nach Polen gekommen und bestätigt worden war, erwählten die Stände seinen Bruder Casimir zu ihrem Beherrscher. Die Ungarn aber verlangten von dem Kaiser Friedrich, den noch unmündigen Sohn des verstorbnen Kaisers, Ladislaus, dem ihr Reich und Böhmen erblich zugehörten. Der Kaiser weigerte sich, ihn aus seiner Gewalt abfolgen zu lassen, und Hunniades that deswegen einen Einfall in Oesterreich. Der Kaiser verglich sich mit ihm, und Hunniades fuhr fort, Ungarn zu regieren und zu vertheidigen. Böhmen blieb voll innerlicher Unruhen und Verwirrungen, und wurde von Kraishauptleuten regiert, unter denen sich Georg Podiebrad vor andern hervorzuthun anfieng.

Indem im Oriente der Kaiser Johann Immanuel Polaologus starb, und sein Sohn Constantin der achte ein Reich empfieng, dem unter mannichfaltigen innerlichen Streitigkeiten im Staate und in der Kirche sein völliger Untergang bevorstund, war Deutschland unter seinem Kaiser Friedrich in Gefahr, mit Frankreich in Krieg verwickelt zu werden. Der König Carl der siebente, der mit dem Könige von Engelland einen Waffenstillstand geschlossen hatte, maßte

Jahr nach Chr. Geb. sich des Schutzrechtes über die Stadt Tull an. Ungeachtet der Krieg, der an den Grenzen hierüber entstand, von keinen großen Folgen war: So wurde doch itzt der Grund zu den Ansprüchen gelegt, welche Frankreich nach der Zeit auf Tull, Metz, und Verdun behauptet hat. Die Spaltung zwischen der Kirchenversammlung zu Basel, und dem Pabste Eugen, dauerte fort. Eugen unternahm eine That, welche, dem Ansehen nach, sein Ansehen in Gefahr setzte, und sie befestigte dasselbe. Die Churfürsten von Cölln und Trier, waren die eifrigsten Anhänger der Kirchenversammlung zu Basel. Eugen sprach den Bann wider sie aus, und entsetzte sie ihrer Würden. Der Kaiser, welcher befürchtete, daß ein bürgerlicher Krieg darüber in Deutschland entstehen möchte, bat um die Wiederrufung des Urtheils, und der Pabst ertheilte sie, in der Hoffnung, daß Deutschland sich ihm unterwerfen würde, und seine Hoffnung ward erfüllt. Bald darauf zerstreuten sich nach und nach die Prälaten, welche noch zu Basel versammelt waren. Deutschland gewann unterdessen so viel, daß die päbstliche Gewalt, in Ertheilung geistlicher Würden und Pfründen, einigermaßen eingeschränkt wurde.

Unterdessen hatte der Gegenpabst, Felix, noch einigen Anhang. Eugen der vierte starb, ohne seine Lossagung von der päpstlichen Würde zu erleben. Felix entsagte erst unter Eugens Nachfolger, Nicolaus dem fünften.

1447 *Murator.* In eben diesem Jahre endigte sich mit dem Tode des Herzoges, Philippus Maria, die Herrschaft der Visconti über Mayland. Seine Macht war durch seine unglücklichen Kriege mit den Venetianern und andern Feinden sehr geschwächt worden. Verschiedne

Prinzen

Prinzen machten nach seinem Absterben Ansprüche auf den mayländischen Staat, welcher sich lieber in Freyheit gesetzt, als einem neuen Herrn unterworfen hätte. Der Herzog von Orleans hatte, als der Nefe des verstorbnen Herzoges, das nächste Recht zu erben. Allein er konnte nicht mehr erhalten, als die Grafschaft Asti, weil die Mayländer sich dem Franciscus Sforza unterwarfen, der aus einem Bauer ein berühmter Feldherr geworden war, und sich mit einer unehligen Tochter des verstorbnen Herzoges vermählt hatte. Jahr nach Chr. Geb.

Das Jahr darauf starb der König der drey nordischen Reiche, Christoph aus Bayern. Wie er selbst kein Herr von außerordentlichen Eigenschaften war, so wurde auch seine Regierung durch nichts merkwürdig, als durch die theure Zeit, welche seine Unterthanen drückte; durch einen mislungnen Anschlag auf Lübeck, und durch die vielleicht unverdiente Unzufriedenheit seiner Reiche mit ihm. Die Schweden wollten an den calmarischen Vergleich nicht länger gebunden seyn, und wählten Carln Knutson zu ihrem Könige, die Dänen aber den Grafen von Oldenburg, Christian den ersten, den Stifter des itzt regierenden königlichen Hauses, einen Herrn, den seine Eigenschaften des Thrones würdig machten. Der König Erich, der noch lebte, und noch die Insel Gothland im Besitze hatte, übergab ihm dieselbe, als er von den Schweden bekriegt wurde. Hierüber entstand zwischen ihnen und den Dänen ein Krieg, der verschiedne Jahre lang dauerte. 1448 Hollberg. Hvitfeld. *Loccen.*

Zwischen Engelland und Frankreich entzündete sich der Krieg von neuem. Die Engelländer hatten sich während des Waffenstillstandes, einer Stadt in Bretagne bemächtigt. Der König Carl der siebente *Rap. t. IV.*

Jahr nach Chr. Geb. nahm daher Anlaß, den Stillstand für gebrochen zu erklären, eroberte binnen einem Jahre die ganze Monarchie, und beynahe in eben so vieler Zeit ganz Guyenne. Diese Eroberungen erfolgten so geschwind und unaufgehalten, daß es schien, als wenn der englische Hof, wo die Königinn Margaretha, eine Prinzessinn aus dem Hause Anjou, über die Nation eben so unumschränkt herrschen wollte, als über ihren Gemahl, mit dem Könige in Frankreich zur Vertreibung der Engelländer ein Verständniß gemacht hätte. Sie hatte aus Herrschsucht, und zur Erhöhung ihres Lieblings, des Herzogs von Suffolk, den Herzog von Glocester umbringen lassen; aber eben diese Handlung legte den Grund zum Untergange des Königes, und ihre gegenwärtige Aufführung erregte einen Aufstand, welcher den Hof zwang, den Herzog von Suffolk aus dem Reiche zu verbannen. Die Königinn verbannte ihn, um ihn zu retten; aber er fand auf seiner Reise nach Frankreich seinen Tod. Die Franzosen fuhren in ihren Eroberungen fort, unterdessen daß Engelland, wo der Herzog von York nach dem Throne strebte, von innerlichen Unruhen erschüttert wurde, welche die Nation hinderten, ihre Kräfte wider ihre auswärtigen Feinde zu sammlen. Von Schottland aus wäre sie sicher gewesen. Denn dieses Reich war so wenig ruhig, als Engelland. Ein mächtiger Graf, Duglas, welcher bey der vormundschaftlichen Regierung übergangen worden war, verursachte dem Hofe viel Verdruß. Er wurde zwar umgebracht; aber seine Hinrichtung erregte eine Rebellion, welche verschiedne Jahre nach einander dauerte.

Ferrer. Die Unruhen, welche eines einzigen mächtigen Lieblings wegen, Castilien so viele Jahre bestürmt hatten, waren gestillt, und zwar zur Vergrößerung der

Macht

Macht und Ehre des Lieblings. Durch die Vermittlung eines seiner getreusten Freunde, war zwischen dem Könige, oder vielmehr zwischen ihm und dem Kronprinzen von Asturien eine Versöhnung gestiftet worden, in welcher die Großen begriffen waren, die an der Verschwörung wider ihn Theil genommen hatten. Selbst der König von Navarra hatte Theil an seinen Wohlthaten, aber es waren Wohlthaten eines Feindes. Alvar erbot sich gegen ihn, seinem natürlichen Sohne die Großmeisterstelle von Calatrara wieder zu verschaffen, wenn er bey dem Könige darum anhalten würde. Dieses Anerbieten schien Freundschaft zu seyn, und war es nicht. Denn er hatte bloß die Absicht, ihn mit dem Günstlinge des Prinzen von Asturien zu entzweyen. Dieses geschah, und der natürliche Sohn des Königes von Navarra, erhielt die Großmeisterstelle nicht. Alvar erweckte diesem Könige selbst an seinem Sohne einen Feind, welcher ihm den Krieg ankündigte, unter dem Vorwande, daß er, und nicht sein Vater, seiner Mutter wegen, der rechtmäßige Erbe des Königreiches Navarra wäre. Alvar hatte, nachdem ihm dieser Staatsstreich gelungen war, von dem Könige von Navarra nichts mehr zu befürchten. Seine Gewalt schien befestigt zu seyn, als er übermüthig wurde, und durch seinen Uebermuth sich stürzte. Denn selbst der König Johann fieng an, ihn zu fürchten, und von der Zeit an, hörte er auf, ihn zu lieben. Er hatte dem Könige an der Prinzessinn Isabella von Portugall eine Gemahlinn gegeben, welche über den Willen ihres Gemahls eben so viel Gewalt haben wollte, als er. Sie beschloß, ihn zu stürzen, und es gelang ihr, da ihn sein Glück unbedachtsam und sicher gemacht hatte. Die Königinn war in ihren Anstalten so fein, vorsichtig

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. und geheim, daß er gefangen genommen, nicht wieder zum Könige gelassen, und enthauptet wurde. Dieses war das Ende eines Lieblings, welcher auf dreyßig Jahre über das Herz seines Königes geherrscht, und
1453 sich wider die mächtigsten Feinde glücklich behauptet hatte.

In dem benachbarten Portugall herrschte der König Alphons, welcher immer neue Eroberungen in Africa zu machen suchte. Der Kaiser Friedrich vermählte sich mit seiner Schwester der Infantinn Eleonora. Diese Vermählung wurde zu Rom vollzogen, wohin sich der Kaiser einer leeren Krönungsceremonie wegen begeben hatte. Der Pabst krönte ihn hier das erstemal mit der lombardischen Krone, welche sonst den Kaisern zu Mayland aufgesetzt zu werden pflegte. Unterdessen hatten sich die Oesterreicher empört, weil er weder ihnen, noch den Ungarn und Böhmen ihren jungen König Ladislaus abfolgen lassen wollte, unter dem Vorwande, daß er noch minderjährig wäre. Der Pabst bestätigte ihm in einer Bulle die Vormundschaft über ihn. Er brachte sie zurück, und wurde mit ihr in Neustadt in Oesterreich von denen belagert, welche ihm ihren rechtmäßigen Beherrscher abfoderten. Er hatte von seiner Bulle so schlechten Beystand, daß er sich genöthigt sah, ihnen endlich ihren König abfolgen zu lassen. Man erhob ihn dieser gezwungnen Handlung wegen; aber so wenig sie großmüthig war, so viel Ruhm würde er verdient haben, wenn er die abendländischen Christen wider die furchtbaren Unternehmungen der Türken vereinigt, und dem glücklichen Fortgange ihrer Waffen zu wehren gesucht hätte.

Duc. c. 30. seq t. 27. ed. Pariſ. Cantimir. Murad hatte nach dem Siege bey Varna sich wieder der Regierung entschlagen, aber er war eines Auf-

standes unter den Janitscharen wegen genöthigt wor- Jahr nach
den, sie noch einmal anzunehmen. Er stillte die Un- Chr. Geb.
ruhen, und fiel in Epirus ein, sich an dem tapfern
Georg Scanderbeg zu rächen. Bald darauf sah er
sich genöthigt, dem eben so tapfern Hunniades entge-
gen zu eilen, über welchen er bey Kossowa einen mehr
blutigen als glücklichen Sieg davon trug. Er such-
te Belgrad einzunehmen; aber diese Stadt allein hielt
seine Bestürmungen aus. Sein Tod erfolgte bald
auf seinen Sieg. Sein Sohn Mahomet erbte sei-
nen Thron und sein Glück. Dieser Kaiser machte
dem griechischen Kaiserthume ein Ende. Nachdem
er die fürchterlichsten Kriegsrüstungen vorgekehrt hat-
te, belagerte er Constantinopel. So augenscheinlich
und groß die Gefahr auch war, so heftig wurde doch
noch in dieser Hauptstadt über die Vereinigung der
griechischen und lateinischen Kirche, über das Licht
von Tabor, ob es erschaffen oder unerschaffen wäre,
und über den Gebrauch des gesäuerten und ungesäuer-
ten Brodtes im Abendmal gestritten. Aller Bey-
stand, den Constantin aus dem Occidente hatte, be-
stand in einigen genuesischen Schiffen. Der Pabst
hatte ihm zwar einen Cardinal geschickt; aber die
Griechen waren so erbittert auf ihn, daß sie sich öffent-
lich erklärten, lieber den Turban, als einen Cardi-
nalshut in der Stadt zu sehen. Der Kaiser ver-
säumte nichts zur Vertheidigung und Rettung der
Stadt, deren Einwohner den Türken die Belagerung
unter muthigen Anführern schwerer gemacht haben
würden, wenn sie einig gewesen wären. Nichts war
bewundernswürdiger, als die Maschine, durch welche
Mahomet an der Nordseite des Hafens, verschiedne
Fahrzeuge über Hügel und Abhänge in den innern
Hafen bringen ließ. Dadurch wurde die Einnahme

Jahr nach Chr. Geb.

der Stadt beschleunigt. Denn eben dadurch bemächtigten sich seine Völker eines Theils der Stadt von der Seeseite. Die Belagerten baten hierauf um Friede, und der Sultan versprach den Abgeordneten des griechischen Kaisers, daß er ihm und seinen Unterthanen den Abzug, und die Freyheit, ihre Güter mitzunehmen, ertheilen wollte, wenn sie sich ergäben. Mit diesem Vergleiche giengen schon die Gesandten unter einer türkischen Begleitung zurück, als Mahomet ihnen Völker nachschickte, die ihnen befehlen sollten, zu ihm zurück zu kommen. Die Belagerten glaubten, daß die Ihrigen treuloser Weise verfolgt würden, schossen auf die Türken, und Mahomet, welcher sich auf seiner Seite auch einbildete, daß die Christen den Vergleich gebrochen hätten, befahl den Sturm. Nunmehr hatten die Griechen keine andre Zuflucht, als die Verzweiflung. Sie fochten lange, mit mehr Muth als Kräften. Aber endlich drangen die Türken, die für den nahen Sieg kämpften, in die Stadt; der Kaiser, der mit einer unglaublichen Tapferkeit stritt, stürzte sich unter die Feinde, wurde getödtet, und Constantinopel war erobert. Mahomet hielt darauf seinen triumphirenden Einzug; die Hälfte der Kirchen wurde den Christen gelassen, die andre in Moscheen verwandelt. Ein solches Ende nahm das griechische Kaiserthum, welches, seitdem von Constantin dem Großen der Hauptsitz des römischen Reiches nach Byzanz verlegt worden war, unter mannichfaltigen Abwechslungen eilfhundert und drey und zwanzig Jahre gedauert hatte.

Das griechische Kaiserthum war noch immer der vornehmste Aufenthalt der Wissenschaften und Künste gewesen; aber nun entflohen sie nach Italien, dem Occidente ein Licht in seiner Barbarey anzuzünden.

Mit

Mit so vielen Hindernissen auch Unwissenheit und Aberglaube die Wissenschaften in ihrem Laufe aufhielten: So wurden ihnen doch nicht allein in Italien, Frankreich und Deutschland, neue Wohnungen erbaut, sondern es gab auch theils unter ihren Beschützern, theils unter ihren Verehrern unterschiedne, die ihren wohlthätigen Einfluß empfanden. Im dreyzehnten Jahrhunderte war Alphons der zehnte von Castilien, als ein Beförderer der Gelehrsamkeit berühmt. Er hat unter den Eroberern keinen hohen Rang; aber er erwarb mit seinen astronomischen Tafeln und andern Büchern unter den Gelehrten, die am besten verewigen, einen hohen Rang. Zu Padua, Mantua, Neapolis, Capua, Tolosa, Salamanca, Cölln und andern Orten wurden hohe Schulen aufgerichtet; aber die berühmteste war die Schule zu Paris, welche die erste **Universität** wurde, weil daselbst alle Arten von Wissenschaften ihre Lehrer hatten. Sie kann mit Recht, als die Mutter aller europäischen Universitäten, und ihrer Einrichtungen betrachtet werden. Sie hatte ihren Kanzler, Rector, und Decanus; auch wurden zur Aufmunterung derjenigen, welche sich der Wissenschaften befleißigten, die gelehrten Würden erfunden, und von der Obrigkeit bestätigt. Unter den Poeten erwarben sich Walther Mapes, Wilhelm Brito, Matthäus von Vendome durch seine Tobiade, Günther durch seinen Ligurinus, und Jacobus de Vitriaco einen Namen; unter den Geschichtschreibern aber Matthäus von Paris, Rodericus Ximenius, Nigordus, Conradus von Lichtenau, Wilhelm von Nangis, und andre. Unter den Griechen thaten sich Nicetas Choniates, Georgius Acropolita, Gregorius Pachymeres, und Nicephorus Blemmida als Geschichtschreiber und Philo-

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb.

sophen hervor. Die Syrer hatten ihren Gregorius Abulpharajus. Unter den Lateinern war Roger Baco, einer von den größten Geistern. In unsern Zeiten würde er ein Leibnitz oder Newton gewesen seyn. Denn er besaß vorzügliche Einsichten in der Mathematik, Mechanik, Chimie, Arzeneykunst, und selbst in den gelehrten Sprachen, und eine Kenntniß von vielen Erfindungen, durch welche die Philosophen der neuern Zeiten so berühmt geworden sind. Die Brennspiegel, die Vergrößerungsgläser, und andre nützliche Maschinen waren ihm nicht unbekannt, und man kann ihn mit Recht eher als den deutschen Mönch, Barthold Schwarz, für den Erfinder des Pulvers halten. Aegidius de Columna, Petrus de Apono, Robertus de Sorbona, welcher die Sorbonne stiftete, zween Wilhelme Durande, Johannes von Neapolis, Petrus von Alliaco, und Thomas Aquinas, sind in diesem Jahrhunderte unter den Philosophen bekannte Namen. Die philosophischen Secten der Nominalisten und Realisten, sind nicht weniger berühmt. Unterdessen kann man freylich von der scholastischen Philosophie dieser Zeiten, und des folgenden Jahrhundertes nicht das vortheilhafteste Urtheil fällen. Sie beschäfftigte sich mit unzählbaren unnützen Spitzfündigkeiten und Grübeleyen. Die Dialectik, welche ihre Logik seyn sollte, war mehr eine Kunst zu zanken, als eine Anweisung zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Ihre Metaphysik bestand in einer Sammlung von Wortstreitigkeiten und barbarischen Ausdrücken, von Abstractionen, Eintheilungen, und Einschränkungen der Ideen, die sie selbst nicht mehr verstanden. Ueberall erschallte der Name des Aristoteles, den sie mehr aus verderbten Uebersetzungen arabischer Uebersetzungen desselben, als aus der Ursprache kannten.

Plato war nur unter den Griechen bekannt, wo es einige gab, welche seine Lehren mit den Meynungen des Aristoteles zu vergleichen suchten. Jahr nach Chr. Geb.

Die Gottesgelahrheit empfand die schädlichen Einflüsse der scholastischen Philosophie. Die Auslegung der heiligen Schrift wurde fast ganz verabsäumt. Die Schrifterklärer, die es noch gab, Hugo von St. Claro, Stephanus Langhton, Antonius von Padua, Alexander von Hales bekümmerten sich um den buchstäblichen Verstand der Schrift nicht, sondern beschäfftigten sich, ich weiß nicht was für einen geheimen und mystischen Sinn in der Schrift aufzuschließen. Thomas Aquinas war der größte unter den dogmatischen Gottesgelehrten; aber er würde mit aller seiner ausschweifenden Scharfsinnigkeit den stolzen Namen eines **englischen** Lehrers in unsern Zeiten nicht erhalten. Bonaventura und Robert Capito, waren unter den mystischen Gottesgelehrten berühmt, welche einen geheimen Weg zu einer außerordentlich erhabnen Frömmigkeit zeigen wollten. Allein, wenn man ihre Meynungen genau untersucht, so findet man, daß sie von der jüngern platonischen Philosophie abstammen, oder mit den spinozistischen Lehrsätzen eine große Aehnlichkeit haben. Die moralische Theologie bestand mehr in spitzfündigen Fragen, als in einer deutlichen Anweisung zur Tugend, und Aristoteles galt auch hier mehr, als die heilige Schrift. Unter den polemischen Gottesgelehrten thaten sich Raymund von Pennafort, Raymund Martini, und Alanus ab Insulis vor andern mit Schriften wider die Ungläubigen und Jüden hervor.

Das vierzehnte Jahrhundert hatte auch seine Gelehrten, deren Namen noch genannt zu werden verdienen. Unter den Griechen waren Johannes Cantacuzenus,

Jahr nach Chr. Geb.

cuzenus, Theodorus Metochita, Nicephorus Gregoras vor andern in der Geschichte berühmt. Nicephorus Callistus schrieb eine brauchbare Kirchengeschichte, Theodorus Metochita war ein Philosoph, Nicolaus Cabasilas erwarb sich viel Ruhm mit seiner Kenntniß der mathematischen Wissenschaften, Barlaam sammelte die Sittensprüche der Stoiker, und Nicephorus Gregoras, Maximus Planudes, und Manuel Chrysolaras thaten sich durch ihre Kenntniß der Alterthümer, der Critik, und der Sprachen hervor.

Auch im Occidente nahm der Eifer im Anbaue der Wissenschaften zu. So kriegerisch und unruhig auch die Zeiten waren: So fanden sie doch unter den Königen Beschützer. Carl der fünfte von Frankreich, legte den Grund zu der berühmten königlichen Bibliothek zu Paris. In Deutschland und Italien und in den Niederlanden, wurden verschiedne neue Schulen und Universitäten gestiftet. Die zunehmende Handlung beseelte die Künste. Der Pabst, Clemens der fünfte, befahl die orientalischen Sprachen öffentlich zu lehren. Manuel Chrysolaras breitete die Erkenntniß der griechischen Sprache in Italien aus. Jeder Rechtsgelehrte kennt aus diesem Jahrhunderte den Bartolus, Baldus, Franciscus Albergottus und Andreas. Thomas Bradwardin war ein berühmter Mathematicus, ob er gleich Erzbischof von Cantorbury war. Ceccus Asculanus war zu seinem Unglücke erfahrner in der Arzeneykunst, und in verschiednen mechanischen Künsten, als er aus Furcht vor der Inquisition hätte seyn oder zu seyn scheinen sollen. Denn er wurde der Zauberey beschuldigt, und zu Florenz verbrannt.

In der Philosophie wurden die Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten heftiger, als sie jemals gewe-

gewesen waren. Wilhelm Occam, Johann Buri- Jahr nach
dan, Walther Burläus, Petrus von Alliaco, Johann Chr. Geb.
Duns Scotus, Arnold von Villanova, Robert Swis-
seth, der in seinem Alter bittre Thränen vergoß, daß
er selbst dasjenige nicht mehr verstünde, was er in sei-
ner Jugend geschrieben hatte, erwarben sich unter den
Philosophen dieser Zeit mehr Ruhm, als sie verdien-
ten. Raymund Lullus, ein Spanier, suchte zwar
der Philosophie eine neue Gestalt zu geben; allein er
war in seinem Unternehmen unglücklich, weil seine
Einbildungskraft zu ausschweifend, und seine Ver-
nunft zu schwach war, sie zu beherrschen. Die Strei-
tigkeiten der Philosophen trugen wirklich zur Verbes-
serung der Wissenschaften wenig bey; unterdessen hat-
ten sie doch den Nutzen, die Liebe zu denselben zu er-
halten, fortzupflanzen und zu schärfen.

Die schönen Wissenschaften hatten vor andern Thei-
len der Gelehrsamkeit ein glückliches Schicksal in die-
sem Jahrhunderte. Die Namen Petrarcha, Dan-
tes, Johann Boccaz und Leonard Aretin sind so groß,
daß andre Namen vor ihnen verschwinden. Sie
schreiben in ihrer eignen Sprache, und in der latein-
schen vortrefflich, und so wohl die Dichtkunst als die
Beredtsamkeit, müssen sie als ihre ersten Wiederher-
steller verewigen. Die einzige Geschichtkunde blieb
ein fast ganz unangebautes Feld. Man schrieb keine
Geschichten, sondern Chroniken.

Die Schicksale der theologischen Wissenschaften
waren nicht glücklicher, als im dreyzehnten Jahrhun-
derte. Unter den Griechen erklärte Matthäus Bla-
stares das geistliche Recht seiner Kirche; Gregorius
Acindynus, bestritt die quietistische Secte, welche
Gregorius Palamas stiftete; Johannes Cantacuze-
nus schrieb wider die Mahometaner; Barlaam,

Nilus

Jahr nach Chr. Geb.

Nilus Carbasilas, Nilus Rhodius, und Nilus Dampla vertheidigten ihre Kirche wider die Lateiner; Theophanes von Nicäa rettete die Wahrheit der christlichen Religion wider die Juden und andre Feinde ihrer Lehren; Demetrius Cydonius aber übersetzte die Schriften des Thomas Aqvinas in seine Sprache. Unter den Abendländern schrieb Nicolaus von Lyra Auslegungen über das alte und neue Testament, welche sich weit von den Erklärungen der vorigen Zeiten unterscheiden; aber er war glücklicher im alten, als im neuen Testamente, weil er in der ebräischen Sprache, und nicht in der griechischen erfahren war. Die dogmatischen Gottesgelehrten theilten sich in die **Biblischen** und **Philosophischen**, und diese wieder in die **Scotisten** und **Thomisten**. Die Anzahl der biblischen Gottesgelehrten war klein. Die philosophischen aber schweiften in ihren Vernünfteleyen oft so weit aus, daß sie in offenbare Irrthümer verfielen, und daher Bücher von ihnen verbrannt, die Urheber aber durch Gefängniß und andre Strafen zum Wiederrufe gezwungen wurden. Nichts lag mehr verabsäumt und ungebaut, als die Sittenlehre. Die Meisten, die in diesem Felde arbeiteten, schrieben über so genannte **Gewissensfälle**, unter denen **Astesan**, ein Italiener, **Monald**, und Bartholomäus a St. Concordia berühmt wurde. Andre glaubten große Sittenlehrer zu seyn, wenn sie von den Thieren Beyspiele, von den Bienen zum Exempel und von den Ameisen hernähmen, ihre Eigenschaften, wie sie konnten, erklärten und auf die Sitten der Menschen anwendeten. Johann Niederir, Thomas Waleys, und Hugo a Sancto Victore machten sich durch dergleichen Sittenlehren bekannt. Unter den Vertheidigern der

Reli=

Religion waren Thomas Bradwin, Alvarus Pelagius, Nicolaus Lyra, Porchetus Salvaticus, und Johann Wiclef, unter den Mystikern aber Johann Tauler, Johann Ruysbrock, Heinrich Suso und Gerhard von Zütphen die berühmtesten Schriftsteller. Jahr nach Chr. Geb.

Das funfzehnte Jahrhundert ist für das Reich der Wissenschaften wegen der glücklichen Veränderungen in demselben und ihres Einflusses in die Verbesserung der Religion so merkwürdig, daß ich in dem künftigen Theile eine ausführliche Abbildung von den Schicksalen der Gelehrsamkeit in diesen Zeiten geben werde. Unter den Päbsten und Königen gab es einige, welche die Wissenschaften beförderten. Nicolaus der fünfte, Alphons der sechste von Neapolis, und seine Nachfolger aus dem arragonischen Hause verdienen deswegen unvergeßlich zu seyn. Aber am meisten ist die medicäische Familie zu Florenz wegen des Schutzes und Beystandes, den sie den Gelehrten ertheilte, der Unsterblichkeit würdig. Die Erfindung der Buchdruckerkunst von Guttenbergen und Fausten war ein außerordentliches Glück für die Wissenschaften; denn eben dadurch wurden die besten alten sowohl griechischen als lateinischen Schriftsteller, welche zeither in den Klöstern verborgen, ungelesen und ungebraucht gelegen hatten, wieder bekannt. Die Einnahme der Stadt Constantinopel von den Türken war Ursache, daß die besten griechischen Gelehrten, Johannes Argyropulus, Bessario und viele andre Europa bevölkerten, und die Kenntniß der so nöthigen griechischen Sprache ausbreiteten. Die Philosophie, die Kenntniß der alten Schriftsteller, die Beredsamkeit, die Poesie, die Critik gewannen durch die Bemühungen des Georgius Gemisthus Plethо, Johannes Argyropulus, Bessario, Georgius

von

Jahr nach Chr. Geb.

von Trapezunt, Theodorus Gaza, Georgius Scholarius, Angelus Politianus, Poggius von Florenz, Hermolaus Barbarus, Franciscus Pyelephus, Laurentius Valla einen neuen Glanz, gleich wie die wiclefitischen und hussitischen Streitigkeiten Gelegenheit gaben, unzählbare Unvollkommenheiten und Flecken an der damaligen Gottesgelahrheit zu entdecken, die Gemüther wider den herrschenden Aberglauben aufzubringen, die Unordnungen der Clerisey bekannter und verhaßter zu machen, und den Weg zur Religionsbesserung zu bahnen. Johann Huß und Hieronymus von Prag vertheidigten viele unterdrückte Wahrheiten, und obgleich Johann Gerson, der Canzler der parisischen Universität, aus einem Privathasse nicht wenig zur Verdammung dieser Unschuldigen beytrug: So öffnete er doch selbst mit seinen freyen Abbildungen der herrschenden Laster des geistlichen Standes vielen die Augen. Dieses war auch nöthig, wenn man erwägt, in welch einen verderbten Zustand die Kirche seit dem fünften Jahrhunderte herabgesunken war. Die Lehren des Christenthums, welche so bestimmt sind, Seegen und Glückseligkeit über den Erdkreis auszubreiten, wenn sie unverfälscht gelehrt, und mit Eifer ausgeübt werden, wurden von solchen ungöttlichen Zusätzen verderbt, daß ihre erste schöne Gestalt völlig unkennbar geworden war, sie selbst aber von der geistlichen Herrschsucht gemisbraucht wurde, ihren unverschämtesten Unternehmungen das Ansehen der Heiligkeit zu geben. Diese unglücklichen Schicksale und Veränderungen der Religion sind es, die ich vom fünften Jahrhunderte bis zur pisanischen Kirchenversammlung mehr in ihrem Fortgange als in ihrem Ursprunge betrachten will.

Zweyter

Zweyter Abschnitt,

welcher

Betrachtungen über die Geschichte der Religion enthält.

Allgemeine Abbildung der Religionsveränderungen vom fünften Jahrhunderte bis zur pisanischen Kirchenversammlung.

Wenn der glückseelige Zustand der wahren Religion nach der Menge ihrer Bekenner und nach der Ausbreitung ihrer äußerlichen Herrschaft über den Erdkreis allein bestimmt werden sollte: So wäre sie vom fünften Jahrhunderte an, ungeachtet der Verfolgungen und widerwärtigen Schicksale, welche sie in eben diesem fünften, und dann im sechsten Jahrhunderte in Persien und Engelland, in Africa und in den Abendländern von den Arianern, in den folgenden Zeiten aber im Oriente und in Spanien von den Mahometanern, in Frankreich eine Zeitlang von den Normannen, und im Norden von den Dänen und Schweden erdulden mußte, beständig an Ehre und Glück gestiegen. Die Abgötterey mußte ihr im Aufgange und Niedergange weichen; die Götzentempel wurden unter den christlichen Kaisern überall, und zwar erst mehr im Oriente, als im Occidente, zu Kirchen eingeweiht, die

heidnischen Opfer, Gebräuche und Schauspiele durch die Gewalt der Gesetze nach und nach vertilgt, und wenn noch Bekenner des Heidenthums geduldet wurden: So blieb ihnen doch der Zutritt zu allen bürgerlichen Aemtern und Ehrenstellen verschlossen. Im Oriente nahmen die Einwohner an dem Berge Libanus den christlichen Glauben an. Auch bekehrten sich die Cretenser zu demselben. Der Occident wurde zwar im fünften Jahrhunderte von einer Flut Barbaren nach der andern überströmt; aber sie nahmen fast alle das Christenthum an. Im fünften Jahrhunderte wurden die Franken, Burgundionen und Irrländer; im sechsten aber die Abasger, Heruler, Alanen, Lazier, und andere Völker am Pontus Euxinus, deren Sitze nicht genau genug bestimmt werden können, wie auch die Angelsachsen und Schotten Christen. Im siebenten und achten breiteten die Nestorianer das Christenthum in Persien, Indien, Syrien, Armenien und selbst in China aus. Columbanus, Gallus, Kilianus, Willibrod und andre bekehrten die Engelländer, Schwaben, Bayern, Franken, Friesen und Schweizer; Bonifacius aber, dieser berühmte Apostel der Deutschen, und seine Mitgenossen die Thüringer, Hessen, Niederländer, und Sachsen. Im neunten Jahrhunderte thaten eben dieses zween griechische Mönche, Methodius und Cyrillus unter den Mysiern, Bulgaren, Gazarern, Böhmen, Mähren, und vielleicht wurde das Christenthum in dieser Zeit auch unter den Russen bekannt. Der Uebertritt Harald Klacks, eines kleinen vom Regner Lodbrok vertriebnen jütischen Königes zum christlichen Glauben, gab Gelegenheit zur Ausbreitung desselben in Norden. Im zehnten und eilften Jahrhunderte wurden die nördlichen Gegenden von China,

und viele Länder in der Tartarey von dem Lichte des Evangelii erleuchtet. Auch nahmen Polen, Dänemark, Norwegen, Schweden, Ungarn und Moscau den christlichen Glauben an. Im eilften, zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte wurden die Preußen und Liefländer von den deutschen Ordensrittern, und die Finnen von den Schweden dazu gezwungen. Je mehr die Macht der Mohren in Spanien eingeschränkt wurde, desto mehr erweiterte auch das Christenthum die Grenzen seiner Herrschaft, gleichwie im vierzehnten Jahrhunderte die Litthauer dem Beyspiele ihres Herzoges Jagello folgten und sich taufen ließen.

Allein wenn man die wahren Ursachen dieser häufigen und großen Bekehrungen ganzer Völker unparteyisch untersucht: So möchte man freylich lieber wünschen, daß sie langsamer erfolgt seyn, und glückseeligere Veränderungen in den Herzen und Sitten der Bekehrten gewirkt haben möchten. Eine geringe Kenntniß der Geschichte lehrt, daß man sich von den meisten Bekehrungen, Bekehrern, und Bekehrten keine großen Begriffe machen dürfe. Clodowig nahm mit mehr als sechstausend Franken im fünften Jahrhunderte das Christenthum an: Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Begierde, seine Herrschaft in Gallien, dessen meisten Einwohner Christen waren, auszubreiten und zu befestigen, mehr Einfluß in seine Bekehrung gehabt habe, als eine gründliche Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Lehren. Und wie konnten auch auf einmal ohne eine außerordentliche Mitwirkung Gottes so viele Menschen darinnen unterrichtet und davon gerührt werden, da von den meisten Wundern, durch welche ihre Bekehrung befördert wor-

Histoir. Literair. de la Franc. t. III. Introd. p. 8. 11. 13.

den seyn soll, erwiesen ist, daß sie entweder Erdichtungen oder fromme Betrügereyen gewesen sind? Was kann man von der Bekehrung der Engelländer für große Begriffe haben, wenn man die Klage des Gildas aus dem sechsten Jahrhunderte liest: Engelland hat Bischöfe genug, aber die meisten sind Thoren, oder Werkzeuge von den Leidenschaften der Großen, oder unkeusch. Es hat genug Geistliche; aber sie sind fast alle bosshaft und Räuber; sie sind nur dem Nahmen nach Hirten, in der That aber Wölfe. Sie bekümmern sich um das Heil der Gemeinen nicht, und denken an nichts, als wie sie ihren Bauch füllen wollen. Sie suchen Kirchen zu haben, aber nur aus Geiz; sie unterrichten die Gemeinen, aber sie geben ihnen zugleich lasterhafte Beyspiele; sie schmeicheln dem Volke in seinen Lastern; sie reden fast niemals die Wahrheit; sie verachten die Armen, und kriechen vor den Großen. Der römische Pabst Gregor der erste, welcher in Sardinien die Sclaven durch schwere Auflagen bekehren wollte, gab den Götzendienern in Engelland um sie desto leichter zu gewinnen, die Erlaubniß, die Opfer, die sie sonst den Götzen gebracht hatten, den Heiligen zu bringen. Wie sehr mußten nicht Nachsichten dieser Art die Bekehrungen der Heiden erleichtern!

Biblioth. des Auteurs Eccl. par du Pin t. V. p. 90.

Je finstrer die Jahrhunderte der Kirche werden, desto unlauterer werden auch die Bekehrungen. Man giebt im achten Jahrhunderte dem Mönche Bonifacius den Namen eines Apostels der Deutschen. Allein wer kann sich vortheilhafte Begriffe von seinen Bemühungen für die Ausbreitung der Religion machen, wenn man seinen stolzen, herrschsüchtigen

und

und listigen Charakter aus seinen Briefen kennt; wenn man erwägt, mit was für Waffen er die Abgötterey bestritt; wie er die Deutschen mit den fränkischen Königen bedräute; wie er dem Pabste eine neue Welt in Deutschland zu unterwerfen und alle zum Gehorsame gegen den römischen Stuhl zu bewegen versprach; wie er so gar lehrte, daß den römischen Papst niemand tadeln könnte, wenn er auch die Völker dem ersten Sclaven der Hölle haufenweise zuführte? Was kann wohl Härters und Ausschweifenders gesagt werden? Was kann man sich von der Religion, die er unter den Deutschen einführte, versprechen, wenn man die Verordnungen gelesen hat, deren Beobachtung die Päbste, Gregor der dritte und Zacharias, dem Bonifacius anbefahlen? Nach dem dreyßigsten Kanon des ersten, sollten diejenigen, welche aus Nachläßigkeit an einem Sonntage nicht fasten würden, eine ganze Woche von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen seyn. Wenn ein Geistlicher jagte, sollte er zu einer jährigen Buße angehalten werden. Eine Buße von sieben Tagen stand darauf, wenn ein Armer, der etwas Gestohlnes aß, oder wer etwas aß, das von einem Hunde oder von einer Maus verunreinigt war, sollte funfzig Psalmen singen. Wegen der Mäuse oder Ratten, die in Oel, Honig, Mehl oder Milch gefunden würden, war verordnet, daß dasjenige, was um ihre Körper wäre, weggeworfen, das andre aber mit Weihwasser besprengt werden sollte. Todte Fische sollte niemand essen; wer es aber thun würde, sollte sieben Tage dafür büßen. Der Pabst Zacharias gab eben so weise Verordnungen. So verordnete er, daß keine Krähen, Raben und Hasen gegessen werden sollten. Auch rieth er dem Bonifacius, welcher damals Erzbischof von Maynz war,

Bonif. ep. ad Pap. Zachar. Concil. Hard. t. III. p. 1878. Cf. Histoir. Liter. de la Franc. t. IV. p. 106. Ap. Harduin. t. III. p. 1877. sqq.

Zachar. ep. 12 ad Bonif. ap. Hard t. III. p. 1916.

auf seine Anfrage, Speck nicht anders als geräuchert oder gekocht, oder roh zum wenigsten nicht eher, als nach Ostern essen zu lassen. Was für feyerliche Verordnungen! Andre getraue ich mich, aus Furcht reine Ohren zu beleidigen, nicht einmal anzuführen.

Nichts kann der Vernunft unanständiger und dem Geiste des Christenthums mehr entgegen seyn, als die Mittel, durch welche die Sachsen zur Taufe gezwungen wurden. Was für Grausamkeiten wurden nicht in dieser Absicht auf Carls des Großen Befehl ausgeübt! Nach Alcuins Zeugnisse suchte man einige durch Geschenke und Belohnungen zur Taufe zu locken, andre aber durch Dräuungen dazu zu treiben. In den Capitularen wurde verordnet, die Sachsen, welche sich nicht taufen lassen und Heiden bleiben würden, am Leben zu strafen; eine Art zu bekehren, welche des römischen Pabstes Hadrians Beyfall hatte. Carl der Große setzte Bischöfe über Bischöfe unter die überwundnen Sachsen; aber mehr aus Staatskunst, als Liebe zur Religion. Denn er hoffte diese Völker durch sie nicht allein gesitteter zu machen, sondern auch besser in der Unterwürfigkeit zu erhalten, weil von ihrem Gehorsame gegen ihn die Herrschaft und der Vortheil der Clerisey abhieng. Und dieses war auch die einzige Sorge der meisten Bischöfe. Denn wenn sie den Sachsen, wie Alcuin sagt, mit eben dem Eifer das leichte und sanfte Joch Christi gepredigt hätten, womit sie die ihnen bestimmten Zehnden eintrieben; wenn sie also mehr **Prediger** als **Räuber** gewesen wären: So möchten vielleicht diese Völker keinen so großen Abscheu gegen die Taufe bewiesen haben. Eben so gewaltsam oder so unlauter in ihren Ursachen waren die Bekehrungen der Jütländer, der Normannen, der Dänen, Schweden,

Alcuin. ap. Malmesb. int. script. rer. angl. Francof. 1601 f. ed. libr. I. c. 4. p. 23. et Capitular. t. 1. p. 257. Cf. Launoi in t. II. Opp. P. II. pag. 703.

Alcuin. ep. 104.

Norwe-

Norwegen, der Ungarn, der Preußen, Liefländer, und Litthauer. Sie waren alle entweder Folgen von einem Siege, oder von den Vermählungen heydnischer Fürsten unter der Bedingung, der Annahme des Christenthums mit christlichen Prinzessinnen. Die Bekehrung war leicht, weil die Bekehrer wenig foderten, und im Anfange nur ein Aberglaube mit dem andern verwechselt zu werden schien. Die lautersten Bekehrungen scheinen die Bekehrungen der Nestorianer in Syrien, Armenien, Persien, in Indien, China und der großen Tartarey, wie auch der Mönche Methodius und Cyrillus unter den Mysiern, Bulgaren, Böhmen und Mähren gewesen zu seyn; zum wenigsten waren die Absichten der Bekehrer edler und reiner, und von keinen Gewaltthätigkeiten geschändet. *Stredowsky Sacra Morav. Histor. l. II. c. II. p. 94.*

Doch so wenig die meisten Bekehrungen mit dem Geiste des Evangelii übereinstimmten: So deutlich sieht man, daß die Vorsehung, die alle Unordnungen der Menschen zum allgemeinen Besten lenkt, selbst durch die Fehler der Menschen ihre Absichten zu erreichen wisse. Man würde ungerecht gegen ihre Wohlthaten, und frevelhaft in seinem Urtheile seyn, wenn man läugnen wollte, daß nicht viele von denen, die auch durch unregelmäßige Mittel zum Bekenntnisse des Christenthums mehr **verführt**, als überzeugt, oder vielleicht gar mit Gewalt gezwungen, endlich wahre und heiligere Christen geworden seyn sollten. Die Bekehrten wurden doch immer von einigem Lichte erleuchtet, ob es gleich von vielen Finsternissen verdunkelt wurde, und war es nicht der völlige Tag, der für sie aufgieng, so war es doch eine Dämmerung, auf welche nach und nach die Sonne selbst folgte. Die heilige Schrift wurde doch bekannt, zu-

mal in den Klöstern, und wie viele mögen nicht durch dieselbe erleuchtet und gebessert worden seyn!

Wenn freylich die Kraft des göttlichen Worts durch das lasterhafte Leben ihrer Bekenner völlig in seiner Wirkung gehindert werden könnte: wie wenig wahre Bekehrungen würde es nicht in allen diesen Zeiten gegeben haben! Man könnte ganze Bücher von den Klagen anfüllen, welche von einem Jahrhunderte ins andre über das unheilige Leben der Christen, und besonders über die Ausschweifungen der Geistlichen geführt worden sind. Ich will nichts von denjenigen gedenken, welche auch in den finstersten Zeiten so allgemein waren. Die Menge lasterhafter Christen war schon im Anfange des fünften Jahrhundertes so groß, daß Augustin sich für verbunden hielt, die Heiden, welche sich bekehren wollten, dafür zu warnen, damit sie ihnen nicht allzuanstößig seyn möchten, und Hieronymus macht von den römischen Geistlichen eine Beschreibung, nicht anders, als ob er junge Weichlinge abbildete, die kein wichtigers Geschäffte kennten, als ihre Haare zu frisiren, und sich prächtig in der Kleidung zu halten. Allein, man braucht davon keine Zeugnisse anzuführen, wenn man nur aus der Geschichte der Kirchenversammlungen weiß, wie sich die Bischöffe und Mönche verhielten, wenn sie zusammen kamen, über streitige Punkte des Glaubens zu urtheilen.

Man hat also eben nicht Ursache, die äußerlichen Schicksale der christlichen Religion allzuglücklich zu preisen, ungeachtet sie von einem Ende der Erde zum andern ausgebreitet wurde. Ihre Schicksale waren zu beklagen, in Ansehung der Art, wie die Wahrheit ausgebreitet, und in Ansehung der Art, wie sie ausgeübt wurde; aber noch weit beklagenswürdiger sind

sie

sie in Betrachtung der mannichfaltigen nachtheiligen Veränderungen, welche ihre Lehren seit dem fünften Jahrhunderte her erdulden müssen. Ich will nichts davon sagen, daß sie nicht mehr von solchen großen Geistern vorgetragen wurden, als im dritten und vierten Jahrhunderte; daß es nur einen Augustin und Theodoretus gab; daß die meisten Lehrer einen verderbten Geschmack hatten, und das Volk nicht mit der wahren, erhabnen, edeln und rührenden Beredtsamkeit unterrichten und bewegen konnten, welche die hohen und vortrefflichen Lehren des Christenthums fodern. Das ist vornehmlich zu beweinen, daß sich so viele Irrthümer in die christlichen Lehren einschlichen; daß die richtigen Begriffe von den wichtigsten und unentbehrlichsten Wahrheiten, theils verloren; theils so sehr verdunkelt; die Untersuchungen der Schrift aber ganz hintangesetzt wurden. Das Ansehen der Menschen wurde so sehr in den Himmel erhoben, daß man endlich das Christenthum in die Ausübung einer Menge eben so unnützer, als unverständlicher abergläubischer Gebräuche verwandelt werden sieht.

Außer den irrigen Secten, welche aus dem vierten Jahrhunderte in das fünfte fortdauerten, und den Streitigkeiten über den freyen Willen des Menschen, über die Gnade und Gnadenwahl, welche vom Pelagius erregt wurden, und schon im vorigen Theile betrachtet worden sind, entstanden die **nestorianischen** und **eutychianischen** Streitigkeiten, in denen zwar die Lehren von der Person Jesu Christi deutlicher aus einander gesetzt wurden, als sonst geschehen war, die aber auch so viel Trennungen in der Kirche und im Staate veranlaßten, daß die Welt bey einem einfältigern und friedlichern Glauben unbeschreiblich

glücklicher gewesen seyn würde. Während diesen Streitigkeiten verfielen die Christen aus dem wahren Gottesdienste in den unanständigsten Aberglauben. Sie setzten die Heiligen Gott an die Seite, und hatten, außer verschiednen ungegründeten Meynungen von ihnen, mehr Ehrfurcht für ihre Bilder und Reliquien, als Christen geziemte. Die heilige Schrift wurde gelesen; aber buchstäbliche Erklärungen waren den Lehrern zu wenig künstlich, und also sahen sie überall nur Allegorien und Bilder im Worte Gottes. Die Sittenlehre war noch rein genug; aber in ihrem Vortrage beobachtete man zu wenig Ordnung, und führte zu wenig Beweise. Der Gottesdienst wurde mit neuen Ceremonien beschwert. Die Clerisey kleidete sich prächtiger; der Pomp der Tempel nahm zu; man hatte prächtige Altäre und Reliquienverhältnisse und ungebesserte Herzen. Man glaubte ein Christ zu seyn, wenn man wie sein Bischof glaubte, und der Verfolgungsgeist gegen die Irrgläubigen, wurde für eine von den größten Tugenden gehalten. Die Bischöffe versammelten sich, beschlossen und selten mit Ordnung, Stille, Sanftmuth und Ueberlegung, was der wahre Glaube seyn sollte, ihre Gemeinen unterwarfen sich ihren Aussprüchen, verfolgten und tödteten, wer nicht wie sie glauben oder blind seyn wollte, und vergaßen, daß sie Menschen zu Richtern ihres Glaubens machten. So wuchs mit der Sclaverey des Volks im Geistlichen, die Gewalt der Clerisey; besonders durch die Schwachheit und Unwissenheit der Kaiser, in der Kunst zu regieren, und keine Bischöfe wurden mächtiger, als die Bischöfe zu Rom, weil keine so verschlagen waren, und die Gelegenheit, die Grenzen ihres Ansehens zu erweitern, sorgfältiger beobachteten, als sie. Die Mönchsorden machten im

Staate

Staate kleine Republiken aus, die von ihren eignen Häuptern und Gesetzen regiert wurden.

Die Verschlimmerung des Christenthums nahm im sechsten und siebenten Jahrhunderte, mit den Verderbnissen des geistlichen Standes, immer mehr zu. Es war schon im fünften Jahrhunderte nicht ungewöhnlich, den Bischöfen die Füße zu küssen; aber ihr Ansehen wuchs in diesen Zeiten noch mehr mit ihrer irrdischen Gewalt, und mit der Menge ihrer Reichthümer; Tugend und Wissenschaft aber entflohen so wohl aus den bischöflichen Palästen, als aus den Klöstern, welche eher für Schatzkammern der Erde, als für Wohnungen solcher Menschen gehalten werden konnten, welche in der Stille, und unter beständigen Bußübungen sich zum Himmel vorbereiten wollten. Die Reichen unter den Lasterhaften, und vielleicht auch einige Einfältige und Tugendhafte unter den Reichen, fiengen an sich zu bereden, daß sie weder bequemer noch sichrer selig werden könnten, als wenn sie eine Kirche bereicherten, oder ein Kloster für Müßiggänger erbauten. Reichthum, Ansehen und Müßiggang sind nicht unfruchtbar; sie erzeugen bald eine sehr zahlreiche Familie von Lastern. Die Kaiser und Kirchenversammlungen, mußten daher Verordnungen über Verordnungen machen, den Ausschweifungen der hohen und niedrigen Clerisey Einhalt zu thun. Alle diese Verordnungen hatten keine besondern Wirkungen; man sündigte ausschweifend, und strafte gelind. Der römische Pabst, und der constantinopolitanische Patriarch, stritten um die Oberherrschaft in der Kirche. Als dieser sich den stolzen Namen eines allgemeinen Bischofes anmaßte: so wußte Gregor der Große von Rom, den Stolz dieses Unternehmens, mit einer solchen Beredtsamkeit

Chr. Matt. Pfaff. diss. de titul.

ins

Oecum. in Tempe Helnet. t. IV. p. 99.

ins Licht zu setzen, als wenn die Demuth allein noch in Rom eine sichre Freystatt gefunden hätte. Allein schon im sechsten Jahrhunderte, hatten und duldeten die römischen Päbste ihre Schmeichler, welche behaupteten, nicht allein daß die römischen Päbste Richter an Gottes Statt wären, sondern auch, daß, wer einmal auf dem Stuhle Petri säße, nicht sündigen könnte.

V. Ennod. in Apolog. pro Synod. t. XV. Bibl. M. Patr. p. 248. ed. Paris.

Im siebenten Jahrhunderte gieng es noch weiter, und die Päbste ließen sich nun den Namen geben, welchen Gregor im sechsten so heftig bestritten hatte. Ihre Macht wuchs bey allem Widerstande, den ihnen so wohl einige Bischöfe als Kaiser thaten, vornehmlich auch durch die Zuflucht der Mönche unter ihren Schutz, welche, um ihre reichen Einkünfte ungehindert besitzen zu können, sich nach und nach der Gewalt der Bischöfe entzogen, unter denen sie sonst gestanden hatten.

Baluz. Miscell. t. I. p. 159. t. IV. p. 105. Murator. antiquit. Italic. t. II. p. 944. sq.

Man bildete sich wohl in diesen beyden Jahrhunderten ein, die Reinigkeit des Glaubens zu vertheidigen, weil die nestorianischen und monophysitischen Streitigkeiten über die Person und Menschwerdung Christi noch immer mit einem solchen Eifer der Gemüther fortdauerten, daß Kirche und Staat davon aufs Aeußerste zerrüttet wurden. Allein, man vergaß ganz, daß auch noch andre Wahrheiten zum Glauben der Christen gehörten, als Geheimnisse. Die Irrthümer von dem Dienste, der den Heiligen, und ihren Reliquien erzeigt werden müßte, von der Verdienstlichkeit der guten Werke, worunter die strenge Beobachtung unbefohlner Gelübde, das Mönchsleben, unüberlegte Wohlthaten, und andre Handlungen einer selbsterwählten Geistlichkeit die vornehmsten waren, ferner von dem Feuer, das die Seelen noch nach ihrem Tode reinigen sollte, von der Kraft und wun-

derthä-

derthätigen Wirkung der Reliquien, und von dem richterlichen Ansehen der Bischöfe, in Sachen des Glaubens, wurzelten so tief ein, entkräfteten die Lehre von der vollkommnen Genugthuung Jesu Christi so sehr, waren der Lehre von der innern Heiligung des Menschen, und dem Ansehen der Schrift so nachtheilig, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man hört, daß es weder unter denen, die den Glauben der Christen erklärten, noch unter denen, welche die Sittenlehre vortrugen, noch unter denen, so sich mit der Erklärung der heiligen Schrift beschäfftigten, Männer gebe, welche einer vorzüglichen Achtung und Ehrfurcht würdig wären. Wer wird drüber erstaunen, daß man in dieser Zeit Gott zu dienen glaubte, wenn man nur dem öffentlichen Gottesdienste beywohnte, der zwar noch in der Sprache eines jeden Landes gefeyert, aber mit Ceremonien und Gebräuchen geschmücket oder verunstaltet wurde, die entweder jüdischen oder auch heydnischen Ursprunges waren; daß man, ob man gleich zu den öffentlichen Versammlungen Tempel genug hatte, doch einer solchen Menge von Heiligen, deren viele nicht einmal gelebt haben mochten, Kirchen und Altäre erbaute und widmete, als wenn man ihre Gnade damit erschmeicheln könnte; daß die Festtage sich so sehr häuften, und mehr Schauspiele für müßige Zuschauer, als Beschäfftigungen und Ermunterungen einer wahren Andacht waren?

In diesem unglücklichen Zustande der Kirche, mußten die Verderbnisse des Glaubens, der Sitten und des Gottesdienstes der Christen, freylich immer größer werden. In den ersten christlichen Jahrhunderten, war Gott allein alle gottesdienstliche Verehrung gewidmet worden; im siebenten und achten Jahrhunderte

hunderte hingegen, schien das ganze Christenthum in eine Anbetung der Heiligen, ihrer Reliquien, und Bilder verwandelt zu seyn. Es gab zwar unter den Griechen einige, welche sich besonders der gottesdienstlichen Verehrung der Bilder widersetzten. Allein sie verderbten mehr, als sie besserten. Denn sie erfüllten die Kirche und den Staat mit neuen Unruhen und Verwirrungen. Sie giengen in ihrem Hasse gegen die Bilder so weit, daß ihr Eifer gegen sie nicht größer hätte seyn können, wenn es auch Götzenbilder gewesen wären, und wo sie mit Sanftmuth und Verstand hätten eifern sollen, wüteten sie. Allein mit allen den Gewaltthätigkeiten, mit welchen sie theils die Gemälde und Bildseulen der Heiligen aus den Tempeln warfen und zerbrachen, theils ihre Anbeter und Vertheidiger verfolgten, reizten sie nur den Aberglauben, den sie durch weise Vorstellungen gewinnen und bessern sollten. Der große Hause hat allezeit sinnliche Gegenstände des Gottesdienstes geliebt, und der große Hause siegte. Der Bilderdienst wurde erst im Oriente durch eine große Kirchenversammlung unter der Kaiserinn Irene, und noch später von der Kaiserinn Theodora befestigt, und zugleich im Occidente, ungeachtet des Widerspruches Carls des Großen, der deutschen und der französischen Bischöffe, von den Päbsten zu Rom gebilligt und bestätigt.

Man muß erstaunen, wenn man sieht, wie wenig man in diesen finstern Zeiten zu einem rechtschaffnen Christen erfoderte. Ein guter Christ war derjenige, der fleißig zur Kirche kam; der nichts eher von seinen Früchten genoß, bis er Gott etwas davon dargebracht hatte; der sich bey Annäherung der großen Festtage des vertraulichsten Umganges mit sei-

nem

nem Weibe, und der ehelichen Umarmungen enthielt; der endlich das apostolische Glaubensbekenntniß, und das Gebet des Herrn auswendig wußte. Diese Beschreibung machte im siebenten Jahrhunderte der heilige Eligius, ein großer Mann in diesen Zeiten, von einem guten Christen. **Erkauft eure Seelen von der Strafe, weil ihr die Mittel dazu in den Händen habt; gebt den Kirchen Geschenke, und den Zehnden; bittet die Heiligen demüthig um ihren Schutz: Wenn ihr dieses beobachtet: So werdet ihr getrost vor den Richterstuhl des ewigen Richters treten und sagen können: Gieb Herr, weil wir gegeben haben.** So lehrte und ermahnte ein Lehrer, der unter die Heiligen versetzt worden ist, und man lehrte in allen nachfolgenden Jahrhunderten nicht besser. Darf man sich wundern, daß die Christen aller dieser Zeiten bis auf die Religionsverbesserung nicht besser für die Seeligkeit ihrer Seelen sorgen zu können glaubten, als wenn sie die Kirchen, die Klöster und Geistlichen mit ihrem Raube oder mit der Frucht ihrer Arbeit bereicherten, da zumal unter allen barbarischen Völkern des Occidents für bürgerliche Verbrechen fast keine andern, als Geldstrafen, bekannt waren?

Eligius in Dacher. Spicil. t. II. p. 96. ap. Mosh. in Instit. H. Eccles. p. 269.

Dieser Aberglaube der Völker bereicherte die Geistlichen, und machte sie mächtig; aber eben dadurch wurden sie immer verderbter. Sie bekümmerten sich wenig um die Erlernung der Wissenschaften, welche den Verstand von Irrthümern und Vorurtheilen reinigen, und die Besserung des Herzens erleichtern. Die heilige Schrift richtig zu erklären; die Wahrheiten derselben deutlich, ausführlich und lebhaft vorzutragen; die Irrthümer mit Bescheidenheit und Gründlichkeit zu widerlegen; das war ihre

Sorge

Sorge nicht. Sie hatten mehr Vortheile von den Bemühungen, den eingewurzelten Aberglauben zu erhalten, und fortzupflanzen, den Gottesdienst und besonders das heilige Abendmal mit neuen Ceremonien zu beschweren und immer sinnlicher zu machen, schwülstige Lebensbeschreibungen von den Heiligen zu verfertigen, die Tempel auszuschmücken, und neue Feste zu erfinden. Die meisten Bischöfe des siebenten und achten Jahrhundertes hielten sich entweder an den Höfen der Könige auf, oder zogen in den Krieg, und zwar ohne Anstoß für das Volk, welches einer solchen Aufführung an seinen ehemaligen Barden und Druiden gewohnt gewesen war. Man fand beynahe nur in den Klöstern Gelehrte, wenn diejenigen Gelehrte heißen können, die sich mit Abschreiben und Zusammenschreiben desjenigen beschäfftigen, was in den ältern Zeiten geschrieben worden ist.

Die Könige und Fürsten beförderten das ausschweifende Ansehen der Clerisey theils aus Unwissenheit in der Kunst zu regieren, theils aus Aberglauben, theils aus Staatskunst. Sie machten diejenigen, die nur Lehrer des Volkes seyn sollten, zu weltlichen Herren, unter den Bischöfen aber keinen mächtiger, als den Bischof zu Rom. Der fränkische König Pipin schenkte den Päbsten das Exarchat und Carl der Große bestätigte und erweiterte diese Schenkung seines Vaters, ob er sich gleich das Recht der Oberherrschaft über den Pabst vorbehielt, welcher vorgab und behauptete, daß ihm nicht mehr geschenkt würde, als was schon Constantin der Große der römischen Kirche geschenkt hätte. Die Griechen suchten zwar die Macht des Pabstes zu schwächen; aber alles, was aus diesen Versuchen erfolgte, war nichts, als die Trennung der griechischen und lateinischen

Kirche

Kirche, von welcher der Streit über den Ausgang des heiligen Geistes mehr der Vorwand als die eigentliche und wahre Ursache war.

Der Zustand der Religion verschlimmerte sich im neunten Jahrhunderte noch mehr. Der Creaturendienst breitete sich immer weiter aus. Jeder wollte einen Schutzgott im Himmel haben, und die gewinnsüchtigen Mönche und Geistlichen waren mehr als zu erfindsam, einem jeden seinen Fürsprecher zu verschaffen. Sie wußten so viele Heilige, konnten von einem jeden so viele Wunder erzählen oder erdichten, und schweifeten endlich so weit aus, daß die Kirchenversammlungen ihnen Einhalt thun, und das Urtheil, ob einer wirklich ein Heiliger wäre, und die Anbetung verdiente oder nicht, dem Bischofe und den Synoden einer jeden Provinz überlassen mußten, bis sich im zwölften Jahrhunderte die Päbste das Recht der Canonisation allein zueigneten. Den Ueberbleibseln der Heiligen wurde eine solche Kraft zugeschrieben, daß die Geistlichen kaum Zeit genug zu der einträglichen Mühe hatten, neue Reliquien zu entdecken. Die Begierde nach diesen Schätzen veranlaßte die Wallfarthen in den Orient, und viele neue Kirchengebräuche. Die Untersuchung der heiligen Schrift wurde verabsäumt, und eben so nachläßig waren sowohl die Griechen als die Lateiner in der Erklärung und dem Vortrage der christlichen Lehre. Jene trugen sie vor, wie Johannes von Damascus aus dem achten Jahrhunderte, der Lombardus oder Thomas Aquinas der morgenländischen Kirche; diese begnügten sich mit demjenigen, was sie aus dem Augustinus von der Religion wußten. Es fehlte nicht an Streitigkeiten; die Griechen stritten über den Bilderdienst, wider die Paulicianer, welche ma-

nichäische Irrthümer in die Kirche einführen wollten, und wider die Abendländer über die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes; die occidentalischen Lehrer aber theils über die Mittheilung des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmale, theils über die Lehre von der Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit oder Verdammniß. Allein diese Streitigkeiten wurden entweder nicht mit Liebe und Gründlichkeit geführt, und man bestritt die Irrenden entweder mehr mit dem Ansehen der Menschen oder mit dem weltlichen Arme, als mit dem Worte Gottes, oder es wurden durch die Widerlegung selbst neue Irrthümer in die Kirche eingeführt. Dieses Schicksal hatte vornehmlich der Streit über die Lehre vom heiligen Abendmale; denn die Lehre von der **Transsubstantiation** war mit allen ihren Folgen eine Frucht dieses Streites. So wurde der Glaube mit Irrthümern, und folglich das Leben und der Gottesdienst der Christen mit neuen abergläubischen Ceremonien befleckt. Man verschwendete immer mehr Pracht in den Tempeln; die Kleidungen der Geistlichen wurden mannichfaltiger und kostbarer; man baute den Heiligen Capellen; man zündete im Mittage immer mehr Kerzen in den Kirchen an; man schmückte sie mit einer großen Menge Bilder und Gemälde aus, welche die neuen Götter der Christen und ihre Thaten vorstellen sollten, und ihnen zu Ehren wurden theils neue Feste angeordnet; theils unzählbare Messen gelesen. Die römischen Päbste, welche die Häupter der Kirche Gottes seyn wollten, hätten freylich allen diesen Unordnungen steuern sollen; allein sie hatten genug zu thun, ihre Macht auszubreiten, reicher zu werden, und die Lehre, daß sie Richter und Gesetzgeber aller Bischöfe wären, durch die Erdichtung oder

Annehmung falscher Decretalien und Verordnungen ihrer Vorfahren, und besonders durch die Ertheilung des Palliums einzuführen und zu bestätigen. Man kann aus diesen Schicksalen der Religion leicht auf das Leben und die Sitten des geistlichen und weltlichen Standes schließen. Ein jeder, der kein Fremdling in der Geschichte ist, muß erstaunen, wenn er liest, daß die barbarische Gewohnheit, bürgerliche Streitigkeiten durch Duelle, durch die Feuerprobe, und andre solche abergläubische Weisen, die man Gerichte Gottes zu nennen pflegte, zu entscheiden, durch Gebet und durch Haltung des Abendmals gerechtfertigt und geheiligt wurden.

Das zehnte Jahrhundert ist unter dem Namen des **Jahrhunderts der Unwissenheit** bekannt; es verdient aber eben so wohl den Namen des Jahrhundertes der äußersten Ausschweifungen und Laster. Es ist fast keine Unordnung so groß, welche sich die Geistlichen im Oriente und Occidente nicht erlaubten. Selbst Baronius erklärt fast alle römischen Päbste dieser Zeit für Ungeheuer, unter denen sich die meisten von einer unzüchtigen Marozia oder Theodora beherrschen ließen. Wollust, Verschwendung, Simonie, und die Begierde, weltliche Herren zu werden, waren die gewöhnlichsten Laster der Clerisey. Die Bischöfe selbst bekannten auf dem Synodus zu Trosle, daß sie den Namen von Bischöfen hätten, ohne die Pflichten derselben zu erfüllen; daß sie das Amt zu predigen verabsäumten; daß sie ihre Gemeinen im Laster verderben sähen, ohne ihnen eine hülfreiche Hand zu bieten; daß sie den Christen unerträgliche Lasten aufbürdeten, und sie selbst mit keinem Finger anrührten. So waren die Lehrer beschaffen: Was konnte von ihrer Lehre erwartet werden? Die Irr-

Mosh. in. inst. Hist. Eccl. t. I. p. 369. ed. rec.

thümer von den Heiligen und Reliquien, von der Aussöhnung der Sünden durch die Bereicherung der Klöster und die erkauften Fürbitten der Mönche wurden sorgfältig erhalten und ausgebreitet, und so groß und ungeheuer auch die Laster der römischen Bischöfe waren; so fieng man doch, selbst in Frankreich an zu lehren, daß alle Bischöfe ihre Gewalt von Gott durch den apostolischen Stuhl von Rom hätten. Unter den Griechen wurde die dritte und vierte Heyrath für eine Todsünde erklärt; ein Ausspruch, der viele Unruhen im Staate nach sich zog. Der Gottesdienst, war wie die Lehre, nämlich voll Aberglauben. Odilo, ein Abt von Cluny, veranlaßte ein neues Fest zum Besten der Seelen, welche im Fegfeuer leiden sollten, und damit der Aberglaube ja immer mehr Zuwachs erhalten möchte, wurde auch in dieser Zeit das Rosarium, und der Rosenkranz erfunden, wodurch gewisse Betarten verstanden werden, mit denen die Jungfrau Maria verehret wird.

Der Zustand der Lehre verbesserte sich im folgenden Jahrhunderte nicht, ungeachtet in diese Zeit der Ursprung der scholastischen Theologie fällt. Die Spaltung der griechischen und lateinischen Kirche dauerte fort, und gab zu dem neuen Streite Gelegenheit, ob im heiligen Abendmale gesäuertes oder ungesäuertes Brodt gebraucht werden müßte. Die herrschenden Irrthümer der abendländischen Kirche vermehrten sich auch. Die irrige Lehre von der Verwandlung des Brodtes und Weines im heiligen Abendmale wurde ungeachtet des Widerspruches vom Berengarius mehr in ihrem Ansehen bestätigt, und die Kreuzzüge ins gelobte Land veranlaßten den Gebrauch der Communion unter einer Gestalt. Allein unter allen Schicksalen der Religion in diesem Jahrhun-

derte war keine Veränderung merkwürdiger, als die außerordentliche Vergrösserung der päbstlichen Gewalt, welcher Gregor der siebente nicht allein die Macht aller andern Bischöfe, sondern auch die Herrschaft der weltlichen Könige zu unterwerfen suchte. Er eignete sich das Recht zu, Könige und Fürsten nicht allein von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, sondern auch ihrer Thronen berauben, und ihre Unterthanen vom Eide der Treue gegen sie loszählen zu können. Er behauptete mit seinen Nachfolgern, daß ihm die Religion dieses Recht versicherte, und sie handelten diesem eingebildeten Rechte gemäß. Seit der Zeit wurde die Kirche und der Staat von unzählbaren Verwirrungen zerrüttet. Die Kaiser suchten ihre Unabhängigkeit von Rom mit Armeen, und die Päbste die Oberherrschaft, welche sie sich anmaßten, mit Interdicten und Excommunicationen zu behaupten. Die Priesterehe wurde verboten, um die Geistlichen den Päbsten unterwürfiger zu machen. Wer nur einen neuen Mönchsorden aufrichten wollte, fand an ihnen Beschützer; denn je mehr es Mönche gab, desto mehr Vasallen hatten sie. Die Kreuzzüge waren ihrer neuen Herrschaft ungemein beförderlich, weil sie während der Zeit, daß die Könige, Fürsten und Grafen in Palästina eitle Eroberungen machten, in Europa unternehmen konnten, was sie wollten; nichts davon zu gedenken, daß die ganze den Päbsten unterwürfige Clerisey unzählbare Vortheile zur Vergrösserung ihrer Reichthümer von diesen abergläubischen Feldzügen zog. So wurde der Irrthum, daß der Pabst der höchste und unfehlbare Richter und Gesetzgeber der christlichen Kirche, und weil alle weltlichen Fürsten Mitglieder der Kirche sind, über alle weltliche Gewalt und Herrschaft

erhoben wäre, dem Erdkreise aufgedrungen, und wo sich nur irgend eine bequeme Gelegenheit zur Ausbreitung und Befestigung desselben zeigte, ausgeübt und bestätigt. Die lateinische Sprache wurde, theils aus übertriebner Ehrfurcht gegen das Alterthum, theils auch in der Absicht, die Völker in ihrer Unwissenheit zu erhalten, zur einzigen gottesdienstlichen Sprache gemacht. Die Päbste zogen das Recht, Ablaß zu ertheilen, an sich. Sie fiengen an, überall ihre Legaten zu halten; sie führten das Blutgericht der Inquisition ein; die Ohrenbeichte wurde verordnet, als ein vortreffliches Mittel, die verborgensten Geheimnisse zu erfahren; auch wurde die Besetzung der größten geistlichen Würden fast in allen christlichen Ländern dem Stuhle zu Rom vorbehalten; eine Taxe für alle Arten von Sünden erfunden, und eine neue Quelle von Reichthümern in den Annaten geöffnet. Alles dieses zielte auf die Ausbreitung, Vergrösserung und Befestigung der päbstlichen Herrschaft über den ganzen Erdkreis ab. Zum Glück für das menschliche Geschlecht entstand im vierzehnten Jahrhunderte eine Spaltung in der abendländischen Kirche, als zu Rom einer, und einer zu Avignon das einzige sichtbare Oberhaupt der Kirche seyn wollte. Auch ereigneten sich zwischen den Dominicanern und Franciscanern Uneinigkeiten, die viel zur Erschütterung der geistlichen Herrschaft der Päbste beytrugen.

Wie viele Wahrheiten mußten nicht unter einer solchen Tyranney unterdrückt werden, oder sich im Verborgnen aufhalten! Es gab freylich vom eilften Jahrhunderte an bis ins vierzehnte, Ausleger der Schrift, Lehrer des Glaubens und der christlichen Sitten; Lehrer, welche die Menschen einen geheimen

Weg zur Seligkeit führen wollten; Lehrer endlich, welche sich vorsetzten, die Irrenden zu recht zu weisen: Aber was für Lehrer! Was konnte von Schrifterklärern erwartet werden, die entweder keine, oder eine höchstunvollkommne Kenntniß der ebräischen und griechischen Sprache, der Geschichte und Alterthümer besaßen? Die scholastischen Gottesgelehrten erhoben das Haupt über alle diejenigen, welche die Lehren des Christenthums bloß aus der Schrift und den Zeugnissen und Aussprüchen der alten Väter herleiteten. Der Glaube erscheint in der Schrift in der edelsten und erhabensten Einfalt; in dem Vortrage der Scholastiker wurde er theils in eine Menge dialektischer Grübeleyen verkleidet, theils unter einem solchen Haufen thörichter und ungereimter Fragen vergraben, daß sie den Unwillen aller derjenigen verdienen, die gesund und vernünftig denken. Man darf, zum Beweise davon, nur einige von den Fragen anführen, die in diesen Schulen untersucht wurden. Erschien der Engel Gabriel der Jungfrau Maria in der Gestalt einer Taube, oder Schlange, eines Mannes oder in weiblicher Bildung? Als ein Jüngling oder ein Greis? Wie war er gekleidet? Erschien er ihr früh, oder im Mittage, oder des Abends? War die Leinewand, in die er gekleidet war, weiß oder unrein? Von was für einer Farbe waren die Haare der Jungfrau Maria? Verstand sie die mechanischen und freyen Künste? Kannte sie das Buch der Sentenzen, das ungefähr zwölfhundert Jahre nach ihrem Tode geschrieben war? Wußte sie die Anzahl seiner Kapitel? Zur Entscheidung dieser Fragen wendete Albrecht der Große vier und zwanzig Kapitel an. Der Wohlstand verbietet Fragen anzuführen, welche

Albert. Magn. in libr. sup. Missus est. Thomas in 3. distinct. 12. qu. tert. artic. In dist. 44. P. III. qu. 54. art. 2.

der große englische Lehrer Thomas Aquinas abhandelte. In welchen Finsternissen mußten nicht die Layen sitzen, die von allen Spitzfündigkeiten und Grübeleyen der Schule nichts verstanden? Die Umstände der polemischen Gottesgelahrheit waren nicht besser. Diejenigen, welche sich mit der Widerlegung irriger Lehren beschäfftigten, stimmten Triumphlieder an, wenn sie die Irrenden durch ihre Spitzfündigkeiten verwirrten; die meisten Mystiker aber, welche eine besondre und außerordentliche Frömmigkeit zu lehren vorgaben, waren Träumer. Welch ein trauriger Zustand der Religion!

Die Geschichtbücher dieser dunklen Zeiten nennen viele irrgläubige Secten, welche die Kirche zu zerrütten versucht haben sollen, die **Paulicianer**, im eilften; im zwölften die **Catharer**, **Petrobrusianer**, **Henricianer**, **Arnoldisten**, **Waldenser**, **Caputiati**, und **Apostoliker**; im dreyzehnten die **geistlichen Brüder und Schwestern**, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte die **Hesychasten** unter den Griechen, die **Begharden** und **Beguinen**, die **Lollharden**, **Wiclefiten** und **Hussiter**. Sie wurden alle als Ketzer mit Feuer und Schwerdt verfolgt; einige waren wirklich sehr grober Irrthümer schuldig; allein die meisten zeigten sich als Freunde und Vertheidiger der Wahrheiten, welche Unwissenheit, Aberglaube und geistliche Herrsucht unterdrückten.

Dieses ist ein kurzer und getreuer Entwurf von den traurigen Schicksalen der Religion vom fünften Jahrhunderte bis zum Ausgange des vierzehnten, und die folgenden Betrachtungen sollen eine weitere Ausbildung desselben enthalten. Man wird lernen, auf was für Abwege sich der menschliche Verstand verir-

ren kann, wenn er die richtige Bahn verläßt, die ihm das Wort Gottes zeigt; möchte nur die Frucht dieser Einsichten eine feurige Dankbarkeit gegen die Vorsehung seyn, welche diese Finsternisse zerstreut und uns gewürdigt hat, uns in bessern und aufgeklärten Zeiten gebohren werden zu lassen!

* *

Ueber die

Schicksale der christlichen Lehren von der Person Jesu Christi.

In dem Geheimnisse der Menschwerdung Jesu Christi, diesem unaussprechlichen Wunder der Gnade, der Weisheit und Macht Gottes, öffnen sich für unsre Vernunft Tiefen, welche mit demüthigen Blicken betrachtet, Licht, mit einem kühnen und neugierigen Auge aber durchgrübelt, Nacht und Finsterniß sind. Die Apostel hatten die Lehre desselben aus dem Munde der Wahrheit selbst empfangen, und wenn Menschen zu ihrer Untersuchung fähig waren, oder glücklich darinnen seyn konnten, so waren sie vor andern dazu geschickt, weil sie von einem göttlichen Lichte erleuchtet und geleitet wurden; gleichwohl erlaubten sie es ihrem Verstande nicht, die Grenzen der Offenbarung zu überschreiten, welcher sie gewürdigt wurden. Sie verkündigten vielmehr vorher, daß die Geheimnisse von einem gekreuzigten Erlöser, der Gott und Mensch war, den Griechen, die nach Weisheit fragten, ein Aergerniß seyn würden. Und diese Prophezeyung, welche sich auf den Charakter dieser Nation gründete, ist, zur Schande ihrer zankfüchtigen und eiteln Vernunft, nur allzusehr eingetroffen. Die weitläuftigen Provinzien Asiens lägen

itzt nicht unter den Finsternissen von Unwissenheit und Thorheit, die sie bedecken, wenn ihre Lehrer lieber hätten die Religion ausüben, als sich allzu verwägen in ihre Abgründe hinablassen wollen. Der Aberglaube und der Mangel einer wahren Heiligkeit, hat mit den Streitigkeiten über die Geheimnisse zugenommen, die doch, demüthig geglaubt, die Sitten so sehr bessern und adeln können. Die Bischöfe stritten unter einander mehr aus Leidenschaft als Liebe zur Wahrheit, ob Christus nach seiner Menschwerdung in einer Natur, oder in zwo Naturen bestünde, ohne einander begreifen zu wollen, und vergaßen darüber, ihre Gemeinen zu unterrichten, daß sie, nach dem Beyspiele ihres Erlösers, in allen Arten von Tugenden vollkommen zu werden suchen müßten. Dieses war eine von den betrübtesten Folgen der **nestorianischen, eutychianischen, monophysitischen** und **monotheli-tischen** Streitigkeiten. Je wichtiger und ausgebreiteter die Folgen dieser Streitigkeiten sind, welche die morgenländische Kirche in so viele Parteyen zertrennt haben, desto mehr verdient so wohl ihr Ursprung, als ihre eigentliche Beschaffenheit untersucht zu werden.

De Nestorianism. cf. Lollii Doucin Hist. du Nestorianism. Renaudot. Hist. Patriarch. Alex. p. 108. Assem. Biblioth. Orient. Vatic.

Nestorius und **Cyrillus**, waren die Urheber und Häupter dieses Krieges, beyde Bischöfe von einem großen Anhange, beyde von einem heftigen, herrschsüchtigen, eigensinnigen und stolzen Charakter. **Nestorius** war nach des **Nectarius** Tode Bischof und Patriarch von Constantinopel geworden; ein Mann, den sein Talent von Beredtsamkeit erhoben hatte, der in seinem Aeußerlichen bescheiden, eingezogen und strenge, aber ein unversöhnlicher und gewaltthätiger Feind aller Irrgläubigen, und besonders der **Apollinaristen** war. Cyrillus war zu Alexandrien Bischof und Patriarch. Er besaß fast gleiche Gaben

ben und gleiche Leidenschaften, und vielleicht ließ er sie noch mehr ausschweifen, ob er gleich zum Range eines Heiligen erhoben worden ist. Die Bischöfe von Alexandrien waren schon lange her eifersüchtig über das zunehmende Ansehen des Patriarchen von Constantinopel. Eben diese Eifersucht hatte den **Theophilus**, einen Oheim und Vorgänger des **Cyrillus** angetrieben, mit sehr unbischöflichen Ränken den rechtschaffnen und unschuldigen Chrysostomus von seinem Bisthume ins Elend zu vertreiben, wo er auch unter der Erduldung vieler Grausamkeiten gestorben war. Gleich eifersüchtig waren die Patriarchen von Alexandrien auf die Bischöffe von Antiochien, weil diese seit einiger Zeit in dem Besitze des Rechtes waren, die Bischöffe zu Constantinopel einzuweihen, und überdieß waren so wohl **Chrysostomus** als der Nachfolger des **Nectarius** aus der antiochenischen Clerisey zu dieser Würde erwählt worden. Die Leidenschaft, welche die alexandrinischen Bischöfe beherrschte, hatte auch die Bischöfe von Rom eingenommen; nur daß der gegenwärtige Bischof Cälestin die Kunst sie besser zu verbergen verstand. **Nestorius** war kaum einige Monate Patriarch gewesen, als er ungeachtet aller Schwierigkeiten den Hof bewog, die Ehre des **Chrysostomus** herzustellen, und ihn öffentlich für einen Heiligen zu erkennen. Dieses geschah zu einer Zeit, da ein Neffe des **Theophilus**, des bittersten und grausamsten Verfolgers dieses Patriarchen, die bischöfliche Würde von Alexandrien bekleidete. Den **Chrysostomus** für einen Heiligen erklären, und den **Theophilus** verdammen lassen, war das nicht einerley, und konnte dieses wohl einem Verehrer des letztern gleichgültig seyn? Es ist fast unbegreiflich, wie **Cyrillus** den **Nestorius**, auf der Kirchenver-

t. III. P. II. p. 57. sqq. et t. IV. p. 210. sqq. Iac. Basn. in Praelegom. in Canis. Thes. t. I. Iablonsk. Dissert. de Nestor. Inter Veteres legendi praeprim. Marius Merc. et Leont. Byz. Socrat. l. VIII. c. 29. Niceph. l. 19. c. 21.

Socr. l. c.

sammlung

sammlung zu Ephesus, so rechtgläubig er sich auch von der Person Jesu Christi erklären mochte, bloß, weil er gewisse Ausdrücke besorgter Folgen wegen nicht gebrauchen wollte, ohne den Patriarchen **Johann** von **Antiochien**, und andre eingeladne Bischöfe zu erwarten, in der höchsten Uebereilung, und ungeachtet der Wiedersetzung des Comes Candidianus, der im Namen des Kaisers zugegen war, in einem Tage dreymal vorfodern, absetzen, und als einen neuen Judas verdammen können. Aber alle diese Unbegreiflichkeit würde längst verschwunden seyn, wenn die Geschichtschreiber der Kirche, die angeführten Umstände in ihr gehöriges Licht gesetzt, und ihre Leser auf eine unparteyische Vergleichung derselben, unter einander aufmerksam gemacht hätten. Nichts ist mehr zu beklagen, als daß fast alle wahren oder vermeynten Feinde und Vertheidiger geoffenbarter Wahrheiten in der Beleidigung und Beschützung derselben von Privatleidenschaften begeistert und erhitzt worden sind.

Socr. l. c. **Nestorius** verfolgte die Arianer, die Macedonianer, und besonders die **Apollinaristen** mit einem Eifer, welcher selbst die bürgerliche Ruhe und Sicherheit beleidigte. Die **Apollinaristen** lehrten, daß Christus in einer Person wahrer Gott und wahrer Mensch wäre, weil er einen menschlichen Leib ohne eine menschliche Seele angenommen hätte, deren Stelle die göttliche Natur des Erlösers vertreten sollte. Sie glaubten vielleicht ihrer Vernunft einen Dienst zu thun, und leichter begreifen zu können, wie Christus mit der Gottheit und einem menschlichen Körper eine **Person** wäre, als wenn sie annehmen sollten, daß die göttliche Natur des Sohnes außer dem Leibe, auch eine menschliche Seele angenommen hätte. Das Evangelium Johannis sagte, daß das Wort

Fleisch

Fleisch geworden wäre, und deswegen beredeten sie sich, an der Schrift selbst eine Vertheidigerinn ihres Irrthumes zu finden. So nachtheilig aber ihre Lehre der vollkommnen Menschheit Jesu Christi war: so groß war ihr Eifer, seine Gottheit, welche in dem angenommnen menschlichen Leibe, als in einem Tempel wohnen sollte, zu vertheidigen. Um sich desto feyerlicher mit den Bekennern des nicänischen Glaubens von den Arianern zu unterscheiden, nannten sie, so oft sie von der Jungfrau Maria redeten, dieselbe eine **Gottesgebährerinn.** Dieser Name war es, welchen der Syncellus und vertrauter Freund des Patriarchen Nestorius, Anastasius in einer öffentlichen Rede angriff, als eine Benennung, welche die Gottheit Christi erniedrigte. Dieser Angriff eines Namens, an welchen schon alle Ohren gewöhnt waren, verursachte ein allgemeines Aufsehen unter dem Volke. Jedermann verlangte, daß der Patriarch, als der erste Lehrer der Gemeine, sich darüber erklären sollte. Nestorius erklärte sich, und vertheidigte seinen Syncellus. **Soll man lehren, sagte er, daß Gott eine Mutter habe? Das Heidenthum ist also zu entschuldigen, wenn es seinen Göttern Mütter giebt. Der Apostel wird also Lügen gestraft, wenn er von Christo in Absicht auf seine Gottheit sagt, daß er keinen Vater, keine Mutter, kein Geschlecht habe. Nein, die Creatur hat dasjenige, was unerschaffen ist, nicht hervorgebracht. Gott, das Wort, der eingebohrne Sohn des Vaters, ist nicht das Kind, das aus dem Schoose der Maria kam; denn das Wort war vom Anfange. Die Creatur hat nicht ihren Schöpfer gebohren;** *Sermon. Nestor. v. in Mar. Merc. Operib. t. II. p. 5.*

ren; sie hat einen Menschen gebohren, daß er ein Werkzeug der Gottheit seyn sollte. Der heilige Geist, dessen Werk der Sohn der Jungfrau Maria ist, hat das Wort nicht hervorgebracht, sondern ihm aus dem reinen Wesen der Jungfrau den Tempel erbaut, welchen Gott, das Wort, bewohnt hat. Es ist wahr, daß Gott Fleisch geworden ist; aber es ist nicht die Wahrheit, daß er gestorben sey. Er hat aber den von den Todten auferwecket, in dem er Fleisch geworden war. In einer andern Rede sagte er: Was von der Jungfrau gebohren worden ist, ist nicht das Wort; denn sonst wäre sie seine Mutter nicht, weil sie nicht eben desselben Wesens wäre, als er. Gott, das Wort, sagte er in einer noch andern Rede, ist nicht von der Jungfrau gebohren worden; aber er hat beständig in demjenigen gewohnt, den sie gebohren hat. Das Wort hat seinen Ursprung nicht von einer Jungfrau; aber es war beständig unzertrennlich mit demjenigen verbunden, der verschiedne Monate nach einander im Leibe der Jungfrau gebildet wurde. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man sagt, daß das Wort allezeit in dem gewohnt habe, welcher gebohren wurde, oder ob man sagt, daß es selbst gebohren, und selbst verschiedne Monate nach einander im Leibe der Jungfrau gebildet worden sey.

Bey diesen Worten wurde er von einem Rechtsgelehrten, Eusebius unterbrochen, welcher so laut ausrief, als er konnte: Wir wissen, daß das Wort, welches der Vater vor allen Zeiten aus seinem Schooße und Wesen gebohren

ren hat, zum zweytenmale nach dem Fleische aus dem Schooße und Wesen der Jungfrau gebohren worden ist. Nestorius widerlegte ihn auf der Stelle, und zog aus seinen Worten die Folge, daß, wenn man eine zweyfache Geburt des Wortes annähme, man auch zween ewige und eingebohrne Söhne Gottes annehmen und glauben müßte. Er berief sich auf die Väter der nicänischen Kirchenversammlung, welche aus weisen Ursachen nicht gesagt hätten, daß Gott, das Wort von der Jungfrau gebohren worden wäre. Sie hatten gesagt: **Wir glauben an einen Herrn Jesum Christum, den einigen Sohn Gottes, der aus Liebe zu uns herabgekommen, und in der Jungfrau Maria durch die Wirkung des heiligen Geistes Fleisch geworden ist**, uns mit diesem Bekenntnisse zu lehren, daß der einige Sohn Gottes gekommen sey, in dem Menschen, der durch die Wirkung des heiligen Geistes gebohren worden ist, zu wohnen. Sagen wir, fuhr Nestorius fort, daß die Jungfrau das Wort gebohren habe, so lehren wir eben damit, daß das Wort von dem heiligen Geiste hervorgebracht, und also sein Geschöpf sey. Diesem Irrthume auszuweichen, sagen die Väter der nicänischen Versammlung, daß er herab kam, und Fleisch ward, wie sich Johannes ausdrückt. Eben so drücken sich alle Apostel aus. Sie sagen wohl, daß der Sohn Gottes von einem Weibe gebohren sey; allein keiner unter ihnen hat gesagt, daß Maria das Wort gebohren habe. Errinnert euch wohl, sagte Nestorius in einer noch andern Rede, was euch so oft von mir gesagt worden ist, wenn ich zwo Naturen in Jesu Christo unterschied.

Es

Es sind, dem Wesen nach, wirklich zwo Naturen in Christo, unserm Herrn; aber in Betrachtung der Würde, der Macht, und der Eigenschaft des Sohns, ist nur eine Natur. Christus, setzte er hinzu, als Christus, und der Sohn, als Sohn Gottes betrachtet, ist keiner Trennung und Theilung fähig. Eben daher bekennen wir nicht zween Christos, und zween Söhne.

So erklärte sich **Nestorius** über das hohe Geheimniß der Menschwerdung Jesu Christi. Es ist unnöthig in einer Geschichte, die mehr eine Geschichte der Lehre, als der Lehrer ist, umständlich alle Widersprüche, welche diese Erklärung des **Nestorius** erfuhr, und die Unruhen, die darüber in Constantinopel entstunden, ausführlich zu erzählen. Hier widersprachen ihm die Mönche **Basilius** und **Thalassius**, der Archimandrit **Dalmatius**, und **Proclus** einer von den Vornehmsten der constantinopolitanischen Clerisey, welcher Hoffnung gehabt hatte, ihr Patriarch zu werden, wenn ihm nicht **Nestorius** vorgezogen worden wäre. In Aegypten widerlegte ihn **Cyrillus**, weil seine Schriften unter den dasigen Mönchen ausgebreitet wurden. Bald darauf kam es zwischen beyden Prälaten zum Briefwechsel. Die ersten Briefe des **Cyrillus** schienen bloß aus einer unparteyischen Liebe zur Wahrheit herzufließen; die Antworten des Nestorius hingegen waren kurz, voll Stolz, und ironischer Ausdrücke gegen seinen Gegner. Der Streit wurde heftiger, als **Dorotheus**, der Bischof von Marcianopel, den Bann wider diejenigen aussprach, welche den Namen einer Gottesgebährerinn brauchen würden. Der Bischof von Rom **Cälestin** verwarf nunmehr, ohne sich in eine Untersuchung des

Evagr. l. I. c. 8. Socrat. l. VIII. c. 35. 36.

Cyrill. et Nestor. ep. v. in Oper. Cyrill. t. V. P. II. p. 1. seq. Act. Conc. Ephes. t. I. Conc. Hard. Christian. Lyri varior. epist.

Streits

Streits einzulassen, um sich allezeit zurückziehen zu können, bloß auf die Nachrichten, die er vom **Cyrillus** erhielt, die Meynungen des **Nestorius** mit einem großen Stolze, weil dieser gewisse Pelagianer, die er verdammt hatte, nicht auch verdammen wollte. Zugleich schrieb er an unterschiedne orientalische Bischöfe. Unter diesen ermahnte **Johann von Antiochien** den **Nestorius** zum Nachgeben. Allein **Cyrill** hielt zu Alexandrien eine Kirchenversammlung, schrieb einen weitläuftigen Brief an seinen Gegner, worinnen er die Lehre von der Menschwerdung abhandelte, mit beygefügter Verdammung zwölf irriger Sätze, in welche **Nestorius** willigen sollte, wenn er sich nicht vom Bischofthume ausgeschlossen sehen wollte. Ehe dieser sein Schreiben erhielt, hatte schon der Kaiser **Theodosius** zur Untersuchung dieser Streitigkeiten eine Kirchenversammlung nach Ephesus ausgeschrieben, **Nestorius** aber vertheidigte seine Lehre noch in einigen Predigten, und gab so weit nach, daß er den eingeschränkten Gebrauch des Wortes **Gottesgebährerinn** einräumte, und zugleich sich über den **Cyrillus** nicht ohne Heftigkeit beklagte, und seiner Verdammung zwölf irriger Sätze eine andre Verdammung eben so vieler vermeynten Irrthümer entgegen stellte. Nachdem beyde Patriarchen zu Ephesus angekommen waren, so wurde diese berühmte Stadt ein Schauplatz aller der Künste, Hofränke, Listen und Gewaltthätigkeiten, welche nur gereizte Leidenschaften zur Ausführung ihrer Absichten erfinden und anwenden können. Von diesem Vorwurfe sind weder **Cyrillus** und die Partey, die sich von ihm regieren ließ, noch **Nestorius** und sein Anhang frey. Jener verdammte mit Uebereilung, und wurde mit Uebereilung wieder verdammt. Seine Gegenpartey

ad. concil. Ephes. pers. Lovan. ann. 1682. 410.

Sermon. 13. ap. Mar. Mercat. Assem. Biblioth. Orient. t. IV. p. 207.

Hard. t. I. Conc. p. 2199 Assem. Bibl. Vat. Orient. T. III. P. II. p. 199. Cf. Act. concil. Eph. t. I. concil. Hard.

suchte den Hof durch Mittel, welche die Liebe zur Wahrheit niemals braucht, auf ihrer Seite zu behalten, und er brauchte zu einem gleichen Endzwecke keine edleren Mittel, als Bestechungen durch so genannte Eulogien oder Geschenke. Er triumphirte zwar über seinen Feind, welcher abgesetzt, und bis zu seinem Tode von einem Orte zum andern verbannt wurde. Doch dieser Triumph war nicht vollkommen, weil sich eine große Anzahl orientalischer Bischöfe von seiner Gemeinschaft absonderte. Nach und nach wurde durch beyderseitiges Nachgeben die Einigkeit zwischen ihnen wieder hergestellt; aber nicht mit allen. **Ibas**, der Bischof von Edessa, erklärte sich in seinem Briefe an den **Perser Maris** deutlich wider den Bischof von Alexandrien; der berühmte Bischof **Theodoret von Cyrus**, und die Bischöfe **Alexander von Hierapolis**, und **Maximinus von Anazarben**, fuhren auch fort, alles was er gethan hatte, zu verwerfen, und ihn der Irrthümer des **Apollinaris** zu beschuldigen. Also zog die Kirchenversammlung zu Ephesus, ungeachtet aller Bemühungen des Kaisers **Theodosius**, die Einigkeit der Kirche zu erhalten, nichts nach sich, als Unruhen, Erbitterungen, und unchristliche Verfolgungen der **Nestorianer**, welche alle wider sie gebrauchte Schärfe nicht hindern konnte, zahlreiche Gemeinen zu stiften, und das Christenthum besonders in Persien, und in der Folge der Zeit auch in Indien und China auszubreiten.

Evagr. Hist. Eccl. l. I. c. VII. Theodor. Lect. Hist. Eccles. libr. II. p. 565.

Nestorius wurde beschuldigt, daß er die Person Jesu Christi in zwo Personen theilte, und zween Messias, zween Söhne Gottes lehrte, theils weil er den Namen einer **Gottesgebährerinn** verwarf, theils weil er die Vereinigung beyder Naturen in Christo **durch eine Einwohnung des Wortes in**

dem

dem Menschen, den Maria gebahr, als in einem Tempel ausdrückte, und die persönliche Einheit beyder Naturen nicht eine **Vereinigung**, sondern eine **unzertrennliche Verknüpfung** nennen wollte. Man müßte eben so ungerecht seyn, als **Cyrill**, oder eben so wenig Lust haben, als er, seinen Gegner zu verstehen, wenn man die Anklage erneuern wollte, daß er wirklich zwo Personen in Christo geglaubt hätte. Unterdessen verdient es eine Untersuchung, warum er überall den Ausdruck **Gott** und **Mensch** brauchte, wo er, größrer Deutlichkeit wegen, die Ausdrücke **Gottheit** und **Menschheit** hätte gebrauchen können. Denn setzt man nur diese Ausdrücke an die Stelle der Namen **des Wortes** und **des Menschen**, so kann offenbar niemand rechtgläubiger reden, als er. Die Gottheit kann wegen der ihr wesentlichen Unveränderlichkeit von keinem Menschen gebohren werden, weil alle menschliche Geburt die Idee einer Veränderung in sich schließt. Eben so wenig kann sie auch leiden oder sterben. Die Menschheit kann zwar in der persönlichen Vereinigung mit der Gottheit des Sohnes **Ein** Sohn Gottes, aber nicht selbst das Wort oder die Gottheit, Maria also nicht eine Gebährerinn der Gottheit seyn: Denn **die Creatur kann nicht ihren Schöpfer, und das Geschaffne nicht das Unerschaffne hervorbringen.** Es ist also die Frage, warum **Nestorius** überall den Ausdruck **Mensch** brauchte, wo er bequemer den Ausdruck **menschliche Natur** hätte brauchen können.

ἕνωσις σύναφεια

Um dieses richtig zu beurtheilen, muß man sich beständig errinnern, welch ein heftiger Gegner der **apollinarischen** Irrthümer dieser unglückliche Patriarch war. Diese Heftigkeit hieng ihm aus der Schule seines Lehrers des **Theodorus von Mopsvest**

Facund. Herman. Libr. VIII. p. 337.

vest an. Die Apollinaristen behaupteten, daß Christus nicht die ganze menschliche Natur, sondern nur den Leib derselben, und die Seele, worunter sie das Leben des Leibes verstanden, nicht aber auch einen unsterblichen Geist angenommen hätte, dessen Stelle die Gottheit des Erlösers vertreten sollte. Diesen Irrthum bestritt der Patriarch von Constantinopel. Damit er die Irrenden durch den Ausdruck selbst zum Bekenntnisse ihres Irrthums zwingen, sich aber deutlich genug von ihnen unterscheiden möchte, so erwählte er, wenn er von der Menschwerdung des Heilandes redete, allezeit den Ausdruck, daß das Wort einen Menschen angenommen, und in eine Person mit sich vereinigt hätte; aus Furcht, wenn er menschliche Natur sagte, daß die Apollinaristen nur einen menschlichen Leib darunter verstehen möchten. Er glaubte, daß man durch den Ausdruck Mensch mehr genöthigt wäre, zugleich einen vernünftigen Geist und einen organischen Leib zu denken, als durch den Ausdruck einer menschlichen Natur. Die Apollinaristen mußten sich entdecken, und konnten ihre irrige Meynung hinter keinen Zweydeutigkeiten verbergen, so bald er sie fragte: Ob die Jungfrau Maria einen Menschen gebohren, und ob der Sohn Gottes einen Menschen angenommen hatte oder nicht. Denn nach ihrem Systeme konnten sie eine solche Frage nicht bejahen, ohne ihren Irrthum aufzugeben, oder zu verrathen, wenn sie Nein sagten. Bejahten sie nun diese Frage: So fragte er wieder, wie sie Christo als einem wahren Menschen, den vernünftigen Geist absprechen könnten? Antworteten sie mit einem ihnen gewöhnlichen verblümten Ausdrucke, daß er von der Gottheit verschlungen worden wäre: So folgerte er eine Vermischung beyder Naturen

daraus,

daraus, und aus dem Grunde empörte er sich wider den Ausdruck einer **Gottesgebährerinn.** Dieser Ausdruck war ihm um so viel unerträglicher, je häufiger er von den **Apollinaristen** gebraucht wurde; vielleicht in der löblichen Absicht, sich von den **Arianern** zu unterscheiden, welche sie eben so sehr haßten, als er sie haßte. Erwägt man dieses, so begreift man ohne Mühe, warum er allezeit, so oft er von der menschlichen Natur Jesu Christi redete, den Ausdruck **Mensch**, und wenn er ihn nicht wiederholte, das Wort **Er** brauchte. Denn er glaubte, desto mehr zum Gebrauche desselben berechtigt zu seyn, da die Schrift unsern Erlöser **den Menschen Jesum Christum** nennt.

Man wird an der Richtigkeit dieser Anmerkung nicht zweifeln, wenn man einsieht, warum **Nestorius**, wenn er von der Vereinigung beyder Naturen in Christo redet, dieselbe so gern eine Einwohnung **des Wortes**, oder der Gottheit des Sohnes in dem von der Jungfrau Maria angenommnen Menschen nennt. Die Liebe zu diesem Ausdrucke ist besonders deswegen merkwürdig, weil eben dieser Ausdruck den **Apollinaristen** vorzüglich eigen war. Sie redeten von dem Leibe Jesu Christi niemals anders, als von einem **Tempel des Wortes.** Weil nach ihrem Lehrbegriffe **dieser Tempel** nicht von einem vernünftigen Geiste beseelt wurde, indem die Gottheit die Stelle desselben einnahm und erfüllte: So folgte daraus, daß in Jesu nur eine Natur wäre, und zwar **Eine göttliche Natur**, gleichwie in uns, ungeachtet wir aus Leib und Seele bestehen, nur Eine Natur, und zwar eine **menschliche Natur** ist, weil unser Leib beständig von unsrer Seele regiert wird. Die **Apollinaristen** suchten ihre irrigen Meynungen aus zwo

Apollinar. apud Leont. Byzant. t. VI. Bibl. Patr. p. 484.

Schriftstellen zu erweisen. **Das Wort ward Fleisch**, heißt es bey dem Evangelisten Johannes, **und wohnte unter uns.** Sie nahmen das Wort **Fleisch** in dem allernatürlichsten und buchstäblichsten Verstande, in welchem es nichts mehr, als das lebende Fleisch unsers Leibes bezeichnet. Weil es nun zu allen Zeiten gewöhnlich gewesen ist, den Leib eine Hütte der Seele zu nennen: So schlossen sie aus diesem Ausspruche der Schrift, daß der ewige Sohn Gottes in der Menschwerdung nichts mehr gethan, als in dem Leibe der Jungfrau sich einen bloßen Leib zum Tempel seiner Gottheit erbaut hätte. Außer dieser Stelle bezogen sie sich auch auf die Rede Jesu Christi zu den Jüden: **Zerbrechet diesen Tempel, und in dreyen Tagen will ich ihn wieder aufrichten.** Christus sagte selbst, daß er **von dem Tempel seines Leibes redete.** Daraus schlossen sie, daß, weil die Seele nicht zerstört werden kann, dasjenige aber, was die Jüden zerbrechen sollten, die Wohnung seiner Gottheit war, der Heiland zu seinem Tempel bloß einen Leib und nicht einen unsterblichen Geist angenommen haben müsse.

Solche Beweise führten die **Apollinaristen** für ihren Lehrbegriff. **Nestorius** nahm sich vor, sie mit ihren eignen Waffen zu bestreiten. Er räumte ihnen ein, daß das Wort sich in dem Leibe der Jungfrau einen beständigen Tempel für seine Gottheit erbaut hätte. Aber er räumte ihnen nicht ein, daß dieser Tempel ein bloßer Leib gewesen wäre. Er behauptete vielmehr, daß der richtige Verstand des Ausspruches: **Das Wort ward Fleisch**, durch die gleich darauf folgenden Worte: **Und wohnte unter uns**, erläutert und bestimmt würde. Die Worte: **Unter uns**, erklärte er mit vielen Auslegern seiner

Gregor. Nazianz. in ep. ad Cledon.

Zeit,

Zeit, und selbst mit den **Apollinaristen**, von der menschlichen Natur, welche der Heiland in dem Augenblicke seiner Empfängniß mit sich vereinigt hatte. Durch diese Erklärung gewann er das Recht zu sagen, daß die Worte: **unter uns**, oder **in einem aus uns**, unmöglich einen bloßen Leib bezeichnen könnten, sondern vielmehr **einen ganz vollkommnen Menschen** bedeuten müßten. Das Wort hat sich freylich einen Tempel erbaut; allein der Tempel, in welchem es wohnt, ist ein vernünftiger Mensch. Die **Wohnung** der Gottheit in einer vernünftigen menschlichen Natur, ist ein verblümter Ausdruck, der die Vereinigung beyder Naturen anzeigt, und **Nestorius** wählte diese Metaphor vor andern Ausdrücken, weil sie ihm geschickt zu seyn schien, die Menschen an den beständigen und fortdauernden Unterschied beyder Naturen in Christo zu errinnern. Denn da die **Apollinaristen** der Lehre beschuldigt wurden, daß in Christo, unserm Mittler, nur **Eine göttliche Natur** wäre, weil der bloße mit keinem vernünftigen Geiste beseelte menschliche Leib für keine besondre Natur gerechnet werden könnte, gleichwie wir einem Menschen nicht zwo verschiedne Naturen, sondern nur eine **menschliche** Natur zuzuschreiben gewohnt sind, ungeachtet Leib und Seele dazu gehören: So glaubte sie **Nestorius** eben dadurch, daß er ihnen einräumte, die Vereinigung der Gottheit und Menschheit könne sehr bequem die Wohnung des Wortes in einem Menschen genannt werden, zum Bekenntnisse eines offenbaren Widerspruches zu nöthigen. Denn ist die Menschwerdung des Wortes eine Einwohnung der Gottheit in der Menschheit, als in ihrem Tempel: So fließt der Schluß daraus, daß der Einwohner von der Wohnung unterschieden sey; folglich ist eben

damit die Verschiedenheit beyder Naturen in Christo gerettet und erwiesen.

Die **Apollinaristen** wollten aus der Rede des Erlösers von der Zerbrechung oder Auflösung seines Tempels darthun, daß er nur einen bloßen Leib zu seiner Wohnung in seiner heiligen Mutter erbaut habe, theils damit, daß Christus selbst seinen Leib für den Tempel erklärt hatte, den sie brechen sollten; theils damit, daß eine Seele eines solchen Schicksals unfähig wäre. Allein **Nestorius** behauptete zur Entkräftung dieses vermeynten Beweises, daß das Wort, welches der Heiland brauche, sich vollkommen auf einen mit Vernunft beseelten Menschen schicke. Denn eigentlich bedeute es: **Auflösen.** Kann aber wohl ein Wort geschickter seyn, den Tod eines Menschen zu bezeichnen, als eben dieses, da der Tod nichts anders, als eine **Auflösung** und **Trennung** des Leibes und seiner vernünftigen Seele ist?

Nimmt man nun als gewiß an, daß **Nestorius** der **Apollinaristen** wegen den Namen einer **Gottesgebährerinn** verworfen, und um ihre Irrthümer zu widerlegen, die Vereinigung beyder Naturen in Christo eine Einwohnung des Wortes in dem Menschen, oder welches bey ihm einerley war, der Gottheit in einer vernünftigen menschlichen Natur nannte: So kann man gar nicht zweifeln, daß er in der Lehre von der Menschwerdung des Erlösers rechtgläubig gewesen sey. Daß man aber das erste, als gewiß annehmen könne, erhellet daraus, daß er nach angegangnem Streite über seine Erklärung seine Gegner beständig **apollinarischer** Irrthümer beschuldigte. Er erklärte sich ausdrücklich, daß er nur **Einen Sohn**, nur **Einen Christus**, nur **Einen Erlöser** glaubte; daß zwar der Sohn zwiefach sey, aber nicht der Würde,

sondern der **Natur** nach. Nichts war ihm in des Cyrillus Schriften anstößiger, als der Ausdruck, daß Christus nach seiner Empfängniß und Geburt von der Jungfrau Maria **Eine fleischgewordne Natur** wäre. Denn in der That hatten die **Apollinaristen** zur Erklärung ihres Lehrbegriffes keinen ihm angemeßnern Ausdruck erfinden können. φυσις

Wenn man alles dieses voraussetzt, so wird die Weigerung des **Nestorius** begreiflich, die Menschwerdung Jesu Christi eine **Vereinigung** der göttlichen und menschlichen Natur in eine Person zu nennen. Das griechische Wort bedeutet im allerstrengsten Verstande eine Handlung, durch welche verschiedne Dinge Eins werden. Nun können verschiedne Dinge **Eins** werden, nicht allein durch eine genaue und innige Verknüpfung derselben, sondern auch entweder durch eine Verwandlung des einen in das andre, oder durch eine Vermischung, oder durch eine völlige Aufhebung alles Unterschiedes zwischen denselben. Weil er befürchtete, daß das Wort Vereinigung von seinen Bestreitern im letzten Verstande genommen werden möchte; So hielt er den Ausdruck einer **beständigen** unzertrennlichen **Verknüpfung** für bequemer, indem derselbe nicht allein die Idee, daß zwey Eins sind, sondern auch die Fortdauer ihres wesentlichen Unterschiedes nach ihrer Verknüpfung ausdrückt. **Basilius** und **Chrysostomus** hatten sich vor ihm schon von der Menschwerdung Christi des Ausdruckes einer **Verknüpfung** beyder Naturen bedient. Die Ausdrücke einer **natürlichen, wesentlichen**, und **hypostatischen** Vereinigung konnte Nestorius eben so wenig leiden, als das Wort, Vereinigung, weil er wieder befürchtete, daß man unter demselben, eine Vermischung oder Verwandlung ἑνωσις συναφειαν

beyder Naturen in Christo verbergen wollte. Seine Gegner wollten ihn nicht verstehen, und zur Vergeltung wollte er sie wieder nicht verstehen. Hiezu kam, daß weder mit dem Worte Natur, noch mit dem Worte Person beständig verschiedne Begriffe verknüpft wurden. Zuweilen hieß Natur so viel als Person, und Person wieder so viel als Natur, und in diesem Verstande scheinen die Nestorianer dieses Wort beständig genommen, und dafür lieber Prosopon gebraucht zu haben.

Allein, wenn dieses die richtige Vorstellung von dem Glauben des Nestorius ist: Wie konnte er denn beschuldigt werden, daß er Christum in zwo Personen theilte? Wie diejenigen eines Irrthums beschuldigt werden, die man eines Irrthums beschuldigen will. Die Leidenschaften, und man sieht in diesem ganzen Kriege die Leidenschaften auf beyden Seiten herrschen, sehen nicht, was sie sehen sollen, sondern was sie zu sehen wünschen. Man kann aus allem demjenigen, was vom Nestorius übrig ist, nicht eine einzige Stelle anführen, in der entweder, der ihm beygemeßne Irrthum von zwo Personen in Christo deutlich vorgetragen würde, oder so verborgen läge, daß er durch eine natürliche, ungezwungne und nothwendige Folgerung daraus geschlossen werden könnte. Er wurde aber daraus gefolgert. Denn weil Nestorius den Ausdruck einer Gottesgebährerinn mit allzugroßer Hitze verwarf, und behauptete, daß Maria nur den Menschen Jesum Christum, oder die vernünftige Menschheit Jesu Christi gebohren hälte: So schloß man daraus, nicht, daß er durch die Verwerfung dieses Wortes bloß damit die Verschiedenheit beyder Naturen und besonders die Unveränderlichkeit der Gottheit vertheidigen, sondern,

daß er die einige Persönlichkeit beyder Naturen aufheben wollte. Hat Maria einen bloßen Menschen gebohren: Was folgt anders aus dieser Lehre, als daß derjenige, den sie gebohren hat, nicht der ewige Sohn Gottes sey? Ist er nicht der ewige Sohn Gottes: Wie kann derjenige, den Maria gebohren hat, angebetet werden? Lehrt aber nicht die ganze Kirche, daß der Sohn der Jungfrau Maria die höchste Anbetung verdiene? Streitet also nicht Nestorius wider den Glauben der wahren Kirche? Er läugnete die Richtigkeit dieser Folgerungen. Er läugnete nicht, daß Christus in einer Person Gott und Mensch wäre; er läugnete nur, daß Christus als Gottes ewiger Sohn betrachtet, vermöge seiner Geburt von der Maria Gottes Sohn wäre; er behauptete, daß er durch diese Geburt mehr nicht gethan, als einen wahren vollkommnen Menschen in seine göttliche Persönlichkeit aufgenommen haben könnte. Eben so behauptete er auch nicht, daß Christus nicht als Gott und Mensch in einer Person angebetet werden müßte; er behauptete nur, daß die menschliche Natur Christi nicht als bloße menschliche Natur, sondern wegen ihrer unbegreiflichen Vereinigung mit der göttlichen Natur, und also wegen der daher empfangnen Würde die Anbetung verdiente. Der Sohn, sagte er deswegen, ist zweyfach, nicht der Würde, sondern der Natur nach, und in einer Predigt, die er wegen dieses Einwurfes hielt: Ihr fragt mich, wie ich den Gekreuzigten anbeten könne, wenn der Gekreuzigte nicht Gott ist. Ich bete ihn an wegen der Verknüpfung mit der Gottheit, mit welcher er wirkt. Ich bete ihn als das Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit an, als denjenigen, dem die Geheim-

Nest. Serm. 7. ap. Mar. Merc.

nisse

nisse des Höchsten vertraut sind; als das Pfand der göttlichen Verheißungen, als den Bürgen des Friedens, den er uns gegeben hat; als den Erstling der zukünftigen Auferstehung; als den Spiegel, durch den die Gottheit die Stralen ihrer Herrlichkeit auf uns ausbreitet; als den beseelten Purpur des Königes im Himmel; als die sichtbare Hand Gottes, durch welche er mich vom Tode errettete; als die Pforte zum Leben; als das Ebenbild der allmächtigen Gottheit. Ich bete denjenigen, den ich sehe, an wegen desjenigen, der sich in ihm verbirgt, und von ihm unzertrennlich ist. Das Wort und der Mensch haben ihre eignen besondern Naturen; aber sie sind Eins in Betrachtung der Ehre, die ihnen gebührt. Ich wiederhole es: dasjenige, was in dem Leibe der Jungfrau Maria gebildet worden ist, ist **der Natur nach** nicht Gott; das, was man begraben hat, ist nicht **der Natur nach** Gott. Wenn wir uns anders ausdrückten: So würde man uns beschuldigen, daß wir Creaturenanbeter wären. Aber wir sagen, daß Gott in dem Menschen wohne, den er angenommen hat; also ist dieser Mensch, in so fern er mit Gott vereinigt ist, Gott.

Es ist aus dem Zusammenhange dieser Stelle deutlich, daß das beziehende Wort: Er, bloß die menschliche Natur, als menschliche Natur anzeige. Ein billiger Richter wird deswegen nicht zweifeln, daß sich diese Stelle unschuldig erklären lasse, wenn man annimmt, daß die gebrauchten Gleichnisse nicht die Art der Vereinigung beyder Naturen, sondern nur die in der persönlichen Vereinigung fortdauernde

Verschiedenheit der Naturen anzeigen sollen. Allein die Gegner des Nestorius beschuldigten ihn eben dieser Gleichnisse wegen, daß er durch dieselben die Art der Vereinigung beyder Naturen ausdrücken und erklären wollte. Ist das Wort auf keine andere Weise, mit dem Menschen Jesu Christo vereinigt, als eine Wohnung mit ihrem Einwohner, als ein Gewand mit demjenigen, der es trägt; als ein Werkzeug mit demjenigen, der dasselbe zu einer gewissen Absicht braucht, oder als ein Pfand mit dem Pfandgeber: Folgt denn nicht daraus, daß die Einheit, die in solchen Vergleichungen der Gottheit und der Menschheit Jesu Christi zugeschrieben wird, nur eine **Einheit des Verhältnisses**, nicht aber eine **persönliche Einheit** ist? Denn der Einwohner und der Tempel, das Kleid und derjenige, der es trägt, sind zwar eines gewissen Verhältnisses wegen **Eins**, aber sie sind nicht **Eine Person**. Hätte **Nestorius** zugestanden, daß er durch die angeführten Gleichnisse die eigentliche Art der Vereinigung beyder Naturen in Christo erklären wollte: So hätte er freylich auch eingestehen müssen, daß er in Christo nicht allein zwo verschiedne **Naturen**, sondern auch zwo verschiedne **Personen** lehrte. Allein er räumte niemals das erste ein. Er lehrte nicht allein, daß die Art der Vereinigung beyder Naturen unbegreiflich wäre, sondern er erklärte sich auch vermöge einer Stelle, die uns sein eifrigster Gegner **Cyrillus** aufbehalten hat, warum er diese Vereinigung eine Einwohnung nennte. Wenn er sagte, daß die Gottheit des Wortes und die vernünftige menschliche Natur desselben eins wären, weil sie in der Menschheit von dem ersten Augenblicke ihrer Wirklichkeit an unzertrennlich gewohnt habe: So erklärte er sich, daß er

sie der Verwandlung der Naturen, die in ihrer geheimen Verbindung beständig verschieden bleiben, entgegensetzte.

Dieses alles ist, meinem Urtheile nach genug, einzusehen, daß Nestorius nicht zween vor sich und außer einander bestehende Söhne Gottes und Christos glaubte, die nur um sittlicher Verhältnisse willen, und wegen des gemeinschaftlichen Besitzes gewisser Vorzüge in unsrer Vorstellung von ihnen allezeit als Einer gedacht werden sollten. Er hatte die Art, wie er die Lehre von der Menschwerdung Jesu Christi vortrug, nicht einmal selbst erfunden. Theodor von Mopsvest, dessen Name nach seinem Tode in diesen Streitigkeiten berühmt und verdammt wurde, und Diodor von Tarsen hatten ihn unterrichtet, und sich auf gleiche Weise über dieses Geheimniß erkläret, ohne daß ihnen bey ihrem Leben ein Verbrechen daraus gemacht worden wäre. Dieses erhellt aus vielen Stellen dieser Lehrer, die von dem Marius Mercator, von dem Leontius von Byzanz, und in den Acten der fünften großen Kirchenversammlung angeführt werden. Nestorius sah überall Apollinaristen; also erwählte er überall keine andern, als solche Redensarten, Gleichnisse und Bilder, welche ihm geschickt zu seyn schienen, die Verschiedenheit der Naturen in der einigen Person Jesu Christi zu bezeichnen, und dieses that er mit einem solchen Eifer und Eigensinne, zumal als er von dem Cyrillus angegriffen wurde, daß er sich damit den Verdacht der Trennung und Absonderung der Gottheit und Menschheit Christi in zwo Personen, und einer vorsetzlichen Entkräftigung ihrer persönlichen Vereinigung zuzog. Der Verdacht konnte nicht erwiesen werden: Aber er konnte auch nicht erwei-

sen,

sen, daß alle diejenigen, welche den Namen einer Gottesgebährerinn für unschuldig und erlaubt hielten, Apollinaristen wären und die Unveränderlichkeit der göttlichen Natur Jesu Christi läugneten. War er zu entschuldigen, daß er aus einigen nicht genug bestimmten, noch sorgfältig genug von allen Zweydeutigkeiten gereinigten Ausdrücken seiner Gegner Irrthümer schloß, welche sie verabscheuten: So waren andre nicht weniger zu entschuldigen, daß sie auf gleiche Weise wider ihn verfuhren: Aber beyde Parteyen können nicht entschuldigt werden, daß sie durch Misverständnisse, welche Liebe und Sanftmuth heben konnten, die Kirche und den Staat mit Unruhen und Verwirrungen erfüllten, die zum Verfalle von beyden so viel beytrugen. Beyde wurden ein neues unglückliches Beyspiel, welch eine Pest für die Religion, die Wahrheit, die Tugend, und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts der Geist der Verfolgung sey.

Es ist nicht schwerer zu entscheiden, ob die Anhänger des Nestorius nach seiner Absetzung und Verdammung auf der ephesinischen Kirchenversammlung wirklich in die Irrthümer verfallen sind, welcher er beschuldigt wurde, oder nicht. Es ist freylich gewiß, daß sie einerley Sprache mit ihm redeten. Sie sagten allezeit lieber, daß das Wort einen Menschen, als eine Menschheit oder menschliche Natur angenommen hätte; selten, daß das Wort Fleisch geworden wäre, häufig aber und mit Fleiß, daß es beständig und unzertrennlich in dem Menschen, als in einem Tempel wohne und ewig wohnen werde; daß der Mensch, den Maria gebohren hätte und das Wort Ein Sohn Gottes und ein Christus wäre, der Angenommne aber wegen des Annehmenden die Ehre dieses

Assem. Bibl. Orient. Vat. t. III. P. II. p. 210. sqq.

ses Namens, und zwar durch die unzertrennliche Verknüpfung mit ihm, erhielte, das **Wort** aber eben deswegen sich den Namen Christus zueignete. Sie läugneten beständig, was ihnen schuld gegeben wurde, daß es irgend eine Zeit gegeben hätte, wo derjenige, den Maria gebohren hat, nicht mit der Gottheit des Sohnes vereinigt gewesen wäre. Diese Vereinigung war, wie sie glaubten, keine zufällige, sondern eine beständige, ewige und unzertrennliche Verbindung, und sie bekannten, daß die Eigenschaften einer jeden, der göttlichen und der menschlichen Natur, in **Einem** Christo ihre Wirklichkeit hätten. Ungeachtet dieser geheimen und unaussprechlichen Vereinigung wollten sie dennoch der Jungfrau Maria den Namen: **Gottesgebährerinn** nicht geben. Ein Nestorianer aus den spätern Zeiten entwickelte die Ursachen dieser Weigerung mit vieler Deutlichkeit. Wenn wir sagen, heißt es in seinem Bekenntnisse, daß Maria Christum gebohren habe: So versteht sichs, daß sie den Sohn Gottes, eine aus den Personen der Dreyeinigkeit, die sich mit einem Menschen vereinigte, gebohren habe, so daß derjenige, von dem die Schrift sagt, er sey Abrahams und Davids Sohn, zugleich der Sohn der Jungfrau Mariä und der Sohn des Vaters ist. Wenn Gott gebähren bey der Jungfrau Maria nicht mehr anzeigt, als einen Menschen gebähren, der mit dem Worte unzertrennlich vereinigt ist: So erlauben wir diesen Ausdruck. Allein wir sagen lieber, daß sie Christum gebohren habe, weil er die Person eines vollkommnen Gottes und eines vollkommnen Menschen anzeigt. Sagt man hingegen, daß Maria Gott gebohren habe, und ist unläugbar, daß der Name Gott nicht allein die Person des Wortes, sondern auch den Vater

Assemann. t. IV. p. 212.

Raynald. ad ann. 1247. n. 43.

und

und den Sohn bedeutet: Wie leicht könnte nicht ein Unverständiger sich einbilden, daß wir lehrten, der Vater, der Sohn und der Geist habe seinen Ursprung aus der Jungfrau Maria? Die neuern Nestorianer bekennen, daß zwischen ihnen und der römischen Kirche keine Trennung als diese sey, daß sie einander nicht verstehen, ob sie gleich ihre geliebten Ausdrücke nicht aufgeben wollen, aus Besorgniß der Beschuldigung, daß sie einen Irrthum aufgegeben hätten. *Strozza de dogmat. Chaldaeor. p. 16.*

Man kann noch einen andern Grund anführen, warum **Nestorius** so wohl als seine Anhänger sich so sehr vor dem Namen einer Gottesgebährerinn fürchteten. Sie besorgten, was **Bayle** in seinem Artikel vom **Nestorius** läugnet, weil er nicht zu den Quellen gegangen ist, daß man die Jungfrau Maria als eine Göttinn verehren möchte. Diese Besorgniß äußert **Nestorius** in seinen Briefen an den römischen Bischof **Cölestin** sehr deutlich, wenn er sagt, daß er der Jungfrau Maria, der Christgebährerinn, den Namen einer Gottesgebährerinn nicht beneide; daß er wisse, wie verehrungswürdig sie sey; daß es aber einige gäbe, welche ihr **als einer Art von Göttinn, göttlich** begegneten. Eben deswegen sagte er in seiner ersten Rede zu seiner Gemeine: **Also ist das Heidenthum zu entschuldigen, daß es seinen Göttern Mütter giebt!** Die Nestorianer blieben auch wirklich reiner vom Aberglauben, als ihre Gegner, welche sich allein den Namen der Rechtgläubigen zueigneten.

Die Rechtgläubigen und **Monophysiten** beschuldigten die **Nestorianer**, daß aus ihrem Lehrbegriffe folge, die Gottheit bestehe nach der Menschwerdung JEsu Christi nicht in drey, sondern in vier Personen, wenn Christus in zwo Personen bestehe. *Cf. Nest. epist. t. 1. Concil. Hard.*

Allein sie erklärten diese Beschuldigung für ungerecht; sie läugneten die Richtigkeit der Folge, und antworteten, daß der Gottheit durch die Menschheit nichts zuwüchse; daß sie durch dieselbe nicht vollkommner würde; daß aus ihrem Lehrbegriffe nichts mehr flösse, als daß eine Person der Gottheit, nämlich das Wort, sich mit einem vollkommnen Menschen auf das unbegreiflichste vereinigt hätte.

Allein die Nestorianer hatten ja ausdrücklich festgesetzt, daß man in ihren Gemeinen lehren sollte: Es wären in Christo zwo Naturen, zwo **Hypostasen**, unter welchem Worte die rechtglaubigen **Personen** verstanden, und ein **Prosopon**; eine zwiefache **Knuma**, wie die Syrer in ihrer Sprache sagen, und ein **Parsepa**. Allein müssen sie wohl nach dem Schalle der Worte, die sie brauchten, oder nicht vielmehr nach ihren eignen Erklärungen ihrer Worte gerichtet werden? Der große **Babai**, ein berühmter Archimandrit unter ihnen, behauptete in seinem Buche von der Vereinigung und Menschwerdung ausdrücklich, daß in Christo eine zweyfache **Knuma**, und ein **Parsepa** sey, gleichwie im Menschen Leib und Seele eine Person ausmachen. Folgt nicht aus dieser Erklärung deutlich, daß sie unter der zwiefachen **Knuma** mehr nicht als die Gottheit und die Menschheit Christi verstunden?

Man kann also die **Nestorianer** nicht überführen, daß sie im eigentlichen Verstande **zween Söhne Gottes** und **zween Christos** geglaubt hätten. Allein sie verlangten, daß gewisse Ausdrücke bloß von der menschlichen Natur, andre bloß von der göttlichen Natur und andre von der gesammten Person Christi gebraucht werden müßten, und dazu bewog sie die Furcht, daß, wenn dieses nicht geschähe,

ein

eine Vermischung und Verwandlung der Naturen, eine Veränderlichkeit der Gottheit und eine Vergötterung der Menschheit in den christlichen Glauben eingeführt werden möchte. **Cyrillus** selbst war gezwungen, diese Foderung für rechtgläubig und unschuldig zu erklären. Die Einigkeit zwischen ihm und den orientalischen Bischöfen wurde nicht eher wieder hergestellt, als bis er ein Bekenntniß unterschrieb und für rechtgläubig erklärte, welches folgende Worte im Schlusse enthielt: **Wir wissen, daß angesehene Lehrer von den evangelischen und apostolischen Redensarten von Christo, unserm Herrn einige für Ausdrücke halten, die Einer Person gemein sind, daß sie andre aber mit Unterschied brauchen, die Verschiedenheit der Naturen anzuzeigen, und diejenigen, die Gott zukommen, auf die Gottheit Christi, die niedrigern aber auf seine Menschheit beziehen.** War das nicht fast alles, was **Nestorius** verlangt hatte?

Es kann nicht geläugnet werden, daß er sich mit seinen Anhängern nicht immer bestimmt genug ausdrückte, und daß dieses Fehlers wegen sich Irrthümer entweder hinter seinen unbestimmten Ausdrücken verbergen, oder daraus hergeleitet werden konnten. Allein war nicht dieses ein Fehler, den ihm **Cyrillus** vor andern zu vergeben nöthig hatte? Denn wurde er nicht wegen seines geliebten Ausdruckes, daß in Christo nur **Eine fleischgewordne Natur** sey, apollinarischer Irrthümer beschuldigt, und war derselbe nicht die erste Veranlassung des **Eutychianismus**?

Der Eifer, die Apollinaristen zu widerlegen, hatte den **Nestorius** verleitet, Ausdrücke zu brauchen,

welche der Ketzerey beschuldigt, und nach dem Urtheile seiner Feinde, wirklich überwiesen wurden; der Eifer ihn zu widerlegen war von gleichen Folgen. **Eutyches**, ein Presbyter und Archimandrit zu Constantinopel, war so sehr sein Feind, und schweifte in seiner Bewunderung des **Cyrillus** so weit aus, daß er sich über das Geheimniß der Menschwerdung nicht anders erklärte, als ob er den Unterschied der Naturen in Christo nach ihrer Vereinigung völlig läugnete. Nach den Verordnungen der ephesinischen Versammlung sollte in der Kirche gelehrt werden, daß in Jesu Christo zwo Naturen wären, welche sich in eine Person vereinigten. **Eutyches** aber glaubte, dieses tiefe Geheimniß noch besser vorzutragen, wenn er lehrte, daß in Jesu nach seiner Menschwerdung nur **Eine, aber eine menschgewordne Natur** wäre. Vor der Vereinigung waren es seiner Meynung nach zwo Naturen gewesen; aber eben durch die Vereinigung oder durch die Menschwerdung wurden diese zwo Naturen **Eine** Natur. Um den Unterschied der beyden Naturen Christi festzusetzen, hatten die Bischöfe zu Ephesus bekannt, daß die menschliche Natur des Heilandes mit uns **gleiches Wesens** wäre. Auch hierinnen gieng **Eutyches** von ihnen ab, und läugnete die Gleichheit seiner Menschheit mit der unsrigen. Er wollte das Fleisch Christi nicht einmal ein menschliches Fleisch, sondern das **Fleisch Gottes** nennen, ob er gleich bekannte, wie aus den Acten der constantinopolitanischen Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Patriarchen **Flavianus** erhellt, daß Christus nach seiner Geburt vom Vater vollkommen Gott, und nach seiner Geburt von der Jungfrau Maria ein vollkommner Mensch wäre. Man zog aus demjenigen, was er sagte, die Folge, daß er eine Vermi-

J. Basn. l. c. Christ. Aug. Sal. de Eutychian. ant. Eutych. Mich. Le Quien Dissert. II. in Damasc. p. 31.

Cf. Act. Concil. Chalced. t. II. Concil. Hard.

schung und Verwandlung der Naturen Christi behauptete; daß er seine menschliche Natur vom Himmel gebracht hätte, und eine Art des Vorherseyns derselben vor ihrer Empfängniß und Geburt annähme. Allein waren die Folgerungen gerecht oder ungerecht? Man hat schon aus mehr als einem Beyspiele gesehen, daß man die Lehrbegriffe der eingebildeten oder wirklichen Irrgläubigen aus diesen Zeiten nicht nach den Folgerungen beurtheilen dürfe, die von ihren Gegnern daraus hergeleitet wurden. Und darf man doch dieses nicht einmal bey den philosophischen Secten thun.

Man hat keinen Anlaß, sich von dem Geiste oder von der Gelehrsamkeit dieses **Eutyches** große Begriffe zu machen, und also kann man der Mühe überhoben seyn, den Ursprung seines Irrthumes, wenn er wirklich geirrt hat, in den platonischen Träumen des Origenes aufzusuchen. Vielleicht überredete er sich, daß eine Verschiedenheit und Zahl der Naturen eine Trennung und Vielheit der Personen in sich schlösse. Vielleicht war es ihm unmöglich, zwischen der Idee einer Natur und der Idee der Person einen Unterschied zu denken. Und wie geübt muß man nicht seyn, wenn man sich nicht verführen lassen soll, beyde Ausdrücke für gleichgültige Zeichen einer und eben derselben Idee zu halten! Es ist schwer, oder vielmehr unmöglich, den Unterschied, der zwischen dem Begriffe **der Natur** und dem Begriffe **der Persönlichkeit** ist, eben so deutlich mit Worten anzugeben, als man sich dessen bey einem scharfen und sorgfältigen Nachdenken **innerlich bewußt** werden kann. Jeder Mensch hat eine menschliche Natur, und eben in dieser Natur ist er eine Person. Man macht nur allzuleicht aus dem, was ist, den Schluß, daß es, wie

es ist, seyn müsse, und anders nicht seyn könne. Wer hat zwo menschliche Naturen Eine Person ausmachen sehen? Sollte also nicht zum wirklichen Daseyn einer menschlichen Natur auch die Persönlichkeit gehören? Wäre das: So würden zwo Naturen, zwo Personen seyn, und folglich wäre es für die Wahrheit gefährlich, in dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen zwo Naturen zu bekennen.

Es ist schwer zu beweisen, daß **Eutyches** also gedacht habe, da die Zeit so gar wenig von seinem eignen Vortrage seiner Meynungen erhalten hat. Er lehrte, daß die zwo Naturen Christi nach der Vereinigung nur eine Natur wären, und berief sich auf den **Cyrillus**, der sich eben so ausgedrückt hatte. Allein **Cyrillus** hatte sich, als er von den orientalischen Bischöfen dieses Ausdruckes wegen **apollinarischer** Irrthümer beschuldigt worden war, deutlich erklärt, daß die behauptete einige menschgewordne Natur Christi nicht eine Vermischung, sondern nur die unzertrennliche Verbindung seiner Gottheit und Menschheit zu einer Person anzeigen sollte. Verband vielleicht **Eutyches** eine gleiche Idee damit? Dieses ist nicht unwahrscheinlich, wenn man das Gleichniß, welches die **Eutychianer** zur Erklärung ihres Lehrbegriffes brauchten, und **Gelasius** und **Facundus** anführen, mit einiger Aufmerksamkeit erwägt. Sie verglichen zur Erläuterung ihrer Gedanken die einige menschgewordne göttliche Natur Christi mit unserm Geiste und Leibe. Gleichwie diese ungeachtet ihrer Verschiedenheit eine einige menschliche Natur sind, und man nicht sagt, daß ein Mensch aus zwo Naturen bestehe, weil zu seiner einigen Natur Geist und Leib gehören: Also sind nach der **Eutychianer** Meynung die Gottheit und Menschheit Christi, nur

eine

eine menschgewordne göttliche Natur; ein Gleichniß, das auch die **Nestorianer** zur Erläuterung ihres Lehrbegriffes brauchten. Was kann deutlicher zu seyn scheinen, als daß die **Nestorianer**, **Eutychianer**, und diejenigen, welche rechtgläubiger seyn wollten, als beyde, nur im Ausdrucke uneinig waren, ob gleich jede Secte wider das Schreckbild einer gefährlichen Ketzerey stritt.

Aber behauptete **Eutyches** nicht wirklich eine Vermischung oder Verwandlung der menschlichen Natur in Christo, da er seinen Leib nicht einen menschlichen Leib, sondern nur den Leib Gottes nennen wollte? Und scheint es nicht desto gewisser zu seyn, je eigensinniger seine Anhänger läugneten, daß der Leib Christi gleiches Wesens mit dem unsrigen wäre? Dazu kömmt, daß sie oft von der Menschheit sagten, daß sie von der Gottheit zwar nicht zernichtet, aber doch verschlungen wäre, gleich wie ein Tropfen Honig, der ins Meer fällt, zwar nicht zernichtet, aber doch mit der ungeheuern Masse des Wassers so vermischt wird, daß er ganz verschwunden zu seyn scheint. Man kann hierauf antworten, daß, wenn **Eutyches** den Leib Christi nicht den Leib eines Menschen nennen wollte, er solches gethan habe, aus Furcht, daß er zween Christos zu lehren scheinen möchte, wenn er bald von Christo als einem Menschen, bald von ihm als Gott redete. Aus gleicher Ursache weigerte er sich von der Menschheit des Erlösers zu sagen, daß sie gleiches Wesens mit uns wäre. Er besorgte, daß man über diesen Ausdruck, der eben noch nicht so gewöhnlich in der Kirche war, die Vereinigung der Gottheit mit derselben vergessen möchte, und überdieß schien ihm die Menschheit Christi durch diese Vereinigung eine so erstaunliche Herrlichkeit erhalten zu

haben, und so von ihr durchdrungen zu seyn, daß ihm der Ausdruck, **gleiches Wesens**, zu erniedrigend für eine so göttliche Person zu seyn schien. Das Gleichniß von dem Tropfen Honig im Meere hat **Eutyches** selbst nicht gebraucht, und was beweist ein Gleichniß? Es kann eine Vermischung; aber es kann auch nur die Genauigkeit und Unzertrennlichkeit der Vereinigung anzeigen, wenn man es nicht über seine Grenzen ausdehnt. **Dioscorus** war ein heftiger Vertheidiger des **Eutyches** und des Ausdrucks der einigen menschgewordnen Natur, und verdammte doch die Vermischung der Gottheit und Menschheit Christi.

Allein ob gleich **Eutyches** nur im Ausdrucke irrte: So war er doch eben so tadelhaft, als **Nestorius**, den er nicht verstand, daß er seinen zweydeutigen Ausdruck mit einem Eigensinne behauptete, welcher die Kirche mit neuen Unruhen erfüllte, und eine neue Spaltung derselben veranlaßte. Die Besorgniß seiner Gegner war nicht unbillig, daß die Wahrheit der Menschheit Christi und seiner Leiden in Gefahr gerathen, oder die Unveränderlichkeit seiner göttlichen Natur geläugnet werden möchte, wenn behauptet würde, daß die Gottheit die Menschheit **verschlinge**, oder diese nach ihrer Aufnahme in die Gottheit aufgehört habe, unsrer Natur dem Wesen nach gleich zu seyn. Was konnte aus seinen Ausdrücken dem Scheine nach natürlicher gefolgert werden, als eine ungereimte und unmögliche Verwandlung und Vermischung der Naturen? Dieses befürchtete der Patriarch von Constantinopel, **Flavianus**, und hielt eine Kirchenversammlung, auf welcher die Lehre des **Eutyches** verworfen wurde. Dieses Urtheil wurde noch von einer bestätigt. Der römische Bischof, **Leo**,

Niceph. Hist. Eccl. l. 14. c. 47. Liberat. Breviar. L. XII, p. 76.

schrieb

schrieb einen vortrefflichen Brief über die Lehre von der Menschwerdung Jesu Christi, in welchem er sie mit vieler Deutlichkeit erklärte und bestimmte. Allein Eutyches berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung, und der Kaiser berief die Bischöfe nach Ephesus. Diese neue Kirchenversammlung regierte der Bischof von Alexandrien **Dioscorus**, ein Freund des **Eutyches**, der seinen Vorfahren **Cyrillus** an Hitze und Heftigkeit noch übertraf. **Flavianus**, der Patriarch von Constantinopel wurde mit einer solchen Gewaltthätigkeit und Wut verdammt und abgesetzt, daß die Kirchenversammlung in der Geschichte den Namen der **ephesinischen** Räuberrotte erhielt. Die Gegner des verstorbnen Bischofes **Cyrillus Ibas**, der Bischof von Edessa, und **Theodorer**, der Bischof von Cyrus wurden, wie **Flavian**, ihrer Würden beraubt. Besonders machten sich die Mönche, die sich in großer Menge nach Ephesus begeben hatten, durch ihre Gewaltthätigkeiten berüchtigt; so unähnlich waren sie schon den ersten Mönchen und Einsiedlern geworden. **Flavian** starb im Elende. So lange der Kaiser **Theodosius** lebte, wurde diese ephesinische Versammlung als rechtgläubig vertheidigt, und **Eutyches** behielt mit seinen Anhängern Recht. Allein jeder gewaltsame Zustand ist vergänglich. **Marcian** wurde Kaiser, bestätigte das Schreiben des römischen Bischofes **Leo**, erklärte die Aussprüche der Versammlung zu Ephesus für ungültig, ließ **Flavians** Körper nach Constantinopel bringen und mit vieler Pracht beerdigen, verbannte den **Eutyches** ins Elend, und schrieb eine neue Kirchenversammlung nach Chalcedon aus. Hier wurde der Bischof von Alexandrien **Dioscorus** abgesetzt, **Leons** Brief gebilligt, **Ibas** und **Theodorerus** für recht-

gläubig erklärt, und wieder zu ihren bischöflichen Würden erhoben. Alle Bischöfe bekannten, daß Christus zwo Naturen hätte, welche ohne einige Vermischung, Verwandlung, Trennung und Absonderung derselben Eine Person wären.

So schriftmäßig dieses neue Glaubensbekenntniß war, so wenig stillte es die in der Kirche entstandnen Unruhen. Die Vertheidiger einer einigen menschgewordnen göttlichen Natur Christi wurden **Monophysiten** genannt, und ihre Menge war so groß, daß sie mächtig genug waren, in Alexandrien und Jerusalem fast ungeahndet die unchristlichsten Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zu begehen. Barhumas, ein Abt, breitete den eutychianischen Lehrbegriff in Syrien, sein Schüler **Gregorius** aber in Armenien aus. Die **Monophysiten** nannten ihre Gegner, die Vertheidiger der chalcedonischen Kirchenversammlung **Kaiserliche**, oder **Melchiten**. Allein sie waren in Ansehung ihres Lehrbegriffes selbst uneinig unter einander. Die syrischen **Eutychianer** wollten sich gelinder ausdrücken, und lehrten eine zwiefache und zusammengesetzte Natur in Christo. In ihren Augen waren ihre Gegner alle **Nestorianer** und in dem gerechten Verdachte, eine Trennung in Christo zu glauben. Allein war nicht ihre Art sich auszudrücken einer gleichen Auslegung fähig? Denn schließt nicht der Begriff des **Zusammengesetzten** auch die Idee der **Trennbarkeit** in sich?

Assem. Bibl. Or. Vat. t. II. in dissert. de Monophysit.

Assem. l.c. t. II. p. 25. sqq. 117. 135. 277. &c.

Diese Verwirrungen der Kirche hatten einen gefährlichen Einfluß in die Ruhe des Staats. Nach dem Tode der Kaiser **Marcianus**, **Leo** des ersten, und **Leo** des zweyten, warf sich unter ihrem Nachfolger dem Kaiser **Zeno Isauricus**, **Basiliscus** zu

seinem Gegenkaiser auf, welcher, um die zahlreichen Gemeinen der Eutychianer oder **Monophysiten** zu gewinnen, in einem öffentlichen Schreiben die **chalcedonische** Versammlung verwarf, ohne die Lehren ihres Bekenntnisses zu verwerfen. **Basiliscus** wurde überwunden, und **Zeno** erklärte seinen Befehl für ungültig, ohne die dadurch verursachten Unruhen zu mindern, weil er ein Schreiben von einem gleichen Inhalte bekannt machte, worinnen er sich über die Lehre zwar völlig rechtgläubig erklärte, und so wohl den **Nestorius**, als den **Eutyches** verdammte, aber auch den Aussprüchen der chalcedonischen Versammlung die Kraft kirchlicher Gesetze nahm. Seine Unternehmung, die Gemüther durch sein Schreiben zu vereinigen, welches daher **Zenons Henoticon** heißt, war vergeblich. Die Parteyen waren so sehr erbittert, daß kein Friede zu hoffen war. Der Gebrauch der obrigkeitlichen Gewalt zur Vereinigung der Uneinigen im Glauben verschlimmerte den Zustand der Kirche mehr, als er ihn besserte, weil ihn jede Partey als eine Herrschaft über die Gewissen verabscheute. Sicherer wäre sie vielleicht gebraucht worden, wenn jeder Bischof gezwungen worden wäre, sich bloß um seine Gemeine zu bekümmern. Allein einmal war die Meynung überall angenommen, daß der Staat und die Religion in der äußersten Gefahr wäre, wenn nicht ein Bischof gerade so lehren wollte, als der andre.

Evagr. Hist. Eccl. lib. III. c. XIV. Liber. Breviar. c. 18.

In diesem unglücklichen Lehrkriege wurde eine Streitigkeit aus der andern erzeugt. Ein eutychianischer Gerber, **Petrus** genannt, hatte sich des bischöflichen Stuhls von Antiochien bemächtigt, und ihn, ungeachtet er einmal abgesetzt worden war, durch die Gunst des Hofes behauptet. Dieser unruhige Geist

rückte

Valeſ. de Petr. Full. t. III. Scr. Hiſt. Eccl. cf. cum Henr. Noriſii libr. de uno ex trin. paſſ. t. III Opp. diſſ. 1. Aſſem. B. O. V. t. I. p 518. t. II. 36. & 180. ſq

rückte in das Trisagion, einen berühmten gottesdienſtlichen Geſang unter den Griechen: Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unſterblicher, erbarme dich unſer, die Worte ein: Der du für uns gekreuzigt biſt, in der Abſicht, ſeine geliebte Lehre von Einer Natur Chriſti den Gemüthern ſeiner Anhänger deſto tiefer einzuprägen. Jede Neuerung fand in dieſen unglücklichen Zeiten gewiß Feinde, und alſo auch der Zuſatz dieſes Petrus. Seine Widerſacher, unter denen der vornehmſte der römiſche Biſchof Felix war, beſchuldigten ihn zu lehren, daß der dreyeinige Gott gekreuzigt worden wäre. Daher wurden er und ſeine Anhänger Theopaſchiten genannt. Petrus behauptete zwar, daß ihm dieſer Irrthum angedichtet würde. Der Ausdruck konnte eine beßre Auslegung leiden; allein er war doch unbeſtimmt und gefährlicher Folgerungen fähig. Unterdeſſen wurde doch dieſer Zuſatz alles Widerſtandes der occidentaliſchen Biſchöfe ungeachtet, ſeit der Zeit in der griechiſchen Kirche eingeführt, und auf Chriſtum bezogen.

Theopaſchiten.

Der Kaiſer Zeno hatte die verſchiednen Parteyen der Kirche durch ſein Henoticon zu vereinigen geſucht. Die beyden vornehmſten Häupter der Monophyſiten dieſer Zeit, die Biſchöfe Petrus Moggus, von Alexandrien, und Petrus, der Gerber, von Antiochien, hatten dieſe Verordnung, welche der Patriarch von Conſtantinopel verfertigt, und der römiſche Biſchof Felix verdammt hatte, unterſchrieben. Allein die Monophyſiten zu Alexandrien ſonderten ſich, der Unterſchrift ihres Patriarchen wegen, von ſeiner Gemeinſchaft ab. Die meiſten unter ihnen waren Mönche, und wurden Acephali genannt, weil ſie ſich von ihrem Haupte trennten, welches in

Acephali. *Evagr. H. Eccl. l. 3.*

Aegy-

Aegypten etwas Ungewöhnliches war, wo jeder Bischof und Abt an einen blinden Gehorsam gegen seinen Patriarchen gewöhnt war. Diese neue Partey theilte sich bald in kleinere Secten, deren Namen fürchterlicher waren, als ihre Lehren.

Die Acephali fanden an dem Kaiser Anastasius einen großen Beschützer, welcher auf die Beobachtung des Henoticon seines Vorfahren drang. Er nöthigte den Bischof Flavian von Antiochien, dasselbe zu unterschreiben. Zu Sidon wurde wegen der chalcedonischen Kirchenversammlung eine vergebliche Zusammenkunft unterschiedner Bischöfe angestellt. Anastasius verbannte den Bischof von Constantinopel, Macedonius, und den Bischof Flavianus von Antiochien ins Elend. An die Stelle des letzten kam Severus, der Anführer der schismatischen Mönche. Um diese Zeit gab es unterschiedne Streitigkeiten unter der monophysitischen Partey. Julian von Halicarnaß behauptete, daß die Gottheit Christi den Körper, den er angenommen hatte, so durchdrungen hätte, daß er in seiner Beschaffenheit ganz verändert und unverweslich geworden wäre. Cajanus von Alexandrien stimmte dieser Meynung bey; daher wurden ihre Vertheidiger Cajanisten genannt. Unter diesen entstanden zwo neue Secten; denn einige behaupteten, daß der Leib Christi erschaffen, andre unerschaffen wäre. Andre wollten den Mittelweg gehen, und behaupteten, daß zwar der Leib Christi hätte zerstört werden können, daß aber solches die Allmacht der göttlichen Natur Christi nicht zugelassen hätte: Weil daraus zu folgen schien, daß Christus nur dem Scheine nach Handlungen, welche eine Veränderlichkeit des menschlichen Körpers anzeigen, vorgenommen, und eben so bloß

dem

c. 13. Tim. Presbyt. in Coteler. Monum. Eccl. Gr. t. III. p. 409. Assem. t. II. differt. de Monophys. p. 7.

Assem. B. O. V. t. III. P. II. p. 457. sqq.

Julianistē Aphthartodoceten.

Cajanistē. Phantasiasten.

Timoth. de recept. Haer. in Coteler. Monum. Eccl. Gr. t. III. p. 409. Liberat. c. 20.

dem Scheine nach gelitten hätte: So wurden alle Vertheidiger dieser Meynungen von ihren Gegnern **Aphtardoceten, Doceten** und **Phantastasten** genannt, und diese rächten sich an ihren Gegnern durch die Namen der **Phtartolatrer**, welcher Name Anbeter eines Zerstörbaren anzeigt, der **Ktistolatrer**, oder Geschöpfanbeter bedeutet. Weil unter diesen Severus von Antiochien der Vornehmste war: So wurden sie auch **Severianer** genannt. Xenajas von **Mabug**, ein sehr berühmter **Monophysit**, suchte beyde Meynungen zu vereinigen, und lehrte zwar gelitten haben, **aber dem Willen und nicht der Natur** nach.

Phtartolatrer. Ktistolatrer.

Severianer. *Assem. B. O. V. t. II. p. 22. 168. sqq.*

Eine solche Menge der anstößigsten Streitigkeiten, über denen oft Blut vergossen wurde, entstand aus einem einzigen unbestimmten, zweydeutigen und mit eigensinniger Hartnäckigkeit vertheidigten Ausdrucke! Wie schwankend war nicht bloß das Wort **Natur**, welches, wie man aus dem Abulpharajus bey dem Assemann, bald für eine Person, bald für eine Substanz, bald für beydes zugleich genommen wurde! Diejenigen, welche dieses Wort im letztern Verstande nahmen, waren freylich zur Rettung ihres Lehrbegriffes gezwungen, ihre einige Natur Christi, und weil der Leib dazu gehörte, besonders den Leib für ganz unveränderlich, und selbst für unerschaffen zu erklären, ungeachtet sie sich dadurch in neue Widersprüche verwickelten. Ein solches Schicksal werden allezeit die Christen haben, die sich von der einzigen sichern und gewissen Richtschnur des Glaubens, der heiligen Schrift entfernen, ihrer Vernunft das ihr nicht gebührende Amt auftragen, die Geheimnisse der Religion noch deutlicher zu machen, als die Apostel gethan haben, und also die Grenzen überschreiten, die

Gott

Gott selbst der Neubegierde des menschlichen Verstandes gesetzt hat.

Nach dem Tode des **Anastasius** erlitten die **Monophysiten** eine harte Verfolgung unter dem Kaiser **Justinus**. **Severus** von Antiochien wurde abgesetzt, auf die chalcedonensische Kirchenversammlung ein Fest gefeyert, eine Vereinigung mit dem römischen Pabste **Hormisdas** gestiftet, und ein Bestreiter der ebengenannten Kirchenversammlung nach dem andern ins Elend verwiesen. Allein die entstandnen Streitigkeiten nahmen damit kein Ende. Unter den Rechtgläubigen wurde über den Gebrauch der Redensart, daß **einer aus der Dreyeinigkeit gelitten habe**, gestritten, indem ihn einige scythische Mönche zu Constantinopel für unentbehrlich hielten, die heimlichen Nestorianer zu entdecken. Unter den **Monophysiten** dauerte der Streit über die Unverweslichkeit des Körpers Christi fort. Auch giengen einige von ihren Lehrern, welche die Ausdrücke **Natur** und **Person** für gleichgültig hielten, so weit in dieser Meynung, daß sie in der Dreyeinigkeit drey gleiche göttliche Naturen behaupteten, und deswegen **Tritheiten**, auch von ihrem vornehmsten Vertheidiger, Johannes Philoponus, **Philoponisten** genannt wurden.

Tritheiten
Assem. B. O. V. t. I. p. 328. sqq.

Diese Streitigkeiten der morgenländischen Lehrer dauerten unter dem Kaiser **Justinianus** fort, und wurden mit neuen vermehrt. Einige unter den **Monophysiten** schränkten die wirkliche Annehmung menschlicher Schwachheiten von Christo bloß auf seinen Leib ein, und verwarfen, vermöge dieser Einschränkung, alle Unwissenheit nicht allein seiner Gottheit, sondern auch in seiner menschlichen Seele. Sie fanden gleich ihre Gegner, welche die Unwissenheit

der

der menschlichen Seele Christi vertheidigten und deswegen Agnoeten genannt wurden. Zu gleicher Zeit entstanden über die Schriften des **Origenes** neue Unruhen, besonders in Palästina. Die Vertheidiger derselben, welche ihre Verehrung bis zur Ausschweifung übertrieben, wurden zwar in einem Ausschreiben des Kaisers verdammt; aber die Unruhen wurden durch diese Verdammung nur vermehrt. **Theodor**, der Bischof von Cäsarea, suchte den Verehrern des **Origenes** einige Ruhe dadurch zu verschaffen, daß er einen neuen Streit veranlaßte. In der Hoffnung das Ansehen der chalcedonensischen Kirchenversammlung zu entkräften und zugleich den Nestorianern eine tödtliche Wunde beyzubringen, gab er dem Kaiser zu verstehen, daß sich die **Monophysiten** mit den Rechtgläubigen gern vereinigen würden, wenn aus den Ausspruchen der chalcedonensischen Kirchenversammlung diejenigen drey Stellen, welche den **Theodorus** von Mopsvest, **Ibas**, den Bischof von Edessa, und **Theodoret**, den Bischof von Cyrus für rechtgläubig erklärten und unter dem Namen der **drey Kapitel** so berühmt sind. Der Kaiser ließ sich überreden, in verschiednen Edicten, diese drey Stellen für ungültig, und diese drey so lange schon in der Gemeinschaft der Kirche verstorbnen Bischöfe für Irrgläubige zu erklären. Der Pabst zu Rom **Vigilius** widersprach diesen Edicten, weil es ihm grausam zu seyn schien, Bischöfe nach ihrem Tode zu verdammen, welche in ihrem Leben als die rechtgläubigsten und größten Lehrer der Kirche verehrt worden waren. Der Kaiser wußte den Pabst zur Reise nach Constantinopel zu bewegen, und hier zwang er ihn, die Verdammung der **drey Kapitel** zu unterzeichnen, und die africanischen und illyrischen Bischöfe zwangen

Agnoeten
Cotel. Monum. Eccl. Gr. t. III. p. 461.
Mich. le Quien ad Damasc. t. I. p. 461.
Forbes. Instruct. Hist. Theol. p. 119

Drey Kapitel.
Evagr. Hist. Eccl. libr. IV. c. 38.
Jaqu. Basn. Hist. de l'Egl. t. X. p. 511.
Huet. Origen. l. II. p. 224.

ihn wieder, seine Unterschrift zu wiederrufen. Diese Streitigkeiten veranlaßten die fünfte allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel, auf welcher über hundert und fünfzig Bischöfe gegenwärtig waren. In acht Zusammenkünften wurde die Verdammung der drey Kapitel, des Origenes, seiner Irrthümer und seiner Anhänger, und das Glaubensbekenntniß der vorigen vier allgemeinen Kirchenversammlungen bestätiget. Das Urtheil der Bischöfe verdammte die Person des Theodorus und seine Schriften, aber nicht die Personen des Ibas und Theodoretus, sondern nur dasjenige, was sie wider den Cyrillus geschrieben hatten. In den vierzehn Verdammungen, die ihm angehängt wurden, bestimmten und erklärten sie die Lehre von der Menschwerdung Jesu Christi. Der römische Pabst, Vigilius, weigerte sich nicht allein, der Versammlung beyzuwohnen, ungeachtet er mit vieler Feyerlichkeit dazu eingeladen wurde, sondern schrieb auch eine große Verordnung wider die Verwerfung der drey Kapitel, die von sechszehn Bischöfen unterzeichnet wurde. Er bewies lange Zeit eine Standhaftigkeit, die einem Vertheidiger der Wahrheit anständig ist, und mit der Hoheit übereinstimmte, welcher sich die Bischöfe von Rom angemaßt hatten. Allein sein Name wurde aus dem öffentlichen Verzeichnisse der rechtgläubigen Bischöfe vertilgt, und gegen unterschiedne Bischöfe seiner Partey mit Landesverweisung und Absetzung gewütet. Was für gewaltsame und schreckliche Mittel zu überzeugen! Und welche menschliche Standhaftigkeit kann dawider aushalten? Die Furcht überwältigte den Muth des Vigilius bald. Er bezeugte in einer neuen Verordnung geirrt zu haben, und verdammte, was der Hof verdammt haben

Decr. Concil. ap. Harduin. t. III. p. 283. sqq. Doucin. de l'Origen.

wollte. Sein Nachgeben ist oft im Triumphe aufgeführt worden, diejenigen schamroth zu machen, deren Vortheil es erfodert, ihrem Haupte eine Unfehlbarkeit zuzueignen, deren Vertheidigung so viel Kunst und Witz erfodert. Allein was braucht es eines weitläuftigen Beweises, daß Menschen fehlen können?

Unter den Unruhen, welche sich **Justinianus** so wohl mit der Verdammung der drey Kapitel, als mit andern gottesdienstlichen Verordnungen zuzog, erholten sich nicht allein die **Monophysiten**, sondern brachten auch ihre gottesdienstliche Verfassung in völlige Ordnung. **Jacobus Baradäus** oder **Zanzalus**, welcher erst ein angesehner Mönch zu Phasilta und über dreyßig Jahre lang Bischof von Edessa war, machte sich so verdient um sie, daß sie auch von ihm, als einem neuen Oberhaupte, den Namen der **Jacobiten** erhielten. Er breitete ihren Lehrbegriff in vielen Gegenden mit großem Glücke aus; er legte die mannichfaltigen Streitigkeiten und Spaltungen, durch welche sie unter einander getrennt waren, mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit bey, und besorgte durch häufige Einseegnung von Lehrern die Erhaltung besondrer Gemeinen, deren Anzahl auf viele tausend angegeben wird. Von dieser Zeit an hatten die **Monophysiten** ihre eignen Patriarchen zu Alexandrien und Antiochien, unter deren dem ersten die äthiopische, dem andern aber eine Zeitlang die mesopotamische und armenische Kirche unterworfen war.

Assem. B. O. V. t. II. c. 8. Renaudot. Hist. Patr. Alex. p. 119. sqq. Faust. Nairon. Evopl. fid. Cath. ex Syr. Mon. t. I.

In den Ländern des persischen Gebiets hatten die **Nestorianer** die Oberhand, sie breiteten sich aber auch in andern morgenländischen Gegenden, besonders in Indien aus. Die Begierde, ihre Lehrsätze mit dem Lehrbegriffe der **Monophysiten**, und also eine

Secte

Secte mit der andern zu vereinigen, erzeugte einen neuen Lehrbegriff, neue Streitigkeiten, und mit ihnen neue Unruhen im Staate und in der Kirche. Dieser neue Lehrbegriff war **das System des einzigen Willens und der einzigen Wirkung in** Jesu Christo. So weit die Nestorianer in ihren Sätzen entweder wirklich oder nur den Ausdrücken nach von einander abwichen: So schienen sie doch in einem Satze übereinzukommen. Als im Anfange aller dieser Streitigkeiten die **Nestorianer** die Art der Einheit zwischen der Gottheit und der Menschheit Christi, oder wie sie sich lieber, und nach dem Urtheile ihrer Gegner irriger ausdrückten, zwischen **dem Worte** und **dem Menschen Christo** angeben und bestimmen wollten: So erklärten sie sich, in Christo eine Vereinigung des Willens und der Wirkung oder Kraft zu glauben. Dieser Vereinigung wegen überredeten sie sich einsehen zu können, wie das Wort und der Mensch **Ein Christus**, und **Ein Sohn Gottes** wäre. Allein wirklich war in ihrem Systeme **diese Einheit** mehr eine **Uebereinstimmung**, eine **Harmonie**, und **Verknüpfung** eines doppelten Willens und einer doppelten Kraft und Wirkung **zu Einem gemeinschaftlichen Endzwecke**, als eine **wirkliche Einheit**. Allein weil hierüber noch kein Streit erregt worden war: So war auch keine weitere Erläuterung dieser Einheit des Willens, der Kraft und der Wirkung in Christo von ihnen ertheilt worden.

In dem Lehrgebäude des **Apollinaris** wurde eine ganz eigentliche Einheit des Willens und der Kraft in Christo gelehrt. Denn weil in diesem Lehrbegriffe angenommen wurde, daß die Gottheit Christi die Stelle des vernünftigen Geistes in dem aus der

Jungfrau Maria angenommnen menschlichen Leibe erfüllte: So konnte auch nicht mehr als **Ein** Wille und **Eine** Kraft in Christo seyn, nämlich der Wille und die Kraft der Gottheit. Einen menschlichen Willen, und eine menschliche Kraft konnte es in der Person unsers Mittlers nicht geben, weil der vernünftige Geist **die Quelle** von beyden ist, den vernünftigen Geist aber das selbstständige Wort nicht angenommen hatte.

Nach dem **Eutyches** war in Christo nur **Eine** Natur, ungeachtet der Menschheit, die Christus angenommen hatte, gleichwie von dem Menschen nur **Eine** Natur ist, ob er gleich aus Leib und Seele besteht. Wie nun im Menschen nur **Ein** Wille und **Eine** Thätigkeit ist, weil damals die Seele fast durchgängig, auch in den philosophischen Lehrgebäuden, für die Quelle alles Willens und aller Thätigkeit und Wirkung gehalten wurde, die Menschheit in Christo aber in dem **eutychianischen** System sich gegen die Gottheit verhielt, wie sich in dem Menschen der Leib gegen die Seele verhält: So folgte daraus, daß nur **Ein** Wille und nur **Eine** Thätigkeit und Wirkung in Christo seyn müßte. Deutlicher läßt sich ihre Einheit des Willens in Christo nicht erklären. Sie verwirrten die Begriffe **Natur** und **Persönlichkeit** mit einander. Eine Natur macht Eine Person. Weil nun Christus Eine Person ist: So ist, wie sie schlossen, auch nur **Eine** Natur in ihm, und folglich nur **Ein** Wille und **Eine** Quelle aller Wirkungen. Sie erkannten in Christo keine zwiefache Quelle von Wirkungen; daher nannten sie alle Handlungen, welche Christus seit seiner Menschwerdung verrichtet hat, **gottmenschliche** Handlungen.

Die

Die Vertheidiger der chalcedonischen Kirchenversammlung glaubten zwischen den **Nestorianern** und **Eutychianern** den Mittelweg zu betreten. Wie sie zwo Naturen in Christo annahmen, zugleich aber auch behaupteten, daß sie in einer Person bestünden: So behaupteten sie auch, daß eine zwiefache Quelle des Willens und der Thätigkeit in Christo seyn müßte, daß aber dieser Unterschied mit Einer Person wohl bestehen könnte, gleichwie der Mensch Eine Person ist, ungeachtet sich einige Wirkungen bloß aus seinem Körper und der Einrichtung desselben herleiten, andre aber bloß aus seiner Seele begreifen lassen. Die **Nestorianer** stimmten mit den Monophysiten im Ausdrucke, aber nicht in der Erklärung desselben überein, gleichwie auch zwischen den **Eutychianern** und **Apollinaristen** eine gleichscheinbare Harmonie des Ausdruckes war; die strengen Vertheidiger der chalcedonensischen Versammlung widersprachen den Nestorianern dem Ausdrucke, aber nicht dem Sinne nach; von den **Monophysiten** aber unterschieden sie sich so wohl im Ausdrucke als in der Erklärung.

Aus dieser Vorstellung sieht man ohne Mühe ein, warum einige behaupteten, daß man **Einen** Willen, **Eine** Kraft und Wirkung in Christo lehren, andre aber, daß man einen **zwiefachen** Willen, **zwo** Thätigkeiten und **zwo** Wirkungen in Christo bekennen müßte. Diejenigen, welche der ersten Meynung waren, befürchteten, daß, wenn zween Willen, und zwo Thätigkeiten in Christo gelehrt würden, zwo Personen gelehrt werden möchten. Die Vertheidiger eines doppelten Willens in Christo hingegen besorgten die Bestätigung und Ausbreitung des Lehrbegriffes von der Vermischung und Verwandlung bey-

Monotheleten. der Naturen in Eine. Jene wurden **Monotheleten** genannt, gleichwie diese den Lehrern eines zwiefachen Willens von einem Maximus, der ihn mit dem merkwürdigsten Eifer vertheidigte, den Namen der **Maximianer** gaben.

Diese neuen Streitigkeiten fiengen sich unter dem Kaiser **Heraclius** an, und entstunden aus der Bemühung, die Monophysiten mit den Vertheidigern der chalcedonensischen Kirchenversammlung zu vereinigen. Dieser Kaiser hatte in seinem Feldzuge wider die Perser mit einem **Paulus**, einem Manne von großem Ansehen unter den armenischen Monophysiten, und sieben Jahre hernach mit ihrem Catholicus, oder Obervorsteher, **Athanasius**, eine Unterredung über die Mittel, die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen. Beyde versicherten dem Kaiser, daß die Vertheidiger einer einigen Natur Christi, die chalcedonensische Kirchenversammlung annehmen würden, wenn nur ihre Widersacher in den beyden Naturen Christi, bloß **Einen** Willen, und **Eine** Thätigkeit und Wirkung bekennen würden. **Heraclius** theilte diesen Vorschlag dem constantinopolitanischen Patriarchen **Sergius** mit, der ihn billigte. Der Kaiser befahl hierauf, daß nach dem Vorschlage des **Anastasius** gelehrt werden sollte. Die Einigkeit schien wirklich im Anfange dadurch hergestellt zu werden. Viele **Monophysiten** vereinigten sich mit den Patriarchen von Alexandrien und Antiochien. Allein, die Hoffnung eines nahen Friedens, verschwand bald wieder. Ein palästinischer Mönch, **Sophronius**, widersetzte sich der Lehre, daß in Christo Ein Wille wäre, mit einer ungestümen Heftigkeit, und verdammte sie, als er Patriarch zu Jerusalem wurde, auf einer Synodalversammlung. Der Pabst **Honorius**

Baron. a. ann 622. cf. c. Basn. Hist de l' Egl. p 545. Script. vid. ap. I. A. Fabr. Bibl. Gr. t. I. p. 204.

erklärte

erklärte auf ein klug eingerichtetes Schreiben des Patriarchen **Sergius**, die Lehre des **Monothelismus** für unschuldig und wahr. Die heftigen Streitigkeiten, die darüber entstanden, bewogen den Kaiser **Heraclius** zur Beylegung derselben in einer Verordnung, welche unter dem Namen der **Ekthesis** bekannt ist, die Fragen, ob Eine Thätigkeit, oder eine **zwiefache** Thätigkeit oder Wirkung in Christo wäre, zu untersagen, aber doch so, daß sehr deutlich Ein Wille gelehrt wurde. Diese Verordnung verdammte der römische Bischof **Johannes**, ob sie gleich von den meisten orientalischen Bischöfen angenommen wurde. Der Streit dauerte also fort, und mit solcher Heftigkeit, daß **Constans**, des Kaisers **Heraclius** Nachfolger, seine **Ekthesis** aufhob, und eine neue Verordnung, welche den Namen **Typus** führt, bekannt machte, worinnen alle Untersuchung der Fragen, ob ein Wille und eine Wirkung der Naturen in Christo sey, verboten und ein Stillschweigen darüber anbefohlen wurde. Die Mönche rebellirten zwar, und der Pabst zu Rom, **Martin**, verwarf so wohl die **Ekthesis**, als den **Typus**; aber der Kaiser suchte die Ruhe und Einigkeit durch Landesverweisungen wieder herzustellen. Da die Nachfolger des **Martinus** eine größre Mäßigung bewiesen, als er bewiesen hatte: So ließ die Heftigkeit des Streits einige Jahre lang nach. Doch Mönche sind zu wenig beschäfftigt, als daß sie einer beständigen Ruhe fähig seyn könnten. Die Kirche und der Staat wurden wieder mit solchen gefährlichen Unruhen bedräut, daß **Constantinus Pagonates**, nach dem Tode seines Vaters **Constans**, die sechste allgemeine Kirchenversammlung nach Constantinopel ausschreiben mußte, auf welcher die Lehre von einem Willen in Christo, und

Act. Conc. int. III. Hard. Conc. p. 1043 sqq.

und ihre Vertheidiger, und unter diesen besonders der längstverstorbne römische Pabst verdammt, und für irrgläubig erklärt wurden.

Wenn man die Acten dieser Kirchenversammlung mit unparteyischen Augen betrachtet: So muß man eingestehen, daß in diesen Zeiten die Lehre von der Menschwerdung Christi, und besonders von seinem Willen mit außerordentlicher Scharfsinnigkeit untersucht worden sey. Aber, wie glücklich wäre die Kirche gewesen, wenn die Christen in ihren Untersuchungen mehr edle Einfalt und Liebe zur Verträglichkeit und Duldung, als Scharfsinnigkeit und unverständigen Religionseifer bewiesen, und den Ausspruch Pauli mehr erwogen hätten: **Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen!**

Das Glaubensbekenntniß der sechsten großen Kirchenversammlung, kann als eine Erweiterung des Bekenntnisses der Kirche zu Chalcedon betrachtet werden. Wie in diesem Bekenntnisse gelehrt worden war, daß zwo wirklich von einander verschiedne Naturen ohne Vermischung, Verwandlung, Trennung und Absonderung **Eine** Person, **Ein** Christus und Erlöser des menschlichen Geschlechts wären: Also sollten nunmehr auch zween übereinstimmende unverwandelte, unvermischte und ungetrennte Willen in seiner einigen Person gelehrt werden. Da diese Verordnung von mehr als anderthalbhundert Bischöfen angenommen wurde, unter denen die Bischöfe zu Rom, zu Constantinopel, zu Antiochien, und zu Alexandrien die größten Gemeinen, und die weiteste Herrschaft über andre Bischöfe hatten: So wurden diese Streitigkeiten größtentheils beygelegt. Bloß unter den Einwohnern am Berge Libanus und Antilibanus, fand der Monothelismus unter den **Mardaiten**, die

Rich. Simon. Hist. Crit. des Chretiens

seit

seit der Zeit von ihrem ersten monotheletischen Vorsteher **Maro**, **Maroniten** heißen, eine Freystatt. Auch gab es noch im achten Jahrhunderte Monotheleten, welche von dem Kaiser **Philippicus** begünstigt wurden. Der größte Theil der Kirche, blieb in drey große ausgebreitete Secten abgesondert, in die **Nestorianer**, **Monophysiten**, und diejenigen, welche alle sechs großen allgemeinen Kirchenversammlungen annahmen. Im Ausgange des achten Jahrhundertes brach zwar eine neue Streitigkeit in der Lehre von der Person Jesu Christi aus. **Felix**, ein Bischof von Urgella in Spanien, wurde von dem Erzbischofe **Elipandus** von Toledo gefragt, was seine Lehre von Christo, dem Sohne Gottes wäre. **Felix** antwortete ihm, daß Christus nach seiner Menschheit zum Sohne Gottes **angenommen** worden wäre. **Elipandus** stimmte dem **Felix** bey, und beyde breiteten ihre Meynung in Spanien aus. Weil der römische Pabst **Hadrianus**, und die meisten Lehrer der lateinischen Kirche glaubten, daß diese Meynung den **Nestorianismus** einführte: So wurde sie zu **Narbona**, zu **Regensburg**, zu **Frankfurt**, und endlich zu **Aachen** verdammt, **Felix** aber genöthigt, ihr zu entsagen. Doch **Felix** wiederrief wieder, und starb zu Lion in seiner Meynung, die weiter keine Anhänger erhielt. Man kann diese Bischöfe wegen ihres Ausdruckes, den schon **Irenäus**, **Cyrillus**, und der römische Pabst **Leo** unter den Rechtgläubigen gebraucht hatten, nicht überführen, daß sie nestorianische Sätze darunter verbergen wollen.

Orientaux c. 13. p. 146. Renaud. Hist. Patriarch. Or. p. 149. Pagi ad Baron. ad ann. 694. Nairon in dissert. de Maron. & Assem. B. O. V. t. I. 496. sqq.

Betrachten wir den Zusammenhang aller dieser Streitigkeiten: So sehen wir, daß sie vielleicht von einem Irrthume veranlaßt, aus unbestimmten Redensarten erzeugt, durch die Leidenschaften der Lehrer

aber erweitert, fortgepflanzt, vermehrt und ausgebreitet wurden. **Apollinaris** hatte, wenn man ihn nicht entschuldigen will, den Irrthum gelehrt, daß die zweyte Person der Gottheit bloß einen menschlichen Leib angenommen hätte. **Nestorius** wollte seine Anhänger widerlegen, und zeigte aus der Schrift, daß sie von Christo nicht allein als von Gott, sondern auch als von einem Menschen rede. Redet sie aber so von Christo, wie nur immer von einem vollkommnen Menschen geredet werden kann: So folgt daraus unwidersprechlich, daß er mehr als einen bloß menschlichen Leib angenommen habe. **Weil die Apollinaristen** die Jungfrau Maria eine Gottesgebährerinn nannten: So verwarf **Nestorius** diesen Ausdruck, weil er ihm nicht zulänglich zu seyn schien, die beyden Naturen Christi auszudrücken, auch nach seiner Meynung der Gottheit eine Veränderlichkeit zueignete. Da er in der Hitze des Streites nicht bestimmt genug redete: So glaubten seine Feinde, und vornehmlich **Cyrill**, daß er die zwo Naturen in Christo, in zwo von einander verschiedne Personen trennen wollte. Doch indem **Cyrill** seinen eingebildeten Irrthum widerlegte, entfiel ihm selbst der Ausdruck einer einigen menschgewordnen Natur Christi. Dieser Ausdruck wurde bestritten und vertheidigt. Daher kam der **Eutychianismus**, oder der **monophysitische** Lehrbegriff. Die Begierde die getrennten Parteyen zu vereinigen, verursachte erst die Verdammung **der drey Kapitel**, oder des **Theodorus von Mopsvest**, welcher der Lehrer des **Nestorius** gewesen war, und der Schriften des **Ibas** und **Theodoretus** wider den **Cyrillus**; hernach aber den Monothelismus, oder die **Lehre von einem einzigen Willen und Einer Wirkung in Christo**, und

endlich

endlich die Verurtheilung dieses neuen Lehrbegriffes auf der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel. Nichts ist, wie schon oft errinnert worden ist, mehr zu beklagen, als daß alle diese Streitigkeiten ohne allen Geist des Christenthums, ohne alle gemeinschaftliche Duldung, Verträglichkeit und Liebe, und unter beständiger Ausübung der grausamsten Gewaltthätigkeiten geführt wurden.

So wenig aber sich alle diese Secten von dem wahren Geiste des Christenthums regieren ließen: So gewiß waren sie doch alle von der Göttlichkeit der Religion selbst überzeugt. Die Ungläubigen unsrer Zeit, ziehen aus der Unbegreiflichkeit der Geheimnisse des Christenthums den Schluß, daß es nicht von Gott, sondern eine menschliche Erfindung sey. Dieser Schluß fiel auch nicht einem einzigen in diesen Jahrhunderten ein. Und warum nicht? Weil jedermann von der Göttlichkeit der christlichen Religion überzeugt war. Der Grund blieb unbewegt, ob gleich die Meynungen über die Beschaffenheit und Einrichtung des Gebäudes, das Gott darauf aufgeführt hatte, getheilt, und fast unendlich von einander verschieden waren. Unterdessen hatten diese Streitigkeiten andre unglückliche Folgen für die Religion. Denn indem über eine einzige Lehre so viele Jahrhunderte nach einander gestritten wurde, versäumten ihre Lehrer so wohl die Untersuchung und Betrachtung anderer eben so wichtigen Lehren der heiligen Schrift, als auch die Sorge, das ganze Lehrgebäude derselben vor menschlichen Zusätzen, und der Einmischung ungöttlicher Irrthümer zu bewahren. Glaube, Sittenlehre und Gottesdienst, wurden in diesem Lehrkriege mit mannichfaltigen Aberglauben befleckt. Wie ungeahndet drangen sich nicht die Irrthümer, daß die Heiligen,

ligen, die Reliquien, und die Bilder gottesdienstlich verehrt werden müßten; daß die Beobachtung der Ceremonien, die schon eingeführt waren, und noch eingeführt und gehäuft wurden, zur Seeligkeit unentbehrlich wäre; daß die Kirche, unter der man bloß die Bischöfe verstand, das Recht besäße, richterliche Entscheidungen in Sachen des Glaubens zu machen, und die Gemeinen zur Aufnahme derselben zu zwingen, und viele andre Irrthümer während dieser Kriege in die christliche Kirche ein; zugeschweigen, daß die Ausbreitung der neuen Religion des Mahomets durch alle diese Streitigkeiten außerordentlich befördert wurde. Die Secten, die in diesen Zeiten entstanden, machten, weil sie sich nicht eine, wie die andre, von Christo, ob gleich alle, wenn man billig gegen jede ist, mit andern Worten rechtgläubig ausdrückten, einander den Vorwurf, daß sie **Fleischanbeter, Menschenanbeter, Anbeter eines Verweslichen** wären, und fast niemand eiferte dawider, daß die Verehrung der Heiligen gottesdienstlich, und so weit übertrieben wurde, daß sie von der Anbetung Gottes nicht mehr zu unterscheiden war. Dieser Wachsthum des ausschweifenden Creaturendienstes in der christlichen Kirche, verdient, wegen der gefährlichen Irrthümer, die endlich unter seinem Schutze in die Christenheit einschlichen, eine ausführliche Betrachtung.

Von

* *

Von dem

Reliquiendienste, seinem Ursprunge und Wachsthume vom vierten bis zum funfzehnten Jahrhunderte.

Ungeachtet die Streitigkeiten des Nestorius aus keiner Uneinigkeit mit seinen Widersachern über die Gegenstände der gottesdienstlichen Verehrung der Christen entstanden: So erhellt doch aus ihrer Geschichte so viel, daß unter den Ursachen, welche ihn bewogen, der Jungfrau Maria den Namen einer Gottesgebährerinn zu verweigern, auch die Furcht war, daß er eine zufällige Gelegenheit zur wirklichen Anbetung derselben werden möchte, weil es, nach seinem Zeugnisse, schon damals einige gab, welche ihr eine so übertriebne Hochachtung erwiesen, als wenn sie eine Göttinn gewesen wäre. Diese Furcht war nicht ungegründet. Denn der große Haufe der Christen, schweifte zu seinen Zeiten schon in der Ehrfurcht gegen die Märtyrer und Heiligen aus, und zwar fast so weit, daß es schien, als wenn sie unter einander einig geworden wären, sie an die Stelle der Götzen zu setzen, die sie verlassen hatten. Es ist unmöglich, diese Abweichung der Kirche von ihren alten Grundsätzen zu begreifen, wenn man nicht weiß, wie ausschweifend ihre Gesinnungen gegen die Reliquien in dem vierten Jahrhunderte, und in den folgenden Zeiten geworden sind. Denn der erste Ursprung der gottesdienstlichen Anbetung der Heiligen, liegt in dem Reliquiendienste und seinen Ausschweifungen.

Cf. Dallaeus de cult. p. 1. & Hist. de l'Egliſ. p. J. Basnag. livr. XIX. jusqu' XXI.

Die

Die Achtung, welche die Christen des dritten Jahrhundertes gegen die Märtyrer und ihre Reliquien hatten, war schon zu einer gewissen Begeisterung gestiegen, ohne noch in eine gottesdienstliche Andacht auszuarten. Man pries sich glücklich, sie in ihren Gefängnissen zu sehen; man küßte ihre Ketten; man sah nach ihrem Tode ihre Leiber, als ehrwürdige Ueberbleibsel und Denkmale des standhaften Bekenntnisses an, welches man der Taufe gleichschätzte; man sammelte die Asche der Verbrannten; die Glieder der Zerstümmelten; das Blut der Enthaupteten; man erkaufte ihre Gebeine von ihren Verfolgern; man balsamirte sie, hüllte sie in Leinewand, und zuweilen in kostbare Zeuge; begrub sie, und zuweilen prächtig, und bey ihren Gräbern pflegten die Gemeinen zum Gottesdienste zusammen zu kommen.

Unterdessen war schon der Saame zu einer gottesdienstlichen Verehrung ausgestreut worden, der im vierten Jahrhunderte aufblühte, und in den folgenden Zeiten in eine reiche Saat von Aberglauben aufwuchs. Bloß die Meynung, daß die Seelen der Märtyrer oft bey ihren Leibern gegenwärtig wären; eine Meynung, welche ihrem Ursrunge nach, heidnisch war, und durch verschiedne Lehren der platonischen und origenistischen Philosophie bestätigt wurde; der Glaube, daß die Märtyrer in den Wohnungen der Seeligkeit für die Lebenden beteten; die rednerische Erhebung der Vortheile, welche die Kirche von der fortdauernden Gemeinschaft zwischen ihnen und den Christen auf der Erde erhalten sollte; der Kuß, den die Geistlichen ihren Reliquien beym Gottesdienste zum Zeichen dieser fortdaurenden Gemeinschaft gaben, mußten nothwendig die Hochachtung des Volkes gegen dergleichen Ueberbleibsel vergrößern, und in

ihnen

ihnen die Begierde nach ihrem Besitze entflammen. Der große Haufe ist sinnlich, und liebt also sinnliche Gegenstände seiner Andacht: Wie leicht kann er denn nicht ausschweifen, wenn seine Sinnlichkeit so gar genährt und unterhalten wird? Es ist schwer, ihn von seinen alten Vorurtheilen ganz zu heilen, wenn er eine neue Religion annimmt. Wenn man weiß, was sich die Heyden für ausschweifende Gedanken von den Reliquien und Gräbern ihrer Helden machten: So wird man sich wenig wundern, daß dieselben, als sie Christen wurden, einen Einfluß, auf ihre Gesinnungen von den Reliquien der Märtyrer hatten.

Die Heyden hielten die Gräber ihrer Vorfahren, und besonders ihrer Helden, und derjenigen, welche wegen ihrer Verdienste um das gemeine Wesen, unvergeßlich wurden, in einer besondern Hochachtung. Sie besuchten diese Gräber oft; sie schlachteten Opfer auf denselben; sie bekränzten sie mit Blumen. Eine solche Hochachtung bewies **Antonin**, der Philosoph, gegen die Gräber seiner Lehrer. Zuweilen wurden die Gebeine der Helden in einem großen Gepränge von einem Orte zum andern gebracht. Der Leiche des Augustus wiederfuhr die Ehre einer solchen feyerlichen Versetzung. Die Helden hatten ihre jährlichen Gedächtnißtage, und diese wurden gemeiniglich bey ihren Gräbern begangen, weil man glaubte, daß sie unter einem besondern Schutze derselben stünden. Die Absicht dieser Gedächtnißtage bey ihren Gräbern, war die Aufmunterung der Jugend zu ihrer Nachahmung. Man baute ihnen da, wo sie begraben lagen, Altäre und Tempel, welche **Heroa** hießen, weil man in der Meynung stand, daß sie nach ihrem Tode eine Stelle unter den niedrigern Göttern des Himmels erhielten. Als Götter verdienten sie verehrt

zu werden; man betete also ihre Gräber an; man sammelte ihre Gebeine; man schätzte sich für glücklich, wenn man ihre Reliquien besaß, weil man sich beredete, daß sie die Besitzer eines besondern Schutzes würdigten.

So war die Verehrung der Heyden gegen die Reliquien ihrer Vorfahren und Helden beschaffen; der Reliquiendienst der Christen des vierten und der folgenden Jahrhunderte, ist ihm vollkommen ähnlich, und die christlichen Schriftsteller dieser Zeiten läugnen es nicht. Plato hatte in seinem Buche von der Republik geurtheilt, daß diejenigen, welche im Kriege für das Vaterland stürben, als gute Genii oder Schutzgeister verehrt, ihre Gräber aber angebetet werden müßten. Eusebius wendet dieses auf den Tod der Märtyrer an. Man kann sie, sagt er, mit Recht als Streiter für die Religion betrachten; daher pflegen wir auch ihre Gräber zu besuchen; bey den Behältnissen ihrer Asche zu beten, und ihre seeligen Seelen zu verehren. Man setzte also die Märtyrer in die Stelle der heydnischen vergötterten Helden. Thalläus, ein gewisser heiliger Anachoret, zerstörte nach dem Zeugnisse des Theodoretus, einen Götzentempel, und führte an dessen Stelle eine große Kirche auf, die er den Märtyrern widmete, und warum? **Um den falschen Göttern göttliche Todte entgegen zu setzen.** Lange vorher hatte Gregorius der Wunderthäter, nach dem Berichte des Gregorius von Nyssa, seinem Volke nach seiner Bekehrung vom Heydenthume erlaubt, nach der Weise der Heyden, an den Gedächtnißtagen der Märtyrer frölicher zu seyn, als sonst, und Gastmale anzustellen, die in der Folge zu vielen Ausschweifungen Gelegenheit gaben. Als Julian, der Abtrünnige, den Christen

Gregor. Nyss. t. 2. p. 1006.

über

über ihre ausschweifende Verehrung der Reliquien Vorwürfe machte: So antwortete Cyrill nichts weiter, als daß die Heiden die Reliquien ihrer Helden auch verehrten. Und wie viele Beweise könnten nicht noch gehäuft werden, daß der Reliquiendienst der Kirche eine Nachahmung des Heidenthums sey! Man mag diese Nachahmung rechtfertigen, wenn man kann; aber niemals wird man beweisen, daß sie zum Wesen der wahren Religion gehöre. *Cyrill. c. Iul. l. X. p. 336.*

Im dritten Jahrhunderte begrub man die Reliquien, und ließ sie ruhen, wo sie begraben lagen. Im Anfange des vierten Jahrhundertes gab es schon einige, welche sie aus einer übertriebnen Neigung bey sich trugen und sie auch bey dem Gottesdienste küßten. Dieses that **Lucilla**, eine africanische Dame, welche Gelegenheit zur donatistischen Spaltung gab. Das weibliche Geschlecht ist immer dem Aberglauben gewogen gewesen, weil man sich immer wenig bemüht hat, ihm gründliche Einsichten in die Religion beyzubringen. Sie blieb nicht die einzige, welche die Gebeine der Märtyrer in ihrer Ruhe störte. Es wurde sehr bald eine feyerliche Erhebung und Versetzung der Reliquien aus der Erde von einem Orte zum andern gewöhnlich, ob gleich nicht allgemein. So erhob der Kaiser Constans, die Leichname des Apostels Andreas, des heiligen Lucas und Timotheus aus der Erde, und ließ sie in einem feyerlichen Aufzuge nach Constantinopel bringen. Diese Erhebung und Versetzung ist aus einem Irrthume oder Gedächtnißfehler des Hieronymus Constantin dem Großen zugeeignet worden. Allein dieser Kaiser hat zur Ehre der Märtyrer nicht mehr gethan, als daß er den zwölf Aposteln in der Kirche, die er ihrem Namen in Constantinopel erbaute, zwölf Denkmäler,

und in der Mitte derselben für sich ein Grab aufführte. Constans war ein Arianer. Man könnte vielleicht sagen, daß der Reliquiendienst dem Lehrbegriffe seiner Partey gemäß gewesen wäre. Denn die Arianer beteten Christum an, ob sie ihn gleich für eine bloße Creatur hielten. Aber wenn man sich auch dieser Folgerung enthält; so kann man sich doch der Fragen nicht enthalten: Wie kam Constans zur Entdeckung dieser mehr als dreyhundertjährigen Reliquien? Wo lag der Ort ihres ersten Grabes? Warum war das Glück, dasselbe zu entdecken, wenn solches eine besondre Wohlthat des Himmels ist, nicht einem rechtgläubigern und heiligern Kaiser aufbehalten? Diese Fragen sind unbeantwortlich, und dennoch glaubt man, daß Gott einem Irrgläubigen, einem Feinde der Gottheit seines Sohnes, und einen Verfolger der wahren Kirche die Gnade erwiesen habe, die Gebeine der Apostel von andern gemeinern Gebeinen unterscheiden zu können.

Ein solches Beyspiel flammte die enthusiastische Begierde des Volks, Reliquien zu entdecken, noch mehr an. Seit der Zeit war fast kein Grab vor den Nachforschungen nach Reliquien mehr sicher. Man wühlte die Erde durch, um die Asche eines Märtyrers zu finden, ohne von gewissen Regeln geleitet zu werden. Die Christen der vorigen Jahrhunderte waren so nachläßig im Reliquiendienste gewesen, daß sie von den Begräbnissen der ersten Blutzeugen keine Nachrichten hinterlassen hatten. Allein der Aberglaube weiß Hülfe. Man kann ja leicht Träume und Gesichte haben, ohne eben unter die Betrüger zu gehören. Konnten die Geister verstorbner Heiden bey den Behältnissen ihrer Asche erscheinen: Warum sollten denn die Märtyrer nicht erscheinen können?

Die Einbildung ist eine Kraft der Seele, die leicht zu täuschen und mit leeren Bildern zu blenden ist; sie liebt das Wunderbare, und glaubt alles, wenn es nur mit dem eiteln Schimmer des Außerordentlichen und Neuen prangt. Sind nicht Gesichte und Erscheinungen Wunder? Krankheiten, die aus einer unordentlichen und herrschenden Phantasie und einem schwarzen Blute entspringen, finden das gewisseste Gegengift in andern Einbildungen. Es gab Schwermüthige, die für Besessne gehalten wurden und sich selbst dafür hielten. Die Einbildung, daß die Reliquien eine wunderthätige Kraft besäßen, hielte die Einbildung, daß sie, die dieses glaubten, und die mächtigen Gebeine der Märtyrer anrührten, besessen wären. Mit denen, welche Phantasie, Schwachheit des Verstandes und Leichtgläubigkeit verführten, Ueberbeibseln der Märtyrer wunderthätige Kraft zuzueignen, vereinigten sich bald Betrüger, welche theils in der Absicht, sich in Ansehen zu setzen, theils aus Eigennutz und Gewinnsucht, vorgaben, daß sie die Reliquien dieses oder jenes Märtyrers entdeckt hätten. Weil ein solches Vorgeben einigen Beweis braucht, so rechtfertigten sie dasselbe mit erdichteten Erscheinungen und Wundern. Der große Haufe untersucht selten. Die Bischöfe hätten untersuchen sollen; allein die meisten schwiegen, weil sie die Ehrfurcht der Christen gegen die Reliquien für unschuldig und löblich hielten, und als ein Mittel ansahen, das Volk immer mehr von der Abgötterey abzubringen. Allein indem sie die Gefäße Aegyptens ins Heiligthum der Kirche brachten, gaben sie dem Volke Gelegenheit, güldne Kälber daraus zu machen. Einige Bischöfe bestärkten durch ihre Lehre das Volk in seinen Einbildungen. Elisa wirkte nach dem Cy-

rillus von Jerusalem bey seinem Leben die Auferstehung eines Todten durch seine Seele. Damit aber nicht allein die Seelen der Heiligen geehrt würden, sondern auch von ihren Leibern geglaubt werden möchte, daß ihnen eine wunderthätige Kraft beywohnte, so wurde ein Todter, als er in das Grab des Propheten gelegt wurde und seinen erstorbnen Leib anrührte, wieder lebendig. Wer sieht nicht, daß diesem gewissen Wunder ein Endzweck zugeeignet wird, der gewiß nicht dadurch erreicht werden sollte? Dieses Wunder sollte bloß bestätigen, daß Elisa ein Prophet gewesen wäre, nicht aber ein Beweis der eingebildeten Lehre seyn, daß in den Leibern der Heiligen eine außerordentliche Kraft wohnte. Allein eine solche Misdeutung ist eine Demonstration für diejenigen, welche schon von der Kraft der Reliquien überredet sind. Man kennt im Anfange des vierten Jahrhundertes nur einen Bischof, den Eusebius von Sebaste, welcher sich dem einreißenden Aberglauben widersetzte. Allein er gieng allem Ansehen nach in seiner Widersetzung zu weit, und darum richtete sie weniger aus, als sie sonst vielleicht ausgerichtet haben würde. Er floh mit seinem Anhange alle Versammlungen bey den Gräbern der Märtyrer, und hielt seinen Gottesdienst lieber in Privathäusern. Man sah dieses als eine Verachtung der Märtyrer selbst an, und endlich wurde die vermeynte Ausschweifung derjenigen, die seinem Beyspiele folgten, auf dem Gangrenser Synodus öffentlich verdammt. Viele Bischöfe sahen es schon für einen außerordentlichen Beweis der Gottseeligkeit an, über den Gräbern der Märtyrer Memorien und Kirchen zu erbauen. So erzählt Gregor von Nazianz, daß Gallus und Julianus in ihrer Jugend ihre Furcht vor Gott, ihre Begierde

Cyrill. Catech. XVIII. p. 218.

Gangr. Synod. c. 20.

nach Weisheit, und ihre Frömmigkeit durch Erbauung prächtiger Denkmäler für die Märtyrer und Ertheilung kostbarer Geschenke bewiesen hätten; Gallus aus einem redlichen Eifer, Julian aber gezwungen und aus Heucheley; darum hätte auch den Gallus alles geglückt, was er unternommen hätte, da hingegen alles, was Julian bauen müssen, immer gleich wieder eingestürzt wäre. Was für neue Beweise der Gottseeligkeit! Kann wohl etwas, das die Offenbarung nicht befohlen hat, ein wahres Merkmal davon abgeben, und ist es unbillig, es für zweifelhaft und verdächtig zu halten? *Gregor. Nazianz. orat. 3. p. 58.*

So wurde eine abergläubische Verehrung der Reliquien immer allgemeiner, ohne noch öffentlich eingeführt zu werden. Die Heiden bemerkten unterdessen diese Neuerung in dem Gottesdienste der Christen, und nahmen daher Gelegenheit, ihnen Vorwürfe zu machen, welche der Kirche der ersten Jahrhunderte niemals gemacht worden waren. Julian, der Abtrünnige, beschuldigte sie, daß sie alles mit Begräbnissen und Grabmälern erfüllt hätten. Er tadelte ihre Verehrung der Märtyrer, als etwas, das erst seit kurzem erfunden worden wäre. Eunapius, ein Heide unter dem Gratian, ist in seinen Vorwürfen noch bittrer, als Julian, welcher noch gerecht genug war, einzugestehen, daß man in der Kirche keine Nothwendigkeit der Anbetung bey den Gräbern lehrte. Eunapius also beschuldigte die Christen, daß sie gewissen lasterhaften, die um ihrer Verbrechen willen gegeisselt worden wären, göttliche Ehre erwiesen; daß sie die Häupter von solchen, denen ihre Laster den Tod zugezogen hätten, einbalsamirten, dem Volke öffentlich zeigten, und sie für Götter hielten; daß sie die Knie vor ihnen beugten, sich bey ihren Gräbern

niederwürfen, sich bey denselben herumwälzten und mit ihrem Staube verunreinigten. **Maximus von Madaura** machte den Christen gleiche Vorwürfe. Man kann einräumen, daß diese Heiden aus Haß gegen das Christenthum in ihren Beschuldigungen zu weit giengen; allein die Schriftsteller der Kirche räumen von ihren Zeugnissen mehr ein, als denen lieb seyn kann, welche gern für ihre Ehre eifern möchten, wenn es möglich wäre, ohne die Wahrheit der Geschichte zu beleidigen.

Die Vorwürfe der Heiden besserten nicht, und wenn sind wohl gottesdienstliche Vorurtheile, an denen das Herz Theil nimmt, von Feinden gebessert worden? Die Bischöfe hätten es thun sollen, und die meisten hatten sich schon von dem Aberglauben des Volkes anstecken lassen. Basilius der Große, Gregorius von Nazianz, Gregorius von Nyssa, und Chrysostomus hatten alle eine ausschweifende Hochachtung gegen die Reliquien, glaubten und lehrten öffentlich alle, daß sie Kraft Wunder zu thun besäßen, und ein Vermögen, diejenigen, welche sie anrührten, zu heiligen. Wer nun die Gebeine eines Märtyrers anrührt, wie **Basilius** sagt, hat einen gewissen Antheil an der Heiligung der dem Körper beywohnenden Gnade. In seiner Lobrede auf die Märtyrerinn Julitta eignet er ihrem Leichname eine Kraft zu, den Tempel, wo sie liegt, und diejenigen, welche sich dahin versammeln, zu heiligen. Gregor von Nazianz, und Gregor von Nyssa führten eben diese Sprache. Chrysostomus sagte, daß nicht allein die Gebeine der Märtyrer, sondern auch ihre Behältnisse voll geistlicher Gnade wären. In einer andern Homilie rühmte er von den Leibern der Heiligen, daß sie einer Stadt mehr Sicherheit verliehen, als

die festeste Mauer, und gleich hervorragenden Felsen alle Nachstellungen und Anfälle ihrer geistlichen und leiblichen Feinde zurück hielten. Er gieng noch weiter und sagte, daß wenn auch Gott durch die Menge unsrer Sünden erzürnt würde, wir ihm durch Vorhaltung der heiligen Körper zur Gnade bewegen und mit der Stadt aussöhnen könnten. Ich halte es für überflüßig, viele Stellen auszuzeichnen, in welchen er sagt, daß die Teufel vor den Gräbern und Gebeinen der Märtyrer erzitterten, und die Körper verließen, welche sie besessen hätten. Wie sinnlich und menschlich wurde nicht Gott durch diese Rednerkünste, mit denen die Reliquien erhoben werden sollten, dem Volke vorgestellt!

Alle diese ausschweifenden Lobredner der Reliquien reden von einer besondern und außerordentlichen Kraft derselben, und man kann doch aus allen ihren Stellen nicht bestimmen, was sie darunter verstanden wissen wollen. Die Gebeine der Märtyrer sollen nach dem Basilius eine Kraft haben, diejenigen, die sie anrühren, die Tempel, wo sie begraben liegen, und diejenigen, welche sich zu ihren Begräbnissen versammeln, zu heiligen. Allein was ist diese Heiligung eigentlich? Denn auf eine andre Art müssen wohl Tempel, und noch anders diejenigen geheiligt werden, die sich dahin versammeln? Teufel vertreiben; Krankheiten heilen; das **Zukünftige vorhersehen**; das alles vermag der Staub des heiligen Cyprianus, nach dem Zeugnisse des Gregorius von Nazianz, wenn anders die Lobrede auf ihn seine Arbeit ist. Wer ist wohl im Stande, sich einigen Begriff von einer solchen Kraft der Reliquien zu bilden? Wie kann der Staub des Cyprians das Künftige vorhersehn, oder zum wenigsten eine **Vorsehung des Zukünftigen**

wirken? Wie können, nach einer andern Stelle eben dieses Bischofes, die Körper der Märtyrer eben das ausrichten, was ihre heiligen Seelen vermochten? Und wie können auch die kleinsten Zeichen ihres Leibes eben so viel, als ihre Körper, und, mit dem Gregorius fort zu schließen, eben so viel, als ihre heiligen Seelen ausrichten? Was für seltsame widersprechende Gedanken! Chrysostomus ist in seinen Lobsprüchen eben so unverständlich, ob er gleich in seinen meisten Lobreden den Seegen, welchen die Christen von den Reliquien erhalten sollen, mehr aus der Errinnerung, die der Anblick ihrer Gebeine erweckt, als aus einer ihnen eignen Kraft herleitet.

Gregor von Nazianz ist mit dieser Kraft der Reliquien, die über viertehalbhundert Jahre in den Gebeinen der Heiligen schlummerte, ohne einmal zu erwachen, und den Christen ihre Macht zu zeigen, sehr freygebig. Denn er eignet sie nicht allein der Asche und den Gebeinen der Märtyer zu, sondern auch den Lumpen, die von ihren Kleidungen überblieben, und den Gräbern der Märtyrer. Diese Meynung hatte man schon lange von dem Grabe Jesu Christi gehabt. Die Einbildung von einer besondern Heiligkeit und Kraft desselben hatte so viele Wallfahrten dahin veranlaßt, daß die Bischöfe, und vornehmlich Gregor von Nyssa dawider eiferten. Dieser Eifer war ungerecht, da man selbst den Gräbern der Märtyrer eine gewisse heiligende und wunderthätige Kraft zueignete. Gregor von Nazianz rühmte von ihnen, daß sie oft den Anfällen des Teufels widerstanden hätten. Ja er eignet diese Kraft selbst der Errinnerung an die Reliquien zu: **Das bloße Andenken an sie macht selig**, oder wenn man den griechischen Ausspruch gelinder übersetzen will; **das bloße Andenken an sie errettet.**

Gregor. Nazianz. t. 2. p. 216.
Gregor. Nyss. t. III. p. 568.
Wesselin. de cauſ. peregr. Hierosolym. iter. Burdeg. praemon. inter veter. Rom. itiner. p. 537.

erretter. Man mache sich doch, wenn man kann, eine Vorstellung von einer Kraft, die zugleich in der Asche der Märtyrer, in ihren Gebeinen, in den Lumpen ihrer Kleider, in den Flecken, die ihr vergoßnes Blut darinnen zurück gelassen hat, in ihren Gräbern, und in dem Andenken ruhen soll. Man sieht unterdessen so viel aus diesem ausschweifenden Lobe der Reliquien, daß man schon in diesen Zeiten anfieng, Reliquien zu verehren, die es durch die Berührung wirklicher Reliquien wurden. Man ist vielleicht begierig zu wissen, mit was für Gründen ihre Verehrer das Daseyn einer, ich weiß nicht was für einer wunderthätigen Kraft in ihnen bewiesen. Allein eine solche Frage ist allzuneugierig. Gregor von Nazianz weiß keinen andern Grund anzuführen, als das Zeugniß derjenigen, welche diese Kraft erfahren haben wollten. Nichts verdiente gleichwohl mehr Aufmerksamkeit und Prüfung, als ein solches Zeugniß, damit sich die Lehrer des Volkes der Gefahr, hintergangen zu werden und selbst unschuldig zu hintergehen, nicht aussetzen möchten. Allein sie unterließen diese so nöthige Prüfung. Die Ursachen dieser Nachläßigkeit sind schwer zu erforschen. Sollte aber nicht die Furcht viel schuld gewesen seyn, daß man das Volk von der christlichen Religion selbst abwendig machen, oder seinen Eifer für dieselbe schwächen würde, wenn man ihrer ausschweifenden Ehrfurcht gegen die Märtyrer Grenzen setzte, da sie zumal die Welt immer auf die heldenmüthige Standhaftigkeit derselben, als auf einen unwidersprechlichen Beweis der Göttlichkeit unsers Glaubens verwiesen?

Je allgemeiner die Meynung wurde, daß die Reliquien eine besondre Kraft hätten, theils Wunder zu thun, theils die Kirchen und diejenigen zu heiligen,

welche sich in denselben zum Gottesdienste versammelten; desto hitziger wurde die Begierde nach dem Besitze derselben. Man brachte Reliquien in die Kirchen, die keine hatten; man erbaute neue über den Gräbern der Märtyrer; man fieng sie an zu zerstümmeln, und weit und breit zu versenden. So wünschte Basilius einem Bischofe Arcadius Glück zu seiner Kirche und versprach ihm, heilige Ueberbleibsel zu übersenden, wenn er einige auftreiben könnte. Dieses Schicksal erfuhren die Reliquien von vierzig Soldaten, welche unter dem Kaiser Julianus den Märtyrertod ausgestanden haben sollten. Sie wurden, nach dem Zeugnisse des Gregorius von Nyssa, und des Basilius in viele Länder zerstreut. Diese Theilung und Zerstreuung verringerte ihre Kraft nicht. Weil die Asche dieser vierzig Märtyrer mit einander vermischt war, so sagte man, daß sie überall ganz bey einander wären, ungeachtet jede Kirche, die etwas davon erhielt, nicht viel besaß; es war dennoch überall eine gleiche Wohlthätigkeit, die nicht abnahm; überall Gnade und ein gegenwärtiger Schutz für die Christen.

Basil. ep. 418. t. 2. p. 1195.

Basil. t. 2. p. 533.

Im Oriente bestärkten also vornehmlich Basilius und beyde Gregorii das Volk in seiner abergläubischen Ehrfurcht gegen die Reliquien. Im Occidente that es Ambrosius. Er war der erste, der eine öffentliche gottesdienstliche Verehrung der Reliquien einführte. Die Geschichte davon ist merkwürdig. Gervasius und Protasius, zween so unbekannte Märtyrer, daß man nicht einmal ihre Namen in den Dyptichen fand, und von keinem wußte, wer er wäre, wenn er sein Leben für die Ehre Jesu Christi aufgeopfert, und was er für einen Märtyrertod ausgestanden hätte, lagen in einer Kirche neben einem an-

Ambros. ep. 54. ad Marc.

dern

dern nicht mehr bekannten Märtyrer, dem heiligen Nabor begraben. Man wußte es nicht und gieng also ohne Ehrfurcht über ihr Grab weg. Sie wollten dem Volke, bey dem sie eine große Ehrerbietung gegen ihren Nachbaren wahrnahmen, nicht länger unbekannt bleiben, erschienen in dieser Absicht dem Bischofe Ambrosius, und zeigten ihm den Ort an, wo sie begraben lagen. Man weiß nicht, was Ambrosius für Gründe hatte, diese Erscheinung, wenn sie nicht von ihm erdichtet ist, für mehr als ein Spiel seiner Einbildung zu halten. Er ließ indessen an dem Orte nachgraben, der ihm in seinem Gesichte gezeigt worden war. Man fand daselbst zween Männer von einer außerordentlichen Größe, gleich den Menschen in den alten Zeiten, alle ihre Gebeine ganz, und viel Blut. Indem er sie aus ihrem alten Grabe in die ambrosianische Kirche bringen ließ, wurde seiner Aussage nach ein Blinder sehend. Ein solches Schauspiel setzte das Volk in die größte Verwunderung, und Ambrosius wurde ersucht, die Körper dieser heiligen Riesen einige Tage zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. Er bewilligte dem Volke seine Bitte, und während der Zeit wurden viele Besessne vom Teufel befreyt. Nachdem sich das Volk genug an diesem Schauspiele geweidet hatte, ließ Ambrosius diese wunderthätigen Leichname begraben. So erzählt er selbst diese Begebenheit, und Paulin, sein Lebensbeschreiber stimmt mit ihm darinnen überein.

Die ganze Geschichte sieht einer heiligen Betrügerey nicht unähnlich. Ambrosius lebte in Zeiten wo man die List für erlaubt hielt, so bald sie zur Ausführung edler und gottseliger Absichten, und besonders zur Aufnahme und Ausbreitung der Religion

angewendet wurde. Er wurde von der Kaiserinn Justina verfolgt, weil er den Arianern keine Kirche einräumen und die Freyheit des öffentlichen Gottesdienstes nicht verstatten wollte. Unter dieser Verfolgung nun erscheinen ihm zween ganz unbekannte Märtyrer, zeigen ihm ihr Grab an, und ihre Riesenkörper verrichten eine große Menge Wunder. Ein Blinder, der nur ihre Kleider anrührte, wurde sehend, und viele Besessne hatten das Glück, von der Besitzung unreiner Geister befreyt zu werden. Das ganze Volk gerieth darüber in die größte Verwunderung. Hätten nicht die Arianer durch ein solches Wunder bekehrt werden sollen? Allein es geschah nicht; sie beschuldigten vielmehr die Wunder einer Erdichtung; sie spotteten über dieselben, und klagten den Ambrosius an, daß er sowohl seinen Blinden, als seine Besessnen mit Geld erkauft hätte, Wunder vorzugeben. Sollte wohl die Anklage Grund haben? Wahr ist es, daß es kühn ist, den Ambrosius im Verdachte eines frommen Betrugs zu haben. Gleichwohl ist es schlimm, daß dieser Verdacht der ganzen Geschichte viel Licht giebt. Ambrosius wurde von den Arianern verfolgt, weil er einer von ihren heftigsten und mächtigsten Widersachern war, und den größten Anhang unter dem Volke hatte. Wenn sich der Himmel ausdrücklich für ihn erklärte; wenn öffentliche Wunder geschahen, und zwar während der Verfolgung: Was konnte anders daraus geschlossen werden, als daß er rechtgläubig, und folglich die Kaiserinn irrgläubig, und ihre Verfolgung äußerst ungerecht wäre? Er selbst kann keine Wunder thun; das Volk will in seiner Neigung gegen ihn erhalten seyn, oder er muß in der Verfolgung unterliegen, und der Irrthum der Arianer siegt: Sollte es in solchen Umständen nicht

erlaubt

erlaubt seyn, die Ausbreitung des Irrthums durch eine fromme Erfindung zu verhindern? Es darf ja nur eine Erscheinung noch unbekannter Märtyrer erdichtet, eine Entdeckung ihrer Leichname veranstaltet, und einige, auf deren Treue man sich verlassen kann, erkauft oder überredet werden, Wunder vorzugeben: So wird das Volk alles dieses, als eine Erklärung des Himmels für den Ambrosius, und die rechtgläubige Lehre ansehen. Wer wird sich an einen Bischof wagen, der von den Bewohnern des Himmels so ausserordentlich begünstigt wird? Ambrosius konnte so denken; zumal in einem Jahrhunderte, wo man gewohnt war, die Güte einer Handlung auch wohl allein aus der Güte ihrer Absicht zu beurtheilen. Daß er aber so gedacht habe, wird durch verschiedne Umstände wahrscheinlich. Warum entdecken sich ihm diese Märtyrer eben während der Verfolgung? Warum nicht einige Jahre früher, wenn den Heiligen so viel an der Verehrung der Christen liegt, oder nicht später, da sie einmal so lange gewartet hatten? Man kann gewiß nicht sagen, daß diese unbekannten Märtyrer die beste und bequemste Zeit für ihre Ehre wählten. Ihre Leichname machten einen Blinden sehend, und trieben Teufel aus; die Arianer spotteten über diese Wunder, und schrieben sie nicht der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine, sondern dem mächtigern Gelde des Ambrosius zu. Erschienen sie hundert Jahre früher: So hätte kein Mensch an der Wahrheit ihrer Wunder gezweifelt. Hierzu kömmt, daß sie einem Manne erschienen, der die Wahrheit derselben, nicht zum Besten zu vertheidigen wußte, und eben dadurch den Verdacht wider sie veranlaßte, oder bestärkte. Die Arianer läugneten, daß ein Blinder wirklich durch die Berührung ihrer Kleider

sehend geworden wäre. Wie vertheidigte Ambrosius dieses Wunder? Sie läugnen, sagt er, daß der Blinde sehend geworden sey; aber dieser läugnet seine Genesung nicht. Welch eine Schutzrede! Konnte nicht der vorgegebne Blinde eine Genesung vorgeben, die niemals erfolgt war? Wäre er denn eben der erste gewesen, der ein falsches Wunder vorgegeben hätte? Er mag immer sagen: Ich, der ich sonst nicht sah, sehe; ich habe aufgehört blind zu seyn: Das ist kein Beweis; denn es ist eben dasjenige, was erwiesen werden soll. Gab es nicht mehr Blinde in der Stadt, an denen die neuen Reliquien ihre Kraft beweisen konnten, um die Arianer schamroth zu machen, und zum Stillschweigen zu bringen? Allein, die Reliquien dieser vorgeblichen Märtyrer, sind noch aus einem andern Grunde verdächtig. Warum machten sie, wenn sie ein so großes Verlangen vom Volke verehrt zu werden, empfanden, dem Ambrosius nicht mehr als ihre Namen bekannt? Warum schwiegen sie völlig von der Zeit ihres Märtyrerthums, von der Art desselben, von ihrem Amte, von ihren Tugenden? Aus Bescheidenheit? Aus Bescheidenheit hätten sie ganz schweigen müssen, da die Menschen so sinnlich genug sind, die Creatur mehr, als den Schöpfer zu verehren. Zugegeben, daß in den Reliquien der Heiligen, eine wunderthätige Kraft wohnen kann: So können sie doch dieselbe, wenn man nach ihrer ersten Quelle forscht, von keinem andern erhalten, als von Gott. Gott aber giebt keinem seiner Geschöpfe, die Macht, Wunder zu thun, um keiner andern, als höchst vortrefflicher und erhabner Absichten willen. Zu welchem Ende hätte er den Reliquien der Märtyrer eine wunderthätige Kraft beylegen sollen? Um die Christen zu

Ambros. t. V. serm. 5. p. 133.

bewegen,

bewegen, daß sie ihre Gebeine aufgraben, sie zum Gegenstande einer öffentlichen Verehrung machen, einen großen Seegen, und viel geistliche Güter von ihrer Anrührung erwarten, sie in den Kirchen unter den Altären beysetzen, sich vor ihnen niederwerfen, sie mit der äußersten Innbrunst küssen, sie zerstümmeln und versenden, und sie für ihren Schutz wider alle Nachstellungen und Gefahren sichtbarer und geistlicher Feinde halten, und sie, wenn er zornig würde, ihm vorzeigen, und dadurch mit ihm aussöhnen möchten? Man muß die Wunder Christi und seiner Apostel nicht kennen, wenn man glauben will, daß Gott um solcher Absichten willen, den Reliquien eine wunderthätige Kraft mittheilen werde.

Unterdessen hatte das, was Ambrosius that, einen großen Eindruck auf die Christen. Die Erscheinungen der Märtyrer, welche von der Kirche verehrt seyn wollten, vervielfältigten sich. Wenn man den Träumen und Erzählungen dieser Zeit glauben wollte, so wurden die Bewohner des Himmels auf einmal so enthusiastisch, als der große Haufe der Christen war. Sie verließen den Himmel Schaarenweise, um den Sterblichen zu erscheinen, und ihnen ihre Gräber zu entdecken. Daher war es so gewöhnlich geworden, Reliquien auszugraben, daß auch der Kaiser Theodosius genöthigt worden war, durch ein öffentliches Gesetz die Ausgrabung, und Zerstümmelung beerdigter Körper, und den Handel mit ihnen zu verbieten. In Africa wurden so viele Altäre an den Landstraßen erbaut, unter dem Vorgeben, daß Märtyrer daselbst ruhten, und der Misbrauch gieng so weit, daß die Bischöfe auf der fünften Kirchenversammlung zu Carthago einen besondern Kirchenschluß deswegen abfassen mußten. In diesem Kirchenschlusse verord-

Libr. ult. cod. de viol. sepulc.

Im Jahr Chr. 398.

Concil. t. I. p. 1218. verordneten sie, daß die Bischöfe die Altäre, die hin und wieder auf den Feldern, und an den Straßen den Märtyrern erbaut worden wären, wenn nicht erwiesen werden könnte, daß wirkliche Reliquien daselbst ruhten, niederreißen lassen, und die Erbauung neuer Altäre auf das bloße Vorgeben von Erscheinungen und Offenbarungen nicht verstatten sollten. *Augustin. de oper. Monach. c. 26.* Augustinus bestrafte gewisse heuchlerische und herumschweifende Mönche, welche die Provinzen durchzogen, und Körper der Märtyrer, wenn es anders wirkliche Körper von Märtyrern waren, heruntrugen, und eine Art von Wucher damit trieben, indem sie dieselben dem Volke zeigten.

Die Bischöfe, welche den angeführten Kirchenschluß zu Carthago abgefaßt hatten, erkannten, daß die Verehrung der Reliquien bis zum Aberglauben ausschweifte. Sie gieng gar so weit, daß man Empörungen besorgte, wenn man sich ihr mit Gewalt widersetzte, und deswegen gaben sie dem Aberglauben nach. Diese Nachsicht nun befestigte sie noch mehr. Andre Bischöfe hatten nicht allein Nachsicht gegen die übertriebne Verehrung der Reliquien, sondern bestärkten das Volk darinnen. Dieses that besonders Chrysostomus, als er noch Presbyter zu Antiochia war, in seinen Lobreden auf die Märtyrer. Darf man sich wundern, daß **Vigilantius** ein Priester von Barcelona, in das Ketzerverzeichniß kam, da er wider den einreißenden Aberglauben zeigte? Dieser Vigilantius erklärte sich auf einmal wider viele Misbräuche und Unordnungen, welche das Christenthum befleckten. Er verwarf das ehlose Leben der Priester, und die ausschweifende Hochachtung und Liebe der Christen zu den Heiligen und ihren Reliquien. Er verdammte den Gebrauch, in den Memorien und

Kirchen

Kirchen der Märtyrer am hellen Tage Kerzen anzuzünden, als eine heydnische Gewohnheit, und zugleich die Ehre, die man ihren Reliquien erwieß. Warum verehrt und betet ihr, ich weiß nicht was an, das ihr in einem kleinen Behältnisse tragt, sagte er? Warum küßt ihr den Staub, der in ein wenig Leinewand verhüllt ist? Er verdammte auch die Vigilien, wegen der Schwelgereyen, die bey solchen Nachtfesten getrieben wurden; er läugnete die Wunder, die bey den Gräbern der Märtyrer geschehen sollten, und erklärte sie für Weibermärchen. Er gieng noch weiter, und läugnete die Fürbitten der Lebendigen, für die noch lebenden Christen. *Hieron. adv. Vigil.*

Vigilantius fand an dem Hieronymus einen ungestümen Widersacher. In dem Charakter dieses Kirchenvaters vereinigte sich mit einer ausschweifenden Heftigkeit eine Einbildung, die alles vergrößerte, eine außerordentliche Leichtgläubigkeit für alles Ausserordentliche und Wunderbare, was von Märtyrern und Asceten erzählt wurde, eine übertriebne Ergebenheit gegen alle eingeführten Gewohnheiten der Kirche, ein Eigensinn, der keinen Widerspruch erdulden konnte, und ein Haß, der keine Mäßigung und kein Verschonen kannte, wenn er einmal beleidigt und aufgebracht war. Er hatte das ehlose Leben wider den Jovinian mit einer solchen Hitze vertheidigt und erhoben, daß er selbst seinen Freunden in den Lobsprüchen auf die Jungfräulichkeit, ausschweifend vorgekommen war, und sich genöthigt sah, in einer besondern Schutzschrift seine Ausdrücke, in denen er den Ehestand zu verdammen schien, zu erklären und zu mildern. Hieronymus und Vigilantius waren eine Zeit lang Freunde. Vigilantius hatte seinen Freund nicht allein gelobt, sondern ihm auch wirkliche Wohl-

thaten erwiesen; denn dieser bekennt, daß er mit vielen andern Hungers gestorben seyn würde, wenn ihn Vigilantius nicht mit seinem Gelde unterstützt hätte. Allein der Wohlthäter begieng den Fehler, seinen Freund öffentlich, wegen seiner allzugroßen Achtung gegen den Origenes, zu tadeln. Auf einmal verschwanden alle seine guten Eigenschaften in den Augen des Hieronymus. War er sonst ein heiliger Priester gewesen: So war er nun ein unverschämter Thor. Der Name Vigilantius kann einen Wachenden bedeuten, und dieses gab dem Hieronymus zu einem sehr unanständigen Wortspiele Gelegenheit. Er beschuldigte seinen Verstand, daß er in einer tödtlichen Schlafsucht läge, und hieß ihn nun, so oft er von ihm sprach, einen Schläfer, einen **Dormitantius**. So war Hieronymus gegen den Vigilantius gesinnt, als derselbe sich wider die ausschweifende Verehrung der Heiligen, und ihrer Reliquien erklärte. Hieronymus schrieb wider ihn, aber mit einer Wut, die einen jeden Unparteyischen zu einem gerechten Unwillen reizt. Er erklärte den Priester von Barcellona für ein größres Ungeheuer, als die Centauren, Sirenen, Onocrotalen, den Behemoth, Leviathan, Cacus, und Gerion gewesen waren, und sagte, daß ein unreiner Geist Jesum Christum durch ihn bekriegte. Es ist kein Scheltwort so ausschweifend und unanständig, das er nicht an seinen Feind verschwendet. Was kann von einem solchen heftigen Geiste für eine billige Widerlegung erwartet werden? Hieronymus sucht ihn wirklich nicht zu widerlegen, sondern verhaßt zu machen. Er fragt ihn, ob der Bischof zu Rom Unrecht thue, daß er über den Gebeinen der Apostel Petri und Pauli, das Abendmal halte? Er beschuldigt ihn, daß er sie für verächtlichen Staub erkläre,

Hieron. adv. Vigil.

klare, und gleichwohl hatte dieses Vigilantius nie gesagt. Er fragt ihn, ob alle Bischöfe sündigten, die in die Kirchen der Todten giengen, und alle Christen, die ihrem Beyspiele folgten, Gottesschänder wären? Er fragte, ob er alle Bischöfe, welche die Gebeine der Heiligen in Gold und Seide aufbewahrten, Thoren, und alle Völker, welche den Reliquien bey ihrer Versetzung entgegen giengen, Narren wären? Wer sieht nicht, daß alle diese Fragen darauf abzielten, den Vigilantius verhaßt zu machen, und den ganzen christlichen Erdkreis wider ihn aufzuwiegeln. Vigilantius hatte den Gebrauch, Kerzen am hellen Tage in den Gräbern der Märtyrer anzuzünden, als eine heydnische Ceremonie verworfen, und lange vorher hatte Tertullian die Heyden deswegen verspottet. Was antwortete Hieronymus? Er behauptete, daß dieser Gebrauch geduldet werden müßte, weil diejenigen, welche die Märtyrer dadurch zu ehren gedächten, solches aus einer guten Absicht thäten. Was kann aber nicht mit der guten Absicht vertheidigt und gerettet werden? Hieronymus konnte zur Ehre der Reliquien schreiben, was er wollte, und sicher seyn, daß er Beyfall finden würde. Denn kurz vorher hatte der Kaiser Arcadius die Reliquien des Propheten Samuels, die er entdecket zu haben sich einbildete, mit einem großen Gepränge nach Constantinopel bringen lassen. Er selbst war mit dem ganzen Senate vor denselben hergegangen, und hatte ihm zu Ehren eine besondre Kirche erbaut.

So war es mit der Ehrerbietung der Christen gegen die Reliquien im vierten Jahrhunderte, und im Anfange des fünften beschaffen. Man grub sie aus der Erde, und brachte sie in einem feyerlichen Gepränge in die Kirchen, wo sie unter den Altären bey-

gesetzt wurden; man schrieb ihnen eine wunderthätige Kraft zu; man hielt ihren Besitz für ein Glück, und erwartete von ihnen einen besondern Schutz; man baute Altäre, Memorien, und endlich Tempel, sie zu ehren; man hielt über denselben das Abendmal; man wollte neben ihnen begraben liegen; man sah es für einen geistlichen Seegen an, sie anrühren zu dürfen; man küßte, nach dem Zeugnisse der Lobrede auf den heiligen Theodorus, welche dem Gregorius von Nyssa zugeeignet wird, ihren Staub; man umarmte ihre Leiber mit einem Eifer, als ob sie lebendig gewesen wären; man that Wallfarthen zu ihren Begräbnissen; man fiel bey ihren Gräbern, und vor den Behältnissen ihres in Seide und Gold aufbewahrten Staubes nieder. Man versendete ihre Reliquien. Man erbaute keine Kirchen ohne sie, weil man sich beredete, daß sie denselben eine besondre Heiligkeit mittheilten. So beklagt Paulinus in einem Briefe an den Bischof Severus, daß er ihn keine Reliquien zur Einweihung seiner Kirche senden könne, und versichert, daß er es gern thun wollte, wenn er nur einen Scrupel heiliger Asche übrig hätte; daß er ihm aber doch ein Stückchen von dem Kreuze Christi sendete. Diese Verehrung war also bis zum Aberglauben übertrieben worden, wie auch viele Bischöfe von Africa erkannten, und hatten zu solchen Misbräuchen Anlaß gegeben, daß ihre Ausgrabung und ihr Verkauf von dem Kaiser Theodosius verboten werden müssen. Allein man glaubte sein Gewissen nicht zu beleidigen, wenn man ein solches Gesetz nicht beobachtete, und der Kaiser Arcadius gab selbst das Beyspiel dazu. Unterdessen war dieser ganze Reliquiendienst eine Neuerung; er entstand und wuchs nach und nach, ohne daß er öffent-

Gregor. Nyssen. t. 3. p. 1011. sqq.

Prudent. hymn. in Laurent.

Paulin. Nol. in ep. ad Sever.

lich,

lich, als nothwendig gelehrt wurde; denn man findet nicht, daß die Catechumenen vor der Taufe oder nach derselben, unterwiesen worden wären, wie sie die Reliquien ehren müßten. Asterius von Amasea, war einer von den übertriebensten Lobrednern der Märtyrer. Er bekannte, daß die Christen ihre Reliquien in kostbar ausgeschmückten Behältnissen aufbewahrten, und ihnen prächtige Tempel erbauten; aber er setzte hinzu, daß sie dieselben nicht anders verehrten, als diejenigen verehrt würden, welche sich in der Welt durch große Thaten einen Namen erworben hätten. Es scheint, als könne aus dieser Stelle dargethan werden, daß man den Reliquien der Märtyrer mehr eine **bürgerliche**, als **gottesdienstliche Ehre** erweisen wollte. Allein sie wurde doch mit dem Gottesdienste verknüpft, und wer kann von dem großen Haufen erwarten und hoffen, daß er allezeit einen Unterschied zwischen einer bürgerlichen und gottesdienstlichen Verehrung machen werde. Man machte ihn auch wirklich in den folgenden Jahrhunderte nicht.

Aster. Amas. h. X. ed. a Combefis.

Im ersten Ursprunge des Reliquiendienstes, wurden unter Reliquien bloß die Ueberbleibsel von den Körpern der Märtyrer verstanden; Gregorius von Nazianz aber erweiterte ihn schon, indem er auch die von ihren Kleidern überbliebnen Lumpen, und selbst **die kleinsten Zeichen ihres Leidens** darunter verstand. Gregorius von Nyssa erzählt in seiner Rede auf den Meletius, daß das Volk bey seiner Beerdigung die Schweistücher, die sein Gesicht bedeckten, zerrissen hätte, und als etwas, das man heilig aufhebt, verwahrte. Man glaubte so gar, daß die Reliquien der Märtyrer der Erde, wo sie lägen, eine gewisse Kraft und Heiligkeit mittheilten. Ambrosius

Gregor. Nyssen. t. 3. p. 1026.

dehnte den Begriff der Reliquien zuerst auch auf das Kreuz Christi aus. Denn es ist falsch, oder zum wenigsten ungewiß, daß Helena die Erfinderinn desselben sey, weil Eusebius ganz davon schweigt, ob er gleich die Entdeckung und Reinigung des Grabes Jesu Christi unter Constantin dem Großen in seinem Leben anmerkt. So viel ist gewiß, daß man im Ausgange des vierten, und im Anfange des fünften Jahrhundertes, eine besondre Verehrung gegen das vermeyntlich wiedergefundne Kreuz Christi hatte. Nach dem Berichte des Paulinus von Nola, wurde es dem Volke von dem Patriarchen zu Jerusalem jährlich am Osterfeste zur Anbetung öffentlich gezeigt. Doch wiederfuhr dieses Glück auch denen, welche in der Absicht, dasselbe zu sehen, nach Jerusalem wallfartheten. Wenn man der Erzählung dieses abergläubischen Bischofes glauben wollte: So verrichtete Gott an diesem Kreuze ein unaufhörliches Wunder; ein Wunder, das alle, und selbst die größten Wunder übersteigt. Der Bischof von Jerusalem erlaubte allen Pilgrimen, kleine Stückchen davon mitzunehmen. Gleichwohl wurde das Holz desselben niemals kleiner. Das Kreuz hatte in einer sinnlosen Materie, eine solche lebendige Kraft, daß es seit seiner Entdeckung fast täglich sein Holz den Wünschen unzählbarer Menschen lieh, und dennoch so ganz blieb, als wenn es niemand angerührt hätte. Nach der Meynung dieses Bischofes, hatte es diese unverwesliche Kraft und unzerstörliche Festigkeit von dem Blute des Fleisches Christi in sich getrunken, das an demselben den Tod ausgestanden, aber nicht die Verwesung gesehen hatte. Ein gleiches Wunder wurde von der Erde erzählt, in welche sich die Fußtapfen des Heilandes eingedrückt

Euseb. de vit. Const. c. 25. 28. 30. p. 497.

Paulin. ep. XI. ad Sulpit. Sev.

haben

haben sollten. Jeder, der nach Jerusalem wallfarthete, wollte etwas von dieser Erde besitzen; jeder nahm etwas davon mit, und dennoch litt sie keinen Abgang; man sah immer eben dieselben Fußtapfen. Gewiß, sehr außerordentliche Wunder! Es ist nur zu beklagen, daß man keine bewährtern Zeugen hat, als einen Ambrosius, Paulinus, und Sulpitius Severus. Unterdessen wurde die Welt bald mit unzählbaren Stückchen von dem vermeynten Kreuze Christi erfüllt. Man hielt sie höher, als die größten Kostbarkeiten; man faßte sie in Gold ein, und Weiber und Männer hiengen sie als einen Schmuck um ihren Hals, obgleich sonst das Kreuz ein Zeichen der Verurtheilung und Schande war. Chrysostomus will so gar die Wahrheit der christlichen Religion, und die Gottheit des Sohnes aus dieser weit ausgebreiteten Hochachtung gegen sein Kreuz erweisen. Aber glücklich sind die Christen, daß ihr Glaube mit seinen geheimnißvollen Wahrheiten auf festere Pfeiler gegründet ist! Die Verehrung des Kreuzes gieng in den folgenden Jahrhunderten so weit, daß sie sich in Anbetung verwandelte. Diese Ehre der Anbetung wurde auch den Nägeln, mit denen die Hände und Füße Christi an das Kreuz geheftet gewesen waren, der Krippe, in welcher er gelegen haben sollte, den Hölen, wo er sich aufgehalten hatte, und seinem Grabe erzeigt. Die Neigung ist natürlich, alles hochzuschätzen, was geliebten Freunden angehört, weil es uns immer ihr Angedenken ins Gedächtniß bringt. Aber Christus verlangte die Liebe der Menschen gegen ihn nicht auf eine solche menschliche Art ausgedruckt zu sehen. Er wollte im Geiste und in der Wahrheit angebetet seyn. Die Christen der ersten Kirche übertrafen die Christen des fünften Jahrhundertes weit

Sulp. Sev. l. I. Hist. S.

Chrysost. in serm. quod Christus sit Deus.

Rustic. contr. Aceph. B. P. t. IV. p. 838. Damasc. libr. 4. c. 12. p. 306.

an wahrer Andacht, und dennoch gab sich niemand unter ihnen einige Mühe, Reliquien des Heilandes aufzusuchen und zu verehren. Nur die Andacht der spätern Zeiten konnte sich nicht zu ganz geistlichen und über die Sinne erhabnen Gegenständen empor schwingen, freute sich zur Erde zurück zu kehren, und glaubte ihre Sinnlichkeit dadurch zu rechtfertigen, daß sie sich einbildete, als ob die Heiligkeit Christi sich seinem Kreuze mitgetheilt habe.

Seit dem Hieronymus den Vigilantius bey der ganzen christlichen Welt verhaßt zu machen gesucht hatte, stand niemand auf, der sich dem herrschenden Aberglauben mit einem vorzüglichen Muthe und Eifer widersetzt hätte. Einige Bischöfe machten sich zwar hier und da Zweifel, ob es auch erlaubt wäre, die Gebeine der Märtyrer auszugraben, zu zerstümmeln und zu versenden. Allein diese Erlaubniß kostete nicht mehr, als eine Erscheinung, und zu dieser war leicht zu gelangen. Die Kaiser und Kaiserinnen in den letzten siebzig Jahren des fünften Jahrhundertes traten in die Fußtapfen des Constanz und Arcadius. Ihre Schatzkammern waren immer leer, wenn zur Vertheidigung des Reiches Ausgaben nöthig waren; aber es fehlte zur Translation der Reliquien niemals an den dazu erfoderlichen Geldsummen. Zuweilen war die Leidenschaft gegen die Reliquien bey dem großen Haufen so hitzig, daß sich ihre Liebhaber um den Besitz derselben schlugen. Ja ihr Eifer zu denselben war so groß, daß oft Blut deswegen vergossen wurde. Die Heiden fuhren fort über den ausschweifenden Reliquiendienst der Christen zu spotten und ihn lächerlich zu machen, diese aber fuhren fort, ihnen eine wunderthätige Kraft zuzueignen. Man erzählte tausend Wunder von ihnen, die Mit-

Cassian. coll. 6. c. 1. B. M. P. t. 7. p. 134.

leiden oder Verspottung verdienen. Die Gebeine des Mönches Euthymius sollten ihre Wunderkraft so gar dem Oele in den Lampen, das bey seinen Gräbern brennte, mittheilen. Ein Kranker rieb sich mit diesem geheiligten Oele und ward gesund. Wenn man dem Geschichtschreiber dieses Euthymius glauben will: So that er einmal ein ganz außerordentliches Wunder. Ein Christ gieng ohne würdige Vorbereitung zum heiligen Abendmale, und wurde dafür mit einem geschwollnen Leibe bestraft. Euthymius kam vom Himmel, und schnitt mit seinem Finger, wie mit einem scharfen Messer den Leib dieses Unglücklichen auf. So gleich entfloß die böse Materie, die den Leib aufschwellte, und der Heilige zog eine eherne Platte heraus, auf welche einige Charaktere gegraben waren, und legte sie auf eine Tafel, damit sie von jedermann gesehen werden konnte. Solche Wunder waren es, mit denen man den Dienst der Heiligen und ihrer Reliquien bestätigte! Wie weit muß nicht die Einfalt derjenigen gegangen seyn, die sie glaubten! Man darf also nicht erstaunen, wenn die Christen sich nach dem Zeugnisse des Sulpitius Severus bereden ließen, Reliquien eines Straßenräubers für Reliquien eines Märtyrers zu verehren. *Sulpit. Sever. in vit. St. Marini.*

Die abergläubische Verehrung der Reliquien, unter denen man schon angefangen hatte, mehr als ihre Gebeine und ihre Asche zu verstehen, pflanzte sich unaufgehalten in die folgenden Jahrhunderte fort, und mit dem Wachsthume des Aberglaubens vervielfältigten sich die Misbräuche. Der römische Pabst, Gregor der Große, gab den Namen der Reliquien nicht allein ihren Kleidern, sondern auch dem Feilstaube, den er von den Ketten der Märtyrer abfeilen ließ, und den Stücken von Leinewand, die in ihre Grä- *Gregor. I. libr. II. ep. 49. libr. 3. ep. 30.*

ber hinab gelassen wurden. Er eignete dieser neuen Art von Reliquien eben die Kraft zu, die die Gebeine der Märtyrer selbst haben sollten. Ja er gieng so weit, daß er selbst dem Oele aus den Lampen, die in den Begräbnissen der Märtyrer brannten, einen besondern Seegen und Nutzen zuschrieb, und behauptete, daß es denen, die etwas davon empfiengen, ganz außerordentliche Vortheile verschaffte. Zeither waren die Reliquien entweder in ihren Gräbern geblieben, oder man hatte sie in die Altäre der Tempel gelegt. Um diese Zeit aber wurden sie in prächtigen Kapseln an die innern Mauern der Kirche gehängt. Gregor von Tours berichtet, daß dem Könige Gondebald auf die Erzählung, daß ein orientalischer König durch den Beystand eines Fingers von einem heiligen Sergius, den er an seinem Arme trug, alle seine Feinde in die Flucht geschlagen habe, die Lust angekommen sey, eine solche furchtbare und triumphirende Reliquie zu besitzen. Auf die Nachricht, daß sich eine in der Kapelle eines gewissen Eufrons befände, ihre Kapsel aber an der Wand hienge, wurde eine Leiter an dieselbe angelegt, die Kapsel nicht ohne Schrecken geöffnet, der Finger in drey Theile zerstümmelt und weggenommen, ungeachtet es der Heilige übel nahm, daß man seinen Finger so mishandelte. Die Geschichte ist lächerlich; man sieht aber daraus, daß man die Reliquienkapseln in den Kirchen den Altären gegenüber an die Wand aufhieng.

Index oleor. sacror. in Ruinart. Actis Sincer. p. 619.

Es war schon seit zweyhundert Jahren ganz gewöhnlich, die Reliquien der Märtyrer von einem Orte zum andern zu verpflanzen. Unterdessen gab es Bischöfe, welche diese Art der Ehrfurcht gegen sie für ein Verbrechen hielten. Unter diesen war der Pabst Gregor der Vornehmste. Er hielt ihre Translation

für

für einen Kirchenraub, und aus diesem Grunde verschenkte er nichts von den Leibern Petri und Pauli. Mit dem Feilstaube von ihren vorgegebnen Ketten hielt er nicht so sehr an sich, ob er gleich in einem Briefe an die Kaiserinn Constantine bemerkte, daß sich ihre Ketten für einen leichter, für andre schwerer abfeilen ließen. Es gab selbst einige Heilige, welche die Zerstümmlung ihrer Leiber übel aufnahmen. Unter diesen war Simeon, der Stylit. Der Bischof Martyrius hatte sich anheischig gemacht, nichts von seinen Reliquien zerstreuen und weder seine Kleider noch seine Glieder angreifen zu lassen. Allein aus großer Ehrfurcht gegen ihn riß er selbst ein Haar aus seinem Barte, um es aus Hochachtung aufzuheben. Diese Verwegenheit gelang ihm übel; denn er ward, wie die Geschichte lautet, von Gott dafür bestraft.

Unter die Ehrenbezeigungen, welche den Reliquien in diesen Jahrhunderten bewiesen wurden, gehören die feyerlichen Processionen, in denen sie öffentlich zur Schau herum getragen wurden. Die Bischöfe wohnten diesen Processionen bey, um das Volk durch ihre Gegenwart in ihrer abergläubischen Ehrfurcht gegen dieselben zu erhalten. Allein sie ließen sich in Tragstühlen tragen. Das Volk konnte sich an der Bequemlichkeit seiner Bischöfe ärgern. Dieses Aergerniß nun zu vermeiden, hängten die Bischöfe in Spanien die Reliquien um ihren Hals, und so ließen sie sich unter dem Vorwande, daß die Reliquien getragen werden müßten, tragen. Sie genossen auf diese Weise den Vortheil der Bequemlichkeit, und nahmen zugleich Theil an der Ehre, welche der Aberglaube des Volkes den Reliquien erwies. Allein der Synodus von Bracara untersagte ihnen diese Gewohnheit, weil sich viele unter den Layen einfallen

fallen ließen, diesen gottesdienstlichen Zügen zu Pferde beyzuwohnen. Gemeiniglich wurden bey solchen Processionen kostbare Schmäuse gegeben, und die gewöhnlichen Arbeiten eingestellt. Und eben dieses trug nicht wenig zur Einführung und Ausbreitung des Reliquiendienstes bey. Man schweifte aber hierinne bald so sehr aus, daß die Concilien die Gastereyen an diesen Tagen verbieten mußten. Eine andre Ursache, welche den Reliquiendienst nicht wenig beförderte, war die Pracht dieser Aufzüge selbst und der Kleider, in welcher die Geistlichen zu erscheinen pflegten. Der große Haufe ist allzusinnlich, als daß sie keinen Eindruck auf ihn machen sollte; eine Anmerkung, die man nicht zu oft wiederholen kann.

Man wird nicht erstaunen, wenn man in der Geschichte liest, daß dieser Reliquiendienst zu vielen Betrügereyen Gelegenheit gab. So entdeckte Gregor der erste Mönche, welche in Rom Todtengebeine ausgruben, die sie in andern Ländern für Märtyrerreliquien ausgeben wollten. Es gab selbst nach der Erzählung des abergläubischen Gregorius von Tours Betrüger, welche von Ort zu Ort herumzogen und ihre Reliquien dem Volke anpriesen, ungeachtet sie in nichts als in einigen Wurzeln und Zähnen von Mäusen und Ratten bestanden. Diese Betrügereyen und andre Zufälle machten die Reliquien sehr ungewiß. In Spanien bekehrten sich gegen das Ende des sechsten Jahrhundertes viele Arianer. Sie brachten ihre Reliquien mit in die rechtgläubige Kirche; überdieß gab es viele in ihren Tempeln. Sollte man nun ihre Reliquien verehren lassen oder nicht? Verwarf man sie, so konnte man einen wirklichen Märtyrer beleidigen; nahm man sie ohne Prüfung an: So konnte man die Gebeine eines Irrgläubigen gottesdienst-

tesdienstlich verehren. Die Kirchenversammlung zu Saragossa machte deswegen zwo Verordnungen; eine, worinnen den Christen untersagt wurde, Reliquien zu verheelen, und eine andre, welche die Prüfung derselben durchs Feuer anbefohl. Verbrannten sie im Feuer nicht: So wurden sie als wahre Reliquien angenommen und verehrt. *Concil. Caesaraugust. a. 592. c. 2. p. 1609.*

Man war also in diesen Jahrhunderten in beständiger Gefahr, falsche Reliquien gottesdienstlich zu verehren. Man kann unzählbare Beyspiele von falschen und erdichteten Heiligen aus diesen und allen nachfolgenden Zeiten anführen, die man anrief. Gab es so viele erdichtete Heiligen: Wie groß mußte nicht die Zahl von Reliquien seyn, die verehrt wurden und selbst nach dem Systeme dieser Zeiten keine Verehrung verdienten! Die barbarischen Völker, welche den Orient und die Abendländer verwüsteten, die christlichen Tempel zerstörten, und die Leichname der Heiligen und der gemeinen Christen unter einander vermengten, machten die Kenntniß der wahren Reliquien äußerst ungewiß. Erscheinungen und Wunder waren auch keine hinlänglichen Merkmale mehr, sie zu unterscheiden. Denn wie viele Wunder wurden nicht in diesen finstern unglücklichen Zeiten erdichtet? Sollten alle Wunder wahr seyn, die man von den Reliquien erzählt: So hätte es keine Kranken mehr geben können; denn sie hatten alle die Gabe gesund zu machen. Baronius gesteht, daß man nicht die geringste Nachricht finde, wie man unter den Einfällen der Perser, der Araber und Saracenen, welche Antiochien, Jerusalem und Alexandrien ausplünderten und verwüsteten, die Tempel und die darinnen aufbehaltnen Reliquien der Wut dieser Barbaren entzogen und in Sicherheit gebracht habe. Und gleichwohl *Baron. ad a. 637.*

wohl sollen aus diesen Zeiten die Reliquien des Ignatius, der Leib des Evangelisten Marcus und andre heilige Ueberbleibsel durch Reisende, Kaufleute und andre fromme Menschen aus den Morgenländern in den Occident gebracht worden seyn. Allein niemand kann Bürge werden, daß diese Reisenden und Kaufleute entweder selbst hintergangen wurden, oder falsche Waaren für ächte verkauften. Rom genoß im sechsten Jahrhunderte unter dem Pabste Vigilius Sicherheit und Ruhe. Er überschickte an den Eutherius Reliquien; aber er getraute sich nicht zu sagen, ob es wirkliche Reliquien von Märtyrern oder Aposteln wären. **Wir benachrichtigen euch, schrieb er, daß wir euch Reliquien von Märtyrern, oder von Aposteln übersenden, wie wir hoffen.** Ein Pabst zu Rom zweifelte, ob er wirkliche Reliquien versendete; er hoffte es nur: Wie ungewiß werden denn nicht durch den Zweifel eines Statthalters Gottes auf der Erde alle andern Reliquien der Kirche?

Vigil. ep. 2. c. 5. p. 313.

Man sollte vielleicht denken, daß bloß die Furcht, falschen und erdichteten Reliquien eine gottesdienstliche Ehre zu erweisen, den Ausschweifungen ihres Dienstes hätte Einhalt thun müssen. Diese Furcht minderte die Liebe der Christen zu den Reliquien nicht. Die Bischöfe selbst reiseten nach solchen Schätzen. In der Absicht, Reichthümer dieser Art einzusammeln, that Germanus, ein Erzbischof von Paris, eine Wallfarth nach Jerusalem. Auf dem Rückwege begab er sich an den Hof des Kaisers Justianus. Hier sollte er prächtig beschenkt werden; aber er schlug alle Geschenke aus und bat nur um Reliquien. Er pries sich sehr glücklich, daß er, wie er glaubte, ein Stück von der Dornenkrone, und einige Gebeine von den

Aimon. l. 3. c. 9. Id. l. c. c. 19.

bethle-

bethlehemitischen Kindern nach Frankreich brachte. Die Ehrfurcht gegen die Reliquien gieng so weit, daß gegen Auslieferung derselben zuweilen Belagerungen wichtiger Städte aufgehoben wurden. Dieses thaten die fränkischen Könige Childebert und Clotar für den Rock eines heiligen Vincentius. So stieg die Neigung gegen dergleichen sinnliche Gegenstände des Gottesdienstes vom siebenten und achten Jahrhunderte, bis auf die Zeiten der Kirchenverbesserung immer höher und höher in der Kirche, wenn man darunter den größten Haufen der Lehrer und Layen versteht. Die Anrufung der Heiligen und die gottesdienstliche Verehrung ihrer Bilder und Gemälde war aus dem Reliquiendienste entsprungen, wie die folgenden Betrachtungen zeigen werden, und die Christen schweiften im siebenten und achten Jahrhunderte in dieser Anbetung so sehr aus, daß endlich einige Kaiser, Leo Isauricus und sein Sohn, Constantin Copronymus den herrschenden Aberglauben mit Gewalt vom Throne stürzen wollten. Sie ließen die Bilder, Gemälde und Bildsäulen der Heiligen aus den Tempeln werfen und zerbrechen; sie verboten die Anrufung der Heiligen, als einen Götzendienst; sie erklärten diejenigen, so sie anbeteten, für Heiden und Götzendiener, und verfolgten die Bischöfe und Mönche, welche für die Anbetung der Heiligen und ihrer Bilder stritten. Dieser Sturm traf auch die Reliquien, von denen diese Kaiser viele aufsuchen und verbrennen ließen. Allein sie richteten nichts damit aus. Der Aberglaube hielt sich für die verfolgte Religion. Die Verfolger des Creaturendienstes verlangten, daß die Heiligen, ihre Reliquien und Bilder nicht verehrt werden sollten, und nunmehr behaupteten ihre ausschweifenden Verehrer, daß sie angebetet werden müßten.

müßten. Johannes von Damascus lehrte öffentlich, daß alle Creaturen die Ehre der Anbetung verdienten, wenn sie Gott vorstellten; wenn ihnen eine göttliche Kraft beywohnte; wenn sie dem Dienste des Höchsten gewidmet wären; wenn er etwas Großes durch sie ausrichtete; wenn sie Werkzeuge oder Merkmale des Leidens Christi und seiner Heiligen abgegeben hätten. Daher waren ihm Sinai und Zion, der Hügel Golgatha, der Oelberg, der Garten Gethsamane, das Kreuz und das Grab Jesu Christi; die Nägel, mit denen seine Hände und Füße durchstochen worden waren, die Lanze, die seine Seite geöffnet hatte, sein Gewand, der Schwamm, auf welchem ihm seine Kreuziger Essig darreichten, das Evangelium, die heiligen Gefäße, die Heiligen, ihre Gebeine und Gemälde anbetungswürdig. Ich bete alle diese Dinge an, sagte man, nicht wegen ihrer Natur, sondern weil sie Behältnisse und Werkzeuge göttlicher Wirkungen sind. Man eignet dem Patriarchen von Constantinopel Germanus eine Lobrede auf den Gürtel der Jungfrau Maria zu, der bis auf diese Zeit sehr unbekannt gewesen war. In dieser Lobrede richtet er Gebete an den Gürtel der Jungfrau; er betrachtet ihn als die Quelle seines Heils, und er könnte sich nicht anders ausdrücken, wenn er Gott selbst um die Mittheilung seines Himmels anrufte. Die zweyte nicänische Kirchenversammlung bekräftigte die Lehre des Johannes von Damascus. Es war so weit gekommen, daß sich die Kirche ihre Götzen nicht mehr nehmen lassen wollte. Der große Haufe glaubt der Gottheit feuriger dienen zu können, wenn er sie sinnlich macht; der Clerisey hingegen war der Aberglaube des Volkes allzuein-träglich geworden, als daß sie reinere Einsichten hätte

German. in St. Mar. Zonam in Combefis. orig. Constant. p. 236

anneh-

annehmen und ausbreiten sollen. Was hätten nicht die Kirchen und Klöster für Opfer und Einkünfte verloren, wenn man zum Glauben und Gottesdienste der allerersten Christen zurückgekommen wäre!

Im Occidente war man nicht ganz mit den Verordnungen der zweyten nicänischen Kirchenversammlung zufrieden, ob sie gleich von dem römischen Pabste Hadrian gebilligt wurde. Die Reliquien der Märtyrer thaten auch so viele Wunder, daß viele rechtschaffne Leute einen Eckel davor bekamen. Ein heiliger **Spinula** verrichtete derer eine solche Menge, daß die Mönche von Moyen Moutier, denen sie zur Last fielen, diesem Heiligen befahlen, keine Wunder mehr zu verrichten, und er gehorchte. Noch andre entledigten sich des wunderthätigen Körpers des heiligen Pardulfus gar, und ein Autpert mochte die Wunder des heiligen Paldons nicht erzählen, weil die Kirche keine Wunder sondern Tugenden brauchte, sehr viele auch Wunder thäten, deren Namen nicht im Himmel angeschrieben wären. Aber obgleich in diesen Zeiten die Reliquien eines neuen Heiligen mehr Wunder thaten, als die Körper der Apostel vier hundert Jahre nach einander nicht gethan hatten: So wurden sie doch dem großen Haufen nicht verdächtig. Man hörte nicht auf neue Reliquien zu entdecken, zu verkaufen und zu verehren. Schatzgräber würden dem Volke nicht so angenehm gewesen seyn, als ihm die Reliquiengräber waren. Carl der Große gab ein Capitular, den Unordnungen dieses Handels zu steuern. Die mayländische Kirchenversammlung verbot Körper der Heiligen auszugraben und von einem Orte zum andern zu bringen, wenn die Obrigkeit und die Bischöfe ihre Erlaubniß nicht dazu gäben. Aber ungeachtet aller dieser Verordnungen gab es viele

Mabill. Praef. in Saec. Bened. III. P. 1. p. 88.

Autp. Vit. S. Pald ap. Mab. S. III. P. 1. p. 430.

Balux. Capitul. Im Jahre Chr. 813.

Betrüger, welche sich rühmten, Ueberbleibsel von diesem oder jenem Märtyrer zu zeigen, denen sie selbst einen beliebigen Namen gegeben hatten. Und mit wie vielen Colonien falscher Reliquien wurden nicht die abendländischen Provinzen in den folgenden Zeiten der Kreuzzüge vom Oriente aus überschwemmt!

Baluz. ed. post Agobard.

Man blieb also muthwillig in Gefahr, sich mit den Reliquien zu betrügen. Oft entstunden auch Streitigkeiten zwischen verschiednen Kirchen, welche einerley und doch alle die rechten Reliquien dieses oder jenes Heiligen haben wollten. Dieses veranlaßte die Erfindung verschiedner Merkmale, durch welche man die wahren von den falschen unterscheiden zu können glaubte. Viele wurden am Geruche erkannt. Die Erde, aus welcher sie aufgegraben wurden, duftete, wie man sagte, die angenehmsten Balsamgerüche aus. Im achten Jahrhunderte pflegte man mit den neuen Heiligen einige Bücher, oder sie in einem prächtigen Priestergewande, oder mit einem kleinen silbernen Kreuze unter ihren Schultern zu begraben. Dieses waren die Merkmale; höchst ungewisse Kennzeichen der Heiligkeit, an denen sie mit der Zeit erkannt werden sollten! Wo diese Merkmale fehlten, suchte man durch die Tradition die Gräber heiliger Männer zu entdecken, und davon so viel Gewißheit einzuziehen, als möglich war. Glaubte man nun neue Reliquien entdeckt zu haben: So wurden sie geräuchert. Sie wurden mit Wasser und zuweilen mit Wein gewaschen, den man nachher die Zuschauer trinken, oder mit nach Hause nehmen ließ, in der Hoffnung, daß er einige Wunder thun sollte. Waren die Reliquien abgewaschen, so wurden sie oft wieder in das Grab gelegt, wo sie erst gelegen hatten, oder an den Ort, der von ihrem Eigenthümer im Ge-

Vit. S. Burch. ap. Mabill. S. B. III. p. 705.

sichte etwan angezeigt wär. Die Heiligen dieses Jahrhundertes waren zuweilen sehr eigensinnig. Einige wollten ihren Leichnam durchaus von keinem Orte zum andern bringen lassen; andre hingegen waren so verliebt in einen gewissen Ort, daß sie im Himmel nicht eher seelig zu seyn schienen, bis ihre Reliquien dahin gebracht worden waren. Bertha war eine Heilige, deren Körper man nach der Abtey Erstein in Deutschland gebracht hatte. Allein sie konnte es hier nicht ausstehen. Sie verließ den Himmel mehr als einmal und offenbarte sich einer gewissen Herfenda, welche in ihrem Namen die vornehmsten Einwohner von Blangi, wo sie sonst eine Abtey erbaut hatte, ersuchen mußte, ihren Leichnam aus Deutschland dahin zurück zu bringen. Dieses geschah, und nunmehr war die Heilige ruhig. Wer muß nicht die Blindheit dieser Zeiten beklagen? Was würde Tertullians Witz im zweyten Jahrhunderte nicht für Spöttereyen erfunden haben, wenn die Heiden dergleichen Geschichten von ihren Untergöttern und Untergöttinnen erzählt hätten?

Mabill. Saec. Bened. III. P I. p. 451. 456.

Der Reliquiendienst war, wie aus allen diesen Erzählungen erhellt, im höchsten Grade ausschweifend, und das Allerbetrübteste ist, daß er in den morgenländischen und abendländischen Kirchen allgemein war, wenn man die einzige spanische Kirche ausnimmt, welche ihren Gottesdienst am längsten eben so unbefleckt erhalten hat, als ihre Lehre. In den Grundsätzen dieser Kirche war Claudius, ein Spanier von Herkunft, der unter Ludwig dem Frommen Bischof von Turin wurde, erzogen worden, und eben dieser war es, der sich dem öffentlichen herrschenden Aberglauben im neunten Jahrhunderte widersetzte, und ihn durch seinen Unterricht in seinem Bischofthume

Geddes's Miscell. Tracts t. III. p. 11. sqq.

auszurotten suchte. Gleichwie er die Anbetung der Heiligen verdammte: So verwarf er auch den Reliquiendienst, und die gottesdienstliche Verehrung der Bilder. Er behauptete, daß das Kreuz Jesu Christi nicht mehr Ehrfurcht verdiente, als ein andres Holz, und die Reliquien nicht mehr Anbetung werth wären, als andre Gebeine. Seine Lehre machte ihm Feinde; ein gewisser Dungal, der wider ihn schrieb, nannte ihn einen dreyköpfigten Cerberus; das gemeine Gerücht beschuldigte ihn der arianischen Ketzerey; allein er behielt sein Bisthum; starb unausgeschlossen von der Gemeinschaft der Kirche, und seine Lehre pflanzte sich, da der Aberglaube an andern Orten zunahm, in den Gegenden von Turin fort, bis sie im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte von den Albigensern, Petrobruisianern und Waldensern erneuert wurde.

Unterdessen war Claudius von Turin nicht der einzige, welcher sich wider den herrschenden Aberglauben erklärte. Agobard der Erzbischof von Lyon war ihm nicht günstiger. Er bestritt die allgemeine Meynung, daß ein Mensch gewiß seelig wäre, wenn bey seinem Grabe ein Wunder geschähe. Er lehrte ausdrücklich, daß Gott alle gottesdienstliche Verehrung gebührte; daß er unsre Hoffnung ganz haben müßte, daß es sündlich wäre, einem andern zu Ehren Tempel zu bauen und die Creaturen Gottes anzubeten. In welch einen Eifer würde Agobard nicht entbrannt seyn, wenn er vorhergesehen hätte, daß ihn die Kirche zu Lyon unter dem Namen des heiligen Agobo anbeten würde!

Agobard. cfr. in, utf. vulg. opin. Bibl. P. t. 9. p. 1240. de imagin. p. 1265. 1272. 1281.

Es giengen freylich bey dem Reliquiendienste so viele Betrügereyen vor, daß selbst viele von denen, welche den Ueberbleibseln der Heiligen einige Art

Baluz. ed. post Agobard.

gottes-

gottesdienstlicher Verehrung zugestanden, sich gezwungen sahen, ihren Unwillen darüber zu bezeugen. In der Kirche des heiligen Bemginus zu Dijon trugen sich um eben diese Zeit wegen der Reliquien, die daselbst zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden, Unordnungen zu, über welche Theobald, der Bischof von Langres den Amolon, einen Diaconus zu Lyon zu Rathe zog. Zween Mönche hatten die Gebeine eines vorgegebnen Märtyrers dahin gebracht, und als sie über den Namen desselben befragt wurden, waren sie unverschämt genug zu sagen, daß sie ihn vergessen hätten. Der Bischof von Langres verlangte Beweis, daß es wirkliche Reliquien wären; allein einer von ihnen machte sich unsichtbar, und der andre starb während der Abwesenheit des andern. Man brachte unterdessen diese Reliquien in die Kirche, und die Rede gieng, daß sie Wunder thäten. Es waren aber keine gutthätigen Reliquien; sie heilten keine Krankheiten, man sah nur Personen des weiblichen Geschlechts niederstürzen, sich schlagen, und Bewegungen machen, als wenn ihnen übel begegnet würde. Diese Seuche wurde ansteckend, und es gab auch bey den Gräbern der Märtyrer Andochius, Thyrsus und Felix Convulsionisten. Theobald verlangte hierüber Amolons Meynung zu wissen. Amolon rieth ihm, die vorgegebnen Reliquien begraben zu lassen, um dem Volke keine Gelegenheit zum Aberglauben zu geben. Er erklärte das Fallen und Schlagen, davon ihm Theobald geschrieben hatte, für Wirkungen der Bosheit einiger Bettler, welche durch ihre Verzückungen theils Aufsehen zu machen, theils Geld zu gewinnen suchten; er gab ihm den Rath, einige von ihnen geißeln zu lassen, und hoffte, daß wenn er dieses thäte, die vorgegebnen Wunder bald aufhören würden.

Allein es mochten noch so viele Betrügereyen, die mit Reliquien getrieben wurden, entdecket werden; ihre gottesdienstliche Verehrung blieb in dem zehnten und folgenden Jahrhunderten nicht allein unerschüttert; sondern wurzelte auch immer tiefer in den Gemüthern des Volks ein. Es war im zwölften Jahrhunderte nichts gewöhnlicher, als die feyerlichen Processionen, in welchen die Aebte und Mönche die Reliquien ihrer Klöster auf den Dörfern und in den Provinzen herumtrugen. Diese mußten oft sehr weite Reisen thun. Wer sie sehen, anrühren, und küssen wollte, mußte eine so große Glückseligkeit mit Geschenken von ihnen erkaufen. Man könnte unzählbare Beyspiele dieser Gelderpressungen anführen. Die Ausschweifung gieng in diesen Zeiten so weit, daß man sich so gar anfieng zu rühmen, Reliquien von Jesu Christo selbst zu haben. So wollten die Mönche zu St. Medard einen Zahn von ihm besitzen, und in Böhmen rühmten sich die Geistlichen, zu Hussens Zeiten, eine Reliquie von seinem Blute zu haben, der sie viele Wunder zuschrieben. Es vervielfältigten sich überdieß die Reliquien der Märtyrer und Heiligen. Denn man zeigte einen Kopf, einen Leichnam, einen Arm von diesem oder jenem in verschiednen Kirchen, und jede wollte die ächte Reliquie besitzen, die nur eine einzige seyn konnte. Gvibert, ein Abt von Nogent, wünschte aller dieser Unordnungen wegen, daß man die Ueberbleibsel der Heiligen lieber in ihren Gräbern gelassen, als sie in güldne und silberne Kapseln gelegt, als von einem Orte zum andern verpflanzt und zerstreut hätte. Denn wären die Leiber der Heiligen, sagt er, nach der Ordnung der Natur in ihren Gräbern geblieben: So könnte man die Wahrheit ihrer Reliquien nicht in Zweifel ziehen. Er

Cf. Chron. Centul. in Dacher. Spicil. t. II. p. 137. 354. Mabill. Annal. Ben. t. VI. p. 342. Act. Sanct. M. Maji t. VII. p. 533.

Gvib. de Pign. S. S. l. I. c. 3. ed. Baluz.

glaubt

glaubt nicht, daß man etwas thue, was Gott und den Heiligen angenehm sey, wenn man ihre Gebeine ausgrabe, und zugleich bestraft er mit einem rühmlichen Eifer diejenigen, welche sie aus Gewinnsucht und Geiz für Geld zeigen oder verkaufen. Dieser Handel mit Reliquien wurde so unverschämt getrieben, daß ihn im dreyzehnten Jahrhunderte, die vierte lateranische Kirchenversammlung, und die Synoden zu Bourdeaux und Buda in Ungarn, völlig untersagten, und zugleich so einträglich, daß sich die Päbste das Monopolium derselben, und das Recht über die neuentdeckten zu urtheilen, allein zueigneten, gleichwie sie schon die Canonisation der Heiligen selbst an sich gezogen hatten. Aus der Verordnung des Synodus von Bourdeaux, erhellt unter andern, daß auf die Reliquien, wie auf das Evangelium geschworen wurde. Die Widersprüche, welche ihre Anbetung von den Waldensern, und Wiclefiten im vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhundertes erdulden mußten, veranlaßten hier und da Synodalverordnungen wider die offenbarsten Greuel ihres Dienstes. So befahl die Kirchenversammlung zu Ravenna, die Reliquien, von denen man versichert seyn konnte, daß sie ächt wären, außer den Altären aufzustellen, und von dem Volke verehren zu lassen, die ungewissen aber in die Altäre zu verschließen. Die Synodi von Marsiac verboten den Verkauf der alten, und die Verehrung der neuen Reliquien, und ein Synodus von Angers, daß man die Reliquien nicht umhertragen sollte, Geld damit zu gewinnen.

Im Jahre 1311

Im Jahre 1448

Der Reliquiendienst gehörte unter die Verderbnisse, welche die Reinigkeit des Christenthums verunstalteten, und er war selbst eine fruchtbare Quelle mannichfaltiger Verderbnisse in der Lehre und im

Leben der Christen. Aus der gottesdienstlichen Verehrung der Reliquien, entsprang die gottesdienstliche Anrufung der Heiligen; die Einbildung, daß man an einem Orte erhörlicher beten könne, als am andern; die Verdienstlichkeit der Wallfarthen; falsche Begriffe von der Frömmigkeit, und vom Gottesdienste; eine Menge unnützer Feste, welche das Volk zum Müßiggange verführten und darinnen unterhielten; die Meynung und Verordnung der Bischöfe, daß die Kirchen als öffentliche Freystätte angesehen werden sollten; ein Haufen seltsamer und oft lächerlicher Ceremonien, welche auf den Schultern der Christen eine unerträgliche Last waren; die Erdichtung vieler Wunder und Erscheinungen, die das Ansehen der wahren Wunder und Offenbarungen Gottes verringerten; tausend Betrügereyen und Gottlosigkeiten zu geschweigen, welche unter dem Vorwande des Reliquiendienstes ungescheut ausgeübt wurden. Dieser abergläubische Dienst war eine von den vornehmsten Ursachen der tiefen Unwissenheit, welche den Erdkreis so viele Jahrhunderte nach einander bedeckte. Denn da den Geistlichen daran gelegen war, den großen Haufen in seiner ausschweifenden Verehrung der Reliquien zu erhalten, weil sie dieselbe als eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern betrachteten: So war ihnen auch daran gelegen, das Volk in seiner Unwissenheit zu erhalten. Denn wo die Christen erleuchteter gewesen wären: So hätten so viele Wunder und Erscheinungen nicht vorgegeben und erdichtet werden können. Man hätte sie geprüft und verworfen. Denn haben nicht in unsern weisern Zeiten selbst in denen Gemeinen der Christenheit, wo der Creaturendienst noch herrscht, die meisten Reliquien aufgehört, Wunder zu thun? Warum hat sie wohl ihre ehedem

so mächtige Kraft verlassen? Es giebt freylich noch Länder, wo sie sich von Zeit zu Zeit äußern soll: Aber sind es nicht eben diejenigen, wo das Licht der Wissenschaften die alten Finsternisse bis auf diesen Tag nicht zerstreuen kann? Die Christen sollten nach der Lehre ihres Erlösers, Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen. Allein, müßte derjenige nicht die unverschämteste Stirne haben, welcher läugnen wollte, daß die Reliquien mehr und häufiger der Gegenstand des Gottesdienstes gewesen sind, als das höchste Wesen selbst? Die Anbetung der Märtyrer und Heiligen, und der Dienst, der ihren Gemälden und Bildnissen erzeigt wurde, sind Beweise dieser traurigen Wahrheit, und Beweise, welche ausführlicher betrachtet zu werden verdienen.

* *

Von der gottesdienstlichen Anrufung der Märtyrer, der Heiligen, der Jungfrau Maria und der Engel.

So gegründet und erhaben die Vorstellungen sind, welche die Offenbarung von Gott, von seinen unendlichen Vollkommenheiten, besonders von seiner unaussprechlichen Güte gegen seine Geschöpfe, von seiner Allwissenheit, die alle ihre Bedürfnisse kennt, und von seiner uneingeschränkten Macht giebt, die einem jeden Hülfbegierigen helfen kann: So feyerlich untersagt sie alle gottesdienstliche Verehrung und Anrufung der Creaturen. Die ersten drey christlichen Jahrhunderte, sind nie von dieser großen Wahrheit

abgewichen, und eben die Märtyrer, welche der Aberglaube der folgenden Zeiten vergötterte, starben für die Wahrheit, daß Gott allein angebetet werden müßte. Ihr Tod war eine Ursache von dem Verfalle der Abgötterey. Ihre Tugend wurde bewundert, und was verdient wohl mehr Bewunderung, als eine Tugend, die durch keine Martern, durch keine Grausamkeiten, und selbst durch den peinlichsten Tod nicht erschüttert werden kann? Allein, diese Bewunderung schweifte bald aus. Man glaubte ihrem Andenken Ehrfurcht schuldig zu seyn, und man suchte dieselbe durch eine übertriebne Ehrfurcht gegen ihre Reliquien auszudrücken. Einige unter ihnen, hatten in ihrem Leben Wunder gethan; man fieng an zu glauben, daß diese Kraft ihre Gebeine und Asche nicht verlassen hätte; man wünschte Theil an den Wohlthaten dieser in ihnen zurückgebliebnen Kraft nehmen zu können; man glaubte nach einem noch nicht vergeßnen heydnischen Vorurtheile, daß sich die Verstorbnen gern bey ihren Gräbern aufhielten; man hatte die Fürbitte der Märtyrer auf der Erde, für sehr kräftig gehalten; man fieng an sich zu bereden, daß sie im Himmel fortführen, für die Sterblichen zu beten; man wünschte ihre Fürbitte; man verlangte ihre Hülfe; sie konnten helfen; denn man erzählte viele Wunder, die ihre Gebeine verrichtet haben sollten, und glaubte sie: Was war leichter, und zumal bey dem großen Haufen unausbleiblicher, als der Schluß: Wer Hülfe von den Märtyrern verlangt, muß sie darum bitten? So wurde die Anrufung erst der Märtyrer, und dann der Heiligen, der Maria, und der Engel nach und nach in die christliche Welt eingeführt, im Anfange von den meisten Lehrern nur geduldet, von andern bald begünstigt, und endlich von

den meisten als nützlich und nothwendig vertheidigt, öffentlich empfohlen und gelehrt.

Alle Ehre, die im Ausgange des dritten Jahrhundertes den Märtyrern erwiesen wurde, bestand in der Hochachtung und Sorge für ihre Leichname und Reliquien, in übertriebnen Lobreden auf ihr Märtyrerthum, in der Feyer jährlicher Gedächtnißtage, an welchen man ihr Andenken, und die Erinnerung der ehemaligen Kirchengemeinschaft mit ihnen erneuerte, und endlich in den Opfern, welche zum Zeichen der fortdauernden Vereinigung mit ihnen für sie, und gleichsam in ihrem Namen der Kirche gebracht wurden. An eine wirkliche Anrufung derselben, wurde noch nicht gedacht. Wenn Creaturen angerufen zu werden verdienen, so sind es die Engel. Diese sind selbst, nach der Lehre der Schrift, zum Dienste und Beystande der Menschen bestimmt; und wie erstaunlich sind nicht ihre Vorzüge vor uns! Man hatte auch schon im dritten Jahrhunderte aus der heydnischen Geisterlehre, Meynungen angenommen, die auf eine Anrufung derselben führen konnten. Die Engel wurden seit dem zweyten Jahrhunderte für Schutzgeister, für die Götter der alten Weltweisen, und für die Urheber der verschiednen Sprachen des Erdkreises gehalten; sie wurden in gewisse Classen eingetheilt; man gab aus ihnen jeder Nation ihren besondern Schutzgeist; man eignete ihren Namen eine besondre Kraft zu; man hatte so gar die Meynung angenommen, daß sie die Gebete der Menschen vor Gott brächten, ungeachtet sie in ihrem Ursprunge offenbar heydnisch und platonisch war. Das Ansehen, welches Origenes in der Kirche hatte, trug das meiste zur Aufnahme dieser Meynungen unter die Wahrheiten des christlichen Glaubens bey. Besonders lehrte er,

Orig. in Jos. Hom. 20. 23. in Numer. 20.

Apulej. de Deo Socr. Jamblich. de Myst. Aegypt. Sect. V.

daß,

daß, wenn ein Mensch Gott mit einer wahren und brünstigen Andacht anriefe, eine unzählbare Menge heiliger Mächte sich mit dem Betenden vereinigten, und mit ihm gemeinschaftlich Gott anriefen. Er behauptete auch, daß sie in einem rechtgläubigen Verstande, Götter genennt werden könnten, und wirklich diesen Namen in der heiligen Schrift empfangen hätten. Allein so große Begriffe man sich auch von ihnen machte, und so leicht der Uebergang von ihnen zu einer wirklichen Anbetung derselben war: So rief sie doch die Kirche nicht an. Origenes widerlegte die Beschuldigung des Celsus, daß die Jüden Engel angebetet hätten, mit vielem Eifer, und behauptete, daß alle Bitten, alle Gebete und Danksagungen Gott allein, als dem Herrn über alles zukämen. Gregorius von Neucäsarea, sein Schüler, Tertullian, Arnobius, und Lactantius, hatten gleiche Grundsätze. Die Christen riefen noch keine Engel an. Dieses beweist eine merkwürdige Begebenheit, welche sich unter der Regierung Constantins des Großen zutrug. Man hatte zu der Zeit das Gerücht, daß die Eiche zu Mamre, wo Jesus Christus dem gläubigen Abraham erschienen war, und die Häuser, die der Patriarch umher gebaut hatte, noch stünde. Man feyerte bey derselben alle Frühjahre ein Fest, bey welchem sich Jüden, Heyden und Christen einfanden; die Jüden, wegen ihres Erzvaters Abrahams; die Heyden wegen der Engel, die daselbst erschienen waren, um ihnen einen Ochsen, einen Bock, und einen Hahn zu opfern, und die Christen um Christi, ihres Erlösers willen. Constantin wurde von dieser abergläubischen Gewohnheit unterrichtet, bezeugte seinen Unwillen wider die Bischöfe, die dergleichen Misbräuche zuließen, und befahl ihnen und den Bischöfen von Phönicien,

Origen. c. Cels. l. 5. p. 239. & libr. 8. p. 432.

Id. l. c. l. 8. p. 406.

Sozom. l. 2. c. 4.

nicien, daselbst einen Tempel erbauen zu lassen, in welchem Gott allein angebetet werden sollte. Konnte wohl Constantin einen solchen Befehl geben, wenn die Engel schon angerufen worden wären? Eusebius und Athanasius lehrten beyde, daß die Engel zwar geehrt, aber nicht angebetet werden müßten, weil wir Gott allein die Ehre der Anbetung schuldig sind. Die Kirche blieb im vierten Jahrhunderte bey diesen Grundsätzen. Unter allen morgenländischen Vätern ist nicht ein einziger, der eine Anrufung der Engel gelehrt hätte, und eben so findet man unter den abendländischen bis auf den Ambrosius keinen. Allein man findet wohl eine ganze Kirchenversammlung, welche die Anrufung der Engel als eine offenbare Abgötterey verdammte. Es ist solches die berühmte Kirchenversammlung zu Laodicäa, deren Verordnungen man allezeit in der Kirche sehr hoch gehalten hat. Diese nun erklärte, daß die Christen die Kirche nicht verlassen, und die Engel anrufen, und Versammlungen halten müßten, weil solches verboten wäre. Derjenige sollte dem Banne unterworfen seyn, welcher dieser verborgnen Abgötterey ergeben seyn würde. Die Väter des vierten Jahrhundertes gaben den Engeln eine große Gewalt. Sie trugen ihnen in ihrem Lehrbegriffe die Sorge für das menschliche Geschlecht auf; sie eigneten ihnen eine große Gewalt über die verschiednen Nationen des Erdkreises zu, und gaben einem jeden Volke seinen eignen Schutzengel. Nach ihren Lehrsätzen hatte auch jede Kirche einen aus diesen erhabnen Geistern zu ihrem Beschützer, und es war selbst einem jeden Menschen ein Engel zum Aufseher, und Vertheidiger gegeben worden. Allein so sehr auch die Väter die Gewalt der Engel erweiterten: So schlossen sie doch aus ihrer

Euseb. præp. Ev. l. 7. c. 15. Athan. contr. Arian. Or. 3.

Concil. Laodic. Can. 35. t. I. C. Hard.

Basil. in Jesai. t. 2. p. 192. Isid. Pelus. l. 2. ep. 85. Basil. in Ps. 33. t. I. p. 190.

endlichen

endlichen und eingeschränkten Natur, daß Gott allein angebetet zu werden verdiente. So bald Zeit und Raum ein Wesen umgrenzen: So läuft man Gefahr, wenn man zu ihnen betet, nicht von ihm gehört zu werden. Diese Gefahr ist desto größer, je gewisser es ist, daß ihre Endlichkeit auch ihrer Wissenschaft Schranken setzt. Daher fiel in vierhundert Jahren keinem rechtgläubigen Lehrer ein, öffentlich zu lehren, daß die Engel angerufen werden sollten. Ambrosius nur, war in dieser ganzen Zeit der erste und einzige, welcher sagte, daß **man die Engel, die uns zum Schutze gegeben sind, anrufen müßte.** Augustinus war ein großer Bewunderer des Ambrosius; aber er nahm diese seine Lehre, die überdieß nur wie im Vorbeygehen angebracht, und mehr eingestreut, als förmlich behauptet wird, nicht an, und alle seine Grundsätze streiten eben so sehr wider diese Lehre, als sie mit dem Ambrosius selbst bestritten werden kann. Augustin hatte zwar die Meynung, daß die Engel gewisse Dinge in den Wohnungen der Seeligkeit erzählten, die sie auf der Erde sähen; daß sie vom Himmel herab kämen, und zuweilen in keiner andern Absicht, als die Menschen zu benachrichtigen, daß dieser oder jener Leichnam noch unbegraben läge; endlich glaubte er auch, daß sie die Gebete der Menschen vor Gott brächten. Allein, er setzte in mehr als einer Stelle fest, daß keine geistliche Creatur, so gerecht und erhaben sie auch sey, Anbetung verdiene. In seinen Bekenntnissen sagte er zu Gott: **Was konnte ich thun, mich mit dir wieder auszusöhnen? Sollte ich zu den Engeln gehen? Aber mit welchem Gebete hätte ich das thun sollen? Ich weiß daß einige Personen, welche sich mit dir zu vereinigen wünschten, und durch sich selbst**

Basil. de Sp. Sto. c. 27.

Ambros. de vict. t. IV. p. 505.

August. de cur. pr. mort. c. 10. c. 15. & ep. 120. 121.

Id. ep. 49.

Confess. l. II. c. 42.

nicht

nicht konnten, solches durch den Dienst der Engel haben thun wollen. Aber eben dadurch sind sie in Träume und Verblendungen gefallen. Er lehrte, daß die Christen über die Glückseeligkeit der Engel nicht eifersüchtig wären, sondern sie vielmehr ehrten, aber nur durch ihre Liebe, und nicht durch Dienst und Anbetung. Er lehrte, daß man den Engeln weder Opfer bringen noch Tempel bauen müßte: Würden wir, sagte er, wenn wir auch dem heiligsten Engel einen Tempel von Holz oder Stein erbauten, uns nicht dem Banne unterwerfen, und abgesondert von der Wahrheit Christi und seiner Kirche seyn, weil wir der Creatur einen Dienst erzeigten, der der Gottheit allein zukömmt? Er erzählt zwar, daß es nach dem Zeugnisse des Epiphanius, Ketzer gegeben habe, welche zum Engeldienste geneigt gewesen wären. Allein diese Ketzerey war schon wieder erloschen. Damals gab es also keinen Christen, der die Engel anrief. Eben so bestritt im Oriente Chrysostomus alle Anrufung der Engel. Nach seiner Lehre bestand eben die Gnade, die Gott den Heyden erwies, in dem Unterrichte, daß keine menschliche Creatur, die Erde, die Thiere, Menschen, Engel, und Erzengel, und keine von allen himmlischen Mächten anbeten, und ihnen dienen dürfte. Wenn allen Creaturen alle gottesdienstliche Verehrung abgesprochen wird: Wie können die Engel angerufen werden?

Id. de ver. relig. c. 55.

Id. ep. 59. Id. de ver. relig. & contr. Maxim. Arian.

Chrysost. in Coloss. h. 7.

Wenn Creaturen angerufen werden dürfen: So verdient nach den Engeln die Ehre der Anrufung niemand mehr, als die Jungfrau Maria. Ein Patriarch von Constantinopel, richtete im achten Jahrhunderte, wie in der vorhergehenden Abhandlung bemerkt worden ist, Gebete an den Gürtel der Jung-

frau

frau Maria: Wer sollte nicht glauben, daß die Kirche der ersten vier Jahrhunderte zum wenigsten ihr selbst eine vorzügliche Verehrung erwiesen haben müsse? Ihre Heiligkeit ist aus der göttlichen Offenbarung bekannt. Sie war die glückseeligste unter den Frauen, und von ihr kann man mit der höchsten Gewißheit behaupten, daß sie nun des göttlichen Anschauens genieße. Man hat ihr in den neuern Zeiten eine fast unumschränkte Gewalt im Himmel eingeräumt; man läßt sie Gott dem Sohne, als seine Mutter befehlen; man macht sie zur Mittlerinn und Fürbitterinn der Menschen, zur Königinn des Himmels und der Erde, zur Beherrscherinn der Engel, und zur Mutter der Barmherzigkeit und Gnade. Ueberdieß hat man ganz besondre Nachrichten von ihrer Geburt, ihrem Leben, und ihren übrigen Schicksalen. Man läßt ihre Geburt von Engeln ankündigen; die himmlischen Heerschaaren vor Freude tanzen, daß ihre Königinn gebohren werden sollte; den Erdkreis, da sie gebohren wird, bewegt werden, und die Engel Jubellieder darüber singen. Man giebt ihr vor dem ganzen weiblichen Geschlechte den Vorzug einer heiligen und unbefleckten Empfängniß und Geburt ohne Sünde; man läßt sie im Allerheiligsten auferziehen; und wie ihre Geburt wundervoll war, so läßt man auch bey ihrem Tode viele Wunder geschehen. Man läßt sie, gleich ihrem Sohne, nach drey Tagen wieder auferstehen, und in den Himmel aufgehoben werden. Die Redner erklären sie für die Erlöserinn des menschlichen Geschlechts; für diejenige, auf der die Christen alle ihre Hoffnung ruhen lassen können. Sie nennen sie die Schiedsrichterinn der Angelegenheit aller Jahrhunderte. Der Cardinal Bona erhebt sie über die Grenzen alles Lobes,

und

und behauptet, daß, wenn Menschen und Engel sich zu ihrem Ruhme vereinigen wollten, sie doch nicht im Stande wären, sie würdig genug zu preisen. Ihre Verehrer tragen ihr die Aufsicht über alle Reiche auf, und Ludwig der dreyzehnte widmete ihr seine Krone und sein Reich, weil er zu herrschen hoffte, wenn sie herrschte. Man läßt sie unzählbare Wunder verrichten; man glaubt, daß sie in den wichtigsten Umständen des Lebens angerufen werden müsse; man kann Brodt und Wein im heiligen Abendmale nicht seegnen, ohne ihre Fürsprache und Hülfe zu erbitten. Welch eine Ehrerbietung gegen sie! Und man findet von allem demjenigen, was zu ihrer Ehre in den neuern Zeiten gelehrt und behauptet wird, auch nicht die geringste Spur in den fünf ersten Jahrhunderten der Kirche.

Die ersten drey Jahrhunderte wissen so wenig von der wundervollen Geburt, als unsündlichen Empfängniß der Jungfrau Maria. Gregorius von Nyssa führt zwar im vierten eine Geschichte von der Jungfrau Maria an; allein er erklärt sie selbst für apocryphisch. Man hat auch drey Reden auf die Verkündigung Mariä, in welcher sie eine Jungfrau ohne Sünde, eine Jungfrau ohne Flecken genannt wird. Diese Reden sind dem Gregorius von Neocäsarea zugeeignet worden; sie werden aber von allen Kennern für untergeschoben, und für das Werk eines neuern Griechen erklärt. Tertullian sagt, daß es ein besondrer Vorzug Jesu Christi vor allen Menschen gewesen sey, rein von Sünde zu seyn; er konnte dieses nicht sagen, wenn die Mutter des Herrn ohne Sünde war. Die vier ersten Jahrhunderte wissen eben so wenig von ihrer Auferstehung und Aufnahme in den Himmel, und obgleich dem Bischofe

Tertull. de præscr. c. 3.

Melito de transf. Virgin. B. P. t. 7. p. 580.

Melito aus dem zweyten Jahrhunderte eine Schrift davon zugeschrieben wird, die dem Beda im achten bekannt war, und vielleicht im fünften erdichtet worden ist: So ist sie doch voll solcher Ungereimtheiten, daß es lächerlich seyn würde, einen Beweis daraus herzunehmen. Die Väter der ersten Zeiten des Christenthums reden von ihr nicht als von einer Person, die sich selbst nie mit einer Sünde befleckt

Irenæus l. 3. c. 18.

habe. Irenäus beschuldigt ihr Verlangen, auf der Hochzeit zu Cana ein Wunder von Christo zu sehen, einer unordentlichen Kühnheit. Eben dieser Vater gedenkt vieler Wunder, die zu seinen Zeiten im Namen Jesu Christi verrichtet worden sind; aber keines einzigen von der Jungfrau Maria. Woher kömmt es nun, daß sie erst in den letzten Zeiten der Kirche so wunderthätig wird? Warum wissen die ersten Jahrhunderte davon so wenig, als von ihrer Unsündlichkeit? Wenn sie unsündlich war, wie durften es

Origenes in Luc. hom. 17. Tertull. de carn. Christ. c. 7.

Origenes und Tertullianus wagen, sie so gar bey dem Tode des Erlösers des Mistrauens und Unglaubens zu beschuldigen? Wenn sie gottesdienstlich verehrt und angerufen wurde: Wie kam es, daß sie mit einer solchen Freyheit von ihr redeten? Allein eben ihre Anbethung ist es, was aus den Schriften der ersten Väter auch mit keinem Worte erwiesen werden kann. Man findet darinnen nicht ein einziges Gebeth an sie. Clemens von Alexandrien schrieb einen **Pädagog**, oder **Lehrer**, worinnen die Pflichten der Christen erklärt werden; aber man findet weder darinnen, noch in den Catechetischen Unterweisungen des Cyrillus von Jerusalem das geringste von der Ehrfurcht, die man der Jungfrau Maria schuldig sey. Alles, was man zu ihrer Ehre auftreiben kann, besteht in einer Vergleichung derselben mit der Mut-

ter aller Lebendigen, Eva. Irenäus setzt die Maria der Eva entgegen. Diese wurde, wie er sagt, von der Schlange versucht, zu sündigen; jene von dem Engel benachrichtigt, Gott zu tragen; eine wurde verführt, Gott zu fliehen, die andre überredet, die Trösterinn des menschlichen Geschlechts zu werden; also wurde das menschliche Geschlecht, das dem Tode unterworfen war, durch eine Jungfrau befreyet, weil der jungfräuliche Ungehorsam auf der Wage gewogen, und durch den jungfräulichen Gehorsam wieder erstattet worden ist. An einem andern Orte sagt er, daß die Jungfrau Maria eine Gelegenheit zur Errettung des menschlichen Geschlechts geworden sey, gleichwie Eva eine Ursache und Gelegenheit zum Tode gewesen war. Diese Stellen, die in ihrer Art aus drey Jahrhunderten die einzigen sind, werden erklärt, als ob eine Fürsprache der Jungfrau Maria für die Menschen darinnen gelehrt würde, weil sich das Wort Trösterinn auch durch Fürsprecherinn übersetzen läßt. Allein wer sieht nicht, daß Irenäus weiter nichts habe sagen wollen, als daß die Jungfrau Maria das Mittel und Werkzeug gewesen sey, das Gott zur Geburt des Erlösers erwählte, damit Eva und das ganze menschliche Geschlecht durch ihn wieder getröstet würde? Irenäus zieht aus dieser Vergleichung, die von dem **Epiphanius** und **Augustinus** wiederholt worden ist, nirgends den Schluß, daß sie als unsre Erlöserinn angerufen werden müsse. Niemand darf also aus einer solchen zweydeutigen Stelle beweisen, daß die erste Christenheit Mariam angebetet habe, ohne seine schlimme Sache zu verrathen. Noch vor dem Ausgange des vierten Jahrhundertes gab es Lehrer, welche von einer gewissen Art von Anrufung der Märtyrer redeten, und gleichwohl findet

man keinen einzigen, welcher irgendwo, auch nur im Vorbeygehen sagte, daß Maria angerufen werden müßte. Gegen das Ende desselben gab es in Arabien einige Abergläubische, die sie nach dem Zeugnisse des Epiphanius gottesdienstlich verehrten. Sie opferten ihr Kuchen, von denen sie **Collyridianer** genannt wurden, und wollten mit ihrem Namen, man weiß nicht was ausrichten. Allein Epiphanius verdammte diese Ehrfurcht gegen die Maria als eine **Gottlosigkeit und Lehre des unreinen Geistes.** Maria wurde also in den ersten vier Jahrhunderten nicht gottesdienstlich verehrt und angerufen.

Epiphan. hær. Collyrid.

Den Aposteln wurde so wenig, als den Engeln und der Jungfrau Maria, die Ehre einer gottesdienstlichen Anrufung erzeigt. Man erzählt zwar von dem Kaiser Constanz, daß er die Leichname des heiligen Andreas und Lucas und Timotheus nach Constantinopel habe bringen lassen; aber man erzählt nicht, daß man Gebete an diese seeligen Herolde des Evangelii gerichtet habe. Die öffentliche Lehre des vierten Jahrhundertes schloß alle Menschen von der Ehre der Anbetung aus. Man fragte, ob es irgend einen Propheten gegeben habe, von dem die Anbetung eines Menschen erlaubt worden sey. Daraus, daß kein Prophet dieses erlaubt habe, schloß man, daß es noch vielweniger einer erlaubt hätte, eine Person des weiblichen Geschlechts anzubeten. Elias hatte sein ganzes Leben im ehlosen Stande gelebt; er war von Gott durch ein Wunder in den Himmel aufgenommen worden, und dennoch verdiente er nach der Lehre des Epiphanius nicht angebetet zu werden. Die Arianer hielten Jesum Christum für eine bloße Creatur, und erwiesen ihm doch die Ehre der Anbetung. Die Rechtgläubigen beschuldigten

Epiphan. hær. 79.

sie

sie deswegen der Abgötterey. Die Arianer suchten sich wider diesen Vorwurf dadurch zu retten, daß sie unter der Ehre der Anbetung, die sie dem Vater, und unter der gottesdienstlichen Verehrung, die sie dem Sohne erwiesen, einen Unterschied machten. Dieser Unterschied bestand besonders darinnen, daß sie den Sohn wohl anbeteten, aber nicht anriefen. Fulgentius verwies es ihnen, daß sie glaubten, alle Gebete der Gläubigen müßten bloß an den Vater gerichtet werden. Wenn die Apostel angerufen werden durften: So hatten die Arianer nicht nöthig, diesen Unterschied in der Anbetung zu machen, und überhaupt zu läugnen, daß er angerufen werden dürfte. Denn durften die Jünger angerufen werden: Wie vielmehr gehörte nicht diese Ehre ihrem Herrn und Meister? Allein man hatte noch keinen Unterschied unter einer Latrie, die allein Gott zukommen sollte, und zwischen einer Dulie erfunden, mit der die Engel, die Jungfrau Maria, die Apostel und die Märtyrer verehrt werden sollen. *Fulgent. contr. Fabianum. frag. 31.*

Basilius, der Bischof von Cäsarea, ist der erste von den Vätern des vierten Jahrhundertes, der für die Anrufung der Märtyrer angeführt wird. Die vornehmste Stelle, die zum Zeugnisse davon dienen soll, steht in seiner Lobrede auf die vierzig Soldaten, welche unter Julian, dem Abtrünnigen, den Märtyrertod für den christlichen Glauben erlitten. Hier ist ein Beystand für die Christen ganz bereit, saget er; dieses ist die Versammlung der Märtyrer; ein Heer triumphirender Soldaten; ein Chor von Menschen, die Gott loben. Ihr habt euch oft Mühe gegeben; oft gesucht, einen zu finden, der zu Gott für euch betete. Hier sind vierzig, die mit einer Stimme für euch

Basil. hom. in 40 Martyr. t. r. p. 533.

bitten. Gott ist da gegenwärtig, wo sich zween oder drey in seinem Namen versammelt haben: Wie kann an der Gegenwart Gottes gezweifelt werden, da hier vierzig sind? Wer bekümmert ist, flieht zu diesen vierzigen; wer sich freut, eilt zu ihnen, dieser, daß er einen Ausgang aus seinen Leiden finde; dieser, daß er in seinem Wohlstande erhalten werden möge. Hier trifft man eine fromme Mutter an, die für ihre Kinder flehet; hier ein Weib, das um die Zurückkunft ihres verreisten Mannes bittet, oder um die Wiederherstellung seiner Gesundheit. Laßt uns also unser Gebet mit den Märtyrern vereinigen. Bald nach diesen Worten ruft Basilius aus: O ihr gemeinschaftlichen Beschützer des menschlichen Geschlechtes; ihr vortrefflichen Mitgenossen der Sorgen; ihr Mitgehülfen des Gebetes; ihr mächtigen Beystände!

Es lassen sich über diese berühmte Stelle unterschiedne Anmerkungen machen. Man sieht deutlich daraus, daß man in diesen Zeiten eine Fürbitte der Märtyrer für die Lebendigen geglaubt habe. Allein dieser Glaube war noch neu. Die Gemeine des Basilius hatte sich Mühe gegeben, einen zu finden, der für sie beten möchte. Wenn alle Heiligen für die Lebendigen bethen: Warum suchte sie denn erst Fürbitter? Warum hatte sie nicht ihre Zuflucht zu den Aposteln genommen? Was man schon hat, sucht man nicht. Eine andre Anmerkung ist diese, daß man eine Gegenwart der Märtyrer bey ihren Gräbern glaubte: Denn wie könnte sonst der Redner sagen, daß in der Kirche, wo er redete, vierzig Märtyrer beysammen wären, welche Gott bäten? Versteht

man sie nicht selbst, sondern bloß ihre Gebeine darunter: So ist alles, was Basilius mit diesen Worten sagt, ein Galimatias. Die dritte Anmerkung betrifft den Schluß dieser Stelle. Basilius ermuntert seine Gemeine so wenig, daß sie die Märtyrer anrufen solle; denn er vermahnt sie nur, ihre Bitten mit dem Gebete derselben zu vereinigen: So wenig er deutlich sagt, daß diejenigen, die zu ihnen zu fliehen pflegten, sie angerufen hätten. Wenn sie dieses gethan hatten, und Basilius billigte solches: So mußte er ja sagen: **Lasset uns nun die Märtyrer anrufen!** Endlich ist merkwürdig, daß es vornehmlich Personen des weiblichen Geschlechtes waren, die ihre Zuflucht zu diesen vierzig Märtyrern nahmen.

Obgleich Basilius nicht unter diejenigen gerechnet werden kann, welche ausdrücklich und mit Deutlichkeit die Anrufung der Heiligen gelehrt haben: So verwarf er doch die Quellen nicht, woraus sie floß, nicht die irrige Meynung, daß die Märtyrer im Himmel für die Lebendigen beten; nicht den heidnischen und origenistischen Wahn von der Gegenwart ihrer Seelen bey den Begräbnissen ihrer Reliquien, auch nicht die Einbildung von den Wundern, die bey ihren Gräbern durch ihre Reliquien geschehen seyn sollten. Man kann ihn nicht beschuldigen, daß er seine Gemeine zum Gebete **an die Märtyrer** ermahnt habe; er ermahnte sie vielmehr nur zum Gebete **mit den Märtyrern**, weil er glaubte, daß ein solches Gebet stärker und kräftiger seyn müßte. Allein gemeiniglich ist der große Haufe nicht fähig, einen solchen feinen Unterschied zu machen, zumal da andere Lehrer viel weiter giengen, als **Basilius**. Unter diese gehören vornehmlich **Gregor von Nyssa**, und **Gregor von Nazianz**. Beyde waren über-

triebne Lobredner der Märtyrer, und wußten diejenigen nicht genug zu erheben, von deren Heiligkeit sie sich einmal große Begriffe machten. Unter den Homilien des ersten findet man eine Lobrede auf den Märtyrer Theodor, einen gemeinen Soldaten, der unter dem Diocletian hingerichtet worden war, weil er sich geweigert hatte, die christliche Religion zu verläugnen. Diese Homilie schließt sich mit einer Anrede an den Märtyrer, welche einen Beweis abgiebt, daß das Volk ihn angerufen habe. O Seeliger, ruft der Redner aus, wir versammeln uns hier alle Jahre, unsern gemeinschaftlichen Herrn anzubeten, und das Andenken deiner Kämpfe zu erneuern! Wo du auch seyn magst, so bist du bey uns, diesem Feste vorzustehen; denn wir beschwören dich, weil du uns hieher versammelt hast, du magst dich in der Höhe der Luft aufhalten, oder einen von den himmlischen Kreisen bewohnen, oder unter den Chören der Engel bey Gott seyn, wo du als ein getreuer Diener ihn anbetest: Bitte um einen Stillstand dieses Geschäffres; komm, unser unsichtbarer Freund, zu denen, die dich ehren; komm, dein Fest anzusehen, um deine Danksagungen an Gott zu verdoppeln, der dein Bekenntniß und deinen Tod so herrlich belohnt hat! Freue dich über das Blut, das du vergossen hast; denn hier sind eben so viele Diener, die dich ehren; so zahlreich sonst die Völker waren, die deinen Tod ansahen. Wir sind vieler Wohlthaten benöthigt; bitte für dein Vaterland; denn der Ort deines Märtyrerthumes ist dein Vaterland; als ein Kriegsmann streite für uns; denn ob du gleich über

Gregor. Nyss. t. 2. p. 1017.

das

das gegenwärtige Leben erhaben bist: So kennst du doch die Bedürfnisse der menschlichen Natur. Wenn du noch eines kräftigern Gebetes bedarfst: So versammle das Chor der Märtyrer, deiner Brüder; bitte mit ihnen allen, daß die Sünden des Volks durch die Gebete der Gerechten ausgelöscht werden; rufe den heiligen Petrus; erwecke den heiligen Paulus, und den geliebten Jünger des Herrn, Johannes, daß sie für die Kirchen sorgen, für die sie Ketten getragen haben. Wenn man diese Stelle für ein Gebet halten will, so muß man bekennen, daß es ein seltsames Gebet ist. Theils weiß der Redner nicht, wo der Märtyrer, den er anruft, sich eigentlich aufhält, ob er in der Luft, oder in einem von den himmlischen Kreisen, oder unter den Engeln bey Gott wohnt; theils verlangt er Dinge von ihm, die ein Märtyrer nicht thun wird. Er wird niemals Gott bitten, daß er ihm, um einem ihm zu Ehren angestellten Feste beywohnen zu können, erlauben möge, einen Stillstand in dem Geschäffte der Anbetung zu machen. Ueberdieß zweifelt der Redner selbst an der Kraft seiner Fürbitte; denn sonst würde er nicht von ihm verlangen, daß er Petrum rufen und Paulum **aufwecken**, und das Chor aller Märtyrer zu Hülfe nehmen sollte. Welch ein Gebet, wenn diese Stelle ein Gebet seyn soll! Allein sie ist in der That nur eine rhetorische Figur, und **Gregor von Nyssa**, wenn er sich darüber erklären könnte, würde sie ohne allen Zweifel selbst für nicht mehr erklären. Unterdessen konnte sie seine Gemeine, die, nach seinem Zeugnisse, gewohnt war, den Märtyrer anzurufen, für mehr, und für ein wirkliches Gebet halten, und deswegen gehört er unter *Ibid.*

diejenigen, welche den einschleichenden Heiligendienst begünstiget haben.

Keiner hat die Figur der Anrede mehr verschwendet, als Gregor von Nazianz in seinen Lobreden auf Verstorbne. Er richtete verschiedne Anreden an seinen Vater. In einer bat er ihn, sich der Tugend seiner Tochter Gorgonia zu erinnern; in einer andern fragte er ihn, ob er mit den Früchten seiner Mühe, ihn, seinen Sohn in den Wissenschaften unterweisen zu lassen, und mit seiner Lobrede auf ihn zufrieden wäre, oder ob er verlangte, daß er noch mehr zu seinem Lobe sagen sollte. Eine solche Anrede richtete er an seine Mutter; eine an seine Schwester Gorgonia; eine an seinen Bruder Cäsarius, in welcher er ausrief: Ich werde dich wiedersehen, theuerster und liebenswürdigster unter den Brüdern, wie du bist, und nicht, wie du mir im Schlafe erscheinst, meine Einbildungskraft mag dich mir da gegenwärtig vorstellen, oder du magst wirklich gegenwärtig seyn; eine an seinen Freund Basilius; eine an die Seele des arianischen Kaisers Constanz; eine an den Bischof Athanasius. Wer alle diese Figuren der Beredtsamkeit für wirkliche Gebete halten wollte, der würde einräumen müssen, daß Gregor von Nazianz seine ganze Familie, Vater, Mutter, Bruder und Schwester, seine Freunde und Lehrer, und so gar einen ketzerischen Kaiser kanonisirt hätte. Sollten die öffentlichen Lehren der Kirche aus solchen Homilien geschöpft werden: So müßten die Christen mit diesem Redner glauben, daß es eine besondre Belohnung für die Märtyrer wäre, wenn ihnen Gott erlauben wollte, die Lobreden anzuhören, welche die christlichen Redner vor dem Volke auf sie hielten. Die Lehrer selbst

Gregor. Naz. or. 11. or. 19. or. 3. or. 20.

selbst müßten eine große Eigenliebe, und eine sehr kleine Vorstellung von den Freuden des Paradieses gehabt haben, wenn sie wirklich geglaubt hätten, daß der Besitz des Himmels, und das Anschauen Gottes in den Seelen der Heiligen eine Leere zurück ließe, welche nur durch die Anhörung ihrer Lobreden auf der Erde ausgefüllt werden könnte. Man würde also diesem Bischofe zu nahe treten, wenn man alle diese rhetorischen Anreden für Gebete erklären wollte. Einige sind unterdessen einer Anrufung sehr ähnlich. Die erste ist an den Bischof von Cäsarea Basilius gerichtet, den er mit Lobsprüchen überhäuft, ihn fast über die Apostel erhebt, und unter andern sagt, daß die Gottesgelehrten einen vollkommnen Lehrer, die Einfältigen einen Wegweiser, die Mönche und Einsiedler ein Haupt, allzufröliche Menschen einen Zaum, die Unglücklichen einen Tröster, die Armen einen Wohlthäter, die Alten einen Stab, die jungen Leute einen Zuchtmeister, die Verheyratheten einen Anführer zur Keuschheit, die Lernenden einen Lehrer, das Volk einen Rathgeber, und die Prinzen und Obrigkeiten einen Gesetzgeber und Stifter der Stadt an ihm gehabt hätten. Nach solchen ausschweifenden Lobsprüchen, redete er den Basilius selbst an: O Basilius, dieses Lob kömmt aus einem Munde, der dir sonst angenehm war; = = reicht es an deine Verdienste, so bin ich es dir schuldig; denn ich habe mich auf dich gestützt, als ich deine Lobrede anfieng. Wenn es deiner unwürdig ist, und du etwas mehr erwarrest: Was soll ich thun: Ich bin von Krankheit und Alter geschwächt, und voll Verlangen, dich wieder zu sehen. Ist doch Gott mit den Bemühungen zufrieden, die man sich für ihn

giebt.

giebt. Und du, heiliges und göttliches Haupt, schaue auf mich vom Himmel; entkräfte durch dein Gebet den Stachel des Fleisches, den mir Gott gelassen hat; richte den Lauf meines Lebens zum besten Ziele, und wenn ich es verlasse, so nimm mich in deine Hütten auf, damit wir vereinigt den dreyeinigen Gott anschauen. Im Schlusse bezeugt Gregor darüber, daß niemand ihm die Ehre erweisen würde, die er dem Basilius erwiesen hatte, eine Unruhe, die viel Ehrgeiz verräth, und einen wahrscheinlichen Beweis abgiebt, daß er seine Anrede nicht für ein wirkliches Gebet gehalten wissen wolle, weil man ihm den ehrgeizigen Wunsch nicht zuschreiben wird, nach seinem Tode von andern angerufen zu werden, wie er den Basilius angerufen hatte. Eine gleiche Anrede richtete Gregor an den Bischof Athanasius; er bittet dieses heilige Haupt auch, ihn zu entschuldigen, wenn er ihn nicht genug gelobt habe, und ersucht ihn, sein Leben zu erhalten, und ihm seine Gemeine regieren zu helfen. Man hält diese Anreden für Gebete, und man kann es thun. Aber Athanasius und Basilius waren nur einige Jahre todt; die Kirche hatte sie noch nicht seelig gesprochen, weil sie damals von der Gewalt der Seeligsprechung nichts wußte; kein römischer Pabst hatte sie kanonisirt; ihre Reliquien hatten noch keine Wunder gethan: Wie kam denn Gregor von Nazianz zu der Gewalt, sie für Heilige zu erklären, die man anrufen müßte, wenn seine Anreden Gebete seyn sollen? Konnte ein jeder Bischof vergöttern, wen er wollte?

Man hat also Recht, zur Entschuldigung dieses Kirchenvaters zu sagen, daß seine Anreden bloße rhetorische Figuren sind. Die Beredtsamkeit ist eine

Sprache

Sprache der Leidenschaft. Die Leidenschaft aber betrachtet den entfernten und abwesenden Gegenstand, den sie liebt, als gegenwärtig; sie redet, und drückt sich nicht anders aus, als ob sie ihn vor sich sähe. In dieser Sprache redet **Gregor von Nazianz**, theils weil seine Liebe zu dem **Basilius** und **Athanasius** feurig ist; theils in der Absicht, in andern einen hohen Grad von Liebe und Hochachtung gegen sie zu erwecken. Allein, niemand sollte mit den Figuren der Beredtsamkeit behutsamer und vorsichtiger umgehen, als ein Lehrer göttlicher Wahrheiten. Denn der Misbrauch derselben, kann schädliche Irrthümer erzeugen, oder zur Rechtfertigung derselben angewendet werden. Solche Folgen hatten die unvorsichtigen Anreden des **Gregorius**. Denn sie wurden mit der Zeit für wirkliche Gebete gehalten.

Obgleich **Julian**, der Abtrünnige, **Eunapius**, und **Maximus von Madaura**, den Christen Vorwürfe darüber machten, daß sie die Märtyrer gottesdienstlich verehrten und anriefen: So hinderten doch diese Beschuldigungen den Fortgang des Aberglaubens nicht. Man verachtete ihre Vorwürfe, weil sie von Feinden kamen. **Ambrosius**, dieser große Beförderer des Reliquiendienstes, lehrte öffentlich, **daß die Märtyrer angerufen werden müßten, deren Beystand und Schutz wir uns versichern könnten, weil wir ihre Leiber zum Unterpfande davon hätten.** Die Gründe, womit er diese vom großen Haufen schon ausgeübte Lehre unterstützte, sind der neuen Lehre würdig. **Die Märtyrer, sagt er, müssen angerufen werden, und warum denn? Sie können für unsre Sünden bitten, weil sie ihre Sünden schon mit ihrem Blute abgewaschen haben.** Wie viele Fehler in diesem

Cyrill. in Jul. l. 10. p. 335. Eunap. in Aedes. p. 65. Maxim. Madaur. ap. August. ep. 16. & 17.

Beweis-

Beweisgrunde! Es folgt nicht, daß sie für unsre Sünden wirklich bitten, weil sie dafür bitten können; es folgt auch nicht, daß wir sie anrufen müssen, weil sie für uns bitten; dieses ist eben so unerwiesen, als es falsch ist, daß sie ihre eignen Sünden mit ihrem Blute abgewaschen haben; denn alle Sünde wird, nach der Lehre der Offenbarung, allein von dem Blute Jesu Christi abgewaschen. Nichts kann deutlicher offenbart seyn, und gleichwohl behauptete man einen Satz, der die erste Wahrheit des Christenthums beleidigte, weil er eine Folge der ausschweifenden Vorstellungen von der Würde des Märtyrerthums war, das als eine Taufe angesehen, und beynahe noch über die Wassertaufe erhoben wurde.

Chrysost. in Joh. hom. 33.

Chrysostomus ermahnt in seinen meisten Schriften die Christen, sich mit ihrem Gebete allein an Gott zu wenden, und er thut dieses so nachdrücklich, daß es scheint, als habe er damit die Anrufung der Heiligen für unnöthig und überflüßig erklären wollen. Er lehrt, daß es der Creatur zukomme, anzubeten, Gott aber, angebetet zu werden. Seine Ausdrücke sind allgemein, und er macht keinen Unterschied zwischen einer höhern und niedrigern Anbetung. Er schreibt dem unmittelbaren Gebete an Gott mehr Erhörlichkeit zu, als dem Gebete andrer Geschöpfe für uns, und beweist diese Wahrheit so wohl mit Gründen, als Beyspielen. Gott, sagt er, will uns seiner Gnade würdigen, wenn wir ihn selbst bitten, und lieber noch, als wenn wir ihn durch andre bitten. Jesus

Idem in Matth. hom. 5.

erbarmte sich der Cananiterinn; er erzeigte der Sünderinn Gnade; er machte den Schächer seelig; alle diese hatten sich selbst an ihn gewendet; keine von diesen Personen, hatte ihn durch die Bitten eines Mittlers und Fürsprechers zum Erbarmen zu bewe-

gen gesucht. Die Apostel konnten nichts für die Cananiterinn ausrichten. Sie wurden ungebeten ihre Fürsprecher; allein, Christus wies sie mit ihrer Fürsprache ab; sie allein richtete alles aus; So gewiß ist es, daß ein feuriges Gebet eine große Kraft hat, und Gott uns lieber erhören will, wenn, so strafbar wir auch seyn mögen, wir ihm unser Gebet selbst darbringen, als wenn andre für uns bitten, die mehr Zutritt und Freudigkeit zu Jesu Christo haben. In den neuern Zeiten wird die Anrufung der Heiligen vornehmlich mit zween Gründen gerechtfertigt: Einer ist der freyere Zutritt der Heiligen zu Gott; der andre die größre Kraft ihres Gebetes. **Chrysostomus** gesteht den Heiligen einen freyern Zugang zu Christo zu; aber er läugnet die größre Erhörlichkeit ihrer Fürbitten; er behauptet vielmehr, daß ihm unser eignes Gebet angenehmer sey, als ihre Fürbitte, wenn wir auch schuldiger und strafbarer sind. Er erhebt die Klugheit der Cananiterinn, welche sie dadurch zeigte, daß sie zur Quelle selbst gieng. Sie bittet, sagt er, den Apostel Jacob nicht; sie wendet sich nicht an den heiligen Johannes; sie geht nicht zu Petro; **sie sucht keine Mittler**; ihre Buße ist ihre Gesellschaft und ihre Fürsprecherinn; sie geht zur ersten Quelle; sie sagt zu sich selbst, daß Jesus vom Himmel gekommen und Mensch geworden sey, damit sie ihm ihr Anliegen entdecken könne; die Cherubim zittern vor ihm; die Seraphim ergreift ein heiliger Schauer; aber hier redet ein sündiges Weib mit ihm; im Himmel ist Zittern; auf der Erde ist Zutrauen. Dieses Zutrauen treibt sie an, zu sagen: Erbarme dich meiner; **ich habe keines Mittlers nöthig.** Diese Gedanken des Chrysostomus sind freylich bey allem ihren Schimmer nicht ganz die

gründlichsten; aber sie reißen doch den Heiligendienst bis auf den Grund nieder.

Chrysost. hom. IV. de pœnit.

Aehnliche und beynahe noch stärkere Gedanken, welche wider die Anrufung auch der vollkommensten Creatur streiten, findet man in einer von seinen Predigten über die Buße. In dieser Homilie erklärt er das Gebet für das kräftigste Mittel, Gott zum Erbarmen zu bewegen. Wenn dir, sagt er, ein unerwartetes Unglück zustößt, das deine Ruhe stört, so fliehe zu keinem Menschen; sieh nicht auf sterbliche Hülfe, sondern eile bey allen vorbey, und nimm allein mit deinem Gemüthe deine Zuflucht zum Arzte deiner Seele. Der das Herz gebildet hat, kann das Herz allein auch heilen. Er, der alle unsre Werke kennt, kann auch in unser Gewissen dringen, unser Gemüth rühren, und unsre Seele trösten. Also lasset uns zu Gott fliehen, der unser Elend heben will und kann. Sucht man bey den Menschen eine Gnade: So muß man sich oft erst mit den Thürhütern einlassen, ihre Schmeichler und Possenreißer sich geneigt zu machen suchen, und weite Umschweife nehmen. Das alles findet bey Gott nicht statt; **er ist ohne Fürsprecher**, ohne Aufwand und Unkosten zu erbitten; es ist genug, wenn man mit seinem Herzen zu ihm schreyt, und aufrichtige Thränen vergießt; dadurch kannst du ihn gewiß zum Erbarmen bewegen. Hätte hier Chrysostomus sich nicht mit mehr Einschränkung ausdrücken müssen, wenn er die Anrufung der Heiligen für nothwendig gehalten hätte? Der große sinnliche Haufe ist nur allzugeneigt, sich den Himmel als einen königlichen Hof vorzustellen. Die Menschen können sich nicht bis zur Gottheit erheben; sie wollen sie also zu sich herab erniedrigen. Ein Gott, der ohne Beystand, und bloß durch seinen

allgegen-

allgegenwärtigen Willen die Welt regiert, ist für diejenigen, die mehr Phantasie, als Verstand sind, zu groß. Der Himmel wird ihnen herrlicher, wenn sie Gott einen Hofstaat zuschreiben, und ihn mit einer Menge Lieblinge und Untergottheiten umringen. Wer kann aber diese Lieblinge besser vorstellen, als die Märtyrer und Heiligen? An irdische Könige wendet man sich nicht unmittelbar; man geht ihre Lieblinge nicht vorbey; man hofft leichter zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, wenn man sie gewonnen hat, wenn sie für uns reden, und ihrem Beherrscher unsre Bitten vortragen. So wird die Anrufung der Heiligen gemeiniglich vorgestellt. Allein **Chrysostomus** verbietet uns zu glauben, daß wir bey Gott mehr durch Fürsprecher, als durch uns selbst erlangen können. **Wenn du Unruhen hast, fliehe zu keinem Menschen; eile vor allen vorbey, nimm mit deinem Gemüthe deine Zuflucht allein zum Arzte deiner Seele; Gott läßt sich ohne Fürsprecher erbitten.** Die Ausdrücke sind allgemein, und durch keine Einschränkung gemildert. Sollen wir in unserm Gebete **alle Menschen** vorbey gehen: Wie kann mit dieser Foderung die Anrufung der Heiligen bestehen?

Allein **Chrysostomus** ist diesen seinen so wahren Grundsätzen nicht immer getreu. Er hat den Fehler fast aller Kirchenväter, sich zu widersprechen, und man kann, wenn man will, auch aus ihm Irrthum und Wahrheit zugleich beweisen. Nur das ist der Unterschied, daß er reiner ist, als andre. So übertrieben auch fast alle seine Lobreden auf die Märtyrer sind, so hat er doch nur in einer einzigen deutlich zur Anrufung derselben ermahnt, und dieses hat ohne Zweifel den sorgfältigen **Basnage** bewogen, zu

behaupten, daß er diesen Creaturendienst gesehen und erduldet, aber niemals gebilligt hätte. Ich will seine Einwilligung zur Anrufung der Märtyrer nicht daraus erweisen, daß er ihren Reliquien eine ganz besondre Kraft zueignet; und seine Zuhörer ermahnt, ihnen Ehrenbezeigungen zu erweisen, die ins Abergläubische ausarten, vor dem Behältnisse, in welchem sie verwahrt wurden, niederzufallen, es anzurühren, und mit großem Glauben zu umfassen, damit sie einen geistlichen Seegen mit sich hinweg nehmen möchten. Er trug unstreitig viel dazu bey, die schon übertriebne Ehrfurcht des Volks gegen die Gebeine der Märtyrer mehr anzuflammen, wenn er von großen Schätzen sprach, welche die Christen bey den Gräbern der Märtyrer einsammeln könnten; wenn er diese mit dem Haupte, und die Christen der streitenden Kirche mit den Füßen verglich, und seine Zuhörer überreden wollte, daß jene, ungeachtet ihrer Herrlichkeit im Himmel, mit diesen in einer wirklichen Gemeinschaft stünden; wenn er in seiner Freude über das Gedächtnißfest der sieben Maccabäer sagte, daß die Erde an demselben feyerlicher wäre, und sich mehr noch freute, als der Himmel; wenn er den falschen Schluß machte, daß den Märtyrern, da ihnen auf der Erde so viele Ehre erwiesen würde, im Himmel noch eine größre Ehre erzeigt werden müßte, weil Gott ihr Schuldner wäre. Die Märtyrer, sagte er, sind nicht für uns geopfert worden, und wir versammeln uns doch, sie zu ehren. Das thun wir: Was wird nicht Christus für sie thun, da sie seinetwegen den Verlust ihres Lebens nicht geachtet haben? Wenn er denjenigen, denen er nichts schuldig ist, so große Wohlthaten erzeigt hat: Was wird er denen, deren Schuldner er ist, nicht für eine Vergeltung geben? Giebt er uns

In hom. 1. in Roman. Martyr.

Idem hom. in S. Rom.

das Reich der künftigen Welt zu besitzen, uns, die er strafen könnte: Was wird er denen nicht schenken, denen er das ewige Leben schuldig ist? Wenn er für diejenigen, die ihn haßten, sein Blut vergoß, und sich kreuzigen ließ: Was wird er nicht für diejenigen thun, die das Bekenntniß seines Namens mit ihrem Blute versiegelten? Das sind freylich Lobeserhebungen, die über alle Gränzen hinausschweifen. Waren nicht die Märtyrer so wohl Sünder, als wir? Hätte er sie ihrer Sünden wegen nicht so wohl strafen können, als uns? Was thaten sie mehr, als ihre Pflicht, da sie das Bekenntniß des Namens Christi mit ihrem Tode versiegelten? Muß nicht jeder Christ bereit dazu seyn, wenn der Heiland diesen Beweis seines Glaubens fodert? Gott auch nur in der Metaphor zum Schuldner der Menschen zu machen, welche mehr als redneriſche Kühnheit! Wie sehr mußte nicht der große Haufe durch dergleichen enthusiastische Lobsprüche auf die Märtyrer in seiner übertriebnen Ehrfurcht gegen sie unterhalten werden! Von einer allzugroßen Bewunderung über verstorbne Menschen, bis zu ihrer Vergötterung, ist fast nur ein Schritt. Er nahm alle Metaphoren zu Hülfe, die er nur in seiner Gewalt hatte, seine Zuhörer in diese Verwunderung zu setzen. Er beschrieb die Reliquien der Märtyrer, als Wurzeln, welche ihre Aeste bis in den Himmel ausstreckten. Solchen Aesten kann es freylich nicht an sonderbaren Früchten fehlen. Er ist bereit, sie seinen Zuhörern zu zeigen, wenn sie nur die Augen des Geistes öffnen wollen. Und was waren es denn für Früchte? Die Heilung zerstümmelter Körper, von der er kein glaubwürdiges Exempel anführte, die Vergebung der Sünden, die Vertilgung des Lasters, die Cur der Seele und ihrer Krank-

heiten; ein beständiges Gebet, das Vertrauen zu Gott; alles was geistlich ist, aller Ueberfluß himmlischer Güter. Seiner Meynung nach kann nahe bey dem Grabe eines Heiligen eine erlaubte Frölichkeit nicht in Wollust ausarten, weil der gegenwärtige Märtyrer solches gewiß verhindern, und gleich einem Zuchtmeister alle unreinen Begierden ersticken und alle Anfälle des Fleisches entkräften wird. Wer hätte sich nicht bewegen lassen sollen, zu dergleichen mächtigen Bewohnern des Himmels seine Zuflucht zu nehmen? Allein so geschickt alle diese Stellen sind, eine abergläubische Andacht unter dem Volke zu entzünden und ihre Flamme zu nähren: so können sie doch allein nicht beweisen, daß **Chrysostomus** die Anrufung der Märtyrer angerathen und gebilligt habe. Ich will zum Beweise davon nicht einmal die Stelle anführen, in welcher er die Antiochier ermahnet, ihren Bischof Meletius, der von den Arianern vertrieben worden, und im Elende gestorben war, zum Mitgenossen ihres Gebetes zu nehmen. Denn in der Kirchensprache der damaligen Zeit kann dieses auch nur heißen, daß sie bey seinem Grabe beten möchten, weil Meletius da mit ihnen beten würde. Eine ganz deutliche Ermahnung zur Anrufung der Märtyrer findet man in seiner Lobrede auf die Bekennerinnen **Bernice** und **Prosdoce**. Nach einer Menge übertriebner Lobsprüche auf diese Jungfrauen und ihre Mutter, ermahnt er seine Zuhörer, mit einer feurigen Liebe vor ihren Ueberbleibseln niederzufallen, und die Behältnisse derselben zu umfassen. „Denn auch diese, „sagt er in seiner Begeisterung, haben eine große „Kraft, gleichwie die Gebeine der Märtyrer selbst „eine besondere Kraft haben. Darum laßt uns nicht „allein an diesem Feste, sondern an allen Tagen zu

Chrysost. h. in SS. Bern. Prosd. etc.

„ihnen

„ihnen eilen. Laßt sie uns anrufen, daß sie uns „würdigen, unsre Fürsprecherinnen zu werden. „Sie, sie haben viel Freudigkeit nicht allein im Leben, „sondern auch im Tode. Sie tragen itzt die Wundmale „Christi; wenn sie dem Könige diese Wundmale zei„gen: So können sie alles bey ihm ausrichten. Da sie „nun so viel vermögen und von Gott so sehr geliebt wer„den: so laßt uns doch fleißig zu ihnen versammeln, und „sie zu unsern Freundinnen machen, damit wir durch „sie die Barmherzigkeit Gottes erlangen.„ Diese Ermahnung, die Heiligen anzurufen, ist so klar, daß Chrysostomus nicht aus der Zahl der Kirchenväter ausgeschlossen werden kann, welche die Anrufung der Märtyrer aus einer übertriebnen Hochachtung gegen das Märtyrerthum gebilligt und befördert haben, ob er gleich in seinen andern Reden seine Gemeine mehr zur Nachahmung als zur Anrufung derselben ermahnt hat.

Man würde einem Lehrer, wie Chrysostomus ist, Unrecht thun, wenn man meynen wollte, daß er nicht mit der besten Absicht gefehlt hätte. Er wünschte mit dem redlichsten und frömmsten Herzen, daß seine Zuhörer den standhaften und allen Martern unüberwindlichen Bekennern des Christenthums nacheifern möchten. Man eifert aber denen eben nicht nach, die man nicht liebt. Er suchte also ihre Liebe gegen die Blutzeugen Christi zu erhitzen, und vermied alles, was ihre Hochachtung schwächen konnte. Er war ein allzufeuriger Redner, als daß er alle seine Worte mit der weisen Furcht, schaden zu können, hätte abwägen, und entweder verwerfen oder mäßigen sollen. Er verblendete sich mit seinen rhetorischen Figuren selbst. Man sollte, wenn man den oben angeführten Stellen nicht genug nachdenkt, meynen, daß er eine wirkliche Gegenwart der Märtyrer bey ihren Gräbern, und ich

weiß nicht was für eine physicalische Kraft ihrer Gebeine, allerley geistliche Wunder zu verrichten geglaubt hätte. Aber enthüllt man, was er sagt, von seinen Figuren: so sieht man gleich, daß er ihnen so wenig eine wirkliche Gegenwart zueignete, als er ihren Gebeinen eine ihnen beywohnende heiligende Kraft zuschrieb. Der Grund aller seiner Schlüsse war die Meynung, daß alles Sinnliche stärkere Leidenschaften erzeugte, aus stärkern Leidenschaften aber Handlungen entsprängen, welche unterbleiben würden, wenn die Affecten nicht erregt wären. Nach dieser Meynung wird die Liebe zu den Märtyrern stärker, wenn man ihre Gebeine sieht; denn ein solcher Anblick wirkt mit schneller Gewalt auf Einbildungskraft und Gedächtniß; je stärker die Liebe zu ihnen wird, desto stärker wird die Begierde, ihnen nachzuahmen: ein Schluß, den die Erfahrung nicht bestätigt; Chrysostomus aber für richtig hielt. Je stärker die Begierde zur Nachahmung wird, desto tugendhafter werden die Nachahmenden; denn heftige Begierden bleiben nicht unthätig; destomehr üben sie sich in dem Siege über das Laster; destomehr lernen sie sich in der Befriedigung unordentlicher Lüste mäßigen. Sind nun dieses Folgen theils von der heftigern Liebe zu den Märtyrern, die durch den Anblick ihrer Gebeine entzündet wird, theils von dem lebhaftern Andenken an sie, welches eben dieser Anblick erneuert: so kann ja wohl ein Redner von den Reliquien, als von der Veranlassung dazu sagen, daß sie mit viel geistlicher Kraft und Gnade erfüllet sind, und fast eben so viel leisten, als die Gegenwart der Märtyrer selbst wirken würde. Eben deswegen verlangte Chrysostomus von seinen Zuhörern, daß sie die Augen des Geistes öffnen sollten, und setzte hinzu, daß jeder Märtyrer mit

den

den Augen des Glaubens erblickt, die Wollust dämpfte, und die Reizungen des Fleisches tödtete. Hätte er voraus sehen können, daß mit der Zeit die sinnliche Andacht des Volks die wahre Frömmigkeit und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit verdrängen würde: mit welch einem Feuer von Beredsamkeit würde er sich ihr nicht widersetzet haben! Allein es war das Unglück der Zeiten, daß die Lehrer der Kirche die geoffenbarten Wahrheiten nicht in ihrem natürlichen Zusammenhange einsahen. Sie kannten in diesem Gebiete die Gränzen noch nicht, die eine Wahrheit von der andern unterscheiden. Sie redeten immer von einer jeden Pflicht, als ob sie die erste, höchste und nothwendigste wäre, und daher kam es, daß sie von der Ehrfurcht, die wir den unerschrocknen und heldenmüthigen Blutzeugen Christi schuldig sind, Ausdrücke gebrauchten, die fast so stark waren, als diejenigen, in welchen sie von der Ehrfurcht gegen Gott selbst redeten.

Augustin gehörte unter die Kirchenväter, welche die Anrufung der Märtyrer duldeten, ob sie gleich sein ganzer Lehrbegriff von den geoffenbarten Wahrheiten verdammte. Er glaubte zwar, daß die Seelen der Seeligen an den Schicksalen der streitenden Kirche Theil nähmen; daß sie sich derjenigen errinnerten, die sie auf der Erde besonders gekannt hätten; und daß sie auch für sie beteten. Daher hoffte er selbst, daß sein Freund **Nebridius** sich seiner auch im Genusse der Freuden, womit ihn Gott im Himmel entzückte, noch errinnern würde. Aber er zog daraus die Folgerung nicht, daß wir die Heiligen anrufen müßten. Er schloß vielmehr alle menschliche Creatur von der Ehre der Anbetung aus, besonders aber die menschliche Seele; er versagte allen endlichen Wesen, so wohl

die äußern Kennzeichen der gottesdienstlichen Verehrung, und verlangte, daß die innern Bewegungen christlicher Seelen Gott allein gewidmet seyn sollten. Er gieng noch weiter und bemerkte wider die Vorwürfe, welche schon den Christen wegen ihrer ausschweifenden Ehrfurcht gegen die Märtyrer gemacht wurden, daß man denselben nicht opferte, sondern allein dem Gott der Märtyrer; daß der Priester ihrer zwar im Gebete vor dem heiligen Abendmale gedächte, nicht aber, daß er sie anriefe. Er machte auch die Anmerkung, daß man einen Unterschied zwischen demjenigen machen müßte, was die Kirche billigte, und was sie ertragen müßte, bis sie es bessern könnte. Ich getraue mich nicht, sagte er, verschiedne neue Gewohnheiten zu tadeln, aus Furcht, heilige oder unruhige Personen zu ärgern. Er sah sie als Unkraut an, das er nicht ausreißen wollte, weil er die Gefahr, den guten Weizen mit auszureißen fürchtete.

August. de civit. Dei. l. 22. c. 10.

Id. c. Faust. l. 20. c. 21.

Id. de civit. Dei. l. 8. c. 27. et ep. l. 2. ep. 55.

Die christlichen Poeten Prudentius und Paulin von Nola waren so bescheiden nicht. Der erste bekannte dem heiligen Laurentius nicht allein seine Sünden, sondern bat ihn auch, daß er ihn von den Fesseln der Welt befreyen möchte. Den heiligen Vincentius bat er um seine Fürbitte vor dem Throne des Vaters, und um Erbarmung mit seinem Gebete, damit Christus bewogen würde, ihn mit versöhnten Ohren anzuhören, und ihm seine Sünden zu vergeben. Paulinus richtete ähnliche Gebete an einen heiligen Clarus, an einen heiligen Knaben Celsus, und an den Felix von Nola, und in diesen Gebeten verlangte er nichts geringers, als daß er durch ihre Fürbitten zur Ruhe in den Wohnungen der Seeligkeit gelangen möchte.

Prudent. hymn. in Laurent. et S. Vinc.

Paul. nat. Panegyr. in S. Felic. Nolan. in ep. XII. ad Sev.

Asterius,

Asterius, ein Zeitgenoß des **Chrysostomus**, bemerkte in seiner Lobrede auf die Märtyrer, daß die Christen gewohnt gewesen wären, in allen Widerwärtigkeiten ihre Zuflucht zu den Gräbern der Märtyrer zu nehmen, und ihr Gebet durch sie Gott vorzutragen. Sie pflegten sich einen unter ihnen zum Mittler zu wählen, und zu dem zu sagen: „Du, der du „um Christi willen gelitten hast, sey unser Fürsprecher „in unsren Leiden, unser Fürsprecher in unsren Krank„heiten! Du selbst hast die Märtyrer angerufen, ehe „du ein Märtyrer wurdest.„ **Maximus**, ein Bischof von Turin schloß, seine Lobrede auf die heilige **Agnes** mit einer Anrufung an sie, und rief aus: „Du, „die du Christo so herrlich und schön bist, so werth „und theuer allen Engeln und Erzengeln, würdige „uns deines Andenkens! Wir flehen mit unserm Ge„bete zu dir, damit uns derjenige unsre Sünde ver„gebe, der deine Arbeiten belohnet und gekrönet hat!„ Dieser Bischof gieng, wenn anders alle Reden, die ihm zugeschrieben werden, wirklich die seinigen sind, noch weiter, und eignete so gar den Heiligen eine Allgegenwart zu: „Ob gleich, sagte er in seiner Lob„rede auf die Märtyrer von Turin, alle Heiligen „überall sind, und allen helfen, so bitten doch beson„ders diejenigen für uns, die für uns gelitten haben. „Alle Märtyrer sind demüthig zu verehren; besonders „aber diejenigen, deren Reliquien wir besitzen. Jene „helfen uns mit ihrer Fürbitte; diese aber mit ihrem „Gebete.„ *Petav. in dogm. theol. t. VI. p. 244.*

Wer alles dieses mit der Aufmerksamkeit betrachtet, mit welcher die Schicksale einer jeden Wahrheit betrachtet zu werden verdienen, der wird sich nicht enthalten können, einige Anmerkungen zu machen, die

in der Geschichte des Heiligendienstes von besonderer Wichtigkeit sind.

Die erste Anmerkung. Die Anrufung der Märtyrer kam unter den gemeinen Christen auf, welche nicht die Erkenntniß und Erleuchtung haben, die von ihren Lehrern erwartet wird. In dem Heidenthume waren sie gewohnt gewesen, ihr Gebet an viele Gottheiten zu richten. Die Vielgötterey ist nicht so alt, als die Welt; sie entsprang aus einer übertriebnen Bewunderung großer Verwüster oder großer Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Die Christen übertrieben die Bewunderung der Märtyrer; das menschliche Herz behält lange einen geheimen Hang zu alten Vorurtheilen und Gewohnheiten: wie möglich war es denn nicht, auf die Anrufung derjenigen zu fallen, die man zu sehr bewunderte; zumal da man glaubte, daß sie unsichtbar bey ihren Gräbern gegenwärtig wären, mit den Gläubigen und für die Gläubigen beteten, und bey Gott viel auszurichten vermöchten! Die Lehrer misbilligten diese Andacht des Volkes nicht; einige duldeten sie; andere hatten selbst eine Neigung dazu, und begünstigten sie mit ihrem Beyfalle; sie konnten sich also weit und schnell ausbreiten. Die Märtyrer sind bey ihren Begräbnissen gegenwärtig; sie hören und verstehen, was daselbst gebetet wird; ihnen sein Anliegen entdecken, das ist eigentlich kein Gebet; man entzieht dadurch Gott von seiner Ehre so wenig, als man ihn beleidigt, wenn man sich dem Gebete der noch lebenden Christen empfiehlt. Wer diese Gesinnungen hat, glaubt zwar nicht, die Heiligen gottesdienstlich zu verehren und anzubeten; er ist aber nur einen Schritt weit von dieser Ausschweifung entfernet

Die

Die zweyte Anmerkung. Im Anfange wurden weder alle Märtyrer, noch alle Märtyrer überall angerufen. Die Kirche zu Cäsarea rief nicht die Märtyrer der Kirche zu Antiochien, sondern nur diejenigen an, die in Cäsarea den Tod um des Glaubens willen erduldet hatten. Jede nahm ihre Zuflucht nur zu denen, deren Andenken sich unter ihr erhalten hatte, und deren Reliquien sie besaß. Daher kam es, daß weder der Jungfrau Maria noch den Aposteln die Ehre der Anrufung erwiesen wurde. Es waren neue Märtyrer, die entweder unter dem **Diocletian**, oder unter dem **Julian** gelitten hatten, weil man sich dieser noch am lebhaftesten errinnern konnte; ein **Gordius**, ein **Mamas**, eine **Julitta**, die man von Hörensagen kannte. Man erwies zwar den vierzig Soldaten, die **Basilius** und **Gregor** von **Nyssa** so sehr erhoben, auch in andern Kirchen die Ehre der Anrufung, aber nur in denen, die etwas von ihren Reliquien besaßen. Man feyerte in einer Gemeine nicht die Gedächtnißfeste aller Märtyrer; denn sonst würde das ganze Jahr ein beständiges Fest haben seyn müssen. Im dritten Jahrhunderte hatte man erst angefangen, ihnen diese Ehre zu erweisen; daher widmete auch jede Kirche nur denen Gedächtnißtage, die seit der Zeit aus ihren Mitgliedern die Märtyrerkrone erhalten hatten. Eben deswegen machte Julian den Christen den Vorwurf, daß diese Art des Gottesdienstes erst seit kurzem unter ihnen aufgekommen wäre; Maximus von Madaura aber spottete über sie, daß sie unbekannte und vielleicht lasterhafte Menschen mit den berühmtern Gottheiten des Heidenthums verwechselt hätten. In der That waren oft die Tugenden der angerufnen Märtyrer sehr verdächtig. **Pelagia**, **Bernice**, und **Prosdoce**, welche **Chrysostomus** so sehr erhoben hat,

waren

waren Selbstmörderinnen; überhaupt sind nur allzuviele Märtyrer des dritten und vierten Jahrhundertes mehr Märtyrer des Vorwitzes, eines unbesonnenen Eifers, und selbst ihrer Laster, als Märtyrer des Glaubens. Und von wie vielen kann mit Recht gezweifelt werden, ob sie jemals gelebt haben? Das Daseyn des Protasius und Gervasius beruht allein auf der Glaubwürdigkeit des Ambrosius, für welche niemand, ohne einen hohen Grad Leichtgläubigkeit zu besitzen, Bürge werden wird.

Die dritte Anmerkung. Diejenigen Lehrer, welche die ausschweifende Andacht der unerleuchteten Menge gegen die Märtyrer billigten, thaten solches nur theils in den Lobreden, welche sie an den Gedächtnißfesten derselben hielten, theils in ihren Gedichten. Lobreden aber und Gedichte erlauben sich Hyperbolen, Apostrophen, und andre Figuren der Beredtsamkeit, die ein ordentlicher Lehrbegriff nicht zuläßt, weil solcher richtige und genaubestimmte Begriffe fodert. Die Lehre solcher Redner muß aus ihren andern Schriften beurtheilt werden, und wenn diese Foderung billig ist, so muß man aus den Homilien des Basilius, der Gregoren von Nyssa und Nazianz, des Chrysostomus, Asterius und Maximus keinen Beweis für die Anrufung der Heiligen hernehmen. Wie ungerecht ist es nicht, die herrschende Lehre einer Kirche aus dem bestimmen zu wollen, was einigen aus der Clerisey auf den Lehrstühlen entfällt? Muß sie nicht aus den öffentlichen Glaubensbekenntnissen, aus den öffentlichen Lehrbüchern für die Jugend, aus ihren Liturgien und aus andern allgemein gebilligten Schriften erkannt werden? Nun findet man in allen Glaubensbüchern und liturgischen Schriften des vierten Jahrhundertes auch nicht die geringste Spur von

der

der Lehre, daß die Märtyrer und andre Heiligen angerufen werden müßten: Also war es die herrschende Lehre der Kirche nicht.

Die vierte Anmerkung. Bis zum Ausgange des vierten Jahrhundertes erhielt sich unter allen christlichen Kirchen keine von dem Creaturendienste so rein, als die römische. Sie war dem Range nach die erste und die vornehmste; vielleicht hatte keine einzige Kirche so viele Märtyrer, als sie, unter welchen Petrus und Paulus die ersten waren, und dennoch hatte noch keiner von ihren Nachfolgern diese Apostel anzurufen befohlen, oder Litanien zu ihren Gräbern verordnet. Wenn die Heiligen angerufen werden müßten: hätte nicht die römische Kirche von ihrem Ursprunge an das erste Beyspiel dieser gottesdienstlichen Pflicht geben sollen?

Die vornehmsten Ursachen dieser Verirrung der christlichen Andacht waren außer den Erzählungen von den Wundern, welche durch die Reliquien der Märtyrer verrichtet worden seyn sollten, die Meynungen, daß sie für die Lebendigen beteten, und daß ihre Fürbitten eine besondere Kraft hätten. Schon seit dem zweyten Jahrhunderte wurde geglaubt, daß die Märtyrer Fürbitter für die Lebendigen wären, weil man glaubte, daß ihre Liebe zu ihren Brüdern auf der Erde auch nach ihrem Tode fortdauerte. Die noch unvollendeten Gläubigen sollen ihre brüderliche Liebe durch gemeinschaftliche Fürbitten beweisen: wie vielmehr werden die vollendeten Gerechten dieses thun! Der Schluß war scheinbar, und darum hielt man ihn für richtig. Noch ließ man unentschieden, ob die Fürbitten der Seeligen bloß allgemeine Fürbitten wären, oder sich auch auf besondere Anliegen und Bedürfnisse der Lebendigen bezögen. Man fieng an,

das

das letzte anzunehmen, als ihre Anrufung gewöhnlich wurde. Man untersuchte nicht, wie die Seeligen die besondern Anliegen ihrer Verehrer erführen, wer hätte diese Untersuchung anstellen sollen? Der gemeine Christ? Dieser überließ sie seinen Lehrern, die Lehrer aber sprachen gemeiniglich nicht eher von der Anrufung der Märtyrer, als in dem Enthusiasmus ihres Lobes, und im Enthusiasmus untersucht auch der Gelehrte nicht. Wer fragt überdieß, ob der Märtyrer, was man wünscht, versteht, wenn man glaubt, daß er da gegenwärtig sey, wo man zu ihm betet? Also braucht die Frage, wie die Heiligen unser Gebeth vernehmen, nur dann erwogen und beantwortet zu werden, wenn ihre allgemeine oder besondre Fürbitte in Zweifel gezogen und bestritten wird. Dieses that Vigilantius, als er den ganzen Reliquiendienst und die göttliche Verehrung der Märtyrer angriff. Er behauptete mit einer Stelle aus dem vierten Buche Esdra, daß sich nach dem Tode niemand unterstünde, für andere zu bethen, und daß, wenn die Märtyrer solches thun wollten, ihre Fürbitten unkräftig seyn würden. Er fragte mit einem spottenden Tone, ob sie ihre Asche so sehr liebten, und beständig um ihre Gräber umher flögen, aus Furcht, ein Gebeth zu verlieren, das ein Mensch, während ihrer Abwesenheit, an sie richten möchte. Aus dieser Stelle erhellt, daß Vigilantius ihre vermeynte Gegenwart bey ihren Gräbern, ihre Fürbitte, und zugleich die Gewohnheit, sie anzurufen, verwarf. Seine Frage, woher die Märtyrer die besondern Anliegen der Gläubigen wüßten, war freylich schwer zu beantworten. Hieronymus, der den Vigilantius widerlegen wollte, erwog selten, was er wider seine Gegner sagte, ganz zufrieden mit sich selbst, wenn er nur etwas sagte. Er eignete also

den

den Märtyrern lieber eine Allgegenwart zu, als daß er seine Unwissenheit hätte bekennen sollen: Sie folgen dem Lamme nach, wo es hingeht. Vor dem Streite mit dem neuen Ketzer, dem er widersprach, hatte er diese Einsichten noch nicht. Denn er hatte ehedem in seinen Klagen an seinen Freund Nepotian ausgerufen: Ich mag sagen was ich will; Nepotian vernimmt mich nicht! Ja er hatte es so gar unter die Glückseeligkeiten desselben gerechnet, daß er nichts von dem Unglücke der Kirche, und dem Elende der Gläubigen wüßte. Aber kaum nahm sich ein Priester von Barcelona die Freyheit, ihn zu tadeln, so wußte er, um ihn unter die größten Ungeheuer setzen zu können, daß die Märtyrer die Gebete der Lebendigen hören, weil sie überall sind, weil sie dem Lamme nachfolgen, wo es hingeht, und zum wenigsten eben so schnell, als der Teufel, seyn müssen. Augustin, welcher zwar die Märtyrer nicht anrief, aber doch die Fürbitte derselben für ihre Brüder in dieser Welt glaubte, getraute sich nicht mit Gewißheit zu bestimmen, durch welch einen Kanal sie die Bedürfnisse der Sterblichen erführen. Er war zweifelhaft, ob sie selbst an vielen Orten zugleich gegenwärtig wären und ihren Verehrern beystünden, oder ob sie bloß eine allgemeine Bitte für die Menschen einlegten, Gott aber durch den Dienst der Engel ihr Gebeth erfüllte. Seiner Meynung nach war beydes möglich. Vor funfzig Jahren hatte man noch nicht an diese Frage gedacht, weil jede Gemeine erst mehr nicht als ihre eignen Märtyrer angerufen hatte. Augustin blieb nicht gern die Auflösung einer Frage schuldig. Er meynte also, daß die Märtyrer die Anliegen der Menschen entweder vom Geiste Gottes, oder durch den Dienst der Engel, oder auch von

Hieronym. ep. 3.

Hieron. adv. Vig. col. 590.

Augustin. de cur. pro mort. c. 13. 14. 15.

denen,

denen, die nach ihnen stürben, erfahren könnten. Man wußte noch nicht, was man in unsern Zeiten weiß, daß die Seeligen in Gott alles, was in der Welt vorgeht, als in einem Spiegel wahrnehmen. Man hatte vielmehr von vielen rechtgläubigen Lehrern behaupten hören, daß die Christen, und selbst die Märtyrer vor dem Tage des letzten Gerichts nicht zum seeligen Anschauen Gottes gelangten.

Petav. theol. dogm. t. I. l. 7. de Deo c. 13. sqq.

Da Vigilantius die Fürbitten der Märtyrer für die Lebendigen überhaupt läugnete, so läugnete er freylich auch die Kraft ihrer Fürbitten. Man suchte also zweyerley wider ihn zu beweisen; theils, daß sie für die Lebendigen beteten; theils, daß ihr Gebet eine besondre und vorzügliche Kraft hätte. Diese Kraft erhielt es, wie einige lehrten, von ihrer Unsündlichkeit im Himmel; wie andre dafür hielten, von ihrem Märtyrerthume, und, wie noch andre glaubten, von ihrer nähern Gegenwart bey Gott. Die erste Meynung hatte der Bischof Asterius: Unser Gebet, sagte er, ist nicht so wohl ein Gebet, als eine Erinnerung Gottes an unsre Sünden; eben deswegen fliehen wir zu unsern geliebten Mitknechten. Die andre Meynung hatte Chrysostomus. Dieser Kirchenvater machte Gott zum Schuldner der Märtyrer. Von der Prosdoce, Bernice und Domnina sagte er, daß sie bey Gott alles ausrichten könnten, wenn sie ihm ihre Wundmale zeigten. Gleichwie Soldaten, heißt es in seiner Lobrede auf den Juventinus und Maximinus, ihrem Könige die Wunden zeigen, die sie im Treffen vom Feinde empfangen haben, und ihn deswegen mit einem getrosten Muthe anreden: So können auch diese Märtyrer von dem Könige des Himmels alles erhalten, was

Aster. ap. Cotel. p. 188.

sie

sie wollen, weil sie nur mit ihren abgeschlagnen Häuptern in den Händen vor ihm treten, und ihm dieselben vorzeigen dürfen. Wie unanständig, ich will nicht sagen, wie lächerlich ist nicht die Vorstellung, weche Chrysostomus von Gott und von den Märtyrern im Himmel macht! Die Menschen sind freylich so unvollkommen, daß sie ein sinnlicher Eindruck zum Mitleide geneigter macht, als eine wahrhafte unkünstliche Vorstellung des hülfbedürftigen Zustandes derjenigen, für welche gebeten wird. War denn Gott, ehe der Himmel mit Märtyrern bevölkert wurde, weniger bereit, den Unglücklichen und Nothleidenden beyzustehen? Mußten erst einige mit abgeschlagnen Häuptern in ihren Händen kommen, sie ihm zeigen, und durch einen solchen Anblick ihn zum Erbarmen zu bewegen suchen? Will man die Ausdrücke des Chrysostomus nicht buchstäblich verstehen, und etwa sagen, daß er seine wahren Gedanken in Metaphorn eingehüllt habe: So kann doch sein wahrer Sinn kein andrer seyn, als der, daß die Leiden der Märtyrer verdienstlich sind, und ihnen gerechte Ansprüche auf die Erhörung ihrer Fürbitten ertheilen. Ist dieses sein eigentlicher Sinn, so gründet sich die Meynung von der vorzüglichen Kraft, welche den Fürbitten der Märtyrer zugeeignet wurde, auf einen offenbaren Irrthum. Der Märtyrertod ist nicht verdienstlich, weil er eine Schuldigkeit ist; so viel auch ein Christ Martern um seines Glaubens willen ausstehen mag: So muß er doch sagen: **Ich bin ein unnützer Knecht; ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war.** Hieronymus führt von der vorzüglichen Kraft der Märtyrerfürbitten keinen bessern Grund an, wenn er hofft, daß sie, ihrer Gegenwart bey Gott wegen, mehr durch ihr Gebet aus-

Hieronym. in epitaph. Paul.

richten können, als die Gläubigen auf der Erde. Stärke mich, sagte er in seiner Grabschrift auf seine Freundinn, Paula, mit deinem Gebete in meinem Alter! Dein Glaube und deine Werke verbinden dich mit Christo. Bey Gott selbst zugegen wirst du nun leichter erhalten, was du bittest. Moses, sagt er wider den Vigilantius, erbittet den Israeliten die Hülfe Gottes wider die Amalekiter, und Stephanus seinen Verfolgern Vergebung: Werden sie nun wohl weniger vermögen, da sie bey Christo sind? Wieder eine allzumenschliche Vorstellung von Gott! Ein Fürsprecher bey einem Menschen mag mehr, wenn er bey ihm ist, ausrichten, als in der Entfernung: Aber wer kann sich diese Vorstellung von Gott machen, ohne sich ihn so unvollkommen und von äußerlichen Eindrücken so abhängig zu denken, als den Menschen? Und liegt nicht vor den Augen Gottes alles bloß und entdeckt? Das sind unterdessen die Gründe alle, die man in den Schriften der alten Väter für die vorzügliche Kraft und Erhörlichkeit der Märtyrerfürbitten findet. Von Rednern und Bewunderern, die eben nicht im Rufe stehen, allzu philosophisch gedacht zu haben, können sie nicht besser erwartet werden; nur ist nichts mehr zu beklagen, als daß sie, ungeachtet ihrer Schwäche in den spätern Zeiten, als unwidersprechliche Beweise des herrschenden Aberglaubens angeführt wurden.

Die Märtyrer wurden angerufen; aber ihre Anrufung war kein wesentliches Stück des öffentlichen Gottesdienstes. Man betete vielmehr in den Liturgien für die Märtyrer. Man that dieses sowohl im vierten als fünften Jahrhunderte. In der Liturgie, welche dem Theodor von Mopsvest zugeeignet wird, wurde gebetet: Nimm, Herr Gott, durch deine

Gnade

Gnade das Opfer unsers Dankes, die vernünftigen Früchte unsrer Lippen von uns an, und erinnre dich in Gnaden der alten Gerechten, der heiligen Propheten, der seeligen Apostel, der Märtyrer und Bekenner, der Bischöfe, Lehrer, und Diener, und aller Söhne der heiligen allgemeinen Kirche, welche im Glauben der Wahrheit diese Welt verlassen haben, und vergieb ihnen durch deine Gnade alle Sünden und Uebertretungen, welche in dieser Welt von ihnen begangen worden seyn mögen. *Renaudot. t. 2. Liturg. Orient. p. 621.*

In der Liturgie des Nestorius findet man ein ähnliches Gebet. Er saget zwar im Beschlusse desselben, daß Gott um der Fürbitte der Heiligen willen auf seine Knechte und Mägde sehen, und sich ihrer erbarmen möchte; aber sie selbst wurden nicht angerufen. Wer aus diesem Beschlusse ihre Anrufung folgen wollte, der müßte glauben, daß ohne Unterschied alle Seeligen anzurufen wären, weil sich die angeführten Worte des Gebets auf alle Gläubigen im Himmel, und nicht allein auf die Patriarchen, Apostel und Märtyrer beziehen. Ein solcher Widerspruch war zwischen der Privatandacht der Christen und dem öffentlichen Gottesdienste! *Ibid. p. 633.*

Zu den Zeiten des Nestorius war also die Lehre von der gottesdienstlichen Anrufung der Märtyrer noch keine öffentliche Lehre der Kirche. Man kann dieses deutlich aus den Vorwürfen schließen, die ihm von den Rechtgläubigen gemacht wurden. Sie beschuldigten ihn der Abgötterey, weil er die Menschheit Christi anbetete, da er doch nicht eine wirkliche persönliche Vereinigung, sondern nur eine unaussprechliche Verknüpfung und Gesellschaft derselben mit der Gottheit des Erlösers behauptete. Cyrill,

Cyrill. orat. in die Joh. Concil. Eph. P. 3. c. 11.

das Haupt und die Seele der Kirchenversammlung zu Ephesus, lehrte so gar, daß Christus, als Mensch, anbetete, als Gott aber angebetet würde. Hieraus ist deutlich, daß von der Verehrung der Heiligen noch nicht der Ausdruck der Anbetung gebraucht wurde; denn sonst hätte Cyrill der menschlichen Natur Christi zum wenigsten die Ehre derjenigen Anbetung zueignen müssen, welche die Kirche allen Märtyrern und Heiligen erwies. Ueberdieß zog er daraus, daß man Christum anrief, und in seinem Namen betete, die Folgerung, daß er Gott wäre. Wäre die Anrufung der Heiligen zum Wesen der christlichen Religion gerechnet worden: So hätte Cyrill die bloße Anrufung Christi und das Gebet in seinem Namen, nicht als einen Beweis seiner Gottheit anführen können; denn eben damit wäre auch erwiesen worden, daß die Märtyrer Götter wären. Der römische Pabst Leo war in seiner Lehre so rein, als Cyrill. Gott muß seinem Bekenntnisse nach angebetet werden, weil er schafft, die Creatur aber nicht, weil sie dient. Eben diese Lehre trug Basilius von Seleucien vor. Eignet den Geschöpfen keine Ehre zu, sagte er in einer seiner Reden; keine Ehre, die demjenigen zukömmt, der sie hervorgebracht hat. Die Creatur weigert sich des Dienstes, welcher dem Schöpfer gebührt; sie fürchtet eine gottesdienstliche Verehrung, als die Ursache ihres Verderbens; sie ist gebohren, anzubeten, nicht aber angebetet zu werden. Man eignet zwar diesem Bischofe eine Homilie auf das Fest der Verkündigung Mariä zu, in welcher Anrufungen an dieselbe vorkommen. Allein Photius, der sich mit den Werken dieses Basilius genau bekannt gemacht hatte, kennt nicht mehr

Basil. Seleuc. or. 9.

als funfzehn Reden von ihm, und die ihm ohne Grund zugeeignete Homilie soll doch seine neun und dreyßigste seyn. Ueberdieß wird darinnen der Mutter des Heilandes der Name der Allerheiligen gegeben, der niemals von den Schriftstellern des fünften Jahrhundertes gebraucht worden ist.

Man schrieb in diesem Jahrhunderte den Engeln eine große Gewalt zu; aber sie wurden noch nicht angerufen. Nilus, ein Schüler des Chrysostomus, glaubte, daß bey dem Gläubigen, wenn er betete, ein Engel stünde, der mit einem Worte die Anfälle seines Feindes zernichtete, und seine Seele bewegte, damit sie sich ohne Fehler und Verblendung wirksam erzeigte. Er glaubte, daß dieser Engel der Seele eine Kenntniß von dem rechten Gebete gäbe, und sie antriebe, ohne Trägheit und Unruhe zu beten. Die Gewalt, die er ihm über die Seelen der Gläubigen giebt, ist groß; er sagt aber nicht, daß sie angerufen werden müßten. Man fieng zu seinen Zeiten an, wie Sozomenus erzählt, den Engeln Wunder, und Erscheinungen anzudichten; man kann aber keine Stelle aufzeigen, in welcher das Gebet an sie gebilligt oder angerathen würde. Cyrillus von Alexandrien lehrte vielmehr, daß man diejenigen nicht dulden müßte, welche den Wunsch brauchten: Gott und der Engel gebe dir das, weil Gott allein der Geber alles Guten wäre. Theodoret trug eben diese Lehre noch deutlicher vor. Wir lernen, sagte er, aus der heiligen Schrift, daß es unsichtbare Mächte giebt, welche Gott loben. Allein wir theilen unsre Anbetung zwischen ihnen und Gott nicht; wir schätzen sie einer größern Ehre würdig, als die Menschen; dem ungeachtet aber betrachten wir sie als

Nil. de orat. c. 69. c. 75. in B. P. M. tom. 7. p. 1153.

Sozomen. l. 2. c. 3.

Cyrillus thes. assert. 12. t. 5.

Theodor. in Coloss. t. 3.

unsre Mitknechte. Er erzählte in seiner Auslegung des paulinischen Briefes an die Colosser, daß in Phrygien und Pisidien Irrgläubige gewesen wären, welche die Engel unter dem Vorwande angebetet hätten, daß Gott für uns Sterbliche unsichtbar wäre. Er verwarf ihren Irrthum, und eben sie waren es, welche die Kirchenversammlung zu Laodicäa verdammet hatte.

Die Jungfrau Maria wurde im fünften Jahrhunderte auch noch nicht angerufen. Nestorius machte ihr die Namen einer Mutter Gottes und einer Gottesgebährerinn streitig. Dieses gab denen, welche rechtgläubiger seyn wollten, Gelegenheit zu sehr hyperbolischen Lobsprüchen auf sie, die sich ihrer Unerträglichkeit wegen kaum übersetzen lassen. Proclus, welcher dem Nestorius am ersten öffentlich widersprach, nannte sie, das belebte Paradieß des zweyten Adams; den feurigen Busch, den das Feuer der göttlichen Empfängniß nicht verbrannte, einen beseelten Himmel. Lauter Metaphoren, welche den verderbten Geschmack dieser Zeit bezeichnen! Er hielt so gar an ihren Leib eine Anrede, die von keinem Galimatias übertroffen werden kann: O Leib, in welchem der Vertrag wegen unserer Freyheit gemacht worden ist; o Leib, in welchem die Waffen wider den Tod verfertigt wurden! Alles dieses ist ausschweifend, und doch findet man auch nicht eine Spur einer gottesdienstlichen Anrufung derselben in der Rede des Proclus. Man eignet zwar diesem Widersacher des Nestorius noch verschiedne Lobreden auf die Jungfrau Maria zu; allein sie enthalten so viele Merkmale einer unverzeihlichen Unwissenheit, so viele Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten, und zugleich so

wenig

wenig Spuren einer Widerlegung der nestorianischen Lehrsätze, daß sie ihm mit Wahrscheinlichkeit abgesprochen werden können, und folglich fällt der Beweis weg, der aus diesen Reden für die Anrufung der Jungfrau Maria im fünften Jahrhunderte entlehnt zu werden pflegt. **Cyrillus** von Alexandrien war im Lobe der Jungfrau Maria so ausschweifend als **Proclus**. **Gegrüßet seyst du, Maria, Mutter Gottes, verehrungswürdiger Schatz des ganzen Erdkreises, Lampe, die nicht verlöscht, Krone der Jungfrauschaft, Zepter der guten Lehre, unvergänglicher Tempel, Wohnung desjenigen, den keine Wohnung fassen kann:** In diesem Tone sprach er auf der Kirchenversammlung zu Ephesus, und nahm sich die kühne Freyheit, ihr auf gewisse Weise dasjenige zuzuschreiben, was der aus ihr gebohrne Heiland der Menschen zum Heile unsers Geschlechts gethan hatte. Allein er lehrte doch nicht, daß sie angerufen werden müßte; ja er sagte vielmehr in eben dieser Rede, daß allein Gott unsre Anbetung, Maria aber unser Lob verdiente. Wurde sie in diesen Zeiten angebetet: Wie konnte **Nestorius** beschuldigt werden, in Christo einen bloßen Menschen anzubeten, weil er die Art der Vereinigung seiner Gottheit und Menschheit nicht glauben wollte, die **Cyrill** mit seinen Anhängern lehrte? Der Vorwurf wäre unbillig gewesen, wenn man schon der Jungfrau Maria, der Mutter Christi die Ehre der Anrufung erwiesen hätte. **Baronius** erzählt zwar, daß der römische Pabst Cälestin, von der Streitigkeit des **Nestorius** Anlaß genommen habe, in das öffentliche Gebet die Bitte an die Jungfrau Maria einzurücken: **Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns;** aber er beweist seine Erzählung

Cyrill. homil. quando septem etc. Conc. Ephes. Act. 1.

Baronius ad a. 431.

Baronius ad a. 446.

nicht. Man behauptet zwar, daß unterschiedne Tempel schon im fünften Jahrhunderte ihrem Namen gewidmet gewesen seyn sollen: Aber daraus könnte nicht geschlossen werden, daß man sie öffentlich angerufen hätte, wenn dieß Vorgeben auch als gegründet angenommen würde.

Die Christen giengen im fünften Jahrhunderte in der Verehrung der Reliquien viel weiter, als im vierten; man sollte deswegen glauben, daß sie in der Anbetung der Heiligen auch weiter gegangen seyn würden. Allein die Geschichte bezeugt das Gegentheil. Die Anzahl der christlichen Schriftsteller ist in diesem Jahrhunderte eben so groß, als im vorigen, oder vielmehr noch größer, und doch ist es schwer, auch nur ein ganz zuverläßiges Zeugniß von einem unter ihnen aufzutreiben, daß die Märtyrer angerufen worden sind. **Theodoret** ist einer von denen, die man unter die Zeugen stellt, welche aussagen sollen, daß die Anrufung der Märtyrer zu ihrer Zeit in der Kirche üblich gewesen sey. Man eignet ihm eine Schrift **von der Cur der Griechen** zu. In der achten Rede dieses Werks wird die Ehre vertheidigt, welche die Christen den Märtyrern erweisen, und gesagt, daß sie dieselben nicht als Götter, sondern nur als göttliche Menschen verehrten; daß sie dieselben zwar anriefen, aber nur als Fürsprecher bey Gott; daß die Aeltern ihren Kindern die Namen der Märtyrer gäben, um sie unter ihren Schutz zu bringen; daß die Unfruchtbaren sie um Kinder, die Reisenden um Glück zu ihren Reisen, und diejenigen, die etwas Gutes empfangen hätten, um die Erhaltung und Fortsetzung desselben bäten. Diese Märtyrer, welche die Christen diesem Zeugnisse zu Folge anriefen, waren nicht etwa bloß bekannte Heilige, als etwa

die Apostel, Petrus, Paulus, Thomas und andre, sondern auch solche, von denen man nichts weiß, als ihre Namen, ein Sergius, Marcel, Pantaleemon, Leontius, Antonin und Mauritius. Es ist wider dieses Zeugniß nichts einzuwenden, als das einzige, daß es unentschieden ist, ob auch die Schrift, in der es steht, wirklich vom Theodoretus herkömmt, oder nicht. Die meisten unter den Alten, welche von den Schriften dieses Kirchenvaters reden, **Gennadius**, **Honorius**, und **Sigebert** von **Gemblours** führen sie unter seinen Werken nicht an; auch kennt sie Photius nicht, der doch alle seine Werke gelesen und Auszüge aus denselben gemacht hatte; so gar Nicephorus Callistus erwähnt ihrer in dem Verzeichnisse nicht, welches er von den Werken des Theodoretus giebt. Allein gesetzt auch, daß es seine Arbeit wäre: So erhellet doch aus der angeführten Stelle nur dasjenige, was der große Haufe der Christen that, und **Theodoret** billigte. Seine Stimme war nicht die Stimme der ganzen Kirche. Ueberdieß müßte er sich selbst widersprochen haben, da er in andern Stellen seiner Schriften den Geschöpfen alle gottesdienstliche Verehrung verweigerte. **Theodoret** ist freylich ein Beweis, daß der menschliche Verstand viele starke und schwache Seiten zugleich haben könne. Liest man seine dogmatischen Schriften, und seine Auslegungen der Schrift: So siehet man aus denselben einen Verstand hervorleuchten, welcher eine besondre Fertigkeit besitzt, richtig, deutlich, und schön zu denken; liest man aber seine Einsiedlergeschichte: So muß man erstaunen, daß ein solcher erleuchteter Verstand die lächerlichsten und ungereimtesten Fabeln und Träume glauben, und eine ganz außerordentliche Heiligkeit in den Hand-

Gennad. descr. Eccles. c. 89. Honor. c. 89. Sigeb. c. 9. Phot. Bibl. c. 14. Nicepb. Callist. l. 14. c. 54.

lungen gewisser Einsiedler finden kann, die, wenn man auch das gelindeste Urtheil von ihnen fällen will, nicht mehr Ehre verdienen, als daß man sie für Wirkungen eines Gehirns erklärt, welches durch eine finstre und unnatürliche Lebensart zerrüttet wurde.

Außer dieser Stelle wird der Geschichtschreiber der vandalischen Verfolgung in Africa, Victor, als ein Zeuge angeführt, daß die Kirche die Märtyrer für Fürbitter bey Gott gehalten und sie angerufen habe, weil er sein Werk mit einer rhetorischen Anrede an die Lebendigen so wohl als an die Todten und an alle diejenigen, welche Theil an den Schicksalen der Kirche nehmen, beschließt, und ausruft: „Jedes Alter, „jedes Geschlecht, jeder Stand sey hier zugegen; der „ganze Haufe des katholischen Namens, der auf der „ganzen Erde zerstreuet ist, sey hier zugegen! Seyd „zugegen, ihr heiligen Engel, und saget Gott, daß „die Kirche verfolget ist! Ihr heiligen Patriarchen, „aus derem Geschlechte sie entsprungen ist, bittet für „sie! Ihr heiligen Propheten, bittet für sie! „ Eben so beschwört er die Apostel, für die Kirche zu beten. Im Beschlusse stellt er die africanische Kirche vor, als ob sie auf der Erde liege, damit man mit den elenden Sündern Mitleiden haben möge. Die ganze Stelle, in welcher die Lebendigen eben so wohl als die Todten angeredet werden, ist mehr nicht als eine Figur, durch welche das Mitleiden der Gläubigen und Heiligen mit der bedrängten Kirche in Africa erweckt werden sollte. Man hat eine große Menge Predigten vom Pabste Leo, vom Theodoret, von dem seleucischen Basilius, vom Chrysologus, und eben hier, wo man am ersten Gebete an die Märtyrer finden sollte, findet man sie nicht. Ein deutlicher Beweis, daß die Anrufung der Heiligen noch nicht öffentlich gelehrt und geübt wurde!

Wenn

Wenn die Anrufung der Heiligen zum wahren Christenthume so nothwendig gehörte, daß es nicht ohne sie bestehen könnte: So mußte die Kirche, weil die Offenbarung davon schwieg, bestimmen, wie weit das Volk in seiner Andacht gegen die Märtyrer gehen mußte, um dem Aberglauben, der, wenn sie nicht selbst Aberglaube ist, doch daran grenzt, vorzubeugen. Sie mußte ein Gehäge um den Berg machen, damit das Volk die Grenzen nicht überschritte, welche die Verehrung der Creatur und die Anbetung Gottes von einander trennen. Weil es aber auch immer Menschen giebt, die in ihrer Andacht nachläßig und kalt sind: So hätten die Christen oft zur Anrufung der Heiligen, und besonders der Jungfrau Maria ermahnt werden sollen. Die Anrufung gehört unter die sittlichen Handlungen des Menschen. Folglich waren diejenigen, welche über die christliche Sittenlehre schrieben, verpflichtet, auch von dieser Tugend zu handeln, ihre Beschaffenheit zu erklären, ihre Schranken abzuzeichnen, ihre Nothwendigkeit zu beweisen, und die Unterlassung dieser christlichen Pflicht als strafbar und gefährlich abzubilden. Alles dieses, was doch so nothwendig war, verabsäumten die Lehrer. **Eucher**, ein Bischof von Lyon, gab seinem Freunde Valerian Vorschriften der wahren Weisheit; er ermahnte ihn, Gott der Creatur vorzuziehen: Aber er ermahnte ihn nicht, die Märtyrer anzurufen. **Johann Cassian** unterwies in vier und zwanzig Unterredungen die Mönche in ihren Pflichten. Einsiedler und Mönche sollten vor andern sich mit allen Arten des Gebets, und also auch mit der Anrufung der Heiligen beschäfftigen. Cassian hingegen führte ihre Seelen zu Gott; er zeigte ihnen, daß sie ohne Zweifelmüthigkeit beten; daß

B. P. M. t. 6. p. 86.

Cassian. coll. 9. 10. 11.

wir

wir ihn durch unser Anhalten nöthigen müßten, uns die Güter des Himmels zu schenken; daß Gott mit Eifer und Ungestüm angerufen seyn wollte. Er erklärte das Gebet des Herrn für das vollkommenste; er machte eine weitläuftige Erklärung über dasselbe; er sagt aber nicht ein Wort, daß wir die Heiligen anrufen müßten. Nilus handelte in hundert und acht und vierzig Abschnitten vom Gebete. Er verlangte, daß man zu Gott dem Allmächtigen eilen, daß man seine Zuflucht im Gebete zu Christo nehmen, daß man seine Augen auf keine andre Seite wenden sollte. Er bat sich selbst die Fürbitte einer noch lebenden heiligen Jungfrau aus, die, nach seinem Lobspruche, in einem sterblichen Leibe, wie ein Engel, lebte; aber er empfahl die Anrufung der Heiligen nach ihrem Tode auch nicht mit einem Winke.

Nil de or. c. 94. 95. Id. ep. 119. 126.

Die Kirchenversammlungen waren im fünften Jahrhunderte so häufig, als im vierten. Sie haben viele Verordnungen wegen des Gottesdienstes gemacht; keine einzige aber, daß die Märtyrer und wie sie angerufen werden sollten. Bellarmin behauptet zwar, daß die chalcedonische Versammlung ihr Gebet an den Patriarchen von Constantinopel, Flavian, welcher über die Irrthümer oder Meynungen des Eutyches zum Märtyrer geworden war, gerichtet und mit einmüthiger Stimme ausgerufen habe: Flavian, bitte für uns! Das Gebet einer ganzen allgemeinen Kirchenversammlung an einen Märtyrer wäre freylich von einem großen Gewichte. Allein es ist zu erinnern, daß es den Vätern zu Chalcedon niemals eingefallen ist, wirklich ein Gebet an den Flavian zu richten. Die constantinopolitanische Clerisey rief nur aus: Flavian lebt noch nach seinem Tode; Flavian bittet für uns; Flavian bekennt den

Bellarm. de Sanct. Beat. lib. I. c. 19. Concil. Chalced. act. I.

Glauben

Glauben mit uns; Flavian ist hier; der Rechtgläubige ist hier; lange lebe der Kaiser; Flavian richtet mit uns! Der lateinische Uebersetzer der Acten dieser Kirchenversammlung macht aus dem Ausrufe derselben: Flavian bittet für uns, einen Wunsch, indem er durch kleine vorsetzliche oder unvorsichtige Aenderung das bittet in ein bitte verwandelt; Bellarmin hingegen macht aus dem Fehler des Uebersetzers eine ausdrückliche Anrufung. Wenn man einmal beweisen will, es koste, was es wolle: So sind auch rhetorische Figuren und vielleicht Schreibfehler gut genug dazu.

Daß die Heiligen im Himmel für die Gläubigen auf der Erde beteten, war schon eine überall herrschende Lehre. Der Pabst Leo glaubte dieses von dem Apostel Petrus, und zugleich eignete er ihm eine so außerordentliche Gewalt zu, als ihm selbst von Christo nicht zugeeignet worden war. Nach seinem Ausspruche hatte Christus diesen Apostel zum Pförtner des Himmels eingesetzt, und zum Richter über diejenigen, welche durch ein unwiderrufliches Urtheil gelöset oder gebunden werden sollten, und zwar zum Beweise seiner Gemeinschaft mit ihm. Petrus richtete dasjenige, was ihm aufgetragen war, im Himmel mit größrer Gewalt aus, als auf der Erde geschehen war, und verwaltete sein Amt mit Christo und durch Christum, der ihn verherrlicht hatte. Alle guten Gedanken und Handlungen der Gläubigen, und jede Gnade Gottes in ihren Leiden sollten Wirkungen der Verdienste Petri seyn, dessen Gewalt und Ansehen noch lebten und sich in seinem Sitze äußerten. Leo versicherte, daß Petrus nicht aufhörte zu beten, damit die Gläubigen durch keine Versuchung überwunden werden möchten. Man muß glauben, setzte

Leo de ass. ad Pontif. S. 2. p. 2. S. 3. p. 4. de jejun. dec. mens. S. p. 8.

er

er hinzu, daß er seine Sorgfalt über alle Christen erstrecke. Uebertriebne Lobsprüche! Die höchste Creatur kann unstreitig nicht mehr erhoben werden, als Petrus von einem der größten Päbste erhoben wurde, wiewohl er doch seine Sorgfalt für alle Christen mit einiger Furchtsamkeit behauptet. Dennoch sagt Leo nirgends, daß Petrus angerufen werden müßte. Die Christen sollten sich um die Fürbitte der Heiligen Mühe geben: Das foderte der Pabst. Doch zugleich lehrte er, wie man es anzufangen hätte. Man sollte sie nachahmen: Befestiget euch in der Gemeinschaft mit den heiligen Engeln; gehet ein in die Stadt Gottes, die uns verheißen ist; vereiniget euch mit den Patriarchen, den Propheten, den Aposteln, den Märtyrern, wünscht euch ihre Reichthümer, und bewerbt euch um ihre Fürbitte durch eine heilige Nachahmung.

Leo de epiph. S. 5. c. 1. p. 31.

Die Christen giengen also, wie es schien, nur in ihrer Ehrerbietung gegen die Reliquien der Märtyrer weiter, in ihrer Anrufung aber mehr zurück, als vorwärts. Im vierten Jahrhunderte hatten viele angefangen, ihr Gebet an sie zu richten; einige Lehrer hatten ihre Anrufung geduldet; andere hatten sie gebilligt; noch andre angerathen und befohlen. Niemand zweifelte an ihrer Fürbitte im Himmel; die ganze Kirche glaubte, daß sie die Macht hätten, auf der Erde Wunder zu thun, und dennoch findet man nicht einen einzigen Lehrer im fünften Jahrhunderte, der ihre Anrufung unter die Pflichten des Christenthums, des öffentlichen Gottesdienstes und der Privatandacht gezählt habe. Dieses scheint unbegreiflich zu seyn. Allein man muß merken, daß es keinen Basilius, keine Gregorios, keine Chrysostomos und Ambrosios mehr gab; daß die Ursache, welche

diese Lehrer bewogen hatte, die Andacht des Volks gegen die Märtyrer zu begünstigen, zu dulden, und zu unterhalten, beynahe wegfiel, nämlich die Furcht, daß die Christen zum Heidenthume zurückkehren möchten, wenn ihnen alle sinnlichen Gegenstände des Gottesdienstes genommen würden; daß die Anrufung der Heiligen niemals ein wesentliches Stück des öffentlichen Gottesdienstes, oder der Privatandacht gewesen war. Man würde aus dem Stillschweigen der Kirchenschriftsteller des fünften Jahrhundertes von dieser Anrufung zu viel schließen, wenn man daraus folgern wollte, daß die Märtyrer von keinem Christen angerufen worden wären; aber das kann mit Grund daraus geschlossen werden, daß die Meynung von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, ihre Fürsprache zu erbitten, keine durchgängig angenommene und öffentliche Lehre der Kirche gewesen sey.

Diese wurde es auch im sechsten Jahrhunderte nicht, ungeachtet das Volk in der Verehrung der Reliquien immer abergläubischer wurde. Die Kirche gab noch kein Gesetz, wie die Heiligen, unter denen nicht mehr die Märtyrer allein, sondern auch die Bischöfe und Aeltesten, die Einsiedler und Mönche verstanden wurden, verehrt und angerufen werden sollten. Ferrand, welcher einen Auszug aus den Verordnungen der Kirchenversammlungen machte, rückte eine in seinen Auszug ein, worinnen verboten wurde, unmittelbare Gebete an einen andern, als an Gott zu richten. Fulgentius gab einer Christinn, welche Proba hieß, Vorschriften, wie sie beten sollte. Eine Person des weiblichen Geschlechtes sollte billig an die Jungfrau Maria mit ihrem Gebete gewiesen werden, wenn es unter die Pflichten der Christen gehört, die Heiligen um ihre Fürsprache anzurufen. Er that solches nicht,

Ferr. can. 219. B. P. M. t. 9. p. 486.

Fulgent. epist. ad Prob. c. 7. 8. Ibid. t. 9. p. 98.

sondern

sondern lehrte sie, daß sie Gott, und seinen Sohn um die Befreyung von der Verderbniß des Fleisches anflehen müßte. Climacus schrieb eine Leiter zum Paradiese; so nannte er eine Unterweisung in den Pflichten christlicher Seelen. Gehörte die Anrufung der Heiligen unter die Pflichten des Christenthums: So müßte sie eine Stufe auf dieser Leiter seyn; aber man sucht sie hier vergebens. Gildas gedachte ihrer auch nicht in den Regeln, die er den Mönchen vorschrieb. Laurens, ein Bischof erst von Novara, und nachher von Mayland, lehrte mit dem Beyspiele der Cananiterinn, daß es keine Niedrigkeit und kein Verbrechen gebe, wodurch bekümmerte Seelen sich abhalten lassen dürften, ganz allein und ohne Mittler zu Christo hinzugehen; daß Buße und aufrichtige Thränen der Reue zureichten, alle unsere Bedürfnisse mit vollkommnem Vertrauen von ihm zu erbitten; daß die Fürbitten der Apostel, Jacobi, Johannis, Petri und selbst der Engel unnöthig wären. Ich brauche, ließ er sie sagen, keines Bürgen und Fürsprechers; ich gehe allein zu Christo; ich bitte ihn selbst.

B. P. M. t. 10. p. 457.

B. P. M. t. 5. p. 418. In Mabill. Annal. t. 2. p. 25.

Die Engel wurden noch nicht angebetet; zum wenigsten war es keine öffentliche und allgemeine Lehre der Kirche, daß sie angerufen werden müßten. Cassiodor, ein berühmter Schriftsteller des sechsten Jahrhundertes, erzählte zwar, daß es einige gäbe, welche dafür hielten, daß die Engel die Gebete der Gläubigen vor Gott trügen. Allein nach seinem Lehrbegriffe darf der Mensch sein Vertrauen so wenig auf einen guten, als auf einen bösen Engel setzen; er darf diese erhabnen Geister nur lieben, weil ihre Rechte und die Gewalt, die sie besitzen, bloß Wohlthaten Gottes sind. Cassiodor hätte so nicht reden können, wenn

Cassiod. in Ps. 21. 32. et 117.

die

die Anrufung der Engel von der ganzen Kirche befohlen oder gebilliget worden wäre. Unterdessen gieng man doch in ihrer Verehrung einen Schritt weiter. Man baute dem Erzengel Michael Tempel. Er war unter allen Tausenden der Engel der einzige, welcher dieser Ehre genoß, da vielen tausend Menschen, von denen viele nicht einmal gewesen seyn mochten, Kirchen und Altäre erbaut wurden. Avitus, ein Bischof von Vienne, hielt bey der Einweihung eines Tempels, welcher dem Erzengel Michael gewidmet werden sollte, eine Rede, worinnen er die Gegenwart der Engel bey unserm Gebete behauptete, und zugleich die Meynung, daß sie unser Gebet vor Gott brächten. Zugleich trägt er einen Gedanken vor, der sonderbar ist. Er glaubt, daß die Schönheit des Ortes den Erzengel in den neuen Tempel locken würde. Allein Avitus lehrt nicht, daß er angerufen werden müßte, und doch wäre ein Gebet an ihn nirgends besser angebracht gewesen, als hier.

Die Jungfrau Maria erhielt neue Lobsprüche in diesem Jahrhunderte. Chrysippus von Jerusalem nannte sie eine Quelle des Lichts, das in die Welt gekommen war, die Menschen zu erleuchten; einen Weinstock, der vortreffliche Trauben getragen hatte; eine Wolke, aus welcher ein erquickender Regen für die Seelen der Heiligen herabgefallen war. Man wird den guten Geschmack in diesen Lobsprüchen so wenig finden, als die Anrufung der Jungfrau Maria. Hesychius, ein Bischof eben dieser Stadt, nannte sie einen Stern des Lebens, einen Thron Gottes, eine vortrefflichere Arche, als die Arche Noä. Der Rauch der Begierde hatte sie nie befleckt, und niemals hatte sie der Wurm der Wollust verletzt. Hesychius glaubte ihre Unsündlichkeit, oder vielmehr

B. P. M. t. 12. p. 672.

Ibid. p. 665.

ihre beständige Keuschheit und Jungfräulichkeit; aber er betete und rief sie nicht an. Man erbaute ihr zu Ehren viele Tempel; man erzählte eine große Menge von Wundern, die sie verrichtet haben sollte. Hesychius, dessen ich eben gedacht habe, sagte, daß sich viele eine Pflicht daraus machten, sie zu erzählen, daß sie aber nicht damit fertig werden könnten; daß er sich damit nicht beschäfftigen, sondern bey ihrer Empfängniß und Geburt Christi stehen bleiben wollte, als wenn diese Wunder gewesen wären, die sie verrichtet hätte. Ungeachtet aller dieser Wunder rief sie niemand an, als ein Poet, **Venantius Fortunatus**; zum wenigsten kann man ihre Anrufung durch kein andres Beyspiel dieses Jahrhundertes rechtfertigen. Dieser hoffte durch sie die Vergebung seiner Sünden zu erlangen, weil sie die Reichthümer der ganzen Welt in ihrem Schooße getragen hatte. **Venantius Fortunatus** war kein großer Gottesgelehrter; aber gewiß auch kein Virgil seiner Zeiten. Ihm gehört vielleicht auch eine Homilie zu, in welcher ein Gebet an die Jungfrau Maria vorkömmt, das dem **Fulgentius**, nach **Du Pins** Urtheile, ohne Grund zugeeignet wird. Die heidnischen Dichter beförderten die Abgötterey, und man darf sich nicht darüber wundern; denn wie viele Schönheiten des Witzes und einer bezaubernden Einbildungskraft verschwendeten sie nicht in ihren Gedichten zu einer Zeit, da der Erdkreis schon abgöttisch geworden war. Sie beleidigten die Vernunft, und vergnügten den Geschmack. Hingegen christliche Dichter des fünften und sechsten Jahrhundertes beleidigten sowohl die Vernunft als den Geschmack, und beförderten den Aberglauben zu einer Zeit, da in der Offenbarung die erhabensten Wahrheiten vor ihren Augen ausgebreitet lagen, und den prächtigsten Stoff

Venant. Fortunat. Carm. l. 8. c. 5. B. M. P. t. 10.

zu

zu den nützlichsten und unsterblichsten Gedichten dargeboten.

Mit dem Namen der Heiligen wurde in diesem Jahrhunderte sehr verschwenderisch umgegangen. Alle Bischöfe, Einsiedler, Priester und Mönche, und alle diejenigen, welche in der Gemeinschaft der Kirche starben, erhielten ihn. Kaum war ein Christ gestorben, so erklärten ihn seine Anverwandten für seelig. Der Todte wurde zum Bischofe des Ortes gebracht, daß er ihn in dem Chore der Heiligen beysetzen lassen sollte, und, war er nicht im Banne gestorben, so nahm er ihn an. Das Volk wurde versammelt; der Leichnam bey dem Altare niedergesetzt, wenn der Verstorbne eine geistliche Würde bekleidet hatte; in der Sacristey aber, wenn es der Leichnam eines Layen oder Mönchs war. Man dankte hierauf für die Auflösung des Verstorbnen und betete über ihn. Ein Diaconus verlas alle Stellen der Schrift, die von der Auferstehung handeln. Der Archidiaconus erneuerte hierauf, wenn die Catechumenen entfernt worden waren, das Andenken der andern Heiligen, erklärte, daß der Verstorbne ihnen beygesellt werden müßte, und ermahnte das Volk, sich einen ähnlichen Tod zu erbitten. Hierauf näherte sich der Bischof dem Leichname, betete über ihn, salbte ihn, und ließ ihn an einem anständigen Orte bey andern heiligen Leibern beysetzen. Man möchte diese Gebräuche gern für eine Art von Canonisation erklären. Aber es ist vergeblich, sie hier zu suchen, weil diese Ehre allen denen erwiesen wurde, welche bis an ihren Tod in der Gemeinschaft der Kirche gestanden hatten. Ueberdieß weiß man nicht, ob diese Gebräuche in der ganzen christlichen Kirche beobachtet worden sind, da man nicht einmal weiß, in welcher Gemeine sie beobachtet wurden. Denn der-

Dionys. Areop. de Eccl. Hier. c. 7. sqq.

jenige ist völlig unbekannt, der um diese Zeit die Schriften des Dionysius Areopagita, worinnen die Nachricht von dieser Gewohnheit vorkömmt, erdichtet hat. In diesen Schriften, und besonders in der Erzählung dieser Gebräuche, hätte der Anrufung der Heiligen gedacht werden müssen, wenn sie in der Christenheit unter die öffentlichen und feyerlichen Uebungen des Gottesdienstes gehört hätte.

Man glaubte, wie in den vorigen Jahrhunderten, daß die Heiligen im Himmel für die Gläubigen auf der Erde beteten; man hielt ihre Fürbitte für sehr kräftig; ihre Verdienste sollten die Gläubigen im Glauben erhalten helfen; der Pabst Gregor der erste hoffte, daß Petrus seine Freundinn, Rusticiana, durch seine Fürbitte wider alle Sünde beschützen und durch seine Vorsicht ihr ganzes Haus behüten und regieren würde. Man muß gestehen, daß er sehr viel hoffte; allein man findet doch in seinen Werken kein einziges unmittelbar an ihn gerichtetes Gebet. Nach dem, was in dem Leben eines gewissen heiligen Sabas steht, war man auch in Gefahr, nicht erhört zu werden, wenn man sie anrief, weil sie zuweilen ihre Kapellen verließen, um den abgeschiednen Seelen andrer Heiligen entgegen zu gehen. Ein Goldschmidt war bestohlen worden. Er gieng sogleich in die Kirche des Märtyrers Theodorus, versah auf seine Kosten die Lampen, die in der Kirche brannten, fünf Tage mit Oel, weinte und seufzte Tag und Nacht. Endlich erschien ihm Theodor, fragte ihn um die Ursache seiner Thränen, und, da ihm der Goldschmidt sein Anliegen entdeckt hatte, entschuldigte sich der Märtyrer, daß er den Diebstahl nicht hätte verhindern können, weil er nicht gegenwärtig gewesen wäre, indem er der Seele des heiligen Sabas entgegen

Papa Vigil. ep. 2. c. 5.

Cyrill. vit. Sab. ap. Cot. Mon. Eccl. Gr. t. 3.

gehen

gehen müssen. Diese Geschichte schickte sich in die Zeiten wo sie erzählt wurde. Man sieht aber daraus, daß die Meynung des **Hieronymus**, von der Allgegenwart der Märtyrer, von der Kirche nicht angenommen worden war.

Schon im fünften Jahrhunderte hatte **Mamertus**, ein Bischof von Vienne, in seiner Kirche öffentliche feyerliche Umgänge der Geistlichkeit und des Volkes angeordnet, welche drey Tage vor dem Feste der Himmelfarth Christi gehalten wurden. Sie hießen **Rogationen und Litanien.** Beyde Worte, von denen eins griechisch, und das andre lateinisch ist, bedeuten Gebete. Man gab ihnen diese Namen, weil während dieser Umgänge gefastet, gebetet, und gesungen wurde. Man gieng entweder von der Kirche aufs Feld, oder von einer Kirche zur andern. Der Pabst Gregor der erste führte in Rom einen feyerlichen Umgang ein, welcher die große Litanie genannt wurde. Das Volk gieng aus sieben verschiednen Kirchen aus, weil er dasselbe in sieben Classen vertheilt hatte; in einer waren die Geistlichen, in einer die Männer, in einer die Mönche, in einer die Jungfrauen, in einer die Frauen, in einer die Wittwen, in einer die Armen und Kinder. **Mamertus**, der erste Stifter dieser Aufzüge, hatte sie angestellt, um den Zorn Gottes von seinem Sprengel abzuwenden. Verschiedne Feuersbrünste und Erdbeben hatten das Volk in ein solches Schrecken gesetzt, daß man Stimmen in der Luft hörte, Gespenster und wilde Thiere sah. Man beredete sich gleich den Heiden, unter denen gleiche Aufzüge üblich gewesen waren, daß Gott auf eine außerordentliche Weise versöhnt werden müßte. Diese Umgänge wurden bald allgemein; sie waren etwas neues und außerordentliches; sie ertheilten dem Volke

Avit. hom. de rogat. B. M. P. t. 9. p. 591.

eine neue Freyheit zum Müßiggange; die Bischöfe zeigten sich in ihrem ganzen priesterlichen Pompe, und aus dem Heidenthume war noch eine große Neigung zu solchen Schauspielen der Religion übrig geblieben. Man darf sich folglich nicht verwundern, daß sie in kurzer Zeit im ganzen Occidente eingeführt wurden. Der Pabst, **Gregor** der erste, ordnete sie besonders in Kriegszeiten an. Diese Litanien wurden Festtage, an welchen die Arbeit aufhörte; man fastete; die Kirchen in Spanien verboten so gar das Weintrinken in diesen Tagen. Man bekannte zu der Zeit seine Sünden; und deswegen heißen sie auch **Exomologesen**. Man trug die Evangelien und die Reliquien, welche der Bischof gemeiniglich an seinem Halse hangen hatte, öffentlich zur Schau umher. Während des Zuges wurden Psalmen und Gebete verlesen und angestimmt; man wünschte auch dem Bischofe und den regierenden Fürsten den Seegen Gottes und den Schutz aller Heiligen.

Der Ursprung der Litanien ist aus den herrschenden Meynungen dieser Zeiten leicht zu begreifen. Sie wurden vornehmlich in öffentlichen allgemeinen Trübsalen verordnet, in welchen die Christen eines außerordentlichen göttlichen Schutzes, und folglich nach den Lehren, die sie glaubten, eines außerordentlichen Gebetes nöthig hatten. Das Gebet war kräftiger, wenn es mit dem Gebete der Märtyrer vereinigt war; allein jeder Märtyrer war in die Kirche mit seiner Gegenwart eingeschlossen, wo seine Reliquien ruhten. Hier allein vernahm er die Gebete seiner Brüder auf der Erde. Ist das Gebet der Christen kräftiger, wenn ein Märtyrer mit ihnen betet: Wie viel kräftiger muß es nicht seyn, wenn viele Märtyrer mit ihnen beten? Also muß man in vielen Kirchen beten, und folglich

von

von einer zur andern ziehen. Jede Kirche hat ihren eignen Engel, und jeder hat das Geschäffte, das Gebet der Gläubigen vor Gott zu tragen: Wie sollte Gott nicht zum Erbarmen bewegt werden, wenn er von so vielen Gebeten, von den Geten der Engel, von den Gebeten der Märtyrer, und von den Fürbitten der Engel, so zu sagen, belagert wird? Man sieht hieraus, wie die christlichen Bischöfe auf diese feyerlichen Umgänge hätten fallen können, wenn sie auch im Heidenthume nicht üblich gewesen wären.

Diese gottesdienstlichen Züge vervielfältigten sich im sechsten Jahrhunderte. In den Gebeten dieser Processionen hätten Anrufungen der Heiligen vorkommen müssen, wenn es die öffentliche und herrschende Lehre dieser Zeiten gewesen wäre, daß die Christen verbunden wären, unmittelbare Gebete an sie zu richten. In den Litanien, welche Menard, Baluze, und Mabillon bekannt gemacht haben, findet man solche Gebete: Allein diese großen Männer gestehen auch einmüthig zu, daß das Alter derselben nicht bis an das sechste, sondern nur bis ans achte und neunte Jahrhundert hinaufreiche. Aus dem Isidor von Sevilien sieht man deutlich, daß man in diesen Processionen Gott allein seine Sünden bekannte, und von ihm auch Erbarmen und Vergebung suchte.

Menard. Sacram. Gregor. I. p. 156. Baluf. App. ad Capitul. n. 95. t. 2. p. 1486. Mabill. Annal. t. 2. p. 669.

Die Schicksale des Heiligendienstes, und der Lehre, daß die Bewohner des Himmels angerufen werden müßten, waren im siebenten Jahrhunderte fast eben dieselben, als im sechsten. Die Jungfrau Maria erhielt eben so große, und fast größre Lobsprüche, als in den vorigen Zeiten. Sophronius, ein Bischof von Jerusalem, nannte sie die Allerheilige und unbefleckte Mutter Gottes, und nach seiner Meynung war

Sophr. ep. ad Serg. constanti-

nopol. in Synod. VI. Act. 11.

sie an Leib, Seele und Verstand göttlich gesinnt und von aller Befleckung rein. Diese hohen Begriffe hatten nicht alle Lehrer dieser Zeit von ihr. Ildefons, ein Erzbischof von Toledo, sagte vielmehr, daß sie, in Ansehung ihres Leibes, ein Fleisch der Sünde gewesen wäre. Wie wenig Wahrheiten würden wir haben, wenn nichts Wahrheit seyn sollte, als das, was die einstimmige Tradition der Kirche lehrte! Der Pabst Martin der erste erhob die Jungfrau Maria über alle Menschen, und sprach den Fluch wider diejenigen aus, welche sie nicht ehren und anbeten würden. Es ist aber ungewiß, ob er eine gottesdienstliche Anbetung dadurch anzeigen wollen. Denn das Wort anbeten wurde damals auch von der Ehre gebraucht, die ein Mensch aus Höflichkeit und bürgerlicher Ehrfurcht gegen den andern bezeugte. Denn so erzählt der Pabst von seinem Feinde Calliopas, daß er ihm habe einen Besuch geben und seine Heiligkeit anbeten wollen. Man schreibt dem Eligius, der in diesen Zeiten lebte, viele Homilien zu; unter andern eine auf das Fest der Reinigung Mariä. Eine solche Homilie wäre ein bequemer Ort für ihre Anrufung gewesen; allein Eligius wendete sich mit seinem Gebete unmittelbar an Gott: **Unsre Hülfe sey im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.** Es mag Christen gegeben haben, die sie anriefen; allein es ist unerweislich, daß die Kirche die Anrufung derselben für nothwendig gehalten habe.

Pap. Martin. ep. 14.

Id. ep. 15.

Eben so wenig gewisse Beweise findet man für die Anrufung der Engel in dieser Zeit. Man eignet dem Sophronius eine Lobrede auf die Engel zu. In dieser Lobrede werden den Engeln alle prächtigen metaphorischen und unmetaphorischen Namen ertheilt, die nur den erhabensten Geistern gegeben werden können.

Sophron. or. VI. B. P. tom. 2. p. 262.

nen. Es wird ihnen die Gewalt zugeschrieben, in der Stunde des Todes alle Handlungen der Menschen auf der Wage zu wägen, und den Ausschlag zu geben, wohin sie wollen. Ich bitte, heißt es, diejenigen, welche Gott in der Stunde des Todes senden wird, meine Seele zu empfangen, und meine theils öffentlichen theils geheimen Thaten zu zählen, daß sie mir gnädig seyn, und die Wagschale, die mit meinen Missethaten zu sehr beschwert ist, auf eine geschickte Weise wegnehmen mögen. Es ist aber ungewiß, ob Sophronius wirklich der Verfasser dieser Rede ist. Man eignet sie ihm zu, sagt Du Pin. Die Engel zu bitten, daß sie die mit Sünden allzusehr beschwerte Wagschale auf eine geschickte Weise wegnehmen möchten, das ist wirklich ein ganz sonderbares Gebet, und es ist sehr zu zweifeln, daß es viele nachgebetet haben.

Die Heiligen erhielten von einigen mehr, von andern weniger Ehre. Sie und ihre Reliquien thaten, wenn man den Zeugnissen ihrer abergläubischen Verehrer glauben wollte, Wunder über Wunder. Diese Wunder sind fast ohne Ausnahme so lächerlich, daß man Mitleid mit diesen Zeiten haben und sie verschweigen muß. Der Abt Theofried machte die Heiligen zu Mittlern zwischen Gott und den Menschen; ja er gab ihnen so gar die Macht, diejenigen, welche sich an sie wendeten, durch ihre Gerechtigkeit gerecht zu machen. Er erklärte sie also nicht allein für Mittler der Fürbitte, sondern auch für Mittler der Genugthuung. Eugenius von Toledo, ein Poet, wünschte seinen Lesern von den achtzehn Märtyrern, die er lobte, Vergebung der Sünden und Glückseeligkeit. Der Pabst Bonifa-

B. P. M. t. 12. p. 356. 367.

Ib. t. 12. p. 346.

cius widmete das Pantheon, oder den Tempel aller Götter, der Jungfrau Maria und allen Heiligen. Der Pabst Martin verordnete eine Litanie dem heiligen Apollinaris zu Ehren, und die Bischöfe der zweyten Kirchenversammlung zu Chalons erbaten die Fürbitte des heiligen Vincentius für das lange Leben ihres Beherrschers. Alles dieses beweist, daß es ausschweifende Verehrer der Heiligen im siebenten Jahrhunderte gab.

Allein es gab andre Lehrer, deren Grundsätze von den Heiligen und ihrer Verehrung sich weit von diesen unterschieden. Isidor von Sevilien gehört unter diejenigen, welche Gott allein anriefen. Er lehrte, daß die Feste der Märtyrer angeordnet wären, ihr Andenken zu erneuern, und in die Gemeinschaft ihrer Verdienste und ihres Gebetes zu treten. Er setzte alle Verehrung derselben in den Dienst der Gemeinschaft und Liebe, den man schon den Heiligen auf der Erde erweist; er bemerkte nur, daß man diejenigen sichrer verehrte, weil sie schon triumphirt hätten, als wenn man diejenigen ehrte, welche noch kämpften. Er bemerkte, daß die Heiligen und die Engel nicht von uns angebetet seyn wollten, und sein Grundsatz war, daß man die Märtyrer der Nachahmung wegen ehren, daß man sie aber nicht aus Religion anbeten müßte. Julian, ein Erzbischof von Toledo, hatte ein System in Ansehung der Märtyrer und Heiligen, mit welchem ihre Anrufung noch weniger bestehen kann. Er glaubte nicht, daß sie schon zum völligen Besitze der Seeligkeit gekommen wären; er war ungewiß, ob sie eine Kenntniß von dem, was auf der Erde vorgeht, hätten oder nicht; er behauptete endlich, daß die Gebete der Heiligen im Himmel nichts als bloße Verlangen und Begierden wären. Er gab ihnen also eine

Isidor. de offic. l. 1. c. 34.

B. P. M. t. 12. c. 2. c. 26. 27. 28.

geringe

geringe Gewalt im Paradiese: Was hilft das Gebet derselben, wenn es in einem bloßen Verlangen besteht, und wie kann man sie mit einem zuversichtlichen Herzen anrufen, wenn man nicht einmal weiß, ob sie uns verstehen? **Eligius**, dem unterschiedne Homilien zugeeignet werden, ermahnte zum Gebete an Gott, und kannte keinen andern Mittler, als Christum. Das war der Freund, zu dem man nicht allein in der Mitternacht, sondern in allen Augenblicken des Lebens seine Zuflucht nehmen konnte. Ein Abt **Esaias** gab Vorschriften zu einem heiligen Leben und keine zum Gebete an die Heiligen. Zu Gott sollte man beten und auf Gott alle seine Gedanken richten. **Antiochus**, ein palästinischer Mönch, beschrieb das Gebet, als eine vertrauliche Unterredung mit Gott. Christus war sein Mittler und Fürsprecher. Ungeachtet dieses Fürsprechers fühlt sich die Seele zuweilen verlassen, sie sucht Ruhe, und kann sie nirgends finden, weil ihr Gott dieselbe nicht giebt. In diesen traurigen Umständen könnte sie ihre Zuflucht zu den Heiligen nehmen: Aber nein; **Antiochus** ruft aus dem Abgrunde seiner Uebertretungen zu Gott hinauf: **Höre mein Herz, mein Gott; denn es seufzet und erhebt seine klagende Stimme bis zu dir!** In den Versuchungen der Nacht, während des Schlafes, verweist er den Angefochtnen nicht etwa an seinen Schutzengel oder an einen Heiligen im Himmel, sondern er giebt ihm bloß eine Vorschrift zu einem Gebete an Gott. Auf diesen setzt er sein ganzes Vertrauen: **O unser Schöpfer, unser Erlöser; kein Haar fällt ohne deine Zulassung von unserm Haupte; alle unsre Kraft kömmt von dir; in dir leben, in dir werden wir bewegt!** Antiochus streut viele solche Gebete in seine Homilien ein; aber kein einziges an einen Heiligen oder Engel. *Ib. p. 301.* *Ib. p. 385. 87. 89. 97.*

Je

Autp. ap. Mabill. Sæc. Bened. III. P. I. p. 425. Baluf. Miscell. l. 2. c. 363. id. ad Rhegin. l. 1. p. 540.

Je unwissender der Mensch wird, desto mehr schweift er in dem abgöttischen Vertrauen auf die Creatur aus, gleichwie die wahre Gottseeligkeit allezeit eine Tochter der Erleuchtung und Wahrheit ist. Das achte Jahrhundert bezeugt die erste von diesen Wahrheiten. Die Priester waren gemeiniglich so unwissend, daß man sie, bey Ertheilung des Ordens, bloß fragte, ob sie lesen könnten. Die Bischöfe verließen ihre Gemeinen; und bekümmerten sich weder um ihren Unterricht, noch um die Verbesserung ihrer Sitten. Sie waren Soldaten und Räuber; die Gelübde der Gläubigen, die Bußgelder für die Sünden, das Erbtheil der Armen, das die Gläubigen zur Ausschmückung der Kirchen, zum Unterhalte der Streiter Jesu Christi und zur Hülfe der Elenden geschenkt hatten, wurde auf die Eitelkeiten der Welt verschwendet, und gebraucht, Kriegsvölker anzuwerben. In diesen Zeiten wurden die Engel, die Jungfrau Maria, die Märtyrer und andre Heiligen mehr angebetet, als sonst. Man glaubte zwar von den Engeln, daß sie körperlich und ihrer Natur nach endlich und eingeschränkt wären; aber man rief sie dem ungeachtet an. Man gab ihnen Körper, damit man das Vergnügen haben könnte, sie zu malen und vor ihren Bildern anzubeten. Im achten Jahrhunderte erschien, nach dem Romane eines Ungenannten aus dem zehnten Jahrhunderte, der Erzengel Michael dem Bischofe **Autpert** in der Normandie, und verlangte daselbst angebetet zu werden. Der Bischof wollte im Anfange nicht; allein der Erzengel erschien ihm dreymal nach einander, und seine letzte Errinnerung an ihn war so nachdrücklich, daß er eine Wunde davon am Haupte bekam. Genug, es mußte ihm eine Kirche auf einem Felsen erbaut werden. Ich

Ap. Mabill. Sæc. III. Bened. P. I. p. 85.

über-

übergehe die Wunder die vor dem angefangnen und nach dem vollendeten Baue geschahen; aber das ist merkwürdig, daß man auch eine Reliquie von dem Erzengel haben mußte, und wirklich auch aus Italien ein Stück von einem rothen Mantel erhielt, den er getragen haben sollte, und ein Stück von dem Marmor, auf welchem er, nach dem Berichte der Legende, so schwer oder so lange gesessen hatte, daß sein Leib darinnen abgedruckt worden war. Solche Geschichten wurden im zehnten Jahrhunderte erdichtet! Doch das ist lange so merkwürdig nicht, als das, daß sie in erleuchtetern Zeiten in großen Bänden herausgegeben worden sind.

Die Engel hatten also im achten Jahrhunderte ihre Anbeter; aber doch nicht an allen Christen. Der Abt Aurpert glaubte wohl, daß die Engel im alten Testamente angebetet worden wären, daß sie aber seit der Ankunft Christi nicht mehr angebetet werden dürften, weil Gott ihnen die Menschen durch die Annehmung ihrer Natur gleich gemacht hätte. Das war seiner Meynung nach die Ursache, warum der Engel in der Offenbarung sich von dem heiligen Johannes nicht anbeten lassen wollte.

Die Jungfrau Maria hatte auch ihre Anbeter, und unter vielen einen, der ganz besondre Meynungen von ihr hatte. Andreas von Creta gehörte unter diejenigen, welche glaubten, daß man eher den Wind wägen, oder die Tropfen im Regen zählen, als das Geheimniß der Maria begreifen könnte. Er nannte sie eine göttliche Versöhnung der Welt, den Schatz des unsterblichen Lebens, einen Himmel höher als den Himmel, die Wohnung der herrlichsten Sonne, die seraphische Zange, welche die mystische Kohle hielt. Man wird eben den guten Geschmack

Andr. Cretens. ap. Combef. Auct. B. P. t. I. p. 1306. Id. p. 81.

schmack dieses Erzbischofes nicht bewundern, noch seine Schriften als Meisterarbeiten der Beredsamkeit anpreisen; man sieht aber doch daraus, wie sehr er sie vergötterte. Er glaubte die apokryphische Geschichte, daß sie als ein Kind im Tempel mit Ambrosia von einem Engel ernährt worden wäre. Er glaubte auch mit dem falschen Dionysius von Athen, daß sie schon das Grab verlassen hätte. Man hatte von diesem Geheimnisse ihrer Auferstehung noch nicht geredet; **man konnte sie, wie er selbst sagt, für eine neue Erfindung** halten. Er aber wunderte sich, daß die Evangelisten und Apostel von ihrem Tode und ihrer Auferstehung nichts gesagt hatten. Diese hätten freylich beydes am besten wissen können. Unterdessen hatte ihr neuer Geschichtschreiber sichre Nachrichten, daß der Tod sich zur Jungfrau Maria genähert hätte, nicht um sie in sein schwarzes Gefängniß einzuschließen, sondern sie nur in einen Schlaf zu bringen, wie Adams Schlaf gewesen seyn mochte, als Gott Eva aus seiner Seite gebildet hatte. Er erzählte zugleich die Rede der Jungfrau bey dieser Gelegenheit: **Ich habe, sollte sie gesagt haben, die Natur der Dinge nicht ändern wollen; alle Dinge sind nach der Vernunft erfolgt; mein Geist erhebet Gott; mein Leib wird weggetragen, und nimmt die Gestalt der Gottheit an.** Der Leib Mariä hatte die Gestalt der Gottheit angenommen: Welch ein ausschweifender und gotteslästerlicher Gedanke! Doch er hatte an ihrer Auferstehung noch nicht genug. Sie war vor ihrer Auferstehung auch zur Hölle gefahren. Es war ein Erzbischof, der diese außerordentliche Reise glaubte; darf man sich wohl wundern, daß er alle Menschen ermahnte, ihre Zuflucht zur Maria zu nehmen, und

seine Ermahnung mit seinem Beyspiele unterstützte! Busch, der du nie verbrennest, betete er, güldner Leuchter, beseeltes Lager Gottes, erhebe mich, der ich von Trübsalen niedergebeugt bin; bestreite die Feinde, die mich anfallen, und du, die du keusch bist, verachte mein Herz nicht, das von den Reizungen einer unreinen Wollust befleckt wird; habe Mitleid mit mir und errette mich; errette mich dadurch, daß du mich, der ich in Hochmuth gelebt habe, demüthig machest. Germanus, ein Erzbischof von Constantinopel, hatte gleiche Grundsätze. Er ließ die Größe der Maria so gar von ihrem vertrauten Manne Joseph anbeten; er hielt es auch für unmöglich, daß ihr Leib in Staub verwandelt worden seyn sollte, und versicherte, daß sie sich im Himmel allen denen gegenwärtig erzeigte, die ihre Hülfe brauchten; daß die Stimme der ganzen Welt zu ihren Ohren dränge; daß niemand, als durch sie, errettet und erkauft wäre.

Id. ibid. p. 263.

Ibid. pag. 1438. 1444. 1445.

Die Lehren der Religion wurden also mit der neuen Lehre von der Auferstehung der Jungfrau Maria vermehrt. Wie sie zugegangen war, darüber waren ihre Vertheidiger uneinig. Andreas von Creta behauptete, daß der Leib der Maria drey Tage im Grabe geblieben; Germanus behauptete, daß er den Aposteln aus den Händen weggenommen worden wäre. Einen Augenblick darauf widersprach er sich selbst, und sagte, daß er zwar im Grabe gelegen, dasselbe aber nachher verlassen hätte. Nach Willibalds Nachrichten waren die Engel vom Himmel herabgestiegen, und hatten den Leib der Jungfrau Maria weggenommen, eben als die Apostel im Begriffe gewesen waren, ihn zu begraben. Da-

Willib. ap. Sur. 7. Jul.

mascen

masen hatte noch andre Nachrichten. Ihr Leib war begraben, von Gott aber in den Himmel genommen worden, noch ehe der Apostel Thomas, der bey ihrem Begräbnisse nicht zugegen gewesen war, zu ihrem Grabe kam. So sehr widersprachen sich die Schriftsteller eines Jahrhundertes! Unterdessen gab diese Fabel Gelegenheit zu einem neuen Feste, dem Feste der Aufnahme der Jungfrau Maria in den Himmel. Diese Aufnahme wurde anfangs im Occidente nicht geglaubt. **Beda** verwarf sie ausdrücklich. **Carl der Große** war zweifelhaft, und befahl die Sache zu untersuchen. Eine Versammlung von Aebten und Mönchen untersuchte sie im Anfange des neunten Jahrhundertes, und das Fest der Aufnahme Mariä wurde von Ludwig dem Gütigen zu feyern anbefohlen. Der falsche **Dionysius Areopagita** erzählt eine Fabel, die viele Jahre, wie sie verdient, in der Finsterniß bleibt; hundert Jahre darauf predigen sie einige unwissende Bischöfe; das Volk glaubt sie; man feyert deswegen ein Fest, und ein Mährchen aus sehr unsichern Händen wird als eine apostolische Ueberlieferung angenommen. Im Occidente wird die Fabel von denen die Einsicht haben, verworfen; ein Kaiser ist zweifelhaft, und befiehlt eine Untersuchung; Mönche thun den Ausspruch, daß die Aufnahme Mariä in den Himmel wohl wahr seyn könnte, und nun wird die Feyer einer erdichteten Begebenheit durch ein öffentliches Gesetz eingeführt. Diese Erdichtungen unterstützten die Anrufung der Jungfrau Maria. **Cosmus** von Jerusalem, der mit vieler Wahrscheinlichkeit für den Lehrer des berühmten Johannes von Damascus gehalten wird, und eben dieser **Johannes**, der die Kaiser Leo und Constantin alle Jahre feyerlich dem Teufel übergab,

Cosm. B. P. M. t. 12. p. 741.

weil

weil sie die Bilder anzubeten verboten, riefen sie an. Cosmus bat sie in einem seiner Hymnen, daß sie ihn durch ihre Fürbitten erretten, und ihn durch die Macht des Gottes, der in ihrem Schoose Mensch geworden war, aus dem finstern Schlafe zu ihrer Verherrlichung erheben möchte. Zeither hatte man geglaubt, daß Gott im Himmel allein verherrlicht werden müßte; aber die Theologie änderte sich im achten Jahrhunderte; man wünschte nunmehr seelig zu werden um die Jungfrau Maria verherrlichen zu können. Damascen trat in die Fußtapfen seines Lehrers, obgleich das Gebet an die Jungfrau erdichtet ist, das er an sie gerichtet haben soll, als ihn, wie in seinem im neunten Jahrhunderte beschriebnen Leben erzählt wird, ein saracenischer Prinz die Hand hatte abhauen lassen. Er war vor ihrem Bilde niedergefallen und hatte sie gebeten, ihm seine Hand wieder anzuheilen, mit der Zusage, daß er sie zu ihrem Lobe gebrauchen wollte. Mit diesem Gebete war er eingeschlafen. Im Schlafe heilte sie ihm seine Hand an, erschien ihm und ermahnte ihn, sein Wort zu halten. Diese Geschichte verdiente, daß man sie nicht glaubte, wenn sie auch Damascen selbst erzählte. Er gedenkt aber nichts davon; die zweyte nicänische Kirchenversammlung kennt dieses Wunder auch nicht, sondern es wurde erst hundert Jahre nach seinem Tode erzählt. Das aber ist aus seinen Schriften gewiß, daß er sie anrief. Diese Ehre wurde ihr nicht allein im Oriente, sondern auch im Occidente, erwiesen. Alcuin unter Carln dem Großen ist ein Beweis davon. Ihre Anrufung wurde seit der Zeit so üblich und allgemein, daß selbst der Kaiser Constantin, dieser heftige Verfolger des Bilderdienstes, auf der Kirchenver-

Juvel. vit. Damasc. cf. Maimb. Hist. d. Iconocl. l. 2. t. 1. p. 124.

In Act. Concil. Nic. II.

sammlung zu Constantinopel diejenigen in den Bann erklären ließ, welche die Hoheit der Mutter Gottes über alle sichtbaren und unsichtbaren Creaturen nicht aufrichtig erkennen und ihre Fürbitte wegen ihres Zutrittes bey ihrem Sohne nicht begehren würden.

Die Märtyrer und andre Heiligen hatten nach dem Lehrbegriffe dieser Zeiten einen niedrigern Rang im Himmel, als die Jungfrau Maria; sie erhielten aber eben so wohl die Ehre der Anrufung als sie. Man betrachtete sie als Beschützer, und man dankte Gott, daß er jeder Provinz und jedem Volke einen Fürsprecher gegeben hatte. Man rief sie an, daß sie ihre Verehrer in ihrem **Kampfe auf der Erde nicht verlassen, sondern ihnen durch ihr Gebet in den Himmel verhelfen möchten.** Man verfertigte Lieder zu ihrem Lobe. In einem solchen Liede, das noch in der römischen Kirche gesungen wird, wurde Johannes der Täufer angerufen, daß er denen, die seine bewundernswürdigen Thaten priesen, ihre Sünden vergeben möchte. Man dichtete ihnen so häufige und so lächerliche Erscheinungen und Wunder an, daß sie jeden, der sie alle lesen wollte, ermüden und einschläfern würden. Sie wurden aber nicht allein in den Privatandachten der Christen, sondern selbst in den öffentlichen Litanien angerufen. Die Kirchenversammlung zu Constantinopel sprach Bannflüche wider diejenigen aus, welche das Gebet der Heiligen nicht verlangen würden, ob gleich der Kaiser **Constantin** alle unmittelbaren Gebete an sie und die Jungfrau Maria verdammte. **Carl der Große,** welcher wider die nicänische Kirchenversammlung schreiben ließ, glaubte, daß Gott allein die Ehre der Anbetung gebührte; er wollte die Litanien der Kirche verbessern lassen; er betete auch selbst zu keinem andern

Alcuin. ep. 14. ap. Mabill. Annal. t. 4. pag. 287.

Breviar. Rom. fest. Jun. d. 24. hymn. p. 880.

Car. Magn. de imag. l. 2. c. 25.

Ej. vit. ap. Du

andern als zu Gott; denn als er starb, empfahl er seine Seele nicht in den Schutz der Heiligen, sondern in die Hände Gottes. So weit er aber von der Meynung entfernt war, daß sie angerufen werden müßten: So unläugbar ist es, daß sie die herrschende Lehre der Kirche war. Denn die Kirchenversammlung zu Frankfurt, welche die Verordnungen der nicänischen wegen der Anbetung der Bilder verwarf, verbot, daß keine neuen Heiligen angerufen werden sollten; sie erlaubte und befahl also, nur die alten anzurufen. *Chesn. t. 2. p. 87.*

Die Grundsätze in Ansehung der Engel, der Jungfrau Maria, und der Heiligen, erhielten sich in den folgenden Jahrhunderten bey dem Ansehen, das sie sich über die unwissenden und abergläubischen Gemüther der Christen angemaßt hatten. **Theodor**, mit dem Zunahmen der **Studite**, gab den Engeln Leiber ohne Quantität und Qualität, die keine Nahrung und Ruhe brauchten, die weder gesehen noch angerührt werden könnten. Leiber ohne Quantität und Qualität lassen sich freylich nicht begreifen; so viel ist gewiß, daß sie außerordentlich fein seyn mußten; sie sollten aber einmal Leiber haben, damit man sie malen könnte. Der Irrthum ihrer Körperlichkeit entstand daher, daß man einen Raum einnehmen und einen Körper haben für einerley hielt. **Methodius** glaubte, daß ihre Leiber aus Feuer und Luft bestünden. Daher glaubten im zehnten Jahrhunderte einige in Italien, daß auch der Erzengel Michael die Messe, ich weiß nicht im Himmel oder auf der Erde läse. Wenn man einmal das Reich der Wahrheit verlassen hat: So ist kein Irrthum so ungereimt, den nicht jemand glauben und vertheidigen sollte. Diesen körperlichen Engeln nun wurde *In oper. Sirmondi t. 5. p. 184.* *Method. de resurr. p. 326.*

eine große Gewalt zugeschrieben. Sie wurden zu Statthaltern Gottes gemacht, denen die Regierung aller Begebenheiten und die Sorge für alle Kirchen überhaupt und für eine jede insbesondre anvertraut worden wäre. Man behauptete, daß sie die Kirchen mit ihrem Schutze verließen, so bald sie in Irrthum oder Laster verfielen, und die Folge davon war schrecklich; denn alle Opfer des Gebetes und Dankes, die in solchen Kirchen Gott gebracht wurden, hörten auf, ihm angenehm zu seyn. Jeder Mensch hatte seinen Schutzengel. **Theodor**, den wir schon genannt haben, war nicht zufrieden, daß er selbst die Engel anbetete, sondern er gab auch einer jungen Nonne die Vorschrift, die Heiligen, die Jungfrau Maria, alle Engel, und vornehmlich ihren Schutzengel anzurufen. **Michael**, ein Syncell des Patriarchen **Nicephorus**, lebte um eben diese Zeit. Dieser verfaßte eine sehr lange und schwülstige Lobrede auf alle Engel und Erzengel, und redete von den verschiednen Classen derselben mit einer Zuversicht, als wenn er seine Theologie im Paradiese selbst erlernt hätte. Er erdichtete so gar, um ihr Lob zu vergrößern, wunderbare Begebenheiten von ihnen, welche sich im alten Testamente zugetragen haben sollten. Er rief sie alle an, am Tage des Gerichts Erbarmen mit ihm zu haben, und ihn durch ihre **Vermittlung** zum Range der Heiligen zu erheben. Das war noch nicht genug; man feyerte auch im Oriente und Occidente ihnen zu Ehren öffentliche Feste.

Theodor. l. 1. ep. 42.

In Combefis. Auct. B. P. t. 1. 1526. 1554. 1573.

Concil. Mogunt. 813.

Man hatte die Jungfrau Maria über alle sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe, und also auch über alle Engel und Erzengel erhoben: sie mußte also eben so oft und noch häufiger angerufen werden, als die Engel. **Gregor von Nicomedien**, dessen Homi-

lien,

lien, ungeachtet aller Mährchen, die sie enthalten, und ihrer schwülstigen Schreibart, der Vater Combefis als die vortrefflichsten Meisterstücke der Beredtsamkeit erhebt; der Kaiser **Leo**, und **Photius** waren nicht allein ausschweifende Lobredner, sondern auch Anbeter der Maria. Sie sahen sie alle als ihre Mittlerinn bey Jesu Christo an. Im zehnten Jahrhunderte kam so gar die Gewohnheit auf, den Sonnabend ihr zu Ehren zu fasten. Diese Fasten war allen vorhergehenden Jahrhunderten unbekannt gewesen. Der Pabst **Gregor** der siebente aber bestätigte diese Gewohnheit, welche der Maria eine Ehre erweist, die in den Zeiten des alten Bundes von den Israeliten Gott allein erzeugt wurde. Ihr zu Ehren wurden Messen gelesen; sie fieng an, alle Tage gottesdienstlich verehrt zu werden; der Cardinal Damiani verfertigte das so genannte kleine **Officium** Mariä; die Paternoster und Rosenkränze kamen auf, welche aus einer gewissen bestimmten Anzahl von Gebeten bestanden. Das **Rosarium** enthielt funfzehn Wiederholungen des Vaterunsers, und hundert und funfzig Wiederholungen des englischen Grußes, oder des **Ave Maria**; der so genannte Kranz Mariä aber sieben Vaterunser und siebzig **Ave Maria**. Man richtete also mehr Gebete an sie, als an Gott selbst. Konnte wohl ihre Verehrung höher getrieben werden? Allein es blieb nicht dabey, sondern ihr zu Ehren wurde von einem Kaufmanne **Bonfilio Monaldi** ein neuer Mönchsorden, der Orden der Serviten oder der Knechte Mariä aufgerichtet, und vom Pabste Gregor dem zehnten bestätigt. **Bonaventura**, welcher den Namen eines seraphischen Lehrers erhielt, verfertigte den Marienpsalter, worinnen alle an Gott gerichteten Psalme Davids in Gebete an die Jungfrau

Combef. Auct. B. P. t. 1. p. 997. etc. Serm. 9. p. 1175. Leo. Aug. in Dom. Ibid. t. 1. p. 1651. 1739. Phot. ibid. p. 1603. et ep. 183.

J. J. n. Chr. G. 1050.

Mabill. præf. ad Act. SS. Ord. Bened. Sæc. V. p. 58.

verwandelt wurden. Man fieng auch an, ihre unsündliche Empfängniß als eine Hauptwahrheit des Christenthums zu lehren. Die Canonici zu Lyon hatten sich schon im zwölften Jahrhunderte unterstanden, diese Lehre in ihr Kirchenofficium einzuführen, ob gleich Thomas Aquinas, Anselmus, Rupertus, und Bernhard von Clairval, so große Verehrer der Maria sie auch waren, dieser neuen Lehre widersprachen, und zwar aus dem richtigen Grunde, daß die Lehre der Schrift von der Sündlichkeit und Erlösung aller Menschen von der Sünde durch Christum, eine Ausnahme leiden müßte, wenn Maria ohne Sünde empfangen und geblieben seyn sollte. Dieses Widerspruches ungeachtet vertheidigte sie Johannes Scotus im dreyzehnten Jahrhunderte öffentlich. Der ganze Franciscanerorden nahm sie an. Die Dominicaner widersetzten sich zwar; allein die pariſische Universität trat auf die Seite der Franciscaner, und endlich selbst die Kirchenversammlung zu Basel. So viel Lehren, von denen die Offenbarung nichts weis, können aus einem einzigen übertriebnen Lobspruche entspringen! Man hatte die Jungfrau unbefleckt genannt, und vielleicht hatten diejenigen, die diesen Ausdruck gebrauchten, erst nicht mehr damit sagen wollen, als was Maria von sich selbst gerühmt hatte, daß sie von keinem Manne wüßte. Da sie aber anfieng, als eine Göttinn und Königinn des Himmels und der Erde verehrt zu werden, wurde ein oftgebrauchter übertriebner Ausdruck zum Beweise der neuen Lehre, daß sie ohne Sünde empfangen worden wäre.

Petav. theol. dog. t. VI. p. 215. seqq.

Die Anrufung der Heiligen befestigte sich seit dem neunten Jahrhunderte eben so sehr in ihrem Ansehen, als die gottesdienstliche Verehrung der Engel und der Jungfrau Maria. In den ersten Zeiten des Chri-

stenthums war den Heiden von den Christen der Vorwurf gemacht worden, daß sie über dreyßigtausend Gottheiten anriefen; die Anzahl der Heiligen, denen die Ehre der Anrufung im neunten Jahrhunderte erzeigt wurde, war gewiß viel größer. Kaum war ein Christ oder eine Christinn gestorben, die sich einigen Ruf der Heiligkeit erworben hatte, so wurde sie auch schon angerufen. **Theodor**, der Studite, welcher eine Jungfrau über den Verlust ihrer Mutter trösten wollte, beschloß sein Trostschreiben mit einem Gebete an sie: **Seelige Seele**, rief er aus, **verlange nicht, daß wir Gott durch unser Gebet mit dir versöhnen sollen; versöhne du ihn durch deine Fürbitten mit uns; denn wir sind versichert, daß du kannst!** Auf der achten constantinopolitanischen Kirchenversammlung baten die Bischöfe, welche in der Gefahr waren, wegen ihrer Ergebenheit gegen den Patriarchen Photius abgesetzt zu werden, um die Fürbitten der Jungfrau Maria, der Apostel, und des Pabstes **Nicolaus**, der, ungeachtet sie ihn für eine Leuchte der Kirche, für ein Licht der Erde und fast für unbefleckt erklärten, seiner Heiligkeit wegen nicht berühmt ist. **Gregorius** von **Nicomedien** rief den **Chrysostomus** um seine Fürbitte an, und wünschte, daß seine Zuhörer durch sein Gebet seelig werden möchten. **Theodulf**, ein Bischof von Orleans, gab seinen Priestern die Vorschrift, die Heiligen, wenn sie Gott angebetet hätten, um ihre Fürbitte bey der göttlichen Majestät anzurufen. **Hincmar** war noch kühner. Er lehrte, daß es nothwendig wäre, zu den Heiligen seine Zuflucht zu nehmen, um die Vergebung der Sünden durch ihre Fürbitte zu erlangen. Er führte zween Gründe für diese **Nothwendigkeit** an. Die Apostel, die Märtyrer, die glor-

Theod. l. 2. ep. 113.

B. P. M. t. 12. p. 722.

Theodulf. Aurel. B. P. M. t. 16. p. 265.

Hincm. opusc. t. 2. l. 74.

würdigen Bekenner, die heiligen Weiber und Jungfrauen verlangten die Anrufung: das war sein erster Grund. Er vergaß nur anzuführen, aus was für einer neuen Offenbarung er dieses Verlangen der Heiligen wußte. Wir brauchen Beystände und Fürsprecher, wenn Gott uns zur Rechenschaft fodert, und wir mit ihm ins Gericht gehen müssen: das war sein zweyter Grund. Hincmar hatte die Bibel vergessen, welche uns lehrt, daß nur ein Mittler zwischen Gott und dem Menschen ist, nämlich der Mensch Jesus Christus. Welch ein Unterschied zwischen diesen Zeiten und den Zeiten der ersten Kirche!

Doch so weit der Creaturendienst auch seine Herrschaft ausbreitete: so fanden sich doch seit dem neunten Jahrhunderte immer noch einige, die ihn öffentlich misbilligten. Die griechischen Kaiser, Leo der Armenier, Michael der Stammler und Theophilus brauchten die obrigkeitliche Gewalt zur Verbesserung der Unordnungen, die den christlichen Gottesdienst schändeten. Leo ordnete eine neue Kirchenversammlung an, welche die Verehrung der Bilder aus der heiligen Schrift erweisen sollte. Als sie dieses nicht thun konnte, sondern sich auf die Tradition und die zweyte nicänische Kirchenversammlung berief: so verbot er den Bilderdienst. Sein Verbot reizte die Mönche zur äußersten Wut, die der Kaiser durch Gefängniß und Landesverweisung zu bändigen suchte. Michael der Stammler verbot die Eide bey den Heiligen, und befahl, daß man nur bey dem Namen Gottes schwören sollte; ein Befehl, den ihm Cedrenus zum Verbrechen auslegt! Theophilus verbot die Creaturen heilig zu nennen. Alles dieses beweist, daß der Aberglaube nicht unangefeindet herrschte, ob

Theoph. Chronogr. p. 438. t. VI. C. H. Byz ed. Par.

Cedr. p. 409.

man gleich gestehen muß, daß Michael und Theophilus mehr Feinde des Bilderdienstes, als Feinde der Anrufung und des Dienstes der Heiligen überhaupt waren.

Im Occidente war die spanische Kirche die einzige, welche sich am längsten vom Creaturendienste unbefleckt erhielt. Hostigesus, ein Bischof von Malaga, behauptete öffentlich auf einer Kirchenversammlung zu Corduba, daß den Märtyrern und Heiligen keine gottesdienstliche Verehrung erwiesen, und dem Volke nichts gepredigt werden müßte, was es schon unermahnt thäte. In Spanien thaten die Heiligen selbst nach dem Geständnisse des Eulogius, welcher den Creaturendienst wider den Hostiges vertheidigte, keine Wunder. Ja er hatte so gar einen Grundsatz, der die Erzählungen von den unzählbaren Wundern, die in diesen Zeiten geschehen seyn sollen, alle verdächtig macht. **Die Wunder, sagt er, waren nur im Anfange des Christenthums nothwendig, um den wankenden Glauben der Neubekehrten zu befestigen; itzt sind sie es nicht mehr; man muß sich nicht einmal auf Wunder verlassen, weil oft auch Ungläubige, und Zauberer Wunder gethan haben.** Nach diesem Grundsatze konnten die Wunder, die von so vielen Heiligen erzählt wurden, erdichtet, oder auch durch Ungläubige und Zauberer verrichtet worden seyn. Wie gefährlich war es denn nicht, Menschen anzurufen, deren gottesdienstliche Verehrung keinen andern Grund als verdächtige und vielleicht teuflische Wunder hatte!

Baron. ad a. 852. Hard. Concil. t. V. p. 38. Galdes Miscell. Tracts. t. 3. p. 11.

Eulog. Memor. SS. l. 1. B. P. t. 12. p. 225.

In Frankreich verweigerte der Erzbischof Agobard von Lyon den Bildnissen der Heiligen, nicht allein alle relativische Verehrung, mit dem Wunsche, daß die Kirche wegen der daherrührenden abergläubischen Mis-

bräuche gar keine dulden möchte, sondern trug auch die Wahrheiten vor, mit denen die Anrufung der Creatur nicht bestehen kann. Denn er lehrte, daß Gott eine Hoffnung misfiele, welche zwischen ihm, und der Creatur getheilt würde; daß der Gläubige, der seine Vernunft brauchte, sein Herz zu Gott allein erhübe; daß die gottesdienstliche Verehrung keinem andern, als dem höchsten Wesen zukäme; daß die Flüche des Propheten denjenigen träfen, der auf Menschen sein Vertrauen setzte, und Fleisch für seinen Arm hielte. Claudius, ein Bischof von Turin, erklärte sich noch feyerlicher wider alle gottesdienstliche Verehrung der Heiligen, und seine reine Lehre erhielt sich in den Thälern von Piemont.

Agobard. c. insulf. vulg. opin. B. P. t. 9. p. 1240. Id. de illuf. sign. p. 1255. 1258. Id. de imagin. p. 1265. 72. 75. 82.

Centur. Magd. Cent. IX. c. V. p. 117.

Allein dieser Widerstand gegen den Creaturendienst war weder stark noch allgemein genug. Die Zahl der Heiligen vervielfältigte sich immer mehr, und es war fast kein Mönch so unwissend, der nicht der Kirche eine fabelhafte Lebensbeschreibung aufgedrungen haben sollte. Man erbaute überall Kirchen und Klöster, um die Reliquien darinnen aufzubehalten, welche man vermittelst der Handlung zur See, oder von den Pilgrimen aus dem Oriente, oder durch die Eröffnung der Kirchhöfe zu Rom erhielt. Es wurden Wunder von ihnen erdichtet, und diese reizten die Neubegierde des Volkes, welches diejenigen kennen wollte, die es anrief. Ihre Geschichte wurde von den Mönchen verlangt, die die einzigen Gelehrten dieser finstern Zeiten waren, und diese waren nur allzubereitwillig, die Neubegierde des Volkes zu vergnügen. Sie errötheten nicht, Lebensbeschreibungen von Heiligen zu machen, die sie selbst nicht kannten. Die Erweiterung der alten Märtyrergeschichte gehörte unter die Schulübungen der jungen Mönche.

Franciſ. Boſquet. hiſt. eccl. Gall. in præf. pr.

Selbst

Selbst die Gewissenhaftesten hielten sich für verbunden, das Volk mit frommen Betrügereyen in seiner Andacht gegen die Heiligen zu erhalten. Simeon Metaphrastes, gab so gar Regeln zur Beobachtung der Wahrscheinlichkeit in diesen erdichteten Geschichten. Viele, die nicht Verstand genug hatten, zu erdichten, nahmen ihre Zuflucht zu Urkunden, die schon den Stoff zu den Lebensbeschreibungen andrer Heiligen hergegeben hatten, ob gleich eine Urkunde nur für einen wahr seyn kann, zu geschweigen, daß dergleichen Urkunden selbst schon falsch waren. Die Geschicklichkeit dieser Betrüger, war zuweilen nicht einmal so groß, daß sie die Umstände der Zeit und des Orts auf eine dem Betruge gemäße Art eingerichtet hätten. Die heilige Prisca, die heilige Martina, die heilige Tatia haben alle nur ein Leben gehabt; vieler andern nicht zu gedenken, von denen solches selbst Bolland, Henschen, Papebroch, Tillemont und le Cointe erweisen. Die Heiligen mußten auch einander nicht allein ihr Leben, sondern auch ihre Wunder leihen. Köpfe, die der Rumpf, von dem sie abgeschlagen worden, unter den Armen getragen hatte; Drachen, die man mit Stolen angefesselt haben sollte; Mäntel, die an Sonnenstralen aufgehangen worden waren, und tausend eben so lächerliche Begebenheiten sind Wunder, die vielen Heiligen zugleich angedichtet wurden. Dieses alles mußte den Heiligendienst in eine große Unordnung bringen. Es entstund daraus die Gefahr, Heilige anzurufen, die nie gelebt hatten. Welch ein langes und zahlreiches Verzeichniß solcher erdichteten Heiligen könnte nicht verfertigt werden! Die Gefahr, in den Gegenständen der Anbetung zu irren, war so unvermeidlich, daß man mehr als einmal sein Gebet an Menschen gerich-

August. Valer. Rhetor. t. 2. p. 120.

tet hatte, die allem Ansehen nach verdammt waren. Dieses hatte sich schon zu den Zeiten des heiligen Martins in Frankreich zugetragen. Unter dem Pabste Alexander dem dritten, hatte das Volk einen Menschen, der in einem Wirthshause in seiner Schwelgerey getödtet worden war, als einen Märtyrer verehrt. Kann ein Christ, wenn er auch die Anrufung der Heiligen für erlaubt und nothwendig hält, ohne Entsetzen daran denken, daß er, statt eines Freundes Gottes und der Engel, einen Missethäter verehren, vor den Reliquien eines Verbrechers niederfallen, den Staub eines Bösewichts küssen, ihn in feyerlichen Umgängen herumtragen, einem Verdammten vielleicht Tempel erbauen, von ihm Vergebung der Sünde bitten, und in seinem Namen Gott den Leib Christi in der Messe opfern kann? Wenn man dieser Gefahr entrinnen will: So muß man völlig, und mit der größten Zuverläßigkeit wissen, daß diejenigen, die man anrufen will, wirklich im Besitze der Seeligkeit sind. Woher soll man solche Heilige kennen? Aus richtigen und gewissen Verzeichnissen derselben, aus den gerichtlichen Acten, und aus glaubwürdigen Geschichten der Märtyrer? Die meisten dieser Geschichten, welche die ersten drey Jahrhunderte angehen, sind verloren. **Eusebius** von Cäsarea hatte eine Geschichte der Märtyrer geschrieben; allein es hat dieselbe schon der römische Pabst **Gregor der Große**, vergeblich aufsuchen lassen. Lebensbeschreibungen von Heiligen sind genug vorhanden: Aber die meisten sind mehr christliche Pythagoräer und Braminen, als wirkliche Heilige. Zu den Zeiten des Pabstes **Gelasius** waren so viele Geschichte von Märtyrern erdichtet, und so viel wahre verfälscht worden, daß er sie alle ohne Ausnahme zu lesen verbot. Erst im sieben-

Sulpit. Sever. in vit. S. Martin.

Gregor. M. ep. 26. libr. 7.

ten

ten Jahrhunderte sammelten **Ceraunius** von Paris, **Prix** von Clermont, und **Aldhelmus** von Cherbury die Lebensbeschreibungen so vieler Märtyrer als sie auftreiben konnten. Allein, wenn sie selbst auch aufrichtig und redlich genug gewesen wären: So waren es doch nicht eben diejenigen, von welchen sie sich das Leben dieses oder jenes vermeynten Märtyrers geben ließen. **Anastasius**, der im neunten Jahrhunderte eine Sammlung der Märtyrergeschichten unternahm, war nicht glücklicher, und noch weniger waren es **Beda**, **Wandalbert**, **Rabanus** von Maynz, **Ado**, **Usuard** und **Notker** in ihren Martyrologien. Man hatte zwar ein älteres Märtyrerverzeichniß, welches unter dem Namen des römischen bekannt ist; allein dieses war nur kurz, und zeigte auch von den Märtyrern nichts mehr als ihre Namen und den Ort und die Zeit ihres Leidens an.

Act. Spens. d. 17. Jan. Papebr. act. S. d. 4. Maji p. 5.

Man kennt also nur wenig Märtyrer aus der Geschichte. Vielleicht können aber diejenigen, welchen die Christen die Ehre der Anbetung erzeigen sollen, an ihren Erscheinungen und Wundern erkannt werden. Allein diese Erscheinungen und Wunder sind nicht zuverläßig. Gott kann nicht zugeben, daß seine Macht zur Verrichtung lächerlicher Wunder angewendet werde; und sind nicht die meisten Wunder, die von den Heiligen erzählt werden, lächerlich? Wie viele müssen nicht für bloße Gaukeleyen gehalten werden? Dergleichen gab es nicht etwa nur in den finstersten Zeiten, sondern schon in erleuchtetern Jahrhunderten. So erzählt **Hieronymus** von seiner heiligen **Paula**, daß sie zu Samaria bey dem Grabe des Elisa, des Propheten Abdias, und Johannes des Täufers, die Teufel vor mannichfältigen Quaalen habe schreyen, einige Menschen wie Wölfe heulen,

Hieronym. in Epitaph. Paul.

heulen, andre wie Hunde bellen, andre wie Schlangen zischen, und wie Löwen oder Stiere brüllen, andre den Kopf hin und her wälzen, hinter dem Rücken die Erde mit der Scheitel berühren, und von den an den Füßen aufgehangenen Weibern die Kleider ins Gesicht herabhangen sehen. Wie viele Taschenspieler haben nicht Streiche gespielt, die viel wunderbarer sind? Von einem heiligen Gam, den man gar nicht kennt, und von einem heiligen Hubert, dessen Geschichte durch viele Verfalschungen verstellt seyn soll, wird erzählt, daß die Kranken, welche sich in ihren Kapellen sieben Tage nach einander hätten wägen lassen, binnen der Zeit entweder gesund geworden, oder gestorben wären. Beydes kann sehr natürlich, und ohne eine wunderthätige Kraft dieser Heiligen zugegangen seyn. Wie viele Menschen sterben oder genesen nicht zwischen sieben Tagen von ihrer Krankheit? Jesus rief nur ins Grab: So kam der Todte herauf. Petrus rief dem Lahmen, von dem ganz Jerusalem wußte, daß er von Jugend auf lahm gewesen wäre, bloß im Namen Christi zu, daß er aufstehen sollte, und er stand auf und wandelte.

Mabill. de S. Hubert. Sæc. III. p. 720.

Die Wunder sind also allein kein Merkmal, daß diejenigen, denen sie zugeschrieben werden, die Ehre der Anrufung verdienen. Dieses war selbst die Lehre der Kirche. Sie verlangte, nach dem Zeugnisse des **Ambrosius Autpert** im achten Jahrhunderte von den Heiligen keine Wunder, weil sie glaubte, daß viele Menschen Wunder gethan hätten, deren Namen nicht im Himmel angeschrieben stünden. Peter von **Castelnau** wurde von dem Pabste Innocentius dem dritten für einen Märtyrer erklärt, den die Christen gottesdienstlich verehren sollten, ob gleich bey seinem Grabe keine Wunder geschahen. Man wur-

Baillet.

de

de so gar in diesen Zeiten der häufigen Wunder überdrüßig, und einige wurden es so sehr, daß sie denen, die sie thaten, durch Befehle und Drohungen Einhalt zu thun suchten. So wurde einem heiligen **Grammont** gedräut, daß man seine Reliquien in den Fluß werfen wollte, wenn er fortführe, Wunder zu thun. *Bolland. Act. Sanct. Tom. II. Febr. p. 211.*

Man rief die Heiligen an, weil sie Heilige seyn sollten. Allein die Heiligkeit ist ein Character, über den kein Mensch urtheilen kann. Denn zum richterlichen Urtheile über die Heiligkeit eines Christen, gehört nicht allein eine richtige Kenntniß seines äußerlichen Wandels, sondern es wird dazu auch die Einsicht in das Innre seines Herzens erfodert. Diese Wissenschaft hat kein Mensch. Er setzt sich also der Gefahr aus, vergeblich zu beten, wenn er diesen oder jenen, als einen Heiligen anruft, der es vielleicht nie gewesen ist. In dieser Gefahr waren besonders die Zeiten, in welchen so viele zum Range der Heiligen erhoben wurden, weil in denselben so gar der Begriff der wahren Heiligkeit unbekannt geworden war. Nichts war dazumal leichter, als in den Ruf einer großen Heiligkeit zu kommen. **Bernard von Vienne**, und **Agobard von Lyon**, werden als Heilige angerufen, und waren Aufrührer wider den Kaiser Ludwig den Frommen, und zwar Aufrührer, von denen man nicht weiß, ob sie ihre Empörung bereut haben. Ein Christ durfte nur nicht äußerst lasterhaft seyn; er durfte nur Klöster erbauen, und Kirchen und Krankenhäusern Einkünfte geben: So wurde er ein Heiliger vom ersten Range. Die bischöfliche Würde war allein genug, diejenigen, die sie bekleideten, zu Heiligen zu machen. Ja zuweilen war es genug, daß jemand an einem gewissen Tage, am Charfreytage, zum Exempel, gestorben war; ein so geringer

Umstand

Guibert. de S. Pignorib. l. 1. c. 2. n. 5.

Umstand konnte in der Meynung des Volks zum Range der Heiligen erheben, welche verdienten, daß man ihnen Altäre erbaute, sie anrief, und Lichter und Opfer zu ihrem Grabe brächte.

Die Clerisey sah diese Unordnungen; sie sah eine Menge Heilige verehren, deren Tugend weder durch zuverläßige Geschichten, noch durch gewisse Wunder, noch durch Thaten erwiesen war, die des großen Namens der Heiligkeit werth sind. Gleichwohl genoß sie von dem Creaturendienste so viele Vortheile, daß sie ihn nicht aufheben wollte, sondern nur dem Volke die Freyheit zu nehmen beschloß, als einen heiligen anzurufen, wen es wollte. Sie eignete sich das Recht zu, durch ein richterliches Urtheil zu bestimmen, wer neben Gott öffentlich verehrt werden sollte. Dieses ist der erste Ursprung der **Kanonisation** in der abendländischen Kirche, ob gleich das Wort selbst vor dem zwölften Jahrhunderte nicht in diesem Verstande gebraucht worden ist. Zuerst wurde das Recht, einen unter die Zahl der Heiligen zu setzen, mit der bischöflichen Würde verbunden; jedoch mit der Einschränkung, daß ein Bischof nur in seinem Kirchspiele, und nur mit der Zustimmung seiner Geistlichkeit und des Volks Heilige ernennen könnte. Dieses geschah im neunten Jahrhunderte. Man hat zwar vorgegeben, daß schon der Pabst **Leo** der dritte, einen friesischen Bischof **Svibert**; der Pabst **Hadrian** einen heiligen **Alban** auf die Bitte des Königes der Mercier, **Offa**; der Pabst Zacharias aber einen heiligen **Rilian** kanonisirt, und zu dem Range derer erhoben habe, welche die Kirche anrufen sollte; allein Mabillon und Papebroch, haben alle diese und noch andre vorgegebne päbstliche **Kanonisationen** vor dem zehnten Jahrhunderte als falsch und unächt verworfen.

Capitul. reg. Franc. c. 2. ann. 805. c. 17. t. I. p. 412.

Mabill. S. B. p. 1. p. 243. S. V. præf. p. 67.

Johann

Johann der funfzehnte war der erste Pabst, welcher auf Fremder Ansuchen eine feyerliche **Kanonisation** unternahm. Diese Ehre widerfuhr dem Bischofe **Ulrich** von Augspurg bald nach seinem Tode, nachdem in der Versammlung der Bischöfe, Priester und Diaconen von Rom die Geschichte seines Lebens und seiner Wunder verlesen worden war. In der Verordnung, die der Pabst deswegen bekannt machte, wurden diejenigen, welche seinem Ausspruche entgegen handeln würden, dem Banne unterworfen. Neun und vierzig Jahre darauf kanonisirte Benedict der neunte, ein zwanzigjähriger Pabst, der wegen seiner Ausschweifungen so berüchtigt in der päbstlichen Geschichte ist, einen sicilianischen Mönch, **Simeon**, der, nachdem er sich lange Zeit am Fuße des Berges Sinai aufgehalten hatte, zu Trier gestorben war, und unmittelbar nach seinem Tode Wunder gethan haben sollte. Der Pabst, Leo der neunte, verrichtete auch einige feyerliche Kanonisationen. Urban, der zweyte, wurde im Ausgange dieses Jahrhundertes ersucht, einen heiligen **Urlour** zum Heiligen zu erklären; allein er machte Schwierigkeiten, und meynte, daß man keinen zum Range der Heiligen erheben müßte, er habe denn unwidersprechliche und von Augenzeugen bestätigte Wunder gethan. Zugleich erfoderte er die Einwilligung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Man kann diese beyden Foderungen der Päbste, als den ersten Schritt ansehen, die Gewalt zu kanonisiren, den Bischöfen zu entziehen, und sich allein zuzueignen. Allein, man findet noch immer Beyspiele solcher Heiligen, die von den Bischöfen allein kanonisirt worden sind. Im zwölften Jahrhunderte vermehrte sich die Zahl der päbstlichen Kanonisationen. Die Päbste fiengen an nicht undeutlich zu behaupten,

Papebr. act. S. Jul. p. 97.

daß die Heiligsprechung, als eins von den wichtigsten Kirchengeschäfften, für Kirchenversammlungen unter ihrem Vorsitze gehörten. Als Gourad, ein Bischof von Costnitz, in das öffentliche Verzeichniß der Heiligen gesetzt werden sollte, ließ Calixtus der zweyte, erst das Leben desselben in einer solchen Versammlung vorlesen und ein ordentliches Zeugenverhör über seine Wunder aufnehmen. Innocentius der zweyte machte so viel Umstände nicht; er setzte den Hugo, einen Bischof von Grenoble, unter die Seeligen, und dann befahl er erst, eine Nachricht von seinem Leben und seinen Wundern aufzusetzen. Eben dieser Pabst kanonisirte auf die bloße Aussage einiger teutschen Bischöfe einen Abt von Fulda, Sturmus, ohne eine strenge Untersuchung anzustellen, wie gewiß er diese Art von Vergötterung verdiente. In der Mitte des zwölften Jahrhundertes kanonisirte Eugen der dritte aus Macht der römischen Kirche den Kaiser Heinrich, den Heiligen. Ein Jahr darauf erwies der Bischof von Rouen mit Zuziehung der Bischöfe von Paris und Senlis einen Abt Gantier, eben diese Ehre; sie erhuben seinen Körper aus der Erde, ordneten ihm ein Fest an, und ertheilten denen einen besondern Ablaß, die seine Reliquien besuchen und ihn um seine Fürbitte anrufen würden.

Chron. constant. Lup. p. 169.

Gretf. Div. Bamb. p. 63. Eugen. ep. ad Egert. Bamb.

Alexander der dritte war der erste Pabst, welcher ein Verbot gab, jemanden, er möchte auch seyn, wer er wollte, ohne Bewilligung der römischen Kirche als einen Heiligen zu verehren. Er that den Ausspruch, daß es unerlaubt wäre, das Gedächtniß eines Seeligen zu feyern, wenn er auch Wunder thäte, wofern die Einwilligung der römischen Kirche zu seinem Dienste fehlte. Innocentius der dritte machte gegen das Ende eben dieses Jahrhundertes ein Recht daraus,

Decretal. l. 3. t. 45. c. audivimus.

daraus, das allein den Päbsten zukommen sollte; er behielt aber die Gewohnheit noch bey, die römische Clerisey zusammen zu berufen, wenn einer unter die Anzahl der Heiligen gesetzt werden sollte. Die Bischöfe der Provinz Vienne räumten im folgenden Jahrhunderte dem Pabste dieses Recht ein, als sie bey Gregor dem neunten um die Canonisation eines Stephanus de Dieu anhielten, und sich erklärten, daß niemand, so groß auch seine Verdienste seyn möchten, für einen Heiligen gehalten werden könnte, wenn nicht seine Heiligkeit zuvor von dem apostolischen Stuhle zu Rom gebilligt und bestätigt worden wäre. Unterdessen mußte dieses Recht erst verjähren. Denn noch im vierzehnten Jahrhunderte führte **Wittekind**, ein Bischof von Minden, ohne Rückfrage an den Pabst, das Fest des Bischofs **Felicianus** in seiner Diöcös ein.

Homol. Bullar. Canon. a. 1198.

So neu ist die Einführung der **Heiligsprechung**. Sie entstand zuerst aus der Sorgfalt einiger Kirchenversammlungen, die Verehrung allzuvieler ungewisser und zweifelhafter Heiligen zu verhindern und einzuschränken. Die erste Kirche kannte diese Feyerlichkeit so wenig als die Anrufung der Heiligen. Seit dem zweyten Jahrhunderte waren zwar die Dyptichen gewöhnlich worden, welches Tafeln von verschiednen Falten waren, in die man die Namen der Märtyrer, der Bischöfe und der Gläubigen eintrug, wenn sie in der Gemeinschaft der Kirche starben. Allein diese Einzeichnung in die öffentlichen Kirchenregister ertheilte keinem die Vorzüge, welche die Canonisation ertheilte. Sie war keine feyerliche Erklärung, daß die eingezeichneten Heiligen in den öffentlichen Gebeten der Kirche angerufen; daß ihrem Gedächtnisse Tempel und Altäre erbaut; daß jährliche

Feste zu ihrer Verehrung gefeyert; daß in ihrem Namen Messen gelesen; daß sie mit Stralen um ihre Häupter gemalt; daß ihre Reliquien in kostbare Kapseln eingeschlossen und zur Schau ausgestellt werden; daß die Christen vor ihren Bildnissen niederfallen, ihnen Gelübde thun, und zu ihren Gräbern wallfarthen sollten. Alle diese Vorrechte ertheilte die Kanonisation, nachdem die Päbste einmal den Bischöfen das Recht der Bestimmung, was das Volk für Heilige verehren sollte, entzogen und dem römischen Stuhle vorbehalten hatte. Sie wurde, wie es mit allen und besonders mit allen einträglichen Kirchengebräuchen ergangen ist, immer feyerlicher. Je leichtgläubiger die Christen waren, desto weniger Umstände machten die Päbste, wenn sie einen zum Range der Heiligen erhoben, der öffentlich angerufen werden sollte. Allein seit dem sie sich mehr von den Fesseln des Aberglaubens losgerissen haben, sind auch diese Monarchen der Gewissen in der Ausübung einer so neuerlich ihnen zugefallnen Macht desto vorsichtiger geworden. Wer den Character der Päbste, die sich zuerst des Rechts der Canonisation bemächtigten, ihre Herrschsucht, ihre Bemühungen, eine geistliche Oberherrschaft über den ganzen Erdkreis aufzurichten, und ihren Eigennutz kennt, dem wird es leicht seyn, die Ursachen einzusehen, welche sie bewogen, diese Gewalt dem Ansehen des römischen Stuhles vorzubehalten. Sie war eine neue Quelle von Einkünften. Diese Quelle sollte nur in Rom fließen. Eine Kirche möchte gern einen eignen Heiligen haben. Sie wendet sich also nach Rom und bittet um die Vergötterung desjenigen, den sie zu ihrem Schutzheiligen zu haben wünscht. Der Pabst kann in diese Bitte nicht willigen, wenn er nicht vorher untersucht hat, ob sie

Guesnai. Cassian. illustr. l. 2. c. 14. p. 281.

erfüllt

erfüllt zu werden verdient. Man muß zuverläßige Nachrichten von seinen Wundern und Tugenden haben. Eine solche Untersuchung erfodert einen großen Aufwand; was ist denn billiger, als daß ihn diejenigen über sich nehmen, die so gern einen kanonisirt sähen? Die Heiligsprechung ist also sehr einträglich; niemand muß demnach kanonisiren dürfen, als der Pabst allein; es muß irgendwo ein Meer seyn, in dem alle Ströme zusammenfließen. Ueberdieß ist sie ein unfehlbares Mittel, große Orden, mächtige Familien, ganze Kirchen und Länder den Päbsten verbindlich zu machen. Wer wird nicht das Ansehen desjenigen mit Freuden unterstützen helfen, dem es so leicht ist, einem gehorsamen Kinde der römischen Kirche nach dem Tode eine gottesdienstliche Verehrung in den Gemeinen der Gläubigen zu verschaffen? Wie schmeichelhaft ist es nicht für eine mächtige Familie, wenn sie einen aus ihren Vorfahren in der Kirche anrufen sieht; wenn sie sieht, daß ihnen Tempel und Altäre erbaut werden; daß sie die Ehre erhalten, welche die Heiden ihren Kaisern erwiesen, nachdem der römische Senat sie unter seine Götter aufgenommen hatte!

Die Kanonisation hatte noch zur völligen Aehnlichkeit des Heiligendienstes mit der heidnischen Abgötterey gefehlt. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte des Götzendienstes ist, wird unter dem lesen dieses bey aller seiner scheinbaren Umständlichkeit noch sehr kurzen Abrisses von dem Ursprunge der gottesdienstlichen Verehrung der Heiligen, ihrem Wachsthume, den mannichfaltigen Ursachen desselben, und den unzählbaren Unordnungen, die daraus entstanden, mehr als einmal Gelegenheit gehabt haben, über die große Gleichheit zwischen der Abgötterey und

dem Heiligendienste zu erstaunen. Die meisten Götter der Heiden waren sterbliche Menschen gewesen; aber Menschen, welche sich durch ihre wirklich großen oder doch scheinbaren Thaten eine allgemeine Bewunderung erworben hatten. Bewunderung, Dankbarkeit, und die Begierde, andre zu gleich vortrefflichen Handlungen zu ermuntern, vereinigten sich, ihr Andenken fortzupflanzen. Man widmete ihnen Gedächtnißfeste; die Lobredner und Dichter vergrösserten ihre Thaten; die Erdichtung wurde zu Hülfe genommen, das Erstaunen des Volkes zu unterhalten, und so verwandelte sich mit der Zeit eine bürgerliche Verehrung der Könige, der Helden, der Erfinder nützlicher Künste und andrer Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes in eine göttliche Verehrung derselben. Die Leichtgläubigkeit, die Unwissenheit und die Sinnlichkeit des Volkes beförderte; die Herrschsucht und der Eigennutz der Priester aber erweiterten und schmückten sie mit mannichfaltigen prächtigen Ceremonien aus. Der Heiligendienst entstand und wuchs auf eben diese Weise. Man bewundert die Märtyrer; man will ihr Andenken erhalten; man erhebt ihre Tugenden, um zur Nachahmung derselben zu reizen; die Lobredner und Dichter vergrößern sie; man erdichtet Wunder, die sie nach ihrem Tode verrichtet haben sollen; man erweist ihnen eine politische Verehrung; man verknüpft sie in der guten Absicht, sie nützlicher zu machen, mit dem Gottesdienste; die Unwissenheit, die Leichtgläubigkeit, und Sinnlichkeit nehmen mit dem Verfalle der Wissenschaften und unter den heftigen Streitigkeiten der Lehrer mit den Irrgläubigen zu; das Volk fängt an Menschen, die es nur bewundern und nachahmen sollte, anzubeten; die meisten Lehrer dulden diese Ausschweifung; nach und nach

vertheidigen und empfehlen sie einige; endlich wird sie für die Clerisey einträglich; nunmehr befördern und endlich gebieten sie dieselbe!

Wie verunstaltete nicht die Einführung des Heiligendienstes die in ihrem Ursprunge so reine Religion der Christen! Welche Irrthümer schlichen sich nicht mit ihm in die Lehre von Gott, von dem Gottesdienste, von Jesu Christo, von der Kraft seines Verdienstes, von der Untüchtigkeit aller guten Werke, etwas zu verdienen, und von der Gewalt der Kirche ein! Welch einen schädlichen Einfluß hatte er nicht auf die Sitten derjenigen, die sich auf den Schutz und die Fürbitte der Heiligen verließen! Und von welchen nachtheiligen Folgen war er nicht selbst für den Staat!

Die Offenbarung stellet Gott als ein Wesen vor, das allein der Gegenstand aller unserer gottesdienstlichen Verehrung, und aller ihrer äußerlichen Merkmale seyn, allein angebetet, und allein angerufen werden will; als ein Wesen, zu dem alle Nothleidenden ihre Zuflucht nehmen sollen; als ein mildthätiges erbarmendes Wesen, das um seines Sohnes willen, dieses einigen Mittlers zwischen Gott und dem Menschen, bereit ist, einem jeden, aller seiner Unwürdigkeit ungeachtet, Gnade zu erzeigen; als ein Wesen, das allein seelig macht, das allein die Herzen erforscht, allein die Gewalt besitzt, ihre Unreinigkeit und Sünde wegzunehmen. Ganz andre Begriffe machten sich die Christen von Gott, als der Heiligendienst eingeführt war. Gott war nicht mehr der einzige Gegenstand aller gottesdienstlichen Ehrfurcht. Ihm waren sonst allein Tempel und Altäre erbaut; allein an ihn alle öffentlichen Bitten und alle Privatgebete gerichtet; ihm allein zu Ehren war Weihrauch angezündet worden. Die Heiden selbst hatten geglaubt, daß diese

Ehrenbezeugungen nur der Gottheit erwiesen werden müßten. Die Christen aber fiengen seit dem vierten Jahrhunderte an zu glauben, daß sie auch Creaturen erwiesen werden dürften, wenn sie nur heilig gelebt und Wunder gethan hätten. Selbst der Gottesdienst des Herzens wurde zwischen Gott und dem Geschöpfe getheilt, und man fieng erst sehr spät an, diese Verehrung mit den verschiednen Namen der Latrie und der Dulie zu bezeichnen. Seit der Zeit wurde Gott als ein Wesen vorgestellt, das unser Gebet nur alsdann vernähme, oder doch lieber erhörte, wenn es ihm durch die Engel und die Heiligen im Himmel vorgetragen würde. Seit der Zeit war nach den Meynungen der abergläubischen Christen Gott nicht mehr allein derjenige, der Sünde vergeben, heilig machen und den Menschen die Wohnungen der Seeligkeit öffnen konnte. Eben diese Gewalt wurde in den Gebeten und Liedern der Christen auch den Heiligen zugeeignet.

Die Offenbarung kennet und zeigt uns keinen andern Versöhner, Erlöser, Mittler und Fürsprecher bey Gott, als seinen Sohn Jesum Christum. Dieser vertritt uns bey Gott und bittet auch im Himmel für uns; er ist es, der seinem Vater das Blut der Versöhnung vorzeigt, das er in seiner tiefen Erniedrigung für uns vergossen hat. Er selbst verlangte, daß wir nur in seinem Namen zu seinem Vater beten und eine gewisse Erhörung im Vertrauen auf ihn erwarten sollten. Er befahl uns nicht, im Namen seines geliebten Johannis oder seiner Mutter zu beten. Er lehrte, daß ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wäre; daß Gott alles seiner Herrschaft unterworfen hätte; daß vor ihm sich die Knie aller im Himmel und auf der Erde und unter der Erde beugen müßten!

müßten! So bald der Heiligendienst in der Kirche aufgenommen worden war, fiengen diese Lehren auch an vergessen zu werden. Man rief die Engel als Fürsprecher an, und den Märtyrern und Einsiedlern wurde noch mehr Ehre erwiesen. Denn die Christen hielten sie nicht allein für Mittler der **Fürbitte**, sondern auch für Mittler der **Genugthuung**. Man gründete seine Hoffnung von Gott erhört zu werden, nicht allein auf das unendliche Verdienst Christi, sondern auch auf das Verdienst der Märtyrer. Man hoffte die Vergebung der Sünden, die Gnade heilig zu leben, und die ewige Seeligkeit nicht allein weil Christus am Kreuze für uns gestorben war, sondern auch weil ein Einsiedler seinem Leibe wehgethan, oder ein **Simeon** viele Jahre nach einander auf einer Seule allen Anfällen der rauhsten Witterung Preis gestanden, oder ein Franciscus von Sales gefastet hatte. Ja die Jungfrau Maria wurde so gar angerufen, ihrem Sohne Christo, kraft ihrer mütterlichen Gewalt zu gebieten, daß er sich der Menschen erbarmen sollte. Wie viel Ehrfurcht, Dankbarkeit und Vertrauen wurde nicht dadurch Gott und seinem Sohne entzogen?

Wie unähnlich wurde der Gottesdienst der Christen, seitdem sie angefangen hatten, den Heiligen göttliche Ehre zu erweisen! Welch ein Joch neuer Ceremonien, die alle aus ihrem Dienste entsprangen, wurde nicht auf ihre Schultern gelegt! Sie wurden gezwungen eine Menge Feste zu feyern, die den ersten christlichen Jahrhunderten unbekannt waren. Die **Wiclefiten** und **Hussiten** klagten über diese Last, die so unerträglich war; aber das geistliche Blutgericht, welches der Dominicanerorden verwaltete, zwang sie zum Stillschweigen, und doch gab es

Limborch. hist. inquisit. c. 10. p. 39.

so viele Feste, deren Feyer keinen Grund hatte, weil entweder die Märtyrer und Heiligen, deren Andenken man erneuern wollte, oder die Begebenheiten und Lehren, denen sie gewidmet wurden, erdichtet und fabelhaft waren. Das Fest der Heiligen Veronica, das Fest des heiligen Longinus, das Fest der Aufnahme Mariä, das Fest ihrer unbefleckten Empfängniß sind, unter vielen nur einige anzuführen, Beweise davon. Wie zahlreich sind sowohl die Ceremonien dieser Feste und andre Gebräuche, die der Heiligendienst erzeugt hat; Gebräuche, die nicht allein wider die erste Einfalt des christlichen Gottesdienstes, sondern auch wider den Geist des Christenthumes selbst streiten! Die Gewohnheit des dritten Jahrhundertes, das Andenken der verstorbnen Gläubigen dadurch zu erhalten, daß nach ihrem Tode in ihrem Namen bey dem Abendmale Gaben und Opfer dargebracht wurden, war Ursache, daß man anfieng das Abendmal selbst für ein Opfer zu halten, welches Gott dargebracht würde, und hieraus entstand der Gebrauch, im Namen und um der Verdienste der Heiligen willen Gott dieses Opfer darzubringen. Welch ein Gebrauch, Gott zu bitten, daß er um der Verdienste der Heiligen willen sich das Opfer des Abendmals gefallen lassen möchte! Wenn der Leib und das Blut Christi im Abendmale ein wirkliches Opfer wären: Kann es denn durch die Verdienste der Heiligen Gott angenehmer und gefälliger werden? Und ist es weniger, als Abgötterey, daß ein solches Opfer Gott in der Absicht, die Heiligen dadurch zu ehren, dargebracht wird? Wie sehr wird nicht allein durch diese Ceremonie die Ehre des Erlösers beleidigt und entweiht! Epiphanius erklärte diejenigen für Ketzer, welche der Jungfrau Maria

Kuchen

Mabill. Museum Ital. t. I. p. 86. Hospin. de Fest. Chr. p. 43. p. 51. Marten. de antiqu. Eccl. rit. t. III. l. IV. c. 30. p. 557. Bed. Hist. Eccl. gent. Angl. l. III. c. V. p. 172.

Kuchen opferten, und dennoch schweifte endlich die Kirche so weit in ihrer Verehrung aus, daß ihr zu Ehren der Leib und das Blut Christi geopfert wurde. Die Misbräuche sind schrecklich, die aus dieser einzigen abergläubischen Ceremonie entsprungen sind. Sollte man glauben, daß man, um einen Diebstahl zu entdecken, eine Messe erfand, in welchem man dem heiligen Nicolaus zu Ehren Gott dieses Opfer opferte, und eine andre einem heiligen Sigismundus zu Ehren, damit Gott um seiner Verdienste und Fürbitten willen einen Kranken von dem viertägigen Fieber befreyen möchte? Die Gewinnsucht der Mönche vervielfältigte diese Messen so sehr, daß das Abendmal in die Gefahr gerieth, verächtlich zu werden. Die andern Gebräuche, die aus dem Heiligendienste erzeugt wurden, hatten keine bessern Folgen. Man vergaß über den fast unzählbaren Gebräuchen desselben den Dienst und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Die Vigilien oder feyerlichen Nachtwachen zur Ehre der Heiligen; die Gelübde, die man ihnen that; die Fasten, die ihnen geheiligt wurden; die Eide bey ihnen; die mannichfaltigen Ceremonien, mit welchen man die ihrem Namen gewidmeten Tempel einweihte; die von den ersten Christen an den Heiden so oft getadelten Gewohnheiten, Lichter zur Ehre der Märtyrer anzuzünden, und ihre Begräbnisse mit Blumen und Kränzen auszuschmücken, und andre Verzierungen ihrer Bildnisse und Gemälde lenkten die Gemüther von dem ab, dem alle Ehre der Religion gebührt. Welch ein Feld von Aberglauben müßten wir nicht durchirren, wenn davon ein umständlicher Beweis geführt werden sollte!

Marten. de antiqu. Eccl. ritib. t. II. l. III. c. 7. p. 937. ibid. c. XV. p. 1062. et Mabill. de Sacrament. Gall. in Muſ. Ital. t. I. P. II. p. 344.

Justins Mart. in Apol. p. m. 68. Marten. op. t. II. l. II. c. 13. p. 669.

Der

Der Heiligendienst verfälschte die Lehre der Offenbarung von den guten Werken der Menschen. Die heilige Schrift erklärt sie für so unvollkommen, daß sie nichts verdienen können. Nach ihrem Ausspruche wird der Mensch gerecht **aus dem Glauben ohne Werke.** Als die Heiligen anfiengen, als neue Götter verehrt zu werden, so wurden zugleich alle ihre Handlungen vergöttert. Die Verdienstlichkeit ihrer Werke war eine von den vornehmsten Ursachen ihrer Anrufung. Die ausschweifenden Lobreden auf sie legten den Grund zu diesem Irrthume. **Chrysostomus** machte schon Christum und seinen Vater zu **Schuldnern** der Märtyrer. Die mystischen Theologen, welche die Seelen der Heiligen in Christum selbst verwandeln ließen, nährten eine Lehre, die der menschlichen Eitelkeit so sehr schmeichelt. Es war aber nicht genug, daß man den Himmel als etwas ansah, den Gott den Tugenden der vergötterten Heiligen nicht vorenthalten konnte. Man hatte so große Begriffe von ihren Verdiensten, daß man sie beynahe dem Verdienste Christi gleich schätzte. Sie waren so reich, daß sie ihre Reichthümer mit ihren Anbetern theilen konnten. Es war keine Wohlthat Gottes so groß, welche man nicht wegen der Verdienste der Heiligen von ihm zu erlangen hoffte. Man glaubte so gar, seiner Seligkeit wegen sichrer zu seyn, wenn man neben den Reliquien der Heiligen begraben läge. Im zwölften Jahrhunderte machte **Thomas Aquinas** einen unerschöpflichen Kirchenschatz aus ihren Verdiensten, dessen Austheilung den römischen Päbsten anvertraut wurde. Nach seiner Lehre hatten die Heiligen über das, was sie zu thun schuldig waren, so viele gute Werke verrichtet, daß ihr Ueberfluß für eine unzähl-

bare

bare Menge Sünder zureichte. Dieser Kirchenschatz war freylich sehr kostbar, da er den Päbsten so viele irdische Reichthümer eintrug, und ihnen so manchen Aufwand ersparte, der zur Vergrösserung ihrer Macht nöthig gewesen wäre. Denn sie erhielten große Geldsummen für die Verdienste der Heiligen, mit denen sie die Sünden der Christen bedeckten und ihre Strafen bezahlten, und brauchten sie Armeen wi- *Murator.*
der ihre Feinde, so kostete es ihnen nur einen Ablaß *Antiq. Ital.*
aus diesem Schatze, der, so sehr sie ihn auch angrif- *med. æv.*
fen, nicht erschöpft wurde, sondern vielmehr mit je- *t. V. pag.*
dem Heiligen, den sie kanonisirten, anwuchs. *761.*

Der Heiligendienst erzeugte nicht allein unrichtige Begriffe von den Thaten der Heiligen, sondern auch unrichtige und ausschweifende Vorstellungen von der Gewalt der Kirche, oder vielmehr von den Bischöfen und Päbsten, die in den finstern Zeiten des Christenthums unter der Kirche verstanden wurden. Diesen wurde die Macht zugeeignet, einen richterlichen und entscheidenden Ausspruch über die Heiligkeit der Menschen, und über ihre Seeligkeit zu thun. Denn niemand kann gottesdienstlich verehrt und angerufen werden, als wer heilig und im wirklichen Besitze der Seeligkeit ist. Zuweilen wurden wohl die Wunder, die bey dem Grabe eines Heiligen geschehen sollten, als ein Zeichen angesehen, daß er verehrt seyn wollte; zuweilen erschienen sie auch selbst, und bezeugten ihre Unzufriedenheit darüber, daß sie nicht, wie andre angerufen wurden. Aber die meiste Zeit schufen sich die Christen die Götter, die sie anbeten wollten; besonders maßten sich die Päbste diese Gewalt an. Hatten sich die Heiligen um den römischen Stuhl verdient gemacht: So wurden sie ohne Weitläuftigkeiten in die Zahl der Heiligen und

Seeligen

Seeligen gesetzt, gleichwie alle diejenigen, welche das Unglück hatten, ihm misfällig zu seyn, davon ausgeschlossen blieben. **Robert**, ein Bischof von Lincoln, und **Sewal**, ein Erzbischof von York, waren, wie **Lupus**, ein Augustinereinsiedler, aus einigen englischen Schriftstellern erweisen will, Prälaten, die ein heiliges Leben geführt und Wunder gethan hatten; allein sie wurden von der Ehre der **Kanonisation** ausgeschlossen, weil sie bey ihrer Heiligkeit patriotisch genug gewesen waren, sich den Geldererpressungen des römischen Stuhles zu widersetzen. Beyde wurden noch dazu von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und es wäre, wie man sagt, weder ihrer Heiligkeit noch ihren Wundern Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie sich nicht auf das Gericht Gottes berufen hätten. Wie kann damit, daß ich eine Nebenanmerkung mache, die Gerechtigkeit und Unfehlbarkeit des römischen apostolischen Stuhles bestehen!

Lupus Concil. t. III. p. 571.

Der Heiligendienst und die Meynungen, auf die er sich entweder gründete, oder die er erzeugte, hatten die schädlichsten Einflüsse auf die Sitten der Christen. Man findet fast in keinen Zeiten weniger wahre und große Tugenden, als in den unwissenden nächtlichen Jahrhunderten, wo die Heiligen mehr verehrt und angerufen wurden, als Gott. Der Mensch ist von Natur nicht geneigt, seinen Leidenschaften Gewalt zu thun, und seine ausschweifenden Begierden zu verläugnen. Wie viel weniger wird er denn geneigt dazu werden, wenn er glaubt, daß durch die Fürbitten der Heiligen alles bey Gott auszurichten sey; daß diese Fürbitten sich mit Geschenken erkaufen lassen; daß er nur den Klöstern einige Einkünfte vermachen; nur einen Altar erbauen lassen, oder dem Pabste wider seine Feinde dienen dürfe,

um

um aus dem Schatze der Verdienste der Heiligen seine Sünden völlig bezahlen zu können? Nach dem heiligen **Eligius** aus dem siebenten Jahrhunderte war ja derjenige ein **guter Christ**, der fleißig in die Kirche kam, fleißig Gott, oder welches einerley war, der Clerisey opferte, sich vor den Festtagen der ehelichen Beywohnung enthielt; das Vaterunser auswendig wußte, die Kirchen beschenkte, den Zehnten gab und sich dem Schutze der Heiligen demüthig empfahl. Ein solcher konnte nach dem Tode zu Gott am Tage des Gerichts sagen: Gieb Herr, weil wir gegeben haben. Das hieß gewiß die Pforte zum Leben sehr erweitern. An den Festtagen der Heiligen war alle Arbeit untersagt, und es wurden, wenn man einige Märchen des Gregorius von Tours glauben wollte, diejenigen, welche an diesen Tagen ihre gewöhnlichen Geschäffte besorgen wollten, hart von den Heiligen darüber bestraft. Nach der Erzählung des **Bonaventura** wollte nur ein Fleischer an dem Feste des heiligen Franciscus einiges Holz zu seinem Gebrauche fällen. Der Heilige rief ihn zu, daß er nicht arbeiten dürfte, weil sein Fest wäre. Der Fleischer gehorchte nicht, und sogleich waren ihm seine Hände an das Beil wie angefesselt, und er hätte sie vielleicht nie wieder brauchen können, wenn er nicht dem zornigen Franciscus versprochen hätte, künftig sein Fest heiliger zu feyern. Solche Fabeln wurden dem einfältigen nur allzu leichtgläubigen Pöbel aufgebürdet, um den einträglichen Zulauf desselben zur Feyer der Feste zu erhalten, welche den Heiligen zu Ehren angestellt wurden. Diese Feste waren zahlreich. Das Volk wurde also an den Müßiggang gewöhnt, und welch eine fruchtbare Quelle schändlicher Ausschweifungen ist nicht der Müßiggang des großen

V. D'Acher. Spicileg. t. II. p. 96.

Muſſuard. les Conformit. des cerem. modern. av. l. anc. c. 6. p. 14.

Haufens!

Haufens! Anfangs wurden die Gedächtnißfeste der Märtyrer aus der löblichen Absicht angeordnet, das Volk zur Nachahmung ihrer Tugenden zu reizen. Allein es machte sie bald zu Schmaustagen, und die Lehrer sahen sich gezwungen, mehr wider die Ausschweifungen, die an diesen Festen begangen wurden, zu eifern, als zur Nachahmung der Heiligen zu ermahnen. Man gab so gar an den Grabstätten der Heiligen üppige Gastmale. Die Schwelgerey und Trunkenheit wurde, wie schon Augustinus klagte, für so erlaubt und unschuldig gehalten, daß man so gar glaubte, den seeligen Märtyrern eine Ehre damit zu erzeigen. Diese Pest, wie er sich ausdrückt, hatte so weit um sich gegriffen, daß ihr seiner Meynung nach nur durch eine Kirchenversammlung Einhalt geschehen konnte. Die africanischen Bischöfe untersagten auch diese Gastmale bey den Gräbern der Märtyrer durch ein feyerliches Kirchengesetz. Die Ueppigkeit gieng in den spätern Zeiten so weit, daß man so gar auf den Kirchhöfen und in den Kirchen selbst tanzte. Auch diese Unordnung wurde durch eine Synodalverordnung untersagt, und den Priestern befohlen, dem Volke vorzustellen, daß es besser sey, an Festtagen zu pflügen und zu graben, als zu tanzen. Eine dreyjährige Buße war die Strafe derjenigen, welche diese Verordnung übertraten. So viel Ausschweifungen erzeugte der Müßiggang, den die Feyer so vieler Feste zur Pflicht machte. Und wie groß waren nicht die Verderbnisse der Clerisey, welche die Reichthümer die der Heiligendienst eintrug, in den schändlichsten Befriedigungen ihrer Lüste verschwendete! Wie unterschieden sind nicht die Mönche der spätern Zeiten von den nur allzustrengen und wider sich nur allzu-

August. Op. t. I. ep. 19. ad Eustach. p. 155. ed. Par.

Harduin. Act. Concil. t. I. in Cod. Can. Eccl. Afr. c. 59. p. 898.

Ej. Concil. t. VII. p. 182. p. 1230.

grausamen

grausamen Einsiedlern des vierten und fünften Jahrhundertes, und wer zittert nicht, wenn er in Harduins Sammlung der Concilien alle die Verordnungen sieht, die auf die Besserung der Clerisey abzielten!

So viele Unordnungen im Glauben, im Gottesdienste, und Leben der Christen, die alle von dem herrschenden Aberglauben erzeugt wurden, konnten keine andern, als die nachtheiligsten Einflüsse auf den Staat selbst und die weltliche Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts haben. Die Religion hat in ihrem höchsten Endzwecke freylich nur die Ewigkeit zum Ziele. Allein selbst die irrdische Wohlfarth der Länder ist blühender und unvergänglicher, wenn eine wahre Gottseligkeit, ein unverfälschter und eben deswegen wirksamer Glaube, und ein reiner Gottesdienst die vornehmsten Züge in dem Character ihrer Einwohner sind. Der Aberglaube macht die Völker arm, indem er, wie ein Strudel, ihre Reichthümer verschlingt, gleichwie sie durch Fleiß, Arbeitsamkeit und beständigen Kreisumtrieb ihres Vermögens mächtig werden. Wie verloren und todt waren nicht die ungeheuern Summen, welche in die Kirchen und Klöster verschenkt wurden! Mit welcher Trägheit steckte nicht der Müßiggang, als ein auszehrendes geheimtödtendes Gift, alle Mitglieder des gemeinen Wesens an! Und wie war es anders möglich? So viele Feste verwandelten die Menschen in unnütze Müßiggänger. Der Landmann hatte nicht Zeit genug, sein Feld zu bestellen, und seine Erndte, theils abzumähen, theils einzusammeln. Was für schädliche Folgen des Heiligendienstes für den Staat; nichts davon zu sagen, daß er ein Mittel war, das Volk in der schimpflichen Sclaverey der Geistlichen zu erhalten; auch nichts davon zu sagen, daß die Kirchen, und die Gräber der

Heiligen öffentliche Freystätte der Verbrecher wurden; nichts von Verfolgungen zu gedenken, welche diejenigen erdulden mußten, die in den mittlern Zeiten der Kirche sich dem Heiligendienste und seinen Misbräuchen widersetzten. Wie schrecklich ist es nicht, wenn auch nur ein Mensch, er sey auch ein so ruhiger und rechtschaffner Bürger, als er wolle, die Vorrechte der öffentlichen Sicherheit verliert, gleich einem Gotteslästerer verfolgt, und als ein verdorbnes Glied angesehen wird, das vom übrigen Körper abgeschnitten werden muß, weil er glaubt, daß die Gebeine und Asche der Todten in die Erde und nicht in güldne und silberne Kapseln gehören, oder wenn er Gott allein anrufen will, weil er überzeugt ist, daß es besser sey, zu dem emporzubeten, der uns gewiß erhört, als zu denen, von welchen die Schrift sagt, daß sie **nichts von uns wissen**! Der Bilderdienst war eine Wirkung und Folge des Heiligendienstes. Es folgt zwar nicht nothwendig, daß man die Bildnisse anbetet, weil man ihren Originalien eine gottesdienstliche Verehrung erweist. Allein es geschah doch: Denn wo sind wohl die Gränzen der Unwissenheit und Thorheit? Man suchte im Oriente diesen neuen Zweig des Aberglaubens mit Gewalt auszurotten; aber was für bürgerliche Unruhen und Rebellionen verursachte nicht die Bilderstürmerey und die Vertheidigung der Bilder! Die griechischen Kaiser wollten dem Volke diese sinnlichen Gegenstände seines Gottesdienstes entziehen, und das gab den Päbsten Gelegenheit, ihnen Italien zu entreißen. Die Schicksale des Bilderdienstes sind in ihrem Ursprunge, in ihrem Fortgange und in ihren Folgen so merkwürdig, daß sie eine besondre Betrachtung verdienen.

Von der gottesdienstlichen Verehrung der Bilder.

Wenn die Menschen einmal anfangen, sinnliche Gegenstände des Gottesdienstes zu lieben: So kennen sie in dieser Ausschweifung sehr bald keine Gränzen mehr. Die Christen fiengen an, den Reliquien der Märtyrer eine übertriebene Achtung zu beweisen; diese Ehrfurcht wurde immer größer, und es verfloß kein ganzes Jahrhundert, so verwandelte sie sich schon in eine gottesdienstliche Anbetung der Heiligen. Mit dem Bilderdienste gieng es eben so zu; man führte im Ausgange des vierten Jahrhundertes die Gemälde und Bildnisse der Heiligen als einen angenehmen und lehrreichen Schmuck in die Tempel ein, und bald darauf erwies man ihnen die Ehre einer gottesdienstlichen Anbetung. Dieser neue Zweig des Aberglaubens breitete sich nicht allein weit aus, sondern wurde zugleich einer von den wichtigsten Glaubenspuncten der Religion. Man sahe den Bilderdienst bestreiten und vertheidigen, und es kannten so wohl die Bestreiter, als die Vertheidiger desselben in ihrem Eifer keine Grenzen. Diese erklärten jene für Gotteslästerer, und jene diese für Abgötter. Eine große Kirchenversammlung verdammte die andre. Die Kaiser wollten den herrschenden Aberglauben mit Gewalt ausrotten, und dieser setzte der rechtmäßigen Gewalt die strafbarsten Rebellionen des sinnlichen Volks entgegen, bis ihn endlich zwo herrschsüchtige Frauen und die römischen Päbste in seiner Herrschaft befestigten. Die Geschichte des Bilderdienstes hat drey Perioden; in dem ersten Zeitlaufe derselben sieht

Cf. Basnag. Hist. Eccles. t. 1. p. 1310. jusqu'à p. 1385.

man keine Spur von Bildern und Gemälden, weil die Christen keine hatten; im zweyten sieht man ihre abergläubische Verehrung entstehen und wachsen; im dritten theils bestritten, theils befestigt werden, und die größten Veränderungen in der Kirche und im Staate nach sich ziehen.

Die rechtgläubige Kirche der ältesten Zeiten des Christenthums, hatte keine Gemälde und Bildnisse zum Gegenstande ihrer gottesdienstlichen Ehrfurcht. Man hat zwar den heiligen Lucas zum Maler, und den Nikodemus zu einem Bildhauer gemacht; man erzählt so gar, daß Jesus Christus sein Bildniß dem Könige Abgarus in einem Schweißtuche abgedruckt zugeschickt, dieses Bild auch die Stadt Edessa von einer Belagerung des persischen Königes Chosroes wunderthätig befreyt habe. Allein zum Unglücke für die Glaubwürdigkeit dieser Geschichten werden sie erst von einigen leichtgläubigen Schriftstellern des sechsten Jahrhundertes erzählt, und ob sich gleich der Kirchengeschichtschreiber Nicephorus rühmte, die Gestalt, die Leibeslänge, die Gesichtsfarbe, die Augen, die Hände, und das Temperament der Jungfrau Maria zu kennen: So kannte doch Augustin im fünften Jahrhunderte weder die Gestalt Christi noch seiner Mutter, noch des heiligen Paulus. Wie hätte sie ihm aber unbekannt bleiben können, wenn sie Lucas gemalt hätte, und seine Gemälde zu Jerusalem heilig aufbewahrt worden wären? Wollte man den Vätern der zweyten nicänischen Kirchenversammlung glauben: So hätten schon die Apostel auf ihrer Zusammenkunft zu Antiochien verordnet, daß die Christen die Götzenbilder anzubeten aufhören, und dafür die Bildnisse Jesu Christi haben sollten. Baronius vertheidigt diese Verordnung, als ächt: Allein sie steht weder in der

Nicepb. H. l. 2. c. 23.

Apostel-

Apostelgeschichte, noch in den sogenannten apostolischen Verordnungen, und mehr Beweises bedarf es nicht, sie für erdichtet und untergeschoben zu erklären.

Die Gnostiker und unter diesen vornehmlich die Carpocratianer waren die ersten, die sich rühmten, die Bildnisse Jesu Christi und des Apostels Pauli zu besitzen. Sie gaben, nach dem Zeugnisse des Irenäus vor, daß Pilatus Christum hätte malen lassen. Diese Bildnisse stellten sie öffentlich mit den Bildnissen des Aristoteles und Pythagoras auf; sie bekränzten sie mit Blumen, und erwiesen ihnen andre heidnische Ehrenbezeigungen. Irenäus bezeugte sein Misfallen an dieser Verehrung, weil das Unsterbliche nicht durch die Ehre verherrlicht werden könnte, die einer vergänglichen Sache erwiesen würde. Wenn die Christen ächtere Bildnisse von Christo und seinen Aposteln gehabt und ihnen eine gottesdienstliche Ehre erwiesen hätten: So würde er die Irrgläubigen nicht darüber, daß sie die Bildnisse Christi verehrten, getadelt, sondern ihnen nur den Vorwurf gemacht haben, daß sie unächte Bildnisse von ihm besäßen, und sie mit den Bildnissen des Pythagoras und Aristoteles zugleich aufstellten und verehrten.

Iren. adv. Hær. l. 1. c. 29. l. 2. c. 6.

Man weiß, welch einen Abscheu die Jüden seit der babylonischen Gefangenschaft gegen alle Bildnisse gehabt haben. Sie waren die heftigsten und bittersten Feinde des Christenthums. Justin, der Märtyrer, erzählt eine Unterredung mit einem Juden Tryphon, worinnen dieser alles sagt, was nur ein Jude wider die Christen sagen kann. Allein er macht ihnen nicht, wie die neuern Jüden seit der zweyten nicänischen Kirchenversammlung gethan haben, Vorwürfe über den Bilderdienst, welches er nicht unterlassen haben würde, wenn derselbe schon in die Kirche

Justin. in dial. c. Tryph.

eingeführt gewesen wäre. Im Talmude wird zwar den Christen ein Vorwurf wegen der Bilder in ihren Kirchen gemacht; aber dieser Vorwurf steht nicht in der Mischna, sondern in der Gemara, die erst im Ausgange des fünften Jahrhundertes gemacht worden ist. Dieses Stillschweigen des Talmuds ist ein Beweis, daß die Christen im ersten und zweyten Jahrhunderte noch auf keinen Bilderdienst verfallen sind. Und wie konnten sie Bilder in den Tempeln haben, da sie noch keine Tempel hatten?

Minut. in Octav. p. 6. Arnob. c. gent. l. 6.

Die Heiden machten den Christen ein Verbrechen daraus, daß man keine Bilder unter ihnen sah. Die Beschuldigung der Gottlosigkeit, mit denen sie die Anbeter Christi verhaßt zu machen suchten, lief darauf hinaus, daß sie keine Tempel aufbauten, keine Altäre errichteten, und keine Bilder verehrten. Dieses sind sinnliche Gegenstände des Gottesdienstes, deren Verehrung sich nicht verbergen läßt, wenn sie wirklich angebetet werden. Hätten nicht die Christen, wenn sie Bilder verehrten, den Heiden antworten müssen, daß ihre Beschuldigungen ungerecht wären; daß sie vor den Bildnissen Christi und seiner Apostel niederfielen, daß sie dieselben räucherten und Wunderwerke von ihnen erwarteten? Man hatte im vierten, fünften und sechsten Jahrhunderte eine große Nachsicht gegen viele heidnische Gebräuche; und diese Nachsicht war eine von den vornehmsten Ursachen des Reliquiendienstes. Zu welchem Ende? Damit sich die Götzendiener desto leichter bewegen ließen, ihren Aberglauben zu verlassen. Hatten die Christen Bilder, welche sie der Ehre der Anbetung würdigten: Warum zeigten sie dieselben den Heiden nicht, da die Bildnisse der Heiligen mit Stralen um ihren Häuptern; die Bildnisse der Jungfrau Maria; die güldnen

und

und silbernen Crucifixe in den Händen der Priester, den christlichen Gottesdienst sinnlicher, und einem Volke, das so sehr sinnlich war, angenehmer gemacht haben würden? Allein die Christen hätten noch keine Bilder; sie konnten also keine aufzeigen. Sie antworteten auf die Vorwürfe der Heiden, daß sie keine Bilder hätten: **Was sollen wir von Gott für Bilder machen? Die Bilder der Christen sind ihre Tugenden, und ihre Leiber sind Tempel ihres Gottes.**

Die Heiden machten den Christen Vorwürfe, daß sie keine Bilder anbeteten, und die Christen machten den Heiden Vorwürfe darüber, daß sie Bilder hatten. Sie spotteten über diejenigen, die sie anbeteten, und ihre Spöttereyen griffen besonders die Beschaffenheit der Materie an, woraus sie verfertigt wurden, oder sie verlachten die Einfalt des Volks, das sich von der angenehmen Gestalt blenden ließ, die der Künstler den Bildern gab, oder sie machten auch satyrische Anmerkungen über die Zufälle, welche die Bilder treffen konnten: **Man giebt dem Golde oder Silber eine angenehme Figur; die Kunst der Meister in dergleichen Arbeiten, betrügt; der Glanz des Goldes, und der Schimmer des geschliffnen Silbers blendet, und die Weiße des Elfenbeins, reißt sie zum Erstaunen hin. Darf man sich wundern, daß die Christen die Bildnisse und Götterseulen der Heiden nicht anbeten? Sind sie doch den Todten so ähnlich, daß die Ratten und Spinnen von der Aehnlichkeit hintergangen werden. Die Vögel würden sich ja darauf setzen, und ihr Nest in den Mund eures Gottes machen, wenn ihr sie nicht verjagtet. Die Spinnen bedecken sie mit** *Lactant. libr. 2. Instit. 2. c. 14. 17. 18.*

ihren Geweben, und spannen ihre Netze auf ihrem Haupte aus. Ihr müßt sie reinigen und säubern. Ihr müßt sie vor den Dieben verschließen. Was sind alle Bildnisse? Sind es nicht Denkmäler der Todten und der Abwesenden? Könnten sie empfinden, würden sie nicht vor den Menschen niederfallen, diejenigen, welche sie verfertigten und schliffen, anzubeten? Und diejenigen, welche Gefühl haben, beten das an, was unempfindlich ist; diejenigen, die Vernunft haben, dasjenige, was keine Vernunft hat, diejenigen, welche leben, das, was unbeseelt ist; diejenigen, die vom Himmel abstammen, dasjenige, was aus der Erde kömmt! Der große Haufe, der sie anbetete, machte während seiner Anbetung zwischen ihnen, und den Göttern, die sie vorstellen sollten, keinen Unterschied; diejenigen, welche feiner denken wollten, glaubten, daß die Gottheit in sie herab käme, und die Opfer annähme, die ihnen von ihren Anbetern gebracht würden; noch andre unter den Heiden, entschuldigten die Bilderanbetung als etwas, das unumgänglich nothwendig wäre, den sinnlichen Haufen in der Ehrfurcht gegen die Gottheit zu erhalten, weil die Bilder nicht selbst Götter, sondern nur sichtbare Vorstellungen und Denkmäler der Gottheit wären. Die Christen kehrten sich an alle diese Entschuldigungen des heidnischen Bilderdienstes nicht; sie spotteten ohne Einschränkung darüber, und auf eine Art, welche sie selbst traf, wofern sie Bilder hatten und sie gottesdienstlich verehrten. Die Heiden konnten die Christen mit ihren eignen Waffen schlagen; allein diese waren davor sicher, weil sie Gott noch nicht in den Heiligen, und diese noch nicht in ihren Reliquien, Gemälden

und

und Bildseulen, sondern das höchste Wesen allein im Geiste und in der Wahrheit anbeteten. Also waren die Bilder etwas, wovor sich die Christen entsetzten. Die Gesinnungen der Kirche änderten sich; es kam die Zeit, da man sie auf die Altäre stellte, um sie anzubeten.

Augustin hatte nicht mehr Ehrfurcht gegen die Bilder. Er spottete über die Heiden, welche vorgaben, daß Christus gewisse Zauberbücher geschrieben, und sie an Petrum und Paulum gerichtet hätte. Er forschte nach, warum sie Petrum und Paulum vorzüglich gewählt haben möchten, da Paulus nicht mit Christo umgegangen wäre. Seiner Meynung nach, hatten sie sich von den Malern betrügen lassen, welche Christo beyde Apostel zur Seite zu malen pflegten. Diese Leute, sagte er, verdienen, daß sie betrogen werden, weil sie, anstatt Christum und seine Apostel in der Schrift zu suchen, ihn nur in Gemälden finden wollen. Hätten die Christen schon die Gewohnheit gehabt, die Bilder anzubeten: Wie hätte es denn den Heiden verdacht werden können, daß sie den Erlöser und seine Apostel aus denselben kennen lernen wollten? Augustinus spottet über die Heiden, welche vor Gemälden und Bildsäulen niederfielen, und sie anbeteten, aber so, daß der Spott alle Bilderanbetung trifft. Die Aehnlichkeit eines Bildes mit einem Lebendigen, sagt er, hat so viel Gewalt über diese Unglücklichen, daß sie dasselbe verehren; seine Fühllosigkeit aber, und der Mangel des Lebens, hat die Gewalt nicht, sie zu lehren, daß ein Lebendiger es verachten müsse. Eine elende Seele beugt sich vor einem Bilde, weil es Augen, Mund, Nase und Ohren hat; aber das bessert sie

August. de consens. Evang. l. 1. c. 10. t. 4. p. 267.

Idem in Psalm. 113. S. 2. t. 8. p. 271.

nicht, wenn sie sieht, daß es weder sehen, noch hören, noch reden kann. Cassian spottete über die Mönche, welche auf die Figur des Kreuzes dasjenige deuteten, was Christus zu seinen Jüngern sagte: Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich. Diese Leute, sagte er, haben einen Eifer ohne Verstand, und machen sich bey allen denen, die sie sehen, lächerlich.

Cassian. collat. 8. c. 3.

Epiphanius, der von eben diesem Abscheue gegen die Bilder beseelt wurde, bewies ihn durch die That. In dem Flecken Anablatta war ein Tempel, vor dessen Pforte ein Vorhang hieng, auf welchem das Bild Christi, oder eines andern Heiligen gemahlt war. Epiphanius kam einmal in diesen Flecken; er entdeckte diese Kirche an der Lampe, die darinnen brannte, und gieng hin, sein Gebet daselbst zu verrichten. Er erblickte diesen Vorhang; das Bild, das er sah, setzte ihn in einen solchen Eifer, daß er ihn zerriß, und dem Todtengräber den Rath gab, einen Todten in diesem zerrißnen Vorhange zu begraben. Epiphanius schickte der Kirche einen andern zu; zugleich meldete er das, was er gethan hatte, dem Bischofe von Jerusalem, unter dessen Sprengel die Kirche von Anablatta gehörte, und ermahnte ihn, den Priestern des Ortes zu befehlen, daß sie künftig keine solche Vorhänge mehr vor die Kirchen hängen möchten, weil sie unsrer Religion entgegen wären.

Epiphan. epist. ad Johann. Hierosolym. t. 2. p. 317.

Theodor von Ancyra, einer von den Vätern der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus, hatte keine gelindere Gesinnungen gegen die Bilder. Er erklärte den Einfall, die Gestalt der Heiligen mit sinnlichen Farben zu malen, für eine teuflische Erfindung.

In Act. Concil. Nic. II. act. 6.

Die

Die erste Veranlassung zur Einführung des so sehr von den ersten Christen verabscheuten Bilderdienstes, gab theils die Gewohnheit, den Kaisern Ehrensäulen, und auf denselben ihre Bildnisse aufzurichten; theils die ausschweifende Hochachtung der Christen gegen ihre Bischöfe und die Märtyrer. Man erwies den Bildsäulen der Kaiser politische Ehrenbezeugungen, die fast in eine Vergötterung ausarteten. Man zündete Räuchwerke bey denselben an; man brannte Lampen an; man brachte ihnen Opfer. Dieses gieng so weit, daß der Kaiser Theodosius diese übertriebnen Ehrenbezeugungen durch ein ausdrückliches Gesetz zu verbieten, für nöthig hielt. Man ehrte aber nicht allein die Kaiser, sondern auch die Bischöfe in ihren Bildnissen. Die Antiochier hatten eine solche Hochachtung gegen ihren Bischof Meletius, daß jeder sein Bild haben wollte; daß man dasselbe in den Ringen an der Hand trug; daß man es in seinen Zimmern auf hieng, und so gar in die Trinkgeschirre einschneiden oder graben ließ. Da man gegen die Märtyrer eine so große Hochachtung hatte, so war es natürlich, daß man ihnen nicht weniger Ehre erweisen wollte, als denen, welchen sie nur ihrer Macht, oder ihrer Würden wegen erwiesen wurde. Aus Liebe gegen sie, wollte man ihre Bildnisse besitzen; man errinnerte sich ihrer Tugenden in den gottesdienstlichen Versammlungen, und besonders ihrer Leiden und ihres Todes leichter, wenn man ihre Gemälde sah; man malte sie also; man malte die Geschichte ihrer Leiden; man stellte diese Gemälde in die Kirchen; denn können die Tempel wohl mit einem anständigern Schmucke ausgeziert werden, als mit solchen Bildnissen? Man fieng schon zu den Zeiten des **Gregorius von Nyssa** an, dieses zu thun. **Paulin**

Chrysost. hom. de Melet. t. 1. p. 524.

Gregor. Nyss. t. 2. p. 1011.

lin von Nola, der eine besondre Neigung zum Creaturendienste hatte, schmückte seine Kirche des heiligen Felix mit Gemälden aus; allein er hatte noch wenig Vorgänger gehabt, und er fand deswegen für nöthig, seinem neuen Unternehmen eine Schutzrede zu halten. Nach und nach wurde es immer gewöhnlicher, Gemälde in die Kirchen zu bringen, ob gleich die Geschichte keinen Glauben verdient, daß es schon im Ausgange des vierten Jahrhundertes wunderthätige Bilder in Africa gegeben habe, die durch einen Engel vom Himmel herabgebracht worden seyn sollten. Niemand hätte sie besser kennen müssen, als Augustin: Aber welch eine Verachtung bezeugte er nicht gegen alle Bildnisse? Wie man schon zu seinen Zeiten anfieng, die Märtyrer zu malen: So fiengen auch einige an, aus ausschweifender Verehrung derselben, vor ihren Gräbern und Bildern niederzufallen und sie anzubeten. Er erklärte aber diese Ehrenbezeugungen für einen dem Christenthume unanständigen Aberglauben. **Es sind Unwissende, sagte er, die selbst im Schoose der Religion abergläubisch sind.**

Paul. Metr. ap. Dungal. c. Cl. Turon. B. P. t. 4. p. 156.

Baron. ad a. 392.

August. de morib. Eccl. Cath. l. I. c. 34.

Diejenigen, welche anfiengen, Bilder in die Kirche zu bringen, thaten es nicht in der Absicht, ihre Anbetung einzuführen. Sie sollten nur dienen, den unwissenden Landmann in die Kirchen zu ziehen, durch die Schönheit der Gemälde seine Neubegierde zu reizen, und durch den Anblick derselben ihn zu unterrichten. **Paulin** ließ die Geschichten des Pentateuchus und des Buches Josua malen. Eben so ließ er in mustivischer Arbeit die Taufe Christi, die Kreuzigung desselben und seine Apostel vorstellen. Und diese Bilder wurden **bewundert**, wie er sagt. In eben dieser Absicht malte man die Geschichten der Märtyrer. Das Andenken derselben und ihrer Leiden erneuerte

Paulin. ep. 12.

Prudent. in hymn. de S. Cassian.

sich

sich schneller, wenn man sie in einem Gemälde erblickte. Was für eine Gewalt hat nicht die Kunst des Malers und die Empfindung des Auges über die Seele! Ein Prudentius wird noch einmal so stark gerührt, wenn er einen heiligen Cassian im Bilde aus tausend Wunden bluten, alle seine Glieder zerfleischt und seine Haut mit vielfältigen kleinen Stichen zerrissen sieht. Wenn sich Einbildung und Auge vereinigen, wie gegenwärtig können sie nicht das Vergangne und Abwesende machen! Dieses wußten die Lehrer, und glaubten deswegen, daß man der Unwissenheit des Volks durch die Sinnlichkeit zu Hülfe kommen müßte. Nilus, ein Schüler des Chrysostomus, rieth deswegen dem Olympiodorus, einem Präfectus, der eine Kirche zu erbauen beschlossen hatte, daß er sie mit dem Bildnisse des Kreuzes und mit Gemälden der vornehmsten Begebenheiten des A. und N. Testamentes ausschmücken möchte, damit diejenigen, welche nicht so viel gelernt hätten, daß sie die heilige Schrift selbst lesen könnten, durch die Betrachtung des Gemäldes sich der vortrefflichen Thaten derjenigen errinnerten, die Gott aufrichtig gehorsam gewesen waren. *In. VII. Synod. Act. 4.*

Die Absicht war löblich, die Sinnlichkeit der Unwissenden zu ihrem Unterrichte anzuwenden. Allein fast alle Versuche, auf diese Weise etwas zur Besserung des Menschen beyzutragen, haben mehr unglückliche als glückliche Folgen gehabt. Simeon, der Stylit, erwarb sich durch seine sonderbare Lebensart einen so weit ausgebreiteten Ruhm, daß man selbst in Rom in den meisten Krambuden seine Bildnisse aufstellte, und sich schmeichelte, einen gewissen Schutz, und ich weiß nicht was für eine Sicherheit davon zu erhalten. Man wird sich wundern, daß man *Theodor. in relig. hist. c. 26 t. 3. p. 858.*

man in Rom nicht lieber die Bildnisse Pauli und Petri zu Gegenständen seiner Liebe und seines Vertrauens machte; denn beyde waren es mehr werth in ihren Gemälden verehrt zu werden, als dieser Einsiedler, der eher Mitleid als Bewunderung verdiente. Allein man muß nur immer an die Anmerkung denken, daß die Apostel und ersten Märtyrer an aller gottesdienstlichen Verehrung den letzten Antheil erhielten. Man rief einen **Mamas**, eine **Julitta**, einen **Gordius** und andre nicht mehr bekannte Märtyrer früher an, als die Jünger des Herrn oder die Jungfrau Maria, und eben das Schicksal hatten sie in Absicht auf die Verehrung ihrer Bilder.

Theophyl. Simoc. Hist. l. 2. ap. Phot. c. 65. It. lib 3. p. 85.

Je mehr die Unwissenheit und der Aberglaube zunahmen, desto mehr vervielfältigten sich die Bilder. Man fiel auf die Einbildung, oder es gab Betrüger, die die Welt davon zu überreden suchten, daß Gott selbst im Himmel Bilder verfertigen ließe. Man hatte im sechsten Jahrhunderte verschiedne Bilder, welche nicht von Menschenhänden gemacht seyn sollten. Denn als Philippicus im Jahre fünfhundert und neunzig den Persern eine Schlacht liefern wollte, nahm er ein Bild das nicht mit Menschenhänden gemacht war, ließ es durch alle Glieder tragen, und reinigte die Völker damit. Man weiß nicht, was dieses für ein Bild gewesen sey; man begreift auch nicht, was die **Reinigung** seyn müsse, die dasselbe gewirkt haben soll. Unterdessen schrieb man ihm den Gewinn der Schlacht zu. Wie sehr mußte nicht dadurch die Ehrfurcht der schon abergläubischen Christen gegen die Bilder zunehmen!

Act. S. S. 27. Maji t. 6. p. 693.

Man fieng in diesem Jahrhunderte schon an, den Bildern eine wunderthätige Kraft zuzuschreiben. Der Geschichtschreiber eines heiligen **Phanur** erzählt von ihm,

ihm, daß man auf der Insel Rhodus einen Tempel und die Bildnisse des großen und wunderthätigen Phanurs darinnen gefunden habe, von denen unterschiedne Wunder verrichtet worden seyn sollten. Allein zum Unglücke gründet sich diese ganze Geschichte auf ein bloßes: Man sagt. Man kennt den heiligen Phanur nicht, und sein Geschichtschreiber kennt ihn nicht besser, so zuversichtlich er auch die Wunder seiner Bilder glaubt. Der Stilit, **Simeon** der Jüngere, that schon bey seinem Leben nicht allein selbst, sondern auch durch seine Bilder Wunder. Eine Frau, die ihr Mann ihrer Unfruchtbarkeit wegen verstieß, kam zu dem Heiligen und entdeckte ihm ihr Anliegen. Dieser schickte sie zurück, mit dem Befehle, ihrem Manne beyzuwohnen, und sie hörte auf unfruchtbar zu seyn. Die Erzählung ist nicht eben allzusicher von Spöttereyen; man glaubt unterdessen das Wunder. Die Frau war dankbar, und ließ den Einsiedler malen, und dieß Gemälde hielte, wie man sagt, ein blutflüßiges Weib. **Ein kleiner Blick**, sagt der Geschichtschreiber, **eine Wendung des Auges gegen das Bild dieses Heiligen that Wunder.** Er machte einen Kaufmann gesund, den der Teufel ersticken wollte. Der Kaufmann wollte sich danckbar beweisen, ließ das Bild des Heiligen vor seiner Thüre aufstellen und Lichter vor demselben anzünden. Einige Unbescheidne wollten dieses Bild von da wegschaffen; allein der Heilige war allzueiferſüchtig auf seine Ehre. Zwo oder drey Personen, die dieses versuchten, stürzten auf die Erde hin. Solche Wunder that das Bild eines noch lebenden Heiligen!

Vit. Sim. Styl. c. 16. t. 5. Act. S. S. 24. Maji.

Wenn die Christen wirklich Bilder gehabt und ihnen eine gottesdienstliche Ehre erwiesen hätten: So müßten sie nothwendig von dem ersten Gebote, welches

alle Bildnisse untersagt, gezeigt haben, daß es die Christen nicht angienge; es wäre nothwendig gewesen, den Verstand desselben zu erklären und einzuschränken, und man hätte überdieß nicht unterlassen können, die Natur und Beschaffenheit des Dienstes zu bestimmen, der den Bildnissen der Heiligen gehörte. Man hätte folglich Bildnisse in ihren Tempeln sehen müssen; sie hätten keine oder doch sehr bedingte und eingeschränkte Verordnungen wider die Bilderverehrung machen dürfen; endlich hätte ihnen die Malerey und Bildhauerkunst nicht verhaßt seyn können. Allein Clemens von Alexandrien, Origenes und Tertullian führen das erste Gebot oft wider den heidnischen Bilderdienst an, ohne mit einem Worte nur einen Schein von Erklärung zu geben, wodurch der christliche Bilderdienst gerechtfertigt werden könnte. Origenes bezeugt vielmehr, daß die Jüden und Christen einen Abscheu gegen alle Altäre, Tempel und Bildseulen hätten, und zwar um des göttlichen Gebotes willen: **Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen.** Tertullian wollte deswegen aus eben diesem Gebote erweisen, daß Masken zu brauchen verboten wäre. Eben deswegen hatten nach der Meynung dieser Väter die Apostel auf dem Berge Tabor eines außerordentlichen Lichtes nöthig gehabt, Mosen und Eliam zu erkennen, weil die Jüden gar keine Bildnisse unter sich hatten. Wenn die Ehre auf Gott zurückkömmt, die den Bildern der Heiligen erwiesen wird: Wie konnten die Christen der ersten Jahrhunderte sagen: „Die Heiden haben ihren Helden „Seulen aufgerichtet; aber wir haben die Gewohn„heit, Gott auf eine Art, welche sich für die Dämo„nen schickt, zu verehren, abgeschafft; wir verehren „Gott durch ein rechtschaffnes und heiliges Leben und

Origen. c. Celf. l. 3. p. 135. et lib. 7. p. 373.

„durch

„durch unsre Gebete. = = Wer muß nicht der Men„schen spotten, die nach allen ihren Reden von Gott „und den Göttern, ihr Gebet den Bildseulen dar„bringen, oder sich durch den Anblick derselben, als „durch sichtbare Denkzeichen, zu demjenigen erheben „wollen, was sie vorstellen? Der Einfältigste unter den „Christen weiß, daß jeder Ort einen Theil der Welt „ausmacht, die ganze Welt aber ein Tempel Gottes „ist. Er betet überall; er schließt die Augen seines „Leibes und öffnet die Augen seiner Seele; er steigt „über das Weltgebäude empor, und verweilt sich nicht „einmal bey den Gewölben des Himmels; er geht, „vom Geiste Gottes geleitet, noch über die Himmel „hinaus, und bringt Gott sein Gebet dar, und hält „sich nicht bey gemeinen Dingen auf; denn Christus „hat ihm geboten, sich nicht bey dem, was klein ist, „das ist, nicht bey dem Sinnlichen aufzuhalten.„ Die Christen konnten, ohne sich der Unredlichkeit im Vortrage ihrer Lehren schuldig zu machen, diese Sprache nicht reden, wenn sie Bilder hatten, und sie einer gottesdienstlichen Verehrung würdigten. Und wenn der Bilderdienst so alt, als die christliche Religion selbst ist: In welch einem Ansehen mußten nicht die Künste der Malerey und Bildhauerey unter den Christen seyn; Künste, welche so viel zum Unterrichte, zur Erbauung und Andacht des Volkes beytragen konnten. Allein sie haßten und verabscheuten diese Künste. Das Gesetz Gottes, sagten sie, verbannet die Meister darinnen aus seinem Volke, damit es selbst an der Gelegenheit zur Verfertigung von Bildseulen fehlen möchte. Und warum? Weil die Bilder die Unvernünftigen an sich ziehen, und ihre Augen von Gott ablenken und der Erde zuwenden. Sie erklärten diese

Künste für verboten, als falsche und betrügerische Künste; ja ein Tertullian gieng so weit, daß er sie zu Erfindungen des Teufels machte. Kann man einer Kunst wohl härter begegnen, als wenn man sie für eine Erfindung der Hölle erklärt? Diesen Grundsätzen gemäß sagte man, daß diejenigen, welche Bildseulen verfertigten, dem Teufel Leiber machten. Die Bildhauer und Maler, die durch dergleichen Urtheile aufgebracht wurden, fragten, was sie denn arbeiten sollten, um ihr Leben zu erhalten, da sie sonst keine andre Kunst erlernt hätten? Man antwortete ihnen nicht, daß sie die Heiligen in Stein hauen oder malen, sondern daß sie Tische und Schränke verfertigen sollten. Gehörten die Gemälde Christi und seiner Heiligen unter die sichtbaren Gegenstände des christlichen Gottesdienstes: Wie konnten doch immer die Christen ohne Ungerechtigkeit die Malerey eine teuflische Kunst und Erfindung nennen?

Concil. Nic. II. Act. 2. et 8.

Dieses waren die Grundsätze der Christen in Absicht auf den Bilderdienst bis ins vierte Jahrhundert. Constantin der Große ließ in der Kirche, die er zu Constantinopel baute, zwölf Seulen den Aposteln zu so vielen Denkmälern aufführen; aber es waren nicht ihre Bildseulen. Constantia, die Gemahlinn des Licinius, eine Neubekehrte aus den Heiden, verlangte das Bild Jesu Christi zu haben. Eusebius antwortete ihr, daß Christus in seiner Herrlichkeit nicht abgebildet werden könnte, wenn sie auch nur ein Gemälde von seiner Menschheit verlangte. Die Kirche wollte also damals nichts von Bildnissen wissen. Die Kirchenversammlung zu Elvira verordnete so gar, daß keine Bilder in der Kirche seyn sollten, damit dasjenige, was unsern Dienst und unsre Anbetung erhält, nicht auf die Mauer gemalt seyn möchte. Die Kirche

Concil. Eliberit. c. 38.

nimmt

nimmt in diesem Verbote keine Gemälde und Bildnisse aus; sie erklärt sich wider alle Arten derselben. Die Worte sind deutlich; und doch hat es einige gegeben, welche lieber gar einen Befehl zur Verehrung der Bilder hätten darinnen finden mögen. Diese möchten gern behaupten, daß nur von den Bildern die Rede wäre, welche man in die Mauer und in die Gewölbe der Kirche gemahlt hätte, wo sie leicht verderben könnten; andre, daß nur von Gemälden der Dreyeinigkeit geredet würde; noch andre, daß der Bilderdienst damals noch zur geheimen Kirchenzucht gehört hätte. Allein die Kirchenversammlung verbietet die Bilder in der Kirche ohne Ausnahme und Einschränkung: **Es gefällt uns zu verordnen, daß künftig keine Bilder mehr in die Kirche gesetzt werden sollen.**

Man hat einige Spuren des Bilderdienstes in der Geschichte der paneadischen Bildseule Jesu Christi entdecken wollen. Nach der Erzählung des Eusebius hatte das blutflüßige Weib, welches durch die bloße Berührung des Saums von dem Kleide Christi von ihrer Krankheit geheilt worden war, aus Dankbarkeit und nach der Gewohnheit der Heiden, welche ihren Wohlthätern Bildseulen aufzurichten pflegten, eine Statüe aufrichten lassen und gleich dabey sollte eine Pflanze wachsen, welche Wunder that, wenn sie das Aeußerste der Bildseule berührte. Allein diese Geschichte, daß das blutflüßige Weib die Bildseule zu Paneas Christo zu Ehren aufgerichtet und ihn durch dieselbe vorgestellt habe, gründete sich, selbst nach der Erzählung des Eusebius, bloß auf ein Gerücht, und wurde schon zu den Zeiten Carls des Großen für verdächtig gehalten. Man hat so gar in unsern Zeiten höchst wahrscheinlich gemacht, daß diese Bildseule

Euseb. l. 7. c. 18. S. des H. von Beaufobre Abh. von der Bildseule zu Paneas in der Samml. zur Kirchengeschicht. u. theol. Gelehrs. I. Th. *p. 39. sqq.*

dem Kaiser Hadrian zu Ehren aufgerichtet worden sey. Allein wäre es auch erwiesen, daß sie eine Statüe des Heilandes gewesen wäre, so folgte doch nicht daraus, daß die Christen vor ihr niederfallen und sie anbeten müßten. Könnte wohl ein Sprung im Schließen größer seyn, als dieser? Daß man vor dem Heilande, als er auf der Erde wandelte, niederfallen, und ihn anbeten können, das wird niemand läugnen, eben so wenig, als daß es unsündlich sey, eine solche Handlung in Erzt abzubilden. Aber eine kniende Bildseule vor der Statüe eines Wohlthäters beweist so wenig, daß lebendige Menschen dasjenige, vor dem sie kniet, anbeten müssen, als eine Bildseule, die einen zärtlichen Ehemann vorstellt, wie er seine Gattinn umarmt, ein Beweis ist, daß Ehemänner schuldig sind, die Bildseulen ihrer Gattinnen zu umarmen. „Die Anbetung der Bilder, sagte Carl der „Große in seinem Buche wider sie, wird durch die „Geschichte von der paneadischen Bildseule Christi, „wenn sie anders wahr ist, keinesweges angerathen. „Denn wenn auch das blutflüßige Weib nach der „empfangnen Wohlthat ihrer Genesung ein Verlangen nach der Gegenwart des Herrn getragen hat, und „in der Unwissenheit, daß er überall seyn kann, durch „die Hitze ihres Geschlechts und durch die Leichtsinnigkeit ihres Verstandes hingerissen worden ist, ihm „eine Bildseule aufzurichten: Wo ist ein so unvernünftiger Mensch, der nach dem Empfange „der Gaben des heiligen Glaubens und bey der Wissenschaft, daß er überall ist, Christo eine Bildseule „aufrichten und sie anbeten wolle, um seine Gegenwart zu haben? Wer ist so thöricht, und wird „unter dem Vorwande, daß diese Frau zu einer Zeit, „wo die Welt noch nicht vom Dienste der Götzenbilder

Carol. M. l. 4. c. 15.

„frey

„frey war, und wo sie in den Städten die Bildseulen „gewisser Menschen entweder zu ihrem Andenken, oder „gewissen Dingen zur Ehre aufrichten sah, eben das „that, und das so gut, als sie konnte; wer wird „unter diesem Vorwande ihre Handlung billigen „und nachahmen, wenn er anders glaubt, daß Gott „nicht in Dingen, die mit Händen gemacht sind, son„dern im Himmel, oder vielmehr überall zugegen ist? „Hat sie nach der Gewohnheit des Aberglaubens, aber „nicht nach der Wissenschaft einen göttlichen Eifer ge„habt: Welcher rechtgläubige und im Glauben befestigte „Christ wollte sich an ihrer Handlung ein Beyspiel neh„men? Konnte sie im Anfange ihrer Bekehrung noch „nicht starke Speise vertragen; mußte sie Speise neh„men, die nicht so stark war; wollte sie sich durch ei„nen körperlichen und sinnlichen Gegenstand der An„betung eines unsichtbaren und unkörperlichen Gottes „nahen: Wer wird ihr darinnen nachahmen, die stär„kere Speise verachten, und wieder die Speise der „Kinder essen? Das Wunder mit der Pflanze, wenn „man es für wahr halten will, kann die Anbetung „der Bilder nicht bestätigen. Denn es ist nicht ge„sagt, daß das Wunder zur Anbetung der Kräuter „oder Bilder reizen soll; es sollte vielmehr die Ungläu„bigen zum Christenthume bekehren, weil man nach „dem Apostel glaubt, daß die Zeichen für die Ungläu„bigen und nicht für die Gläubigen gegeben sind.„ Man kann nicht stärker wider die Anbetung der Bilder eifern, als in dieser Stelle geschieht. Eusebius hielt es für seine Pflicht, nichts aus seiner Geschichte auszulassen, was dem Christenthume zur Ehre zu gereichen schien, und darum vergaß er auch das Gerücht von der Bildseule nicht, welche Christo in der Stadt Paneas aufgerichtet worden seyn sollte. Denn ein

solches Gerücht bewies das Alterthum der Geschichte von der wunderthätigen Heilung des blutflüßigen Weibes. Aber Eusebius war weit davon entfernt, sie zum Beweise von dem Alterthume der Bilderanbetung anzuführen.

Optat. lib. 3. p. 75. Der Abscheu, welchen die Väter des zweyten und dritten Jahrhundertes den Christen gegen die Bilder eingeflößt hatten, dauerte im vierten Jahrhunderte fort. Man sah in der africanischen Kirche einen merkwürdigen Beweis davon. Das Gerücht gieng, während der Streitigkeiten der Donatisten und Rechtgläubigen, daß Paulus und Macarius an einem gewissen Orte in die Kirche kommen und ein Bild auf den Altar aufstellen würden. Die Donatisten wurden durch diese Drohung aufgebracht, und machten bekannt, daß diejenigen, welche da das Abendmal empfangen würden, sich der Gefahr aussetzten, etwas **Verfluchtes** zu essen. Könnte wohl der Abscheu gegen die Bilder weiter getrieben werden? Die Rechtgläubigen machten den Donatisten kein Verbrechen aus dieser Erklärung. Die Ankunft **Pauli** und **Macarii** widerlegte das Gerücht; **die Augen der Christen**, sagt Optat, der dieß alles erzählt, **entdeckten nichts, wofür sie sich hätten entsetzen können.**

Fünfhundert und funfzig Jahre verflossen, ehe die Heiden und Juden den Christen über die Anbetung der Bilder Vorwürfe machten. Entweder sie sahen in ihren Tempeln keine, oder sie sahen nicht, daß sie gottesdienstlich verehrt wurden. Kaum fingen aber die Christen an, den Bildern mehr Ehre zu erweisen, als eine reine Religion erlaubt, als sie auch von den Juden beschuldigt wurden, daß sie das erste Gebot überträten. **Leontius**, ein Bischof von Cypern, unternahm die Vertheidigung der Christen. Er führte das Exempel

In. Act. Concil. Nicaen. Act. 4.

Jacobs

Jacobs an, welcher die Spitze seines Stabes angebetet haben sollte. So übersetzte er die Worte aus dem sieben und vierzigsten Kapitel des ersten Buches Mosis: Da neigte sich Israel auf dem Bette zu seinen Häupten. Zur Vertheidigung der Christen führte er auch den Seegen an, den Jacob dem Könige Pharao ertheilte, den er doch nicht für Gott gehalten hätte, und daraus zog er die Folge, daß man die Bilder nicht als Götter anbetete. Man erstaunt mit Recht über diese Folge; denn es ist unbegreiflich, wie hier der Seegen Jacobs und die Bilder der Christen zusammen kommen. Endlich wollte er auch die Art von Verehrung bestimmen, die den Bildern zukommen sollte. Sie sollten verehrt werden, wie das Haus zu Bethlehem, wo Christus gebohren worden war, wie seine Krippe, wie die Stadt Nazareth, und der Berg Zion; denn da betete er den Ort Gottes an. So verwirrt waren noch die Vorstellungen von dem Dienste, der den Bildern erzeigt werden sollte! Die Heiden vereinigten ihre Vorwürfe mit den Vorwürfen der Juden. Johannes, ein Erzbischof von Thessalonich, wollte ihnen antworten, und fiel in den Irrthum, daß die Engel und Seelen körperlich wären, um behaupten zu können, daß man Recht thäte, sie zu malen. *Ibid. act. 5.*

Man fieng in der That schon an, auf eine sehr ausschweifende Verehrung der Bilder zu verfallen. Man sieht dieses aus einer Geschichte, die Sophronius, ein Bischof von Jerusalem, von einem Einsiedler erzählte. Dieser wurde, wie er erzählte, von dem Teufel lange angefochten; endlich erschien er ihm einmal und sagte, daß er ihn nicht mehr beunruhigen wollte, wofern er ihm verspräche, das Bild der Jungfrau Maria nicht mehr anzubeten. Der Einsiedler *Ibid. act. 5.*

getraute sich nicht, dem Teufel dieses zu versprechen, ohne vorher seinen Abt um Rath gefragt zu haben. Dieser antwortete ihm, daß es besser wäre, wenn er kein unzüchtiges Haus in der Stadt unbesucht ließe, als wenn er sich weigerte, Christum und seine Mutter in ihrem Bilde anzubeten. Man betete also Christum in seinen Bildnissen an; man begann so gar, die Bilder anbetungswürdig zu nennen, ob man gleich behauptete, daß man weder das Holz, noch den Stein, noch die Farben, sondern den Erlöser in denselben anbetete. Man küßte sie aus Liebe; man zündete Weihrauch vor ihnen an; man brannte Lampen vor denselben, und brauchte das Oel davon, die Kranken damit zu reiben, in der Hoffnung, daß dadurch die Genesung derselben befördert werden sollte; man begrüßte sie; man hatte auch die Gewohnheit, wenn ein Eid geleistet werden sollte, die Hände auf das Evangelium, auf das Kreuz und auf die Bilder zu legen. Diese abergläubischen Gewohnheiten schlichen sich schon im sechsten und siebenten Jahrhunderte ein.

Mabill. Sæc. V. præf. p. 11. Sophron. in Act. C. N. act. 4.

Die Christen fingen also an, den Bildern eine ausschweifende Ehre zu erweisen; aber es gab auch Bischöfe, welche sie davon zurückzuziehen suchten. **Serenus**, ein Bischof von Marseille, ließ die Bilder aus seiner Kirche wegnehmen, als er sah, daß das Volk auf die Thorheit gerieth, sie anzubeten. Ein Theil desselben wollte sich diese sinnlichen Gegenstände seiner Andacht nicht nehmen lassen, und klagte wider seinen Bischof in Rom bey Gregor dem ersten. Gregor der erste suchte zwischen dem Bischofe und dem Volke einen Vergleich zu stiften; er wollte nicht, daß man die Bilder anbeten, aber auch nicht, daß man sie aus den Kirchen wegnehmen und zerbrechen

Gregor. P. epist. l. XI. ep. 10.

sollte;

sollte; man sollte sie vielmehr zum Unterrichte der Unwissenden, die nicht lesen könnten, darinnen lassen, und nur das Volk verhindern, daß es das, was von Menschenhänden gemacht wäre, nicht anbeten möchte. Serenus wollte dem Pabste nicht gehorchen; Gregor schrieb noch einmal und sehr stolz an ihn; allein Serenus blieb unbeweglich, und stellte die weggenommenen Bilder nicht wieder her, ohne deswegen seiner Würde entsetzt, oder für einen Ketzer erklärt, und aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen zu werden.

Gregor der erste lehrte nicht, daß die Bilder angebetet werden müßten. Man möchte diesen Pabst gern in einen Widerspruch mit sich selbst verwickeln, und aus andern Stellen seiner Schriften darthun, daß er die Anbetung der Bilder gelehrt habe. Allein die unfehlbaren Päbste widersprechen sich nicht immer. Man findet in seinen Schriften nur zwo Stellen, aus denen der Schluß erzwungen worden ist, daß er eine gottesdienstliche Verehrung der Bilder gelehrt habe. Eine ist ein Befehl an einen Bischof von Cagliari, worinnen er ihm befiehlt, ein Kreuz und ein Bild der Jungfrau Maria, welches ein neubekehrter Jude aus einem unverständigen Eifer in einer Judenschule ausgerichtet hatte, auf eine ehrerbietige Weise wieder wegnehmen zu lassen. Man braucht nicht scharfsichtig zu seyn, um einzusehen, daß hier von keiner gottesdienstlichen Verehrung der Bilder die Rede sey. Die Ehrerbietung, mit welcher der Pabst das Kreuz und das Bildniß der Jungfrau Maria wegzunehmen befahl, bedeutet nichts mehr, als den Wohlstand, womit diese Handlung verrichtet werden sollte. Die andre Stelle, aus der einige erweisen wollen, daß er unter die Bilderverehrer gehöre, steht in seinem

Gregor. l. 7. ep. 54.

Briefe an den Einsiedler, Secundinus, der ihn um Gemälde gebeten hatte. Gregor lobt ihn wegen seiner Bitte, weil er hofft, daß er das Bild Christi nicht verlange, um es als eine Gottheit anzubeten, sondern bloß um seine Liebe durch dasselbe gegen Christum zu entzünden, und er hofft dieses, weil man sich vor ihm nicht, als vor einer Gottheit niederwerfe, sondern nur denjenigen anbete, an dessen Geburt, Wandel und Leiden das Bild erinnre. Maimburg verfälscht in seiner Geschichte der Bilderstürmer die letzten Worte, und läßt den Pabst sagen: Wir beten Jesum Christum durch das Bild an, das ihn vorstellt. Wenn Gregors Worte keine Veränderung leiden: so kann nicht daraus dargethan werden, daß er ein Freund der Bilderanbetung gewesen sey. Es scheinen zwar die Worte: Weil man sich nicht vor dem Gemälde niederwirft, denen günstig zu seyn, welche diese Stelle zur Vertheidigung des Bilderdienstes anführen; allein es ist in einem hohen Grade wahrscheinlich gemacht worden, daß diese Worte in dem Briefe des Pabstes untergeschoben sind. Denn sie fehlen in den meisten alten Manuscripten.

Auf der fünften und sechsten allgemeinen Kirchenversammlung waren wegen der Kirchenzucht keine Verordnungen gemacht worden. Die Bischöfe hatten dieselbe in Verfall gerathen lassen, indem sie allen ihren Eifer nur auf die Bestreitung der Irrthümer richteten, die in allzu tiefsinnigen Grübeleyen bestunden, als daß sie unter dem gemeinen Haufen hätten schädlich werden können, wenn sie auch in sich selbst nicht ganz unerheblich waren. Justinian der zweyte, berief also eine neue Kirchenversammlung, welche unter den Na-

J. J. nach Chr. Geb. 692.

men

men der Penthecte, Ovinisexta und Trullana bekannt ist, in der Absicht, eine größre Uebereinstimmung in den Ceremonien der Kirchen und in ihren Gesetzen zu Stande zu bringen. Sie machte hundert und zwo Verordnungen, unter denen es eine giebt, welche befiehlt, Christum künftig in keiner andern, als menschlichen Gestalt zu malen, damit man dadurch an seine Menschwerdung und Erlösung der Menschen erinnert werden möchte. Die Kirchenversammlung wurde, wie es heißt, zu dieser Verordnung veranlaßt, weil es unter den ehrwürdigen Bildern einige gab, die Christum unter der Gestalt eines Lammes vorstellten, auf welches Johannes, sein Vorläufer, mit Fingern zeigte. Aus dem Beyworte, das in diesem Kanon den Bildern gegeben wird, schließen die Vertheidiger ihrer Verehrung, daß eine ganze Kirchenversammlung sie der Anbetung würdig geachtet habe. Allein wie ungegründet ist nicht diese Folgerung, wenn man auch den Ausdruck ehrwürdig in seiner ganzen Stärke nehmen will! Kann nicht eine Sache in Ehren gehalten werden, ohne sie anzubeten, sie mit Inbrunst zu küssen, Lichter vor ihr zu brennen, und ihr Weihrauch anzuzünden? Der Schluß ist desto ungegründeter, je gewisser es ist, daß selbst das Wort anbeten, in diesen Zeiten auch von bloß äußerlichen und bürgerlichen Ehrenbezeugungen gebraucht wurde, und die Kirchenversammlung brauchte es nicht einmal. *Harduin. t. III. Concil.*

Man kann zugestehen, daß die Bilder von einigen anfiengen mehr geehrt zu werden, als der Geist des Christenthums erlaubt; es kann aber daraus nichts mehr gefolgert werden, als dieses, daß die Kirche in ihren Gesinnungen gegen sie mit sich selbst nicht einig war. Einige trieben ihre Verehrung so weit, daß

sie sich der Abgötterey näherten, um den gelindesten Ausdruck zu brauchen; andre warfen sie ganz aus den Kirchen hinaus; noch andre duldeten sie darinnen, weil sie dieselben nicht allein für einen anständigen Schmuck der Tempel, sondern auch für beqveme Mittel hielten, die Christen an ihren Erlöser und an seine wahren Nachfolger zu errinnern. Man gieng unterdessen in der Ausschmückung der Kirchen mit Bildern so weit, daß fast jeder Bischof sein Gemälde darinnen aufstellen ließ. Es wurde dieses selbst ein Zeichen seiner Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche und seiner Rechtgläubigkeit. Ganze Kirchenversammlungen wurden abgemalt, und diese Gemälde in den Tempeln aufgehangen, eine Ehre, welche besonders der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung wiederfahren war.

Es gieng aber mit dieser Ehre eben so, wie mit der Ehre, in die Dyptichen der Kirche eingezeichnet zu seyn. Bald wurde dieser als ein Rechtgläubiger in die öffentlichen Kirchenregister eingetragen; bald wiederfuhr diese Ehre dem Namen eines andern, nachdem diese oder jene Secte die herrschende wurde. Man konnte diese zweydeutige Ehre eben so leicht verlieren als erlangen. So unsicher war nun auch der Vorzug, der den Bildnissen der Bischöfe und der Kirchenversammlungen dadurch erwiesen wurde, daß man sie in den Kirchen aufhieng. Als sich Philippicus Bardanes des kaiserlichen Throns bemächtigte, ließ er, als ein Monothelit, das Gemälde, auf welchem die sechste allgemeine Kirchenversammlung vorgestellt war, aus dem Tempel wegnehmen. Ueber diese That entrüstete sich der römische Pabst Constantin, weigerte sich das Schreiben seines Kaisers anzunehmen, erklärte ihn, wie einige behaupten wollen,

Im Jahr Chr. 711.

Anastas. in Vit. Constant. Baron. ad an. 712.

in

in den Bann, und ließ, ihn zu trotzen, in der Peterskirche ein Gemälde aufstellen, auf welchem alle sechs großen Kirchenversammlungen abgebildet waren.

Diese Begebenheiten sind von einigen Geschichtschreibern der Bilderstürmerey ganz verstellt, und so erzählt worden, als wenn Philippicus der erste gewesen wäre, der den Bilderdienst verfolgt hätte. Allein er war so weit von diesem Unternehmen entfernt, daß er vielmehr unter die Verehrer der Bilder zu rechnen ist. Denn er gehörte unter diejenigen, die ihnen, ich weiß nicht was für eine göttliche Kraft zueignen. Er hatte, als er noch nicht Kaiser war, im Kriege wider die Perser ein Bildniß Christi, das nicht von Menschenhänden verfertigt seyn sollte, durch sein Kriegsheer umhertragen und dasselbe damit reinigen lassen. Es ist also ein historischer Irrthum, daß er den Bilderdienst verfolgt habe, und ein fruchtbarer Irrthum, denn er gab Gelegenheit zur Erdichtung einer Kirchenversammlung, die den Kaiser in den Bann erklärt haben soll. Sigonius hat daran noch nicht genug; er erzählt auch, daß die Einwohner zu Ravenna sich wegen seines Hasses gegen die Bilder empört und seinen Exarchen umgebracht hätten; eine Begebenheit, die sich erst unter dem Kaiser Leo zutrug.

Leo, von seinem Vaterlande der Isaurier genannt, war der erste Kaiser, welcher der abgöttischen Verehrung der Bilder mit obrigkeitlicher Gewalt zu begegnen suchte. Nach der Abschilderung, die ihre Anbeter von ihm machen, war er ein Tyrann, ein zweyter Doeg, ein Ungeheuer, ein Abgrund der Gottlosigkeit, ein Manichäer; allein man hat Ursache wider Abschilderungen, deren Quelle der Ketzerhaß ist, auf seiner Hut zu seyn. Seine Treue gegen seinen Monar-

Vit. St. Stephan. Jun. Ann. Gr. Benedict. t. I. p. 412. 443.

Monarchen, seine Tapferkeit, seine Verdienste um das griechische Kaiserthum, als er noch Feldherr war, und seine Siege wider die Saracenen nach erlangter Kaiserkrone würden ihm rühmlichere Namen erworben haben, wenn er den herrschenden Aberglauben verschont hätte. Man hat vorgegeben, daß er von einigen Juden, die ihm in seiner Jugend das Kaiserthum geweissagt haben sollen, zur Abschaffung der Bilder überredet worden wäre. Allein dieses Vorgeben ist nicht allein durch das Stillschweigen der ältesten Geschichtschreiber und besonders der zweyten nicänischen Kirchenversammlung verdächtig, sondern streitet auch mit der Zeitrechnung. Es ist wahrscheinlicher, daß der Anstoß der Juden an dem damaligen Bilderdienste der Christen, der ihm bekannt werden mußte, als er eine gewaltsame Bekehrung derselben unternahm, und die Vorwürfe, welche die Mahometaner dem Christenthume darüber machten, ihn zu dem Entschlusse bewogen haben, den christlichen Gottesdienst von demjenigen zu reinigen, was ihn den Beschuldigungen der Abgötterey aussetzte. Diese Vermuthung wird dadurch in einem hohen Grade glaubwürdig, daß unter seinen Räthen einer, Beser genannt, war, welcher die mahometanische Lehre verlassen und die christliche Religion angenommen hatte. Leo wurde in seinem Entschlusse, dem Bilderdienste Einhalt zu thun, durch ein heftiges Erdbeben und die Entzündung eines feuerspeyenden Berges im Archipelagus, wodurch die Insel Hiera entstand, bestärkt. Er sah diese Zufälle als Merkmale des göttlichen Zorns wider die unter den Christen herrschende Abgötterey an. Er berief also eine Kirchenversammlung, der er seinen Willen wegen der Bilderverehrung bekannt machte. Viele Bischöfe, unter denen die Bischöfe von Naco-

Zonar.
Cedr.

lien,

lien, von Ephesus und von Perga besonders berühmt sind, waren mit dem Kaiser darinnen einig, daß dem Aberglauben des Volkes gewehrt werden müßte. Im Anfange verlangte er nur, daß die Bilder so hoch aufgehängt werden sollten, daß ihnen keine gottesdienstliche Ehre erzeigt werden könnte. Allein der große Haufe wollte sich seine Götzen nicht nehmen lassen, da zumal so wohl der Patriarch von Constantinopel, Germanus, als auch der römische Pabst, Gregor der zweyte, sich dem Unternehmen des Kaisers widersetzten, besonders aber der Pabst die Italiener durch seine Umlaufschreiben zum Aufruhre reizte. Unter dem Vorwande, daß der Kaiser Eingriffe in die Rechte der Religion thäte, empörten sich die Einwohner der cycladischen Inseln und seegelten mit einer Flotte nach Constantinopel; allein sie richtete nichts aus und wurde größtentheils durch so genannte griechische Feuer verbrannt. Die Unruhen, die in Italien von dem Pabste wegen der Verordnungen des Kaisers wider den Bilderdienst veranlaßt wurden, waren gefährlicher, und ihre Folgen waren die Ermordung verschiedner kaiserlichen Bedienten in Rom, unter dem Vorwande, daß sie dem Leben Gregors des zweyten nachgestellt hätten; die Ermordung eines Exarchen, und die weitere Ausbreitung der Lombarden, deren König Luitprand erst dem Pabste, dann dem Kaiser und dann wieder dem Pabste beystand, nachdem es sein Vortheil zu erfodern schien. Leo suchte den Patriarchen von Constantinopel zu gewinnen; er bot auch dem Pabste seine Gnade an, wenn er seine Absichten befördern, oder in eine allgemeine Kirchenversammlung einwilligen wollte; aber vergeblich. Nunmehr entschloß er sich, seine ganze Gewalt zur Ausführung seines Unternehmens anzuwenden. Germanus wurde abgesetzt, und der

Anastas. in vit. Gregor. II.

Vit. S. Stephan jun.

Befehl

Befehl erneurt, alle Bilder aus allen Kirchen wegzu-
J. J. 730. nehmen. Der Anfang zu seiner Vollziehung wurde mit dem Bildnisse gemacht, welches über dem Eingange des kaiserlichen Pallastes aufgerichtet war. Allein das Volk war in seinem Eifer für die Erhaltung der Bilder so heftig, als der Hof in seinem Hasse gegen
Theophan. sie. Es erregte einen Auflauf, und in dieser Empö-
p. 339. rung wurde der kaiserliche Befehlshaber Jovin erschlagen. Die Rebellion reizte den Kaiser, der Gehorsam zu fodern gewohnt war, zum äußersten Zorne. Er ließ einige Aufrührer ins Elend verbannen und andre geißeln. Zugleich befahl er, daß alle Bilder auf einen Haufen zusammen gebracht und öffentlich verbrannt werden sollten. Diese gewaltsamen Mittel, welche Leo brauchte, den Bilderdienst auszurotten, entrüsteten den Pabst, der schon einige Briefe voll unanständiger Heftigkeiten an den Kaiser geschrieben hatte, so sehr, daß er, nach dem nicht unglaubwürdigen, obgleich von einigen angefochtnen Berichte vieler Schriftsteller, den Kaiser in den Bann that, seine Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ihn lossprach, ihnen die ausgeschriebnen Kopfsteuern zu bezahlen verbot, an den König der Franken aber, Carln Martel, um sich im Aufruhre behaupten zu können, eine Gesandtschaft schickte, und sich seinen Schutz erbat. Die Römer und die andern italienischen Völker rebellirten. In Rom wurden dem Herzoge Petrus die Augen ausgestochen, in Neapolis aber der Statthalter Exhilaratus mit seinem Sohne umgebracht. So schrecklich sind die Folgen des Aberglaubens! Die wahre Religion macht ihre Bekenner gehorsam, geduldig und sanft; sie lassen sich wohl verfolgen, und tödten, ehe sie die Wahrheit verleugnen; aber sie verfolgen und tödten nicht. Die ersten Bischöfe der

Kirche

Kirche vermahnten zur Beständigkeit im Glauben; aber niemals zur Rebellion: Wie hätte sonst Tertullian von ihnen rühmen können, daß die Städte, die Dörfer und die Armeen voll Christen wären, und dennoch unter ihnen allein kein Aufrührer gefunden würde?

Untersucht man die Aufführung des Kaisers mit einer Strenge, die nichts vergiebt: So muß man zugestehen, daß er mit weit größrer Klugheit und Vorsichtigkeit hätte verfahren können. Er sollte weniger befohlen, und mehr durch Unterweisung auszurichten gesucht haben. Wenn die Menschen wirklich von Empfindungen der Religion beseelt werden, so wollen sie über ihren Glauben und Gottesdienst keinen Herrn, als Gott erkennen. Irren sie, so müssen sie erleuchtet werden. Leo würde seine Absichten besser erreicht haben, wenn er dem Volke hätte predigen lassen, daß nicht allein alle göttliche Verehrung der Bilder von Gott verboten, sondern auch den ersten Christen völlig unbekannt gewesen wäre. Die Scheingründe für den Bilderdienst hätten mit Sanftmuth und doch mit Gründlichkeit und Stärke widerlegt, der wahre Gebrauch der Bilder aber gezeigt, und alle bürgerliche Verfolgung ihrer Verehrer so wohl als ihrer Bestreiter verboten und bestraft werden müssen. Die Wahrheit würde triumphirt haben, wenn es ihr nur vergönnt gewesen wäre, sich frey und öffentlich zu zeigen. Allein wenn der Kaiser gleich nicht mit der höchsten Klugheit und Gelindigkeit verfahren ist: So ist er doch das Ungeheuer nicht, wofür er von so vielen Geschichtschreibern erklärt wird. Man hat ihm unerhörte Grausamkeiten angedichtet. So erzählt man, daß er die große kaiserliche Bibliothek mit zwölf öffentlichen Lehrern, weil sie nicht in seine Verfolgung der

Bilder willigen wollen, hätte verbrennen lassen. Maimbourg läßt sie so gar eine Schutzrede für die Verehrung der Bilder halten, und diese mit andrer Schrift von seiner Erzählung unterscheiden, als ob er sie irgend aus einem alten unbekannten Manuscripte entlehnt hätte. Allein die ganze Geschichte ist falsch, und eben so unläugbar ist es, daß die Schutzrede eine bloße Frucht des maimburgischen Witzes ist. Alle Geschichtschreiber des achten und neunten Jahrhundertes wissen nichts von dieser Fabel. Würden wohl der Pabst Gregor, Johannes von Damascus, Cosmas, und die zweyte nicänische Kirchenversammlung zu einer solchen entsetzlichen Grausamkeit geschwiegen haben? Eben so ungegründet ist die Beschuldigung, daß er Meuchelmörder nach Italien geschickt hätte, die dem Pabste das Leben rauben sollen. Gregor der zweyte mußte besser wissen, was der Kaiser wider ihn gethan hatte, als Anastasius hundert Jahre nachher. Wir haben das Schreiben des Pabstes noch, das nach den vorgegebnen Verschwörungen an den Kaiser geschickt worden ist. Hierinnen beklagt er sich wohl, daß Leo eine allgemeine Kirchenversammlung berufen wolle; daß er sich in Verrichtungen mische, mit denen nur die Clerisey zu thun habe; daß er drohe, Soldaten nach Rom zu schicken, das Bild Petri niederreißen, ihn aber den Pabst nach Constantinopel bringen zu lassen. Aber er klagt über keine Verschwörungen wider sein Leben. Was hätte wohl einen hitzigen Pabst bewegen können, davon zu schweigen? Der Kaiser mag freylich wohl gedroht haben, den Pabst nach Constantinopel bringen zu lassen; allein er hätte es auch verdient, da er das Volk zu Rebellionen aufwiegelte und sich mit den Lombarden verband. Der Fehler, den der Kaiser begieng, bestand

nicht

nicht darinnen, daß er drohte, sondern darinnen, daß er seine Drohung nicht erfüllte. Man kann ihn also mit Recht keiner Grausamkeit beschuldigen; denn Strenge wider rebellische Unterthanen ist keine Grausamkeit, und eben so wenig ist es der übertriebne Eifer, aus welchem er alle Bilder und Gemälde verbrennen ließ.

Allein welcher unparteyische Richter kann mit der Aufführung des Pabstes zufrieden seyn? Er hörte damit auf, womit er anfangen sollte. Er wollte einen allgemeinen Lehrer vorstellen; er hätte also, wenn er glaubte, daß er irrte, den Irrenden zurecht weisen müssen. Das that er aber nicht, sondern schickte im ganzen Occidente Umlaufschreiben herum, die das Volk zum Aufruhre ermunterten. Nachdem er aus dem Erfolge wußte, was er wider den Kaiser ungestraft thun könnte, schrieb er erst, daß eine allgemeine Kirchenversammlung, die Leo so billig verlangt hatte, unnöthig wäre. Er hatte in der That mehr Vortheil von Rebellionen; darum fieng er damit an und hörte mit Briefen auf.

Die Theologie des Pabstes ist merkwürdig. Nachdem er gesagt hatte, daß man die Dreyeinigkeit nicht in Bildern anbetete; denn noch waren, wie seitdem geschehen ist, die Bilder der Dreyeinigkeit nicht aufgekommen: So wollte er die Natur des Dienstes bestimmen, welchen die Christen den Bildern erzeigen müßten. Dieser Dienst sollte ein relativischer oder beziehender Dienst seyn. Man sollte die Bilder nicht um ihrer selbst, sondern um der Originale willen anbeten. Was ist das anders, als ein Widerspruch? Denn wenn sie nicht um ihrer selbst willen angebetet werden, so werden sie gar nicht angebetet. Allein der Pabst kann sich, wie er sich aus-

Gregor. II. ep. 1. t. IV. Concil. Hard.

drückt, nicht enthalten, Thränen wie Regen, der vom Himmel fällt, zu vergießen, wenn er das Bild Petri sieht. Der Pabst hatte gewiß zugleich eine sehr zärtliche und eine sehr harte Seele. Er vergoß Ströme von Thränen, wenn er nur ein Bild sah, ohne daß man weiß, worüber; er behielt aber ganz trockne Augen, wenn er in den Rebellionen, die er veranlaßte, das Blut vieler kaiserlichen Bedienten fließen sah.

Der Pabst sagte, daß man, wenn man die Bilder anbetete, seine Hoffnung nicht auf sie setzte. Ein neuer Widerspruch! Kann man auch etwas anbeten, von dem man nichts hofft? Die Kirche änderte ihre Sprache auf der zweyten nicänischen Versammlung. Denn viele von den Vätern derselben sagten, daß man die Bilder anbetete, in der Hoffnung, durch sie geheiligt zu werden.

Nachdem Gregor der zweyte den Dienst, der den Bildern erzeigt werden sollte, erklärt hatte, so suchte er ihn auch durch verschiedne Gründe zu beweisen. Er führte die Cherubinen im Tempel an. Allein hatte Gott denn die Bildnisse derselben aufrichten lassen, daß sie das Volk anbeten sollte? Standen sie nicht im Allerheiligsten, wohin der Hohepriester nur einmal im Jahre gieng? Wenn man dem Pabste glauben will, so war Christus auch in der Absicht erschienen, sich und seine Heiligen malen, sich und sie in Bildnissen anbeten zu lassen. Die Menschen flogen von der ganzen Erde gleich Adlern nach Jerusalem, wie er selbst im Evangelio sagte. Wo ein Leib ist, da versammeln sich die Adler. Christus ist der Leib, und die Frommen, die ihn liebten, die Adler. Als sie ihn gesehen hatten, so malten sie ihn, wie sie ihn gesehen hatten, damit ihn auch andre sehen könnten. Als sie

Jacobum,

Jacobum, den Bruder des Herrn gesehen hatten, malten sie ihn, und dann Stephanum, den ersten Märtyrer, und dann andre Märtyrer, und wie die Menschen diese Bilder sahen, so verließen sie die Anbetung der Teufel, und beteten diese an, nicht zwar mit dem Dienste der Anbetung, sondern mit einem beziehenden Dienste. Ich übersetze dieses so gut, als sich Unsinn deutsch sagen läßt. Nach den Grundsätzen des Pabstes ist die Welt bekehrt worden, weil die Menschen die Bilder Christi, seiner Apostel und Märtyrer gesehen haben. Gewiß eine ganz neue Entdeckung, die sehr würdig ist, einen Beweis für die Bilderanbetung abzugeben. Die Fabel des sechsten Jahrhundertes, daß Christus dem Könige Abgarus sein Bildniß in Leinewand abgedruckt zugeschickt habe, wird auch als ein Beweis gebraucht, daß man die Bilder anbeten müsse. Es ist unmöglich alle Ungereimtheiten dieses Briefes anzuführen, ohne ihn ganz auszuschreiben, und über jeden Perioden eine Anmerkung zu machen; aber einige verdienen noch bemerkt zu werden, weil sie den Pabst in der ganzen Größe seiner Unwürdigkeit, einen Lehrer der allgemeinen Kirche vorzustellen, zeichnen.

Ein Beweis dieser Unwürdigkeit, ist seine große Unwissenheit in der Bibel. Er sagte zum Exempel, daß Usia der König gewesen wäre, der die eherne Schlange zerbrochen hätte, da doch solches Hiskias gewesen war. Allein das ist noch ein kleiner Fehler. Er behauptet auch, daß der König, der sie zerbrochen hatte, gesündiget hätte. Gott hatte den Eifer desselben gelobt; allein der Pabst urtheilte von der Bilderanbetung anders als Gott selbst. Er sagte zum Kaiser: Usia ist in Wahrheit dein Bruder; er war so hartnäckig,

und gegen die Priester eben so ein Tyrann als du. Ein unfehlbarer Pabst erklärte also den für einen Tyrannen, den Gott wegen der Ausrottung der Abgötterey gepriesen hatte. Dieser so schimpfliche Fehler der Unwissenheit steht in der Gesellschaft eines andern, der ihm nicht mehr Ehre macht. Der Pabst sagt, daß David die eherne Schlange geheiligt und mit der Stiftshütte in den Tempel eingeschlossen habe. In unsern Tagen wissen die Kinder, daß nicht David, sondern Salomo den Tempel zu Jerusalem erbaut hat. Man wird sich nunmehr nicht wundern, daß ein solcher Kenner der Schrift die Prophezeyung Christi von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer: Wo ein Leichnam ist, da sammlen sich die Adler, von Christo selbst und den Märtyrern erklärt.

Man wird sich eben so wenig darüber wundern, daß er behauptet, es wäre dem Kaiser zuträglicher, ein Ketzer zu seyn, als ein Verfolger der Bilder und Gemälde Christi und seines Leidens. Es ist unrecht, sagt er, dich einen Ketzer zu nennen. Ich will dir sagen, warum. Man nennt einen Ketzer bekannt, wenn er wenigen und nicht vielen bekannt ist, und wenn die Anstöße schwer, die Sätze Verwirrungen unterworfen und unerklärlich sind. Die Ketzer sind Leute ohne Demuth, die durch ihre Blindheit und Unwissenheit fallen. Diese sind nicht so verdammlich, als du, weil du Dinge angreifst, die so klar, als der Tag sind, und die Kirchen beraubest, die die heiligen Väter bekleidet haben. Die Erklärung von der Ketzerey ist außerordentlich; den unbegreiflichen Widerspruch darinnen nicht gerechnet. Noch außerordentlicher ist die Anwendung derselben auf den Kaiser. Nach dem Pabste waren

die schwärzesten Ketzereyen nicht so schlimm, als die Bestreitung des Bilderdienstes, und Leo wäre glücklicher gewesen, wenn er auch ein Marcion, ein Arius oder Manes gewesen wäre. Kann wohl etwas Uebertriebneres gesagt werden? Dagegen ist es eine Kleinigkeit, wenn er in seinem zweyten Briefe sagt, daß freylich die sechs ersten Kirchenversammlungen wegen der Verehrung der Bilder keine Verordnung gemacht hätten; daß es ihnen aber auch nicht eingefallen wäre, zu verordnen, daß man essen und trinken sollte, gleich als ob man ohne Anbetung der Bilder eben so wenig seelig werden, als ohne Essen und Trinken leben könnte. Dieses sind die Briefe, welche Maimbourg schön nennt. Hätte er nicht zur Ehre seines Gregorius des zweyten wünschen sollen, daß sie beständig in den Finsternissen verborgen geblieben wären, aus welchen sie Fronton le Duc hervorgezogen hatte?

Allein die Briefe des Pabstes sind freylich schön, wenn sie mit seinem übrigen Verhalten verglichen werden. Er verbot den Völkern in Italien, dem Kaiser die ihm schuldigen Steuern zu bezahlen, ob er gleich selbst sein Unterthan war; er reizte sie zu Rebellionen; er war schuld, daß dem rechtmäßigen Beherrscher ein großer Theil seiner Länder entrissen und überall die Fahne des Aufruhrs geschwungen, und das Blut vieler kaiserlichen Befehlshaber vergossen wurde. Gleichwohl wird seine Aufführung bewundert. Man sieht diese Staatsveränderungen als gerechte Gerichte Gottes wider die Verfolgung der Bilder an; man mag es thun, so verwägen es auch ist, die Bücher des Schicksals öffnen zu wollen; sollte aber ein Pabst wider seine Pflicht etwas dazu beytragen? Seinen Fürsten verrathen, und seine Unterthanen wider ihn aufwiegeln, sind strafbare Verbrechen, wenn sich auch

Gott ihrer bedienen sollte, die Unordnungen desselben damit zu strafen.

Anastas. in vit. Greg. III.

Gregor der dritte ahmte die Aufführung dieses Pabstes, seines Vorgängers nach. Er schickte einen seiner Priester Gregorius mit Briefen an den Kaiser Leo, die, wie Anastasius sagt, mit gleicher apostolischer Stärke geschrieben waren. Allein er kam zurück, ohne sie dem Kaiser übergeben zu haben. Der Pabst wollte ihn seiner priesterlichen Würde entsetzen; allein weil die deswegen angestellte Kirchenversammlung für ihn bat, erhielt er Vergebung, unter der Bedingung, daß er noch einmal nach Constantinopel gehen sollte. Er kam nicht weiter als nach Sicilien, wo ihm der Kaiser befehlen ließ, nicht weiter zu gehen. Gregor der dritte wurde dadurch so aufgebracht, daß er eine Kirchenversammlung von drey und neunzig Bischöfen berief, von welcher in Gegenwart der Diaconen, des Senates und des Volks von Rom alle die, so die Bilder verwerfen würden, in den Bann gethan, für Gotteslästerer erklärt, und von der Gemeinschaft des Leibes Christi abgesondert wurden. Alle diese Bannstralen, und andre Versuche des Pabstes, die Wiederherstellung des Bilderdienstes zu erlangen, beunruhigten den Kaiser nicht, welcher bis an seinen Tod in seinen Bemühungen dem Gottesdienste der Christen seine erste Reinigkeit wieder zu geben, mit gleichem Eifer fortfuhr.

Cedr. Zon. Theoph. Vit. Steph. Jun. Baron. Maimb. Spanh. Basn.

Constantin, sein Sohn, folgte ihm auf dem Throne und in seinem Eifer wider den Bilderdienst nach. Die Vertheidiger des Aberglaubens haben ihn fast mit noch schwärzern Farben abgebildet, als seinen Vater. Es ist kein Verbrechen zu ungeheuer, dessen sie ihn nicht beschuldigt hätten. Wenn man den Theophanes, Cedrenus und Zonaras liest, so war er kein

Christ,

Christ, kein Heide, kein Jude, sondern schlimmer, als alle diese. Er war der Zauberey ergeben; er wollte die Zukunft in den Eingeweiden der Thiere lesen; er fragte die Teufel; er rief sie von seiner Kindheit an; er war in allen Wissenschaften erzogen worden, die die Seele verderben können; er war ein Feind Christi, seiner Mutter und aller Heiligen, ein Photinianer, Nestorianer, blutdürstig, grausam und in Liederlichkeit verloren; er war kein Kaiser, sondern ein Tyrann; ein Leopard von einem Löwen, eine Otter aus dem Saamen der Schlangen, ein Sclav des Ehebruchs, ein Mörder des Vorläufers, ein Werkzeug des Antichrists, und Leo hatte nach dem Maimbourg kein größres Verbrechen begangen, als daß er einen solchen Sohn hinterlassen hatte. Wer sollte sich nicht vor einem solchen Kaiser entsetzen, und wie unschuldig und göttlich muß nicht der Bilderdienst seyn, da ihn ein so großes Ungeheuer abzuschaffen, aus allen Kräften bemüht war? Allein alle Züge in diesem Charactere des Kaisers sind Lästerungen, die durch nichts erwiesen werden. Er nahm die ersten sechs allgemeinen Kirchenversammlungen an; er war also kein Feind Christi. Man hat nichts anführen können, wodurch der Vorwurf der Zauberey erwiesen würde. Man hat ihn für einen Ehebrecher erklärt, und ihm die liederlichsten Ausschweifungen in der Wollust beygemessen, und man will diese schändliche Verleumdung dadurch rechtfertigen und darthun, daß er sich drey mal vermählt hat. Er war so wenig ein Tyrann, daß er vielmehr ein Vater seines Volks genannt zu werden verdient. Er hatte den Thron kaum bestiegen, als in seiner Familie der Gemahl seiner Schwester, Artabasdes, sein Feind ward, ihn zu stürzen beschloß, und dazu eine große Hülfe in der Neigung des Vol-

kes zum Bilderdienste zu finden hoffte. Es kam zum Kriege; Constantin wurde anfangs geschlagen; Artabasdes in Constantinopel zum Kaiser ausgerufen, wo er die Bilder wieder herstellte. Allein Constantin gewann bald wieder zwo Schlachten, und belagerte Constantinopel. Artabasdes jagte, um sich länger halten zu können, unzählbare Einwohner aus der Stadt. Hier gab Constantin gleich einen Beweis, daß er großmüthig dächte. Er nahm sie alle mit Menschlichkeit auf, und ließ Lebensmittel unter sie austheilen, ungeachtet sie sich der Rebellion schuldig gemacht hatten. Alle seine Strenge, die er ausübte, als er Constantinopel eroberte, traf die Häupter der Aufrührer. Seit der Zeit sorgte er unermüdet für das Glück seiner Länder, in welchen, selbst nach dem Geständnisse seiner gehäßigsten Feinde, Reichthum und Ueberfluß herrschte, so lange er regierte. Er ließ viele tausend Christen aus der Sclaverey loskaufen, beschenkte sie, und gab ihnen die Freyheit, sich nieder zu lassen, wo sie wollten. Er eroberte die Provinz Armenien und viele Städte wieder, welche die Saracenen vom Reiche abgerissen hatten; er war zwar nicht so glücklich in seinem Kriege wider die Bulgaren; er führte ihn aber doch mit Nachdruck fort, und gab ungeachtet der Verwüstungen, die die Pest anrichtete, der Stadt Constantinopel ihren alten Glanz wieder.

Leo, sein Vater, hatte den Bilderdienst allein durch seine eigne Gewalt auszurotten gesucht; er, sein Nachfolger, wollte ihn auch durch eine allgemeine Kirchenversammlung verdammen lassen; denn die Mönche, deren Kleidung er nur eine Kleidung der Finsterniß zu nennen pflegte, waren die eifrigsten Vertheidiger desselben, und man darf sich eben nicht darüber verwundern,

wundern, weil die meisten Bilder Christi und der Heiligen in den Klöstern gemalt wurden. Um desto ordentlicher zu verfahren, befahl er den Bischöfen ein Jahr vorher, ehe er die allgemeine Kirchenversammlung berief, Provincialversammlungen zu halten. Hierauf kamen dreyhundert und acht und dreyßig Bischöfe nach Constantinopel zusammen. Die Frage, ob die Bilder angebetet werden müßten, wurde sechs Monate nach einander auf das sorgfältigste untersucht, und endlich der einmüthige Schluß gefaßt, daß nach der Schrift und den Vätern die Bilder alle aus den Kirchen weggenommen werden müßten; daß niemand ein Bild, es in die Kirche zur Anbetung aufzustellen verfertigen, der Thäter aber, der sichs ungeachtet dieses Verbotes unterfienge, wenn es ein Geistlicher wäre, abgesetzt, ein Laye aber von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden sollte.

Wir haben von den Acten dieser Kirchenversammlung nichts mehr, als was uns die Väter der zweyten nicänischen aufzubehalten für gut gefunden haben. So viel erhellt unterdessen aus denselben, daß sie den Bilderdienst mit sehr richtigen Gründen bestritten hat, ob gleich einige theils künstlicher, theils schwächer sind, als sie seyn sollten. Ihre Hauptgründe sind das Verbot Gottes, der alle Anbetung der Bilder ohne Einschränkung untersagt, und der Befehl Christi, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten. Außer diesen Beweisen, daß die Anbetung der Bilder strafbar wäre, suchten die Bischöfe, die Constantinus versammelt hatte, auch zu zeigen, daß der Bilderdienst die sechs allgemeinen Kirchenversammlungen wider sich hätte. Wenn die Bildnisse Christi verehrt werden sollen, schließen sie, so müssen sie Christum zum wenigsten ganz vorstellen; allein die Gottheit Christi

kann

kann nicht gemalt werden; folglich sind alle Bildnisse, die ihn vorstellen sollen, keine wahren Bildnisse desselben; also dürfen sie auch nicht gottesdienstlich verehrt werden, und diejenigen, die ihn malen wollen, fallen in den Fehler, die Naturen Christi zu trennen. Dieser Schluß war allzukünstlich, als daß er viel zur Ueberführung der Irrenden beytragen konnte. Stärker ist auch der Grund nicht, der wider die Bilderverehrung daher genommen war, daß die Gemälde Christi und der Heiligen durch kein Gebet zum gottesdienstlichen Gebrauche geheiligt würden, die Kirche auch zur Heiligung derselben kein Gebet hätte, als ob leblose unempfindbare Werke der menschlichen Einbildung und Kunst durch das Gebet einige Heiligkeit und Ehrwürdigkeit erlangen könnten. Die Zeugnisse aus den alten Kirchenvätern, daß die Christen viele Jahrhunderte durch nichts vom Bilderdienste gewußt, sondern vielmehr Gesinnungen geäußert hätten, die ihn verdammten, sind bis auf eine übelverstandne Stelle so deutlich, daß die Bischöfe der zweyten nicänischen Kirchenversammlung in Ermanglung einer gründlichen Antwort sie entweder für untergeschoben erklärten, oder sie durch gezwungne Misdeutungen zu verfinstern suchten, um den daraus hergeleiteten Beweis zu entkräften, daß die Tradition der Kirche wider sie stritte. Die constantinopolitanische Kirchenversammlung hatte eine Stelle aus dem Eusebius von Cäsarea wider den Bilderdienst angeführt. Sie war so deutlich, daß die nicänische nichts darauf zu antworten wußte. Sie erklärte ihn also für einen Arianer, als wenn ein Ketzer niemals die Wahrheit sagte, oder nicht ein gültiges Zeugniß für die Ceremonien seiner Zeiten ablegen könnte. Im übrigen muß man Mitleid mit diesem finstern Jahrhunderte haben. Man

wußte

wußte hier und da die Wahrheit noch; aber niemand besaß die Gabe, sie auf eine Weise vorzutragen, die ihrer würdig war.

Die Kirchenversammlung des Constantinus war nicht wider den ganzen Heiligendienst, sondern nur wider die gottesdienstliche Verehrung der Bilder gerichtet. Dieses ist wohl eine von den vornehmsten Ursachen der Eintracht, mit welcher ihre Schlüsse abgefaßt und angenommen wurden. Ihr Verbot der Bilderverehrung wurde dem Volke auf einem öffentlichen Platze bekannt gemacht, und man schwur daselbst, künftig keine Bilder mehr zu verehren. Die Verordnungen der Kirchenversammlung wurden in alle Provinzen geschickt, die Bildnisse überall weggenommen, und die Kirchen, um sie überall auszulöschen, übertüncht. Die Päbste hätten ihre Stimme wider diese Kirchenversammlung erheben sollen; allein sie hatten wichtigere Angelegenheiten, als die Sache der Religion; denn es war ihnen itzt um das Exarchat von Ravenna und um einige Städte des Erbtheils Petri zu thun. Sie hatten die Lombarden erst wider den Kaiser unterstützt, und diese fiengen ihnen an allzufurchtbar zu werden. Sie suchten sie also wieder zu verjagen, so andächtige Verehrer der Bilder sie auch waren, machten sich kein Bedenken, den Constantinus, ungeachtet seiner Bilderstürmerey, um Hülfe wider sie anzuflehen, giengen, da ihnen dieser nicht beystehen wollte, nach Frankreich, ließen eine allgemeine Kirchenversammlung ungehindert in Constantinopel halten, und sie den Bilderdienst verdammen, ohne ihren Verordnungen zu widersprechen.

Der Bilderdienst fand seine Vertheidiger vornehmlich unter den Mönchen. Man beschuldigt den Kaiser, daß er Gewalt wider sie gebraucht habe. Es

kann

kann seyn, daß er im Gebrauche seiner Macht über die Grenzen hinausgegangen ist, in die sich ein weiser Fürst einschränken soll, wenn er sieht, daß ihre Anwendung in Gewissenszwang ausarten kann. Allein es ist merkwürdig, daß der Bilderdienst alle seine Märtyrer nur unter den Mönchen hat. Diese Märtyrer hatten einen eignen Character, der sie ganz von den ersten Märtyrern des Christenthums unterscheidet. Sie wurden alle von dem Geiste des Aufruhrs beseelt. So bewundert man die großmüthige Kühnheit eines Helden unter der Mönchskleidung an einem Andreas, Calybytes genannt, weil er sich eines Tages aus seiner Hütte begab, durch das Volk sich drängte, sich dem Throne des Kaisers näherte, und ihn einen neuen Valens, einen neuen Julian, und einen Verfolger Christi in seinen Gliedern und Gemälden nannte. Sollte Constantinus eine solche rebellische Unverschämtheit unbestraft lassen? Stephanus, der Jüngere, ein Mönch, der eines unerlaubten Umganges mit einer Nonne verdächtig ist, gehört unter die Märtyrer dieser Zeit, die sehr heftige Leidenschaften hatten. Der erste Märtyrer dieses Namens, bat noch im letzten Augenblicke seines Lebens für seine Verfolger; aber dieser Stephanus zerbrach nicht allein ein Bildniß des Kaisers mit seinen Füßen, sondern sagte auch, da er von ihm redete, ohne noch etwas gelitten zu haben, daß Gott die Feinde der göttlichen Bilder mit Feuer vom Himmel verderben möchte.

Eine von den merkwürdigsten Begebenheiten seiner Regierung, ist seine Gesandschaft an den König der Franken, Pipin, welcher aufgetragen war, wegen einer Vermählung mit der Prinzessinn dieses Königes und um die Wiedergabe des Exarchats von Ravenna Unterhandlungen zu pflegen. Unter seinen

Gesandten

Gesandten waren auch Gottesgelehrte, welche mit den Bischöfen der französischen Kirche die Sache des Bilderdienstes noch einmal bloß nach dem Worte Gottes untersuchen, und eine Vereinigung zwischen den orientalischen und gallicanischen Bischöfen stiften sollten. Der Vorschlag dazu wurde angenommen, und man hielt zu Gentilli eine Kirchenversammlung. Die Acten davon sind verloren gegangen. Sirmond aber glaubt, daß sie den Ausspruch gethan habe, man müsse die Bilder weder anbeten, noch ihnen verächtlich begegnen, sondern sie als einen lehrreichen Schmuck der Tempel zulassen. Allein der Schluß mag ausgefallen seyn, wie er will, so ist das gewiß, daß die Mäßigung des Kaisers bewundert zu werden verdient. Eine große Kirchenversammlung hatte schon den Bilderdienst verworfen; einige eben so rebellische als abergläubische Mönche vertheidigten ihn, ungeachtet ihrer Ausspräche; der Kaiser konnte ihr Geschrey verachten, und dennoch entschloß er sich, in dieser Sache eine neue Untersuchung und zwar von einer fremden Kirche anstellen zu lassen, ob er gleich wußte, daß das weltliche Oberhaupt derselben mit seinem Feinde, dem römischen Pabste, in einer sehr genauen und ihm nachtheiligen Verbindung stand. Ist das wohl ein Kaiser, der ein Tyrann, eine Otter aus dem Saamen der Schlangen, und ein Werkzeug des Antichrists genannt zu werden verdient?

Der Bilderdienst blieb unterdrückt, so lange Constantin lebte. Der Pabst Stephanus der vierte, machte zwar eine Verordnung wider die Feinde desselben; allein er unterstand sich doch mit seiner Synodalversammlung nicht, ausdrücklich den Kaiser in den Bann zu erklären, ungeachtet dieses itzt nöthiger war,

war, als jemals, wenn die Verehrung der Bilder zum Wesen der Religion gehörte.

Constantin starb in seinem Abscheue gegen den Bilderdienst. Leo der vierte folgte ihm auf dem Throne mit gleichen Gesinnungen. Seine Gemahlinn, Irene, war der Verehrung der Bilder ingeheim ergeben. Sie verbarg sie unter ihrem Küssen. Leo, der sie aufsuchen ließ, gab Befehl, sie wegzunehmen, und bestrafte diejenigen Hofleute, die ihrem Aberglauben beförderlich gewesen waren, mit einer fast übertriebnen Härte. Er gieng, ungeachtet ihrer Verstellung so weit, daß er sich von ihr schied. Eine Kaiserinn, die selbst nach dem Urtheile ihrer Schutzredner mehr herrschsüchtig, als gottseelig war, konnte ihrem Gemahle eine solche Beleidigung nicht vergeben. Leo starb plötzlich, und der Verdacht ist nicht unwahrscheinlich, daß er länger gelebt haben würde, wenn Irene seine Gemahlinn nicht gewesen wäre.

Weil sein Sohn Constantin noch minderjährig war, so bemächtigte sich Irene der Regierung, und nachdem sie sich auf dem Throne befestigt hatte, gieng ihre erste Sorge auf die Wiederherstellung des Bilderdienstes. Um in der Ausführung dieses Unternehmens sicher zu gehen, hob sie erst nur Constantins Verordnungen auf, und ertheilte ihren Unterthanen die Freyheit, von den Bildern zu glauben und zu lehren, was sie wollten. Wenn man den Theophanes diesen ersten Schritt der Kaiserinn erzählen hört, sollte man denken, daß Gott unter den vorigen Regierungen nicht mehr angebetet worden, und das Evangelium von dem ganzen Erdkreise verbannt gewesen wäre: Alsdann erhielten die Andächtigen die Freyheit, Gott anzurufen; man sang sein Lob; sein Wort breitete sich aus; diejenigen, welche

Theophan.

ihre

ihre Seeligkeit schaffen wollten, schaffren sie; die Klöster wurden geöffnet, und alle Art von Heil wieder hergestellt.

Nachdem der erste Schritt gethan war, so suchte man das Volk zur bevorstehenden Veränderung in der Religion durch eine fromme Betrügerey vorzubereiten. Man machte bekannt, daß man nahe bey Constantinopel ein Grab und darinnen einen todten Körper, auf der Urne aber die Aufschrift gefunden habe: Jesus Christus wird von der Jungfrau Maria gebohren werden; ich glaube an ihn; o Sonne, du wirst mich unter dem Constantin und der Irene wieder sehen! Diese Ueberschrift sollte älter, als Christi Geburt, und also eine Prophezeyung seyn. Es ist außerordentlich, daß der Heide mehr wußte, als der Prophet Jesaias, der nur prophezeyt hatte, daß Christus von einer Jungfrau gebohren werden sollte, ohne ihren Namen vorher zu sagen. Wer hatte ihn gelehrt, an Jesum Christum zu glauben? David und die Propheten haben ihren Glauben nicht so bestimmt bekannt. Der Betrug mit dieser Weissagung eines Heiden war sichtbar; unterdessen machte er doch auf den großen Haufen Eindruck, ob gleich die Klugen, wie Nicephorus Gregoras bemerkt, diese Weißagung für eine neue Erfindung hielten.

Irene that noch mehr, den großen Haufen zu verblenden. Sie wollte den Patriarchen Paulus, der so feyerlich geschworen hatte, die Bilder niemals zu verehren, nicht absetzen. Sie machte aber bekannt, daß er freywillig und aus Gewissensangst sich ins Kloster begeben, in Gegenwart der Kaiserinn und ihrer Räthe beklagt, daß er dem Irrthume so lange ergeben, so lange der Vorsteher einer irrenden Kirche

gewesen wäre, und so bitterlich geweint hätte, daß er vor Schmerzen plötzlich verstorben wäre. Dieser Tod erfolgte so schnell, so spät seine Reue war, weil er seit dem Tode Leo des vierten, vier Jahre zu seiner Bekehrung gehabt hatte. Ein plötzlicher Tod kann zwar unter einer Prinzessinn, die gewohnt ist diejenigen, die sie nicht liebt, gewaltsam hinrichten zu lassen, so natürlich seyn, als unter einem guten Monarchen; aber er wird doch immer verdächtig bleiben. Nachdem Paulus gestorben war, wurde Tarasius, einer von den Staatssecretären der Kaiserinn, und ein Laye auf den bischöflichen Thron gesetzt. Damit das Spiel vollkommen wäre, stellte er sich an, als ob er sich weigerte, die ihm angebotne Würde anzunehmen, wofern ihm nicht verheißen würde, daß eine neue Kirchenversammlung des Bilderdienstes wegen angestellt werden sollte. Diese wurde ihm zugesagt. Irene befahl den Bischöfen sich zu Constantinopel zu versammeln. Allein der Pöbel und die Soldaten waren noch so sehr wider die Anbetung der Bilder eingenommen, daß ein Aufruhr entstand, und die Kirchenversammlung verschoben werden mußte. Es mußten erst die Kriegsvölker, welche mit Irenen nicht eines Sinnes waren, aus der Stadt geschafft und unter der Anführung des Stauratius andre hinein gezogen werden, von denen sie mehr Ergebenheit hoffen konnte. Nach dem Verlaufe eines Jahres kamen die Bischöfe in großer Anzahl mit einer noch größern Menge von Mönchen in Nicäa zusammen. Der römische Pabst, Hadrian, der schon seit einem Jahre eingeladen worden war, hatte Legaten geschickt, die nicht so wohl der Kirchenversammlung beywohnen, als vielmehr in seinem Namen wider den Titel eines allgemeinen Bischofes, den sich Tarasius in seinem

Schreiben an ihn gegeben hatte, und wider seine Ernennung zum constantinopolitanischen Patriarchate, ohne vorhergegangne Verwaltung geringerer gottesdienstlicher Aemter eifern, und die Wiederherstellung der römischen Gerichtsbarkeit über die illyrischen Kirchen fodern sollten. Die drey morgenländischen Patriarchen konnten, weil sie unter saracenischer Herrschaft stunden, nicht erscheinen. Allein Irene, welche ihrer Zusammenkunft den Namen einer allgemeinen Kirchenversammlung zu verschaffen wünschte, wußte diesem Mangel durch einen neuen Betrug abzuhelfen. Man ließ, ohne Vorwissen der Patriarchen, einige Mönche in ihrem Namen in der Versammlung Sitz nehmen, als wenn sie von ihnen abgesendet worden wären. Tarasius hatte den Vorsitz. Die Versammlung dauerte nicht lange. Die Widersacher des Bilderdienstes wurden nicht eher zugelassen, bis sie wiederrufen und in die Anbetung der Bilder gewilligt hatten. Man machte den Irrenden den Proceß, und untersuchte hernach, ob sie geirrt hätten. Man war eben so geschwind und übereilt, als gewaltsam. In achtzehn Tagen waren alle Untersuchungen geendigt, zu denen die Väter der constantinopolitanischen Versammlung sechs Monate gebraucht hatten, weil die Gründe so wohl der Feinde als der Freunde des Bilderdienstes weitläuftig vorgetragen und untersucht worden waren. Unparteylichkeit und Bedachtsamkeit waren also Eigenschaften, die der nicänischen Versammlung fehlten. Lächerlich gemisdeutete Stellen der heiligen Schrift, und einiger Kirchenväter, unerwiesne und zugleich ungereimte Wunder, welche von den Bildern der Heiligen verrichtet worden seyn sollen, und die unächtesten und fabelhaftesten Schriften und Nachrichten sind die Gründe ihres Ausspru-

ches, daß die Bilder angebetet werden müssen. Es ist unnöthig mehr Beweise davon anzuführen, als ich schon anderwärts angeführt habe. Man liest in ihrer Widerlegung der constantinopolitanischen Versammlung, die Schande des menschlichen Verstandes, und man darf sich nicht darüber wundern, wenn man weiß, daß Tarasius, der vorsitzende Patriarch dieser nicänischen Zusammenkunft geschickter war, eine Staatsverwirrung anzugeben und auszuführen, als die Kirche zu unterrichten, wenn man überdieß die Unwissenheit der Bischöfe und Mönche kennt, welche die vornehmsten Werkzeuge der Kaiserinn und ihres Patriarchen waren.

S. Boßv. E. in die Gesch. d. W. u. R. I Theil. p. 674.

Es wurde also zu einer Pflicht gemacht, die Bilder gottesdienstlich zu begrüßen, vor ihnen niederzuknien, sie mit Ehrerbietigkeit zu küssen, und ihnen Weihrauch und Wachskerzen anzuzünden. Es ist merkwürdig daß die Bischöfe der nicänischen Kirchenversammlung weder der Bilder der Dreyeinigkeit, noch der Statüen gedacht haben. Man glaubte noch nicht, daß man die Dreyeinigkeit malen könnte; man hatte auch noch keine Bildseulen der Heiligen. Beyde sind später und zwar in der abendländischen Kirche aufgekommen, die in allen Verirrungen weiter gegangen ist. Die orientalische hat sie noch nicht.

Obgleich nach der Entscheidung der nicänischen Väter die Bilder im ganzen Oriente wiederhergestellt wurden: So war doch der Erfolg dieser Versammlung nicht so wie ihn Irene wünschte. Für die Mönche im Oriente hatte sie zu wenig, und für die abendländischen Kirchen, die sich noch nicht unter der Sclaverey des Pabstes befanden, zu viel gethan. Theodor, der Studite, der eifrigste Bilderverehrer verweigerte der nicänischen Zusammenkunft den Namen

einer allgemeinen Kirchenversammlung, weil sie den Widersachern des Bilderdienstes, nach geleistetem Widerrufe, ihre Bisthümer gelassen hatte. Selbst der Pabst war, die Bilderverehrung ausgenommen, die er billigte, misvergnügt mit ihr. In Engelland fieng man an ihre Entscheidungen mit Verachtung zu verwerfen; Carl der Große schrieb wider sie, oder ließ wider sie schreiben, und zwar in seinem Namen; er that noch mehr, und ließ sie auf einer zahlreichen Kirchenversammlung zu Frankfurt verdammen.

Obgleich das Latein, in welchem die Bücher Carls des Großen wider die Bilder geschrieben sind, wegen der Barbarey dieser Zeiten nicht eben das schönste ist, so ist doch die Gründlichkeit derselben und die Beredtsamkeit der Gedanken darinnen zu bewundern. Die Bilderstürmer werden der Leichtsinnigkeit und der Unwissenheit beschuldigt, die Anbeter der Bilder aber der Bosheit. Jene werden mit Leuten verglichen, die Wasser in Wein gießen, diese aber mit denen, die einen tödtlichen Gift darein werfen. Man soll die Bilder nicht heilig nennen. Ich sehe, heißt es, ein Bild mit der Ueberschrift: Der heilige Paulus. Ich frage, warum die Bilder heilig genannt werden; warum man sie nicht lieber nach der Tradition die Bilder der Heiligen nennt? Worinnen besteht die Heiligkeit der Bilder? Liegt sie im Holze, woraus sie verfertigt werden, in den Farben, wozu man sehr unreine Materien braucht, oder im Wachse, womit sie der Künstler überzieht? Sie erhalten die Heiligkeit nach ihrer Verfertigung weder durch die Auflegung der Hände, noch durch eine feyerliche Einweihung. Woher erhalten sie denn dieselbe? Die Kirchenversamm-

Car M. de imagin. l. 4. c. 21. l. 1. c. 2. l. 2. c. 1. n. 30. ex ed. Ven. Heum.

lung zu Nicäa hatte die Weißagung von der Zerstörung Jerusalems auf die Bilderstürmer gedeutet. Carl der Große, oder der Verfasser der Bücher, die seinen Namen führen, spottet darüber, und sagt, daß es ein großer Unterschied sey, ob man den Tempel und die Cherubim abbreche, oder vor Bildern den Hals beuge. Er verwirft alle äußerliche Anbetung derselben, und sagt zu ihren ausschweifenden Verehrern: Ihr, die ihr die Reinigkeit des Glaubens in eure Bilder setzt, werft euch immer auf die Knie vor ihnen nieder; zündet ihnen immer Weihrauch an; wir wollen die Gebote Gottes in der heiligen Schrift aufsuchen. Erleuchtet immer eure Gemälde mit Wachskerzen; wir wollen die göttliche Offenbarung lesen. Verehret wenn ihr wollt, die Farben; wir wollen die verborgnen Geheimnisse anbeten. Belustigt euch immer an euern Gemälden; wir wollen uns an dem Worte Gottes erfreuen. Suchet euch so viel Bilder als ihr wollt, und seyd darauf so hitzig als ihr könnt; sie können weder sehen, noch hören, noch verstehen: wir wollen das untadelhafte Gesetz Gottes aufsuchen. Wie viele schöne Stellen könnten nicht noch angeführt werden, wenn die carolinischen Bücher nicht ganz gelesen zu werden verdienten. Der Pabst Hadrian, der die Anbetung der Bilder öffentlich gelehrt und gebilligt hatte, hätte Carln den Großen als einen offenbaren Ketzer, in den Bann erklären sollen, wenn man kein Christ seyn konnte, ohne sie anzubeten. Allein man erklärt keinen Kaiser in den Bann, der mächtig genug ist, eine solche Verwegenheit zu bestrafen. Hadrian wollte unterdessen die carolinischen Bücher widerlegen; es kann aber keine

Hadr. ep. c. VII.

Wider-

Widerlegung unglücklicher seyn, als die seinige. Zum Beweise davon braucht nur eine Stelle aus derselben angeführt zu werden. Carl der Große hatte angemerkt, daß die Väter der nicänischen Versammlung die Anbeter der Bilder ohne Grund aus der Nachricht Mosis, daß Jacob den Pharao gesegnet hätte, zu erweisen suchte. Hadrian antwortete hierauf: **Die Schrift lehre uns, daß wir allezeit segnen müßten.** Der Einwurf des Kaisers war gründlich; denn was hat das Seegnen Jacobs für Verwandschaft mit dem Bilderdienste? Die Antwort des Pabstes ist lächerlich; niemand läugnet, daß man allezeit seegnen und andern Gutes wünschen müsse: aber wie folgt daraus, daß es eine Pflicht sey, die Bilder anzubeten? Man darf sich also nicht wundern, daß der Pater le Cointe eine solche Antwort dem Pabste Hadrian abzusprechen versucht hat. Denn wie wenig schickt sie sich nicht für einen unfehlbaren Richter des Glaubens! *Concil. Labb. p. 729.*

Carl der Große schrieb, oder ließ nicht allein wider die nicänische Kirchenversammlung schreiben, sondern sie auch zu Frankfurt durch eine Versammlung von dreyhundert Bischöfen aus Deutschland, Frankreich, Spanien und andern benachbarten Ländern verdammen. Viele von den Gelehrten der römischen Kirche haben sich Mühe gegeben, zu erweisen, daß die frankfurtische Versammlung entweder nicht die Bischöfe zu Nicäa, sondern die Versammlung unter dem Constantinus Copronymus, oder nur eine gewisse falsch übersetzte Unterschrift in den Acten der nicänischen Zusammenkunft, oder gar eine andre nicänische, als die zweyte verdammt hätte. Man lernt aus allen diesen Beweisen nichts mehr, als die Qual kennen, mit welcher Menschen ihren Verstand foltern *Suarez et Bin. ad Concil. Francf. Maimb.*

tern können, wenn sie das Ansehen gewisser Vorurtheile aufrecht erhalten wollen. Sirmond und Mabillon geben der Wahrheit die Ehre und bekennen, daß die frankfurtische Kirchenversammlung die nicänische verdammt habe. Also muß eine von beyden Kirchen geirrt haben.

Im Oriente behauptete sich der Bilderdienst so lange, als Irene den Thron besaß. Sie hatte ihren Sohn hinrichten lassen, um allein herrschen zu können; endlich aber wurde ihr Joch und das Joch ihrer Lieblinge so unerträglich, daß sich die Großen wider sie empörten, sie absetzten, und den Nicephorus zum Kaiser machten. Nicephorus ertheilte, nachdem er den Thron bestiegen hatte, denen, welche die Bilder nicht verehren wollten, eine völlige Gewissensfreyheit, ob er sie gleich nicht abbrechen ließ. Dieses ist in den Augen der Bilderanbeter ein so großes Verbrechen, daß sie ihn für einen Manichäer, Zauberer und Mann ohne Religion erklärt haben. Nach dem Maimbourg kam er auch wie ein Pharao in seinem Verbrechen um, weil er in einem Treffen wider die Bulgaren blieb.

Nicepk. Chron. p. 420. Maimb.

Michael Rangabe folgte ihm. Er war untüchtig zur Regierung des Staates; unterdessen beschreiben ihn die Geschichtschreiber als sanft, gütig und gottseelig, weil er wider diejenigen, welche sich weigerten, die Bilder anzubeten, strenge Verordnungen gab, und einem die Zunge ausreißen ließ, der ein Bild der Jungfrau Maria gelästert haben sollte. Er war kein Pharao, ungeachtet er, wie sein Vorfahr, von den Bulgaren geschlagen wurde. Auf seiner Flucht ersuchte er Leo den Armenier, das Reich anzunehmen. Dieser aber weigerte sich so lange Kaiser zu werden, bis ihn das Volk dazu zwang. Michael ward ein

Theoph. p. 421.

Mönch.

Mönch. Leo war nach dem Zeugnisse aller seiner Feinde ein Fürst von großen Eigenschaften; sein einziger Fehler war nur der, daß er den Bilderdienst haßte. Zu diesem Hasse sollte er, wie Leo, der Isaurier, von einigen überredet worden seyn, die ihm den Thron geweissaget haben sollen. Man will damit die Quelle seines Abscheues gegen den Bilderdienst verhaßt machen, und vergißt, daß er gerechtfertigt ist, wenn die Weissagungen wahr sind, weil niemand die Zukunft kennt als Gott. Die wahre Ursache seines Hasses gegen den Bilderdienst war theils seine Meynung, daß er die Ursache des Unglückes wäre, womit Gott zeither das grichische Kaiserthum heimgesucht hatte, theils der Mangel richtiger Beweise für die Bilderanbetung aus dem Evangelio. Denn als er den Entschluß faßte, die Bilder abzuschaffen, und ihn dem Patriarchen Nicephorus entdeckte, um ihn zu bewegen, sie entweder auf einige Zeit zu verbergen, oder ihre Anbetung aus der Schrift zu erweisen: So antwortete ihm dieser, daß er in demjenigen nichts ändern könnte, was die Apostel gelehrt und eingeführt hätten. Die Antwort war gut, wenn er nur gezeigt hätte, wo diese Verordnungen der Apostel und der Väter der ersten vier Jahrhunderte zu finden wären. Der Kaiser wollte, daß sich verschiedne Gelehrte von den Feinden der Bilder und von ihren Anbetern versammeln und eine neue Unterredung darüber anstellen sollten. Allein diese wollten sich nicht darauf einlassen. Nach der Rede des Theodorus, des Studiten, gieng der Glaube verloren; die Predigt des Evangelii war vergeblich; vergeblich hatten die Väter die christliche Religion gelehrt, wenn man die Bilder nicht anbetete. Dann verschwanden alle guten Werke und alle Tugenden; alles neigte sich zum Untergange. Man

Zonar. Cedren.

Incert. aut. ad calc. Theoph. p. 436.

sollte, wenn man dieses liest, denken, daß die Anbetung der Bilder einen so großen Einfluß in die Religion hätte, daß sie ohne dieselbe verloren wäre. Die Bischöfe wollten alle für die Bilder sterben; allein sie änderten ihren Entschluß, als sie der Kaiser noch einmal auffodern ließ, seiner Meynung zu werden. Nicephorus wurde abgesetzt, und einer gleiches Namens zum Patriarchen erklärt. So dann wurde eine neue Kirchenversammlung gehalten, welche die nicänische verwarf und die Aussprüche der constantinopolitanischen billigte und bestätigte. Das ist es alles, was man von dieser Versammlung weiß, deren Acten unterdrückt worden sind. Der Kaiser gab nach ihrer Entscheidung strenge Gesetze wider die Bilderverehrer. Einige wurden gegeisselt, andre gefangen gesetzt, andre ins Elend verwiesen. Es ist schwer, ein richtiges Urtheil von dieser Strenge des Kaisers zu fällen, da alle Geschichtschreiber desselben die heftigsten Vertheidiger der Bilder sind. Unter den Märtyrern ihres Dienstes ist Theodor, der Studite, einer der vornehmsten, aber auch einer von denen, die des Namens der Märtyrer ganz unwürdig sind. Denn es war keiner so heftig und aufrührisch, als er.

Theod. Antioch. l. II. p. 163. l. 2. ep. 37. ep. 74.

Niemand kann in der Verehrung der Bilder weiter ausschweifen, als dieser Theodor that. Nach seiner Meynung war zwischen den Bildern und ihren Originalen eine so genaue Vereinigung, als zwischen einem Körper und dem Schatten desselben, zwischen der Sonne und ihren Stralen, und wegen dieser Vereinigung sollte von dem Bilde Christi alles gesagt werden können, was von Christo selbst gesagt werden konnte. Sein Bild, sagte er mit ausdrücklichen Worten, ist nichts anders, den Unterschied des Wesens ausgenommen, als Christus selbst.

Darum

Darum war es, seinen Grundsätzen nach, einerley, ob man das Bild Christi, oder ihn selbst anbetete. Die Heiden beteten ihre Statüen wegen einer solchen Vereinigung zwischen ihnen und der Gottheit an, die sie abbilden sollten. Theodor betrachtete diejenigen, welche die Bilder abschafften, als Feinde der Menschwerdung Christi: Christus ist nicht, wenn man ihn nicht malen kann. Man entsagte ihm, wenn man sein Bild verwarf; man raubte ihm die Ehre der Anbetung, wenn man sich weigerte, sein Bild anzubeten. Glauben an Christum, ist nichts anders, als glauben, daß Christus uns in seinem Bilde ähnlich gemalt ist. Eine ganz neue Beschreibung des Glaubens! Wie weit kann nicht ein Irrthum die Menschen verführen; denn worinnen ist wohl der Bilderdienst, nach diesen Lehren betrachtet, von der heidnischen Abgötterey unterschieden, als bloß in dem Unterschiede des Originals?

Leo regierte kurze Zeit. Michael der Stammler, den er zu den höchsten Würden des Reichs erhoben hatte, suchte ihn vom Throne zu stürzen, und ungeachtet seine Verschwörung entdeckt und er gefangen gesetzt wurde, so fanden doch seine Mitverschwornen Gelegenheit, den Kaiser Leo in der Nacht des Weihnachtsfestes, als er eben in der Kirche seine Andacht verrichten wollte, zu überfallen und umzubringen. Daß man von einem Mörder und Verräther des Kaisers seines Wohlthäters keine vortheilhafte Abschilderung macht, darüber darf man freylich nicht erstaunen. Allein dieß Verbrechen würde ihm von den Bilderanbetern vergeben worden seyn; der Kaiserinn Irene waren weit größre Verbrechen verziehen worden. So lange man auch noch Hoffnung hatte, daß er den Bilderdienst begünstigen würde, so schämte

man

man sich zu seinem Lobe auch der niedrigsten Schmeicheleyen nicht. Theodor, der Studite, erkannte seine göttliche Herrschaft. Er war nicht allein ein neuer Josias und David, sondern er wurde mit Jesu Christo selbst verglichen, und zwar darum, weil er die verwiesnen Bilderanbeter aus der Verbannung zurückrief. Doch so bald er sie mit den Feinden der Bilder zu vereinigen suchte, ihnen zwar erlaubte, sie wieder aufzurichten, wo sie wollten, Constantinopel aber von dieser Erlaubniß ausnahm, und sich erklärte, daß er selbst sie nicht anbeten würde, so hörten die Vergleichungen mit Christo auf, und nun ward er ein viehischer Tyrann und ein Mischmasch aller Ketzereyen. So veränderlich waren die Heiligen dieser Zeit in ihren Urtheilen! Gleichwohl hatte Michael weder die constantinopolitanische noch die nicänische Versammlung verdammt, sondern bloß einige weitausschweifende Misbräuche des Creaturendienstes zu unterlassen befohlen, und zwar unter andern die Gewohnheit, das Abendmal aus den Händen der Bildseulen zu nehmen. Er hatte auch nicht alle Bilder abnehmen lassen, sondern nur diejenigen, die an niedrigen Orten stunden, damit das Volk nicht vor ihnen niederfallen könnte.

Theod. l. 2. ep. 74.

Sein Sohn, Theophilus, erbte seinen Thron und seine Gesinnungen gegen den Bilderdienst; ein Prinz von den größten Eigenschaften, gerecht, großmüthig, gelehrt, gottseelig, ein Freund der Armen, und ein Vater seines Volks, selbst nach dem Geständnisse der Bilderfreunde. Allein diese Abschilderung war nicht freywillig, sondern abgezwungen. Darum bilden sie ihn auch als argwöhnisch, grausam, gottlos und als ein Zauberer ab. Besonders ist die Zauberey ein Verbrechen, dessen alle Prinzen beschuldigt werden, die dem Bilderdienste nicht ergeben sind, und

Leo Grammat. in Theoph.

gottlos

gottlos ist der beste Regent, der sich unterfängt, ihn zu verbieten.

Theophilus war wirklich strenger gegen die Bilder und ihre Verehrer, als sein Vater. Er ließ die, so noch übrig waren, alle wegnehmen, und an die Stelle der abgemalten Heiligen Bäume und Vögel dafür malen. So stark seine Liebe gegen seine Gemahlinn Theodora auch war, so nachdrücklich war doch der Verweis, den er ihr gab, als er erfuhr, daß sie Bilder hätte und sie küßte. Er wird vieler Grausamkeiten gegen die Bilderanbeter beschuldigt; allein diese Beschuldigungen sind der Parteylichkeit mit Recht verdächtig, weil ihre Urheber alle Vertheidiger des Bilderdienstes sind. Die Rebellionen abergläubischer Mönche sind in ihren Augen nur ein heiliger Eifer; die Bestrafung derselben ist allezeit Grausamkeit, gleichwie derjenige, der die Bilder nicht anbetet, Gott verhaßt und ewig verloren ist. So urtheilten sie von diesem Kaiser; sein Leichnam war nach seinem Tode, wie Leo Grammaticus sagt, verabscheuungswürdig und seine Seele unglückselig. Welch eine Verwägenheit, über einen gerechten und gütigen Fürsten das Urtheil der Verdammniß zu sprechen, ehe Gott noch gerichtet hat, und zwar deswegen, weil er seine Anbetung nicht zwischen Christo und einem Gemälde von ihm theilen wollte, das so gut die Gestalt eines jeden andern Menschen vorstellen, als ihm gleichen konnte!

Sein Sohn, Michael, war noch minderjährig, als er ihm auf dem Throne folgte. Seine Gemahlinn Theodora übernahm die Regierung des Reichs. Mehr als zehn Jahre hatte sie ihre Neigung zum Bilderdienste verheelen, und sich so gar durch feyerliche Eide verbinden müssen, keine Götzenbilder zu

haben,

haben, wie Theophilus, ihr Gemahl, die Gemälde der Heiligen nannte. Diese mit einem Meineide verknüpfte Verstellung würde als das ungeheuerste Verbrechen abgeschildert werden, wenn sich ein Leo, oder Theophilus dessen schuldig gemacht hätte. Allein nach dem Maimbourg verstellte sie sich um eines grössern Gutes willen, und sie konnte es nach seiner Moral thun, weil es unnöthig ist, bey allen Gelegenheiten alle Arten von Religionshandlungen auszuüben; sie konnte schwören, daß sie die Götzenbilder nicht wiederherstellen wollte, weil die Bilder der Christen keine Götzenbilder wären. Diese Schutzrede für die Theodora ist eines Jesuiten würdig.

Maimb. l. VI.

Die Kaiserinn wendete, so bald sie die oberste Herrschaft in ihrer Gewalt hatte, ihre Sorge auf die Einführung des abgeschafften Bilderdienstes. Die vornehmsten Beamten des Reichs, Theoktist und Manuel willigten in alles, was sie wollte. Man gab Wunder vor; man gewann einige durch Geschenke, andere durch Ehrenstellen, und berief alle diejenigen aus dem Elende zurück, die wegen ihrer Vertheidigung des Bilderdienstes verwiesen worden waren. Zuerst wurde der Patriarch Antonius abgesetzt. Die Augen wurden ihm ausgestochen, weil er ein Stück gemalte Leinewand zerrissen hatte; seine That hieß abscheulich und die That der Kaiserinn Eifer. Er wurde gegeisselt und zwar nur zweyhundert mal, weil so viele Fürbitten für ihn geschahen; und diese Strenge war eine Gnade, die mit der Barmherzigkeit Christi verglichen wurde, die er gegen die Sünder beweist. Methodius, der unter dem Kaiser Theophilus die Bilder vertheidigt hatte, kam an seine Stelle; die Kaiserinn berief eine Kirchenversammlung, die den Bilderdienst für nothwendig erklären mußte. Zwo allgemeine

Kirchen-

Kirchenversammlungen verdammten ihn, und zwar unter zween Kaisern, eine unter dem Constantinus Copronymus; eine unter dem Leo, dem Armenier; zwo andre, die unter zwo Kaiserinnen gehalten wurden, bekräftigten ihn, eine unter der Kaiserinn Irene, eine andre unter der Theodora. Dieses alles geschah ungefähr in hundert und funfzig Jahren. Die Bischöfe änderten die Lehre, wie die Kaiser oder Kaiserinnen ihre Gesinnungen gegen den Bilderdienst änderten. Welch eine veränderliche Richterinn des Glaubens ist nicht die Kirche! Der Bilderdienst triumphirte seit den Zeiten der Kaiserinn Theodora im Oriente, und die armenische Kirche war die einzige, welche sich vom herrschenden Aberglauben rein erhielt.

Eben dieses that noch im neunten und zehnten Jahrhunderte die französische und deutsche Kirche. Der Kaiser, Ludwig der Fromme, ließ, durch eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers, Michaels des Stammlers veranlaßt, die Sache des Bilderdienstes durch eine Versammlung seiner Bischöfe zu Paris untersuchen, weil er von dem Pabste glaubte, daß er zu **harrnäckig** wäre, als daß er die Vertheidigung desselben aufgeben sollte. Die Bischöfe versammelten sich, und der Erfolg ihrer Zusammenkunft war ein merkwürdiger Brief an den Kaiser Ludwig. In diesem Briefe lobten sie den Pabst, daß er die Abbrechung der Bilder nicht gebilligt hätte; zugleich aber tadelten sie auch seine **Unvorsichtigkeit**, in der **Anordnung einer abergläubischen Verehrung der Bilder**; denn ob es gleich, sagten sie, zugelassen ist, Bilder zu verfertigen, so ist es doch verboten sie anzubeten. Die zweyte nicänische Kirchenversammlung hatte auf eine verwerfliche Art nicht allein ihre

Anbetung

Anbetung befohlen, sondern auch behauptet, daß man durch sie geheiligt würde. Der Pabst Hadrian hatte, der ihm schuldigen Ehrfurcht unbeschadet, nach ihrem Urtheile vieles behauptet, was wider die Wahrheit und die Tradition stritt, aber nicht aus Bosheit, sondern Unwissenheit. Von Rom wurde gesagt, daß daselbst die Pest des Aberglaubens viele angesteckt hätte. Die Bischöfe behaupteten die Zulässigkeit der Bilder, sie verwarfen aber die Verordnungen der zweyten nicänischen Kirchenversammlung, und ließen in dem Muster von einem Schreiben, das der Pabst an den morgenländischen Kaiser ablassen sollte, ihn wohl drey und viermal sagen, daß weder der Glaube noch die Hoffnung noch die Liebe etwas verlieren würden, wenn auch niemals Bilder verfertigt worden wären. Nichts ist in der Geschichte der Kirche denen, welche die Anbetung der Bilder behaupten, und die Unfehlbarkeit der Bischöfe zu Rom vertheidigen, unerträglicher, als diese Kirchenversammlung zu Paris mit ihrem Schreiben, weil diese beyden Punkte so deutlich darinnen angegriffen sind, daß man ihre Meynung auch durch keine gezwungene Auslegung verfinstern kann.

Die französische Kirche verwarf nicht allein alle Anbetung der Bilder, sondern erklärte auch diejenigen, die sie anbeteten, für Götzendiener. Niemand betrüge sich, sagte Agobard, einer von ihren größten Bischöfen, niemand verführe sich selbst. Wer ein Gemälde oder eine Statüe anbetet, der dient Gott nicht, und ehrt eben so wenig die Engel und die Heiligen, sondern er verehrt Götzenbilder. Der listige und boshafte Feind des menschlichen Geschlechtes thut, was er kann, um die Götzenbilder wieder einzuführen,

Agobard. de imagin. B. P. t. 9. p. 1265. sqq. p. 1282.

und

und zwar unter dem Vorwande, die Heiligen zu verehren, damit er wieder durch vielerley Bilder verehrt werde, um uns von geistlichen Dingen abzuwenden und auf fleischliche zu richten, damit uns der harte Vorwurf Pauli treffe: O ihr Unverständigen, wer hat euch bezaubert? Seyd ihr so thöricht, im Fleische zu enden, was ihr im Geiste angefangen habt? Agobard hielt es zugleich für heilig, die Bilder abzubrechen und in Staub zu verwandeln, ob er gleich den guten historischen Gebrauch derselben nicht verwarf, sondern vielmehr zeigte, worinnen er bestünde. Claudius von Turin that, was Agobard für heilig erklärt hatte. Er ließ alle Bilder und Gemälde aus den Kirchen seines Bisthumes wegnehmen und zerbrechen. Jonas, ein Bischoff von Orleans, tadelte zwar diesen ungestümen Eifer; er wollte auch, daß man die ausschweifenden Verehrer der Bilder lieber unterrichten, als Götzendiener nennen sollte; er verwarf doch aber alle Anbetung der Gemälde und Statüen. Gleiche Gesinnungen hatte auch Dungale, welcher wider den Claudius von Turin schrieb. Er tadelte ihn nicht deswegen, daß er die Bilder nicht anbeten wollte, sondern darüber nur, daß er sie zerbrach, er lehrte, daß man die Gemälde und Bilder wie die gottesdienstlichen Gefäße ehren dürfte. Man zerbrach diese nicht; aber man betete sie auch nicht an. Man verwarf noch im zehnten Jahrhunderte die zweyte nicänische Kirchenversammlung in Frankreich. Dieses that selbst der berühmte Gerbert, welcher so gar Pabst wurde. Man findet auch Spuren dieser Gesinnungen noch im zwölften Jahrhunderte unter denen, an deren Rechtgläubigkeit die römische Kirche nicht zweifelt. Unter-

Elect. Gerbert. concil. t. 9. Ed. Labb. p. 740.

dessen gewann doch im Oriente sowohl als im Occidente der Bilderdienst das Uebergewicht über den reinern Gottesdienst, ob er gleich von einem Jahrhunderte zum andern von den Albigensern, den Waldensern, den Wiclefiten und den böhmischen Brüdern bestritten und verworfen wurde, wie wir künftig in den Betrachtungen über diese verschiednen Secten, welche sich von der römischen Kirche absonderten, zeigen werden.

Man muß, wenn man die verschiednen Schicksale des Bilderdienstes liest, die Blindheit und die Ausschweifungen beklagen, worein die Menschen gefallen sind, seitdem ihr Gottesdienst seine erste Reinigkeit verloren hatte. Die Päbste waffnen sich mit aller Gewalt ihrer Bannstralen, die ihnen der Aberglaube geliehen hat; empören die Völker, und verfolgen diejenigen, die sich weigern, die Bilder anzubeten. Eine große Kirchenversammlung verdammt die andre. Die Kaiser vergessen in ihrem Eifer wider den Bilderdienst alle andern Sorgen für ihre Unterthanen, brauchen ihre irdische Gewalt, wo nur Unterricht gebraucht werden muß, und schweifen fast eben so weit im Hasse gegen allen gottesdienstlichen Gebrauch der Bilder aus, wie die Vertheidiger derselben in ihrer Verehrung ausschweifen. Dieses ist eine Wahrheit die nicht geläugnet werden kann. Die Kaiser waren unstreitig berechtigt, die öffentliche gottesdienstliche Verehrung der Bilder zu verbieten. Sie konnten auch alle anstößigen und sündlichen Bilder und Gegenstände des Aberglaubens wegschaffen, zumal wenn sie einsahen, daß sie denselben unterhielten. Aber sie hatten nicht nöthig, allen gottesdienstlichen Gebrauch der Bilder zur Errinnerung an diese oder jene großen und erbaulichen Begebenheiten der

Religion zu verbieten, und die Anwendung aller Malerey und Bildhauerkunst auf die Vorstellung derselben und zur Ausschmückung gottesdienstlicher Gebäude mit Gewalt zu verwehren. Sie hätten vornehmlich darauf sehen sollen, daß die zum Aberglauben gemisbrauchten Bilder nicht unnöthiger Weise zerstört und muthwillig beschimpft würden. Denn dadurch setzten sie sich dem Verdachte und der Nachrede aus, daß sie die durch die Bilder vorgestellten Gegenstände selbst geringschätzten, und feindseelig bestreiten wollten. Schien der Misbrauch derselben zur abgöttischen Verehrung unvermeidlich zu seyn, wenn sie öffentlich beybehalten wurden: So konnten sie den Augen des Volkes ohne feindseelige Zerstörung entzogen werden. Welch einen glücklichen Mittelweg betrat nicht die französische und deutsche Kirche, und wie richtig waren nicht die Gedanken des Walafridus Strabo noch im neunten Jahrhunderte, welche die gemäßigte Ehrfurcht gegen die Bilder Christi und der Heiligen darein setzte, daß man den Nutzen, den man durch sie haben könnte, nicht verachtete, noch Gelegenheit zum Verdachte gäbe, daß man die Originale geringschätzte, wenn man ihre Gemälde verunehrte und zerbräche. Hierinnen giengen die orientalischen Kaiser, die den Bilderdienst ausrotten wollten, unstreitig zu weit, und noch weiter überschritten sie die rechtmäßigen Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt in Sachen der Religion dadurch, daß sie den geheimen Gebrauch derselben bestraften und ihre abergläubischen Verehrer durch Gefängniß, Geißelungen und Landesverweisungen zur Verdammung ihres Irrthums und Aberglaubens zwingen wollten.

Walafrid. Strabo. de reb Eccles. C. 8. B. P. t. 10. p. 668. 669.

Wie sehr sind sie unterdessen nicht zu entschuldigen? Wie viele Verbrechen wurden nicht unter dem Vorwande eines heiligen Eifers begangen? Der Aufruhr vieler Bilderverehrer ist unläugbar. Der Bilderdienst, auf seiner besten Seite betrachtet und so gar von allem Aberglauben abgesondert, gehörte nicht zum Wesen der Religion. Gott hatte in seinem Worte nicht befohlen, Bilder zur Erbauung und zum sinnlichen Unterrichte der Einfältigen zu gebrauchen. Die Kirche der ersten vier Jahrhunderte hatte keine Bilder gehabt. Christlichen Obrigkeiten kann die Macht nicht abgesprochen werden, über dasjenige, was nicht zum Wesen, sondern zum Aeußerlichen der Religion gehört, Verordnungen zu machen. Giengen sie also auch weiter, als sie ohne Misbrauch ihrer Macht hätten gehen sollen: So wurden doch dadurch ihre Unterthanen, unter welche auch die Päbste gehörten, nicht berechtigt, zu rebelliren und zu Empörungen aufzuwiegeln. Die Feinde der Bilder waren darum nicht Feinde Christi und schlimmer als die Arianer. Die Heiden konnten für ihre Götzenbilder streiten; denn wozu ist der Mensch nicht fähig, wenn ihn Gott verläßt? Sollten aber Christen mit eben der Wut und Grausamkeit für die Gemälde ihrer Heiligen streiten, als die Heiden? Man muß sich eine elende Vorstellung von den Seelen der Heiligen oder von ihrer Seeligkeit machen, wenn man sich einbilden kann, daß ihnen an der Verehrung ihrer Gemälde so viel gelegen sey, als wenn sie so müßig im Paradiese wären, daß sie immer ihre Augen von dem Anschauen Gottes abwenden und auf ihre Bilder richten, für die Erhaltung derselben sorgen, und ihre Bestreitung bestrafen könnten. Ein König auf der Erde wird

seine Eifersucht für seine Ehre nicht so weit treiben, daß er sich immer bekümmern sollte, wie seinen Bildern begegnet würde, es müßte denn ein Nebucadnezar seyn, der sein Bildniß angebetet haben wollte. Die Menschen fehlen niemals, wenn sie Gott nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Womit wollen sie sich aber rechtfertigen, wenn sie sich mit der äußersten Grausamkeit wider diejenigen waffnen, die sich weigern Bilder anzubeten, welche vielleicht ihren Originalen nicht einmal gleichen?

Die Klagen hierüber sind desto gerechter, je gewisser es ist, daß das Christenthum durch die abergläubische Verehrung der Heiligen, ihrer Reliquien und ihrer Bilder den Spöttereyen der Jüden und Heiden blosgestellt wurde; nichts von der Verderbniß zu sagen, mit welcher die Sitten der Christen dadurch angesteckt wurden. Doch dieses alles war nicht der einzige Nachtheil, welcher der christlichen Religion daraus erwuchs. Der größte war der, daß der Creaturendienst eine von den Veranlassungen zur Einführung und Ausbreitung der mahometanischen Religion wurde. Wer muß nicht vor den Gerichten Gottes erzittern? So bald der Orient, der der erste Sitz des Evangelii war, den wahren Gottesdienst vergaß: So versank er in die Finsternisse nicht allein des Aberglaubens, sondern auch einer falschen Religion. Wie nöthig ist es denn nicht, sich durch die Geschichte des Bilderdienstes, seines Ursprunges, seines Wachsthumes, und seiner schwachen Gründe vor aller abergläubischen Verehrung der Creaturen warnen zu lassen? Und wie nachdrücklich warnt sie nicht? Der Verstand muß voll tiefeingewurzelter Vorurtheile seyn, wenn er nicht einsehen soll, daß die Verehrung der Bilder nichts als

eine Frucht der Unwissenheit ist. Keine Zeiten der Kirche waren erleuchteter, als die ersten drey Jahrhunderte, und diese hatten und ehrten keine Bilder; das allein ist zur Beruhigung derjenigen hinreichend, die von derjenigen Kirche, welche sich für die einzige wahre Kirche erklärt, für verdammt erklärt werden, weil sie denken, wie die ersten Christen dachten.

* *

Von der mahometanischen Religion.

V. Maracc. Prideaux. Reland. Sale. Gagnier. Boulainvill. Guer. Vertot. Herbel.

Die Erfindung und Ausbreitung der mahometanischen Religion ist eine von den merkwürdigsten Begebenheiten, sie mag in ihrem Verlaufe oder in ihren außerordentlichen Folgen, die bis auf unsre Zeiten fortdauern, und so große Veränderungen in der Welt nach sich gezogen haben, erwogen werden. Sie ist von der Seite der Vorsehung Gottes betrachtet, der ihre Einführung zugelassen hat, so unergründlich, selbst wenn sie als eine gerechte Strafe der Menschen angesehen wird, die sich seiner geoffenbarten Religion dadurch unwürdig gemacht hatten, daß sie dieselbe mit menschlichen Zusätzen verfälschten, seinen wahren Dienst vergaßen, und zur Anbetung der Creaturen zurückkehrten, so begreiflich sie zu seyn scheint, wenn man die Lehren dieser Religion, die Zeit, in der sie ausgebreitet, das Volk, welches dazu verführt wurde, und die Siege bedenkt, welche sie befestigten. Ein Mann von Geist und Beredsamkeit ist allezeit fähig, wenn er über die Religion spricht, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich

zu ziehen, so sehr fühlen sie ihre Bestimmung zur Religion, und so natürlich ist die Neigung, welche die Creatur ihre Abhängigkeit von ihrem Schöpfer empfinden läßt. Er wird freylich nur langsam und nur wenig Anhänger, zumal unter dem großen Haufen erhalten, wenn er einen Gottesdienst einführen will, der nicht mit den menschlichen Leidenschaften übereinstimmt, wenn seine Sittenlehre die geliebten Laster des Herzens angreift, und die Ueberwindung seiner unordentlichen Neigungen fodert; es sey denn, daß die Gottheit selbst durch seinen Mund rede, seinem Unterrichte eine unwiderstehliche Gewalt ertheile, und durch Wunder ihn unterstütze und bekräftige. Allein, wenn ein Betrüger nur menschliche Gedanken von der Gottheit vorträgt; wenn er sich den Leidenschaften seiner Zuhörer nicht widersetzt; wenn seine Moral ihren Begierden eine freye Laufbahn eröffnet; wenn er ihre Laster heiligt; wenn er ihren Ausschweifungen ein Siegel der Göttlichkeit aufdrückt: Wie stark redet ein solcher nicht für die verderbten Herzen! Niemand denkt an einen Betrug, weil jedem daran gelegen ist, ihn nicht zu entdecken; man bewundert den neuen Gesandten des Himmels; man erhebt ihn zum Range eines Propheten und göttlichen Mannes. Eine solche Religion steckt wie eine Seuche an; sie wird unter dem Volke allgemein; durch die Gesetze bestätigt und durch glückliche Waffen behauptet. Die Nachkommen, die durch die Vorurtheile der Geburt und der Erziehung geblendet werden, folgen dem Beyspiele ihrer Vorfahren, ohne den Ursprung ihres Glaubens zu untersuchen, wenn zumal die Untersuchung desselben durch die ererbte Religion selbst verboten wird: Eine getreue Abbildung von den Schicksalen des mahometanischen

Glaubens! Mahomet verstellte und verfälschte alle Religionen, die er kannte, in der Absicht, eine daraus zu bilden, die allen Völkern gefallen könnte. So kurz sein Glaubensbekenntniß war, so leicht war seine Sittenlehre, aus der er fast alles verbannte, was unordentliche Begierden beleidigen kann. Daher kam der schnelle Beyfall unter Nationen, die er nicht verbessern, sondern beherrschen wollte; und da er die Gewalt mit der Verführung verband: So brachte er diejenigen unters Joch, die er nicht überreden konnte. Aber ehe wir seine Religion und ihre schnelle Ausbreitung näher betrachten, wollen wir den Erfinder selbst genauer kennen lernen.

Mahomet wurde zu Mecca in Arabia Hejas unter des Kaisers, Justins des Jüngern Regierung, gegen das Ende des sechsten Jahrhundertes, von Armen aber edlen Aeltern aus der Familie der Haschiniten von dem Stamme Koreisch geboren. Weil er während der Verwaltung seiner vorgegebnen göttlichen Gesandtschaft keine Wunder verrichtet hat: So haben die muselmännischen Lehrer diesen Mangel mit einer Menge außerordentlicher Begebenheiten, mit denen der Augenblick seiner Geburt bezeichnet worden seyn soll, zu ersetzen gewußt. Sie lassen das Licht, das nach ihrer Erzählung ihn umgab, da er aus dem Schoose seiner Mutter kam, ganz Syrien erleuchten; die Teufel aus dem Himmel werfen; die Wolken von einem Pole zum andern laufen, vermuthlich um seine Ankunft zu verkündigen; ein ganzes Meer austrocknen; das heilige Feuer der Perser verlöschen; den Palast ihres Königes Chosroes, von einander spalten; Arabien aber auf einmal fruchtbar und gesegnet werden. Sie bezeichnen die Kindheit ihres Propheten, der sich unmittelbar nach seiner Geburt

burt selbst dazu erklärt haben soll, mit gleichen Wundern, ungeachtet sie nur durch den frühen Tod seines Vaters Abdallah merkwürdig ist. Seine Mutter Amenah starb im sechsten Jahre seines Alters, und Abutalleb, sein Oheim von väterlicher Seite, übernahm die Sorge für seine Erziehung, lehrte ihn den Bogen und das Schwerdt gebrauchen, wies ihm, wie er mit Pferden umgehen sollte, führte ihn auf die Löwenjagd, und gewöhnte ihn zu allen den beschwerlichen Uebungen, die den Körper eines Menschen fest und dauerhaft machen, und ihn zur Ueberwindung aller Arten von Beschwerlichkeiten abhärten.

Mahomet war von seiner Jugend an, entweder der fallenden Sucht, oder hypochondrischen Zufällen ausgesetzt. Der muselmännischen Tradition nach, waren sie eine Folge einer gewissen außerordentlichen Reinigung, die die Engel mit ihm vorgenommen hatten. Sie hatten ihm, als er nur drey Jahre alt gewesen war, den Leib aufgeschnitten, und einen schwarzen Tropfen daraus weggenommen, der die Quelle aller Sünden und Unordnungen seyn soll. Mahomet wußte von allen diesen wundervollen Schicksalen seiner Kindheit und Jugend nichts, und gleichwohl erzählen es seine Verehrer, als ob sie Augenzeugen davon gewesen wären. Als er aber seine neue Religion ausbreiten wollte, so wußte er seine entweder hypochondrischen oder epileptischen Zufälle zu seinem Vortheile anzuwenden.

In seiner Jugend wurde er der Handlung gewidmet. Seine erste Reise that er unter seinem Oheim Abutalleb. Auf dieser Reise kam er, wie man erzählt, in die Bekanntschaft des nestorianischen oder monophysitischen Mönchs Bahira, der von einigen für den Sergius gehalten wird, mit welchem er den

Entwurf gemacht haben soll, dem Erdkreise durch die Einführung einer aus dem jüdischen und christlichen Glauben zusammengesetzten, und nach den menschlichen Leidenschaften eingerichteten Religion, eine neue Gestalt zu geben. Nach seiner Zurückkunft trat er in die Dienste einer reichen Wittwe Chadijah, und that für sie eine neue Reise nach Syrien. Es ist nicht zu zweifeln, daß er sich auf diesen Reisen viele Einsichten gesammelt haben werde, die ihm in der Folge wichtige Dienste leisteten. Wie hätten einem Manne von seinem Geiste, der einen von Natur glücklichen und feurigen, ob gleich durch keine Wissenschaften angebauten Verstand, und ein Gedächtniß besaß, das ihm allezeit getreu war, die Sitten und Gebräuche der Morgenländer, ihre Religion, die Verderbnisse des Aberglaubens, durch welche sie verunstaltet wurde, die politische Verfassung des persischen Reichs, und des griechischen Kaiserthums unbekannt bleiben können? Das Glück, das er in der Handlung hatte, und seine persönlichen Eigenschaften bewogen die Chadijah, ihn zu heirathen, und ihn zum Herrn ihrer großen Reichthümer zu machen.

Im Besitze dieses Glückes, durch welches er sich auf einmal aus dem Staube erhoben sah, faßte er den Anschlag, eine neue Religion einzuführen. Es ist schwer zu bestimmen, ob sein erster Entschluß mehr Enthusiasterey, oder mehr Begierde gewesen sey, sich unter dem Vorwande, daß er ein Gesandter Gottes wäre, der höchsten Gewalt in Arabien zu bemächtigen. Vielleicht war er im Anfange nur ein Enthusiast, der nach dem Ruhme strebte, die mannichfaltigen Religionen zu vereinigen, die in diesem Lande der Freyheit und Unabhängigkeit bekannt wurden. Die meisten Stämme waren der sabianischen zugethan;

sie

sie glaubten zwar nur einen höchsten Gott; sie verehrten aber auch neben ihm, entweder die Gestirne, oder ihre Bewohner, die Engel, die sie für Mitgenossen der Gottheit hielten, und als ihre Mittler und Fürbitter bey derselben anriefen. Die Perser hatten durch ihren Umgang mit den Arabern, die magische Religion unter einige von ihren Stämmen eingeführt. Die Juden waren zahlreich, und hatten einen so starken Anhang unter den Arabern gefunden, daß sie viele Städte, und so gar Festungen besaßen. Viele Stämme hatten den christlichen Glauben angenommen; sie waren aber in verschiedne Secten zertheilt, unter denen die stärkste und zahlreichste die Secte der Jacobiten war. Auch hatte der Zendicismus, der dem sadducäischen Lehrbegriffe der Juden ähnlich, und eine Art von Deisterey war, besonders unter dem Stamme Koreisch viele Anhänger. Jede von diesen Religionen war voll Irrthümer; denn es wurde selbst der christliche Glaube durch mannichfaltige Zusätze der Unwissenheit, und des Aberglaubens verunstaltet; sie stimmten aber auch alle in einigen Wahrheiten mit einander überein. Es ist so außerordentlich nicht, daß ein Mensch bey dem Anblicke vieler Religionen, wenn er ehrgeizig genug ist, selbst urtheilen und wählen zu wollen, keine einzige ganz annimmt, sondern von einer jeden nur das, was nach seiner Meynung das Beste ist, glaubt, und aus ihren verschiednen Lehrbegriffen ein neues Lehrgebäude aufführen will. Auch kann ihn, wenn er sich selbst einen Entwurf von Religion gemacht hat, eine eitle Eigenliebe leicht bereden, daß er die Wahrheit gefunden habe; daß er von der Vorsehung bestimmt sey, das menschliche Geschlecht von seinen Irrthümern zu befreyen; daß es seine Pflicht erfodre, seine Entdeckungen

ckungen bekannt zu machen; daß er auch wohl wegen seiner guten Absichten vorgeben dürfe, seine Lehren vom Himmel empfangen zu haben, damit sie leichter Eindruck machen, und weniger Widerstand finden mögen; denn so nahe können Schwärmerey und Betrug an einander gränzen. Allein es geschieht gemeiniglich, daß ein Mensch, der erst mehr ein Enthusiast, als ein Betrüger war, bald das letzte in einem höhern Grade wird, so bald er sich behaupten will, oder das Ansehen zu genießen anfängt, das ihm seine Enthusiasterey verschafft. Es kann also seyn, daß Mahomet erst nur als ein Enthusiast, einem Lehrbegriffe von Religion, den er für den besten hielt, Anhänger verschaffen wollte, und um diese Absicht zu erreichen, eine göttliche Offenbarung desselben vorgab, in der Folge aber durch die Leidenschaften des Ehrgeizes, der Rachbegierde, und der Furcht, vor seinen Anhängern und Feinden zu schanden zu werden, gereizt wurde, seine Träume theils mit gewaffneter Hand zu vertheidigen und auszubreiten, theils mit neuen Betrügereyen zu unterstützen, und die Erdichtung göttlicher Offenbarungen, als ein Mittel zur Behauptung seiner erlangten Herrschaft zu gebrauchen. Das erste beweist sein Eifer wider die Abgötterey, und für die Lehre von der Einheit Gottes. Dieser Eifer ist zu groß, zu lebhaft, und zu anhaltend, als daß er nicht aufrichtig gewesen seyn sollte; das letzte braucht keinen andern Beweis, als den, daß er allezeit eine göttliche Offenbarung bereit hatte, wenn er in einige Schwierigkeiten verwickelt war.

Nachdem er sich von Zeit zu Zeit in eine Höle an dem Berge Hara begeben hatte, seinen Entwurf einer neuen Religion in Ordnung zu bringen, vielleicht auch um durch seine Liebe zur Einsamkeit, sich

in

in den Ruf eines außerordentlichen Mannes zu setzen, und glaubwürdiger zu scheinen, wenn er nun einen göttlichen Ruf vorgäbe: So machte er, nach der Erzählung der muselmännischen Geschichtschreiber, seinem Weibe Chadigija, die vertrauliche Entdeckung, daß ihm in seiner Höle der Engel Gabriel erschienen wäre, ihm ein Buch voll göttlicher Offenbarungen vorgehalten, und zugerufen hätte: Liesß! Er hätte geantwortet, daß er nicht lesen könnte, aber der Engel hätte versetzt: Liesß im Namen deines Herrn, der alles geschaffen hat, der den Menschen aus geronnenem Blute geschaffen hat. Liesß im Namen deines Herrn, des Wohlthätigsten! Er hat den Menschen durch die Feder gelehrt; er hat den Menschen gelehrt, was er nicht wußte. Auf diese Worte hätte er sich der Mitte des Bergs genähert, und da eine Stimme von Himmel gehört: O Mahomet, du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel. Beyde hätten hierauf einander einige Zeit betrachtet, bis sich der Engel hinweg begeben hätte. Die Erzählung wurde von seiner Chadigija mit Freuden geglaubt, und, wie er es von ihr erwartet haben mochte, so gleich ausgebreitet. Der erste, dem sie es bekannt machte, war ihr Oheim **Waraka**. Waraka war ein abgefallner Christ, und nach dem **Abulfeda** ein Gelehrter, der in den Lehren der Christen und der Jüden kein Fremdling war. Als er die Nachricht der Chadigija gehört hatte, betheuerte er bey dem lebendigen Gott, daß dasjenige, was Mahomet gesagt hätte, wahr, und schon lange in dem Gesetze Mosis vorher verkündigt worden wäre.

Gagnier. t. I. p. 236.

Maracc. t. II. p. 811.

Dieser plötzliche Beyfall des Waraka, verdient Aufmerksamkeit. Sollte nicht Mahomet seinen Anschlag

schlag mit dem Oheime seines Weibes überlegt, und die Antwort, die er ihr gab, vorher mit ihm abgeredet haben? Da Mahomet die Religionen, die unter seiner Nation bekannt wurden, nicht so wohl völlig abschaffen, als vielmehr nur vereinigen wollte, so brauchte er einen Mann, der in ihren verschiednen Lehrbegriffen erfahren war, und diesen fand er an dem Waraka, der die ebräische Sprache verstand, und viele Schriften gelesen hatte. So viel ist gewiß, daß der neue Prophet seit der Zeit Offenbarungen über Offenbarungen empfieng. Sein Sclave Zaid, Ali, ein Sohn Abutallebs, sein Mündel, und Abubecr waren die ersten, die seine vorgegebne göttliche Gesandtschaft glaubten. Die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich bald bis auf neune, die alle mit ihm verwandt waren. Dieser nicht unglückliche Anfang, munterte ihn auf, sein Glück öffentlicher zu versuchen, und nicht länger ein Geheimniß aus seiner Sendung zu machen. Er fand zwar in seiner eignen Familie Spötter, die ihm ihren Glauben verweigerten; allein er ließ sich nicht abschrecken, sondern fieng an, ungescheut wider den Götzendienst zu eifern. Dieser Eifer brachte seine Mitbürger wider ihn auf, und sein Untergang wäre unvermeidlich gewesen, wenn er nicht vom Abutalleb beschützt worden wäre. Die Vornehmsten von dem Stamme Koreisch, welche befürchteten, daß Mahomet unter dem Vorwande, daß er eine neue Religion einführen sollte, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen suchte, drohten dem Abutalleb mit ihrem Hasse, wofern er seinen Neffen nicht vermögen würde, von seinem Unternehmen abzulassen. Dieser ließ sich auch bewegen, ihm Vorstellungen zu thun; der neue Prophet aber wurde durch diesen Widerstand nur gereizt, und zeigte eine solche Unerschrockenheit

ckenheit und Standhaftigkeit, daß ihm sein Oheim versprach, ihm wider alle seine Feinde beyzustehen. Nunmehr versuchten die Koreischiten, was durch Gewalt und Verfolgung auszurichten wäre. Mahomets Anhänger waren nicht mehr zu Mecca sicher, und flohen auf seinen Rath nach Aethiopien, dessen König sie in Schutz nahm. Diese Flucht heißt unter den Muselmännern die erste Hegira. Die Anzahl der Flüchtlinge wuchs in kurzer Zeit auf hundert an, unter denen viele Weiber waren. Mahomet blieb noch zu Mecca, und im sechsten Jahre seiner Sendung war er so glücklich, an Hamza, einem tapfern Manne, und an Omar, einem Araber, der in großem Ansehen stand, und einer seiner heftigsten Feinde gewesen war, neue Anhänger zu erhalten. Doch ein Jahr darauf, machten die Koreischiten, die in der Verfolgung wider ihn fortfuhren, ein Bündniß unter einander, sich aller Gemeinschaft mit den Haschemiten zu entschlagen, unter denen Mahomet seine meisten Freunde gefunden hatte. Nach drey Jahren wurde zwar dieses Bündniß wieder aufgehoben; Mahomet verlor aber seinen eifrigsten und mächtigsten Beschützer Abutalleb, und zugleich seine Chadigijah. Dieses Jahr hieß deswegen das Jahr des Trauerns. Seit der Zeit wurde die Verfolgung der Koreischiten heftiger, und er dachte nun darauf, an einem andern Orte seine Sicherheit zu suchen. Er wandte sich nach Tayef; die Einwohner aber nöthigten ihn, nach Mecca zurück zu gehen. Einige seiner Anhänger, ließen darüber den Muth sinken; er hingegen fuhr fort, seine neue Lehre in allen öffentlichen Versammlungen der Pilgrime zu predigen, die nach Mecca zu dem Tempel, Caaba genannt, wallfartheten. Er gewann sechs Einwohner von Jathreb aus dem jüdischen

Stamme

Stamme Khazrai, die ihm neue Anhänger zu gewinnen suchten.

Im zwölften Jahre seiner erdichteten Sendung, machte er seine Nachtreise bekannt, die er auf dem Pferde Gabriels Alborak genannt, von Mecca nach Jerusalem, und von Jerusalem in den Himmel verrichtet haben wollte. Er hoffte vielleicht sein Ansehen zu vergrößern, wenn er vorgäbe, daß er, wie Moses auf dem Berge Sinai, sich mit Gott selbst unterredet, und viele Verordnungen unmittelbar von ihm empfangen hätte, als wenn er sich immer nur damit rühmte, daß er alles, was er für eine göttliche Offenbarung ausgab, bloß durch den Dienst Gabriels erhalten hätte. Die Erzählung, die im Gagnier zwölf Kapitel einnimmt, schien vielen seiner Anhänger so ungereimt und lächerlich zu seyn, daß sie ihm nachtheilig gewesen seyn würde, wenn nicht Abubecr, der über ihre Gemüther viel vermochte, sich erklärt hätte, daß er von der Wahrheit dieser Reise überzeugt wäre. Mahomet hatte allem Ansehen nach, versuchen wollen, wie weit er in seinen Erdichtungen gehen dürfte. Seit dem diese Erzählung geglaubt wurde, konnte er hoffen, daß seine Freunde alles für göttlich halten würden, was er nur dafür ausgeben wollte. In eben diesem Jahre, leisteten ihm zwölf Einwohner von Medina, einen Eid der Treue, durch welchen sie der Abgötterey, und der grausamen Gewohnheit, ihre Kinder, die sie nicht erhalten konnten, umzubringen, entsagten, und sich erklärten, seine neue Lehre anzunehmen. Mahomet sandte sie mit einem seiner Schüler Masab zurück, der ihm neue Schüler gewinnen sollte. Seine Lehre breitete sich auch zu Medina so schnell aus, daß kaum ein Haus war, wo sie nicht von einigen angenommen worden wäre. Masab

kam

kam im nächsten Jahre mit einer Gesellschaft von drey und siebzig Arabern zurück, die sich alle zum Schutze des Propheten verbanden, weil der Aufenthalt zu Mecca immer gefährlicher für ihn ward. Die Koreischiten, die von seinem Bündnisse mit den Einwohnern von Medina unterrichtet wurden, beschlossen ihn umbringen zu lassen. Allein Mahomet erfuhr ihren Entschluß, und hatte das Glück, in der Kleidung des Ali, der ihm drohenden Gefahr glücklich zu entrinnen, und nach Medina zu seinen Anhängern zu fliehen.

Zeither hatte Mahomet noch keine Gewalt gebraucht, seine Religion fortzupflanzen, und der ganze glückliche Fortgang seines Unternehmens, war der Macht der Ueberredung zuzuschreiben. Er erklärt sich in unterschiednen Stellen seines Korans, die ihm noch zu Mecca offenbart worden seyn sollen, daß er bloß predigen und ermahnen dürfte; daß es ihm gleichgültig wäre, ob die Menschen glaubten oder nicht glaubten; daß er keinen Befehl hätte, seine Lehre durch den Zwang der Waffen auszubreiten. Diese Mäßigung bewies er so lange, als ihm seine Feinde überlegen waren; aber kaum sah er sich in Medina sicher, so gab er einen göttlichen Befehl vor, daß er den Götzendienst mit den Waffen in der Hand ausrotten, und seine Lehre mit dem Schwerdte fortpflanzen sollte. Nachdem er eine Moschee zu Medina erbaut, seinen Gottesdienst eingerichtet, und verschiedne andre Verordnungen gemacht hatte, schickte er zuerst kleine Parteyen wider die Caravanen seiner Feinde aus. Im zweyten Jahre nach seiner Flucht, gewann er bey Bedr die erste Schlacht. Der Sieg, den er erfocht, legte den Grund zu seiner Größe, die mit jedem Feldzuge wuchs. Seine Völker unterhielt er mit den Beysteuern seiner Anhänger, die er Allmosen

nannte, und zu einem Hauptpunkte seiner Religion machte. Auch gab er das Gesetz, daß der fünfte Theil der Beute, allezeit in den öffentlichen Schatz gebracht werden sollte. Im sechsten Jahre der Hegira, waren die Koreischiten schon so weit gebracht, daß sie ihn, als er Mecca angreifen wollte, um Friede bitten mußten. Er verlangte auch schon seine Religion über die Gränzen von Arabien auszubreiten, und foderte mit dem Stolze eines Eroberers die benachbarten Prinzen zur Annahme derselben auf. Zwey Jahre darauf schlug einer seiner Feldherren die Griechen. Da die Einwohner zu Mecca den Stillestand gebrochen hatten, der ihnen bewilligt worden war, so griff er sie an, und eroberte die Stadt mit Sturm. Der Götzendienst wurde überall mit Gewalt ausgerottet. In den beyden folgenden Jahren unterwarf er sich den größten Theil von Arabien, und würde seine Eroberungen noch weiter getrieben haben, wenn er nicht im eilften Jahre nach seiner Flucht aus Mecca gestorben wäre. Abubecr folgte ihm, obgleich nicht ohne Widerspruch, in der Würde des obersten Lehrers, und Beherrschers der Muselmänner. Seit dem sie in einem Glauben, und unter einem Oberhaupte vereinigt waren, sahen sie sich im Stande, die Eroberungen zu machen, welche so viele Nationen in Asien, Africa und Europa zum mahometanischen Glauben gezwungen haben.

Dieser Glaube gründet sich auf den **Koran**, den Mahomet für eine göttliche Offenbarung ausgab. Der Name **Koran** bedeutet nach seiner Herleitung von dem arabischen Worte **Karaa**, welches **Lesen** und **Sammeln** heißt, nach einigen **eine Schrift**; nach andern aber **eine Sammlung**. Wegen der Abschnitte, in die er abgetheilt ist, nennen ihn die Mahometaner

hometaner auch **Forkan**, wegen des Vorzugs, den sie ihm vor andern Schriften zuschreiben, **Moschaf** und **Kitab**, oder **das Buch** ohne einen weitern Zusatz; und endlich wegen des beständigen Andenkens, aus welchem ein Muselmann seine Lehren niemals lassen soll, **Dhikr**, oder die **Errinnerung**. Er ist in hundert und vierzehn **Suren** oder Abschnitte von ungleicher Länge, jede Sure aber wieder in **Ayat** oder Verse abgetheilt, die auch einander an Länge ungleich sind. Es giebt noch eine andre Abtheilung des Korans, in sechzig gleiche Ahzab oder Abschnitte, welche für die dreyßig Leser gemacht worden ist, die ihn in den vornehmsten Tempeln täglich einmal ganz durchlesen müssen. Man hat sieben verschiedne Ausgaben desselben; zwo von Medina; eine von Mecca; eine von Kufa; eine von Basra, und die syrische, welche die gewöhnlichste ist. Diese Ausgaben unterscheiden sich in der Anzahl der Verse von einander; aber nicht in der Anzahl der Worte, und so gar der Buchstaben, welche die mahometanischen Lehrer eben so sorgfältig durchgezählt haben, als die Worte des alten Testaments von den Jüden gezählt worden sind.

Alle Suren haben, die erste ausgenommen, ihre besondern Titel. Diese sind entweder von dem vornehmsten Innhalte der Suren, zuweilen von den Personen, welcher sie erwähnen, oder oft auch nur von diesem oder jenem besondern Ausdrucke hergenommen, der darinnen vorkömmt, er fange nun das Kapitel an, oder stehe in der Mitte, oder am Ende.

In dem Titel wird auch angemerkt, ob er die Sure zu Mecca oder zu Medina empfangen habe. Allein ungeachtet dieser Anmerkung, ist dennoch ungewiß, ob sie ihm da oder dort, ganz oder nur zum Theil geoffenbart worden ist. Ueberhaupt ist in der

ganzen Anordnung der Suren gar keine Zeitrechnung beobachtet.

Auf den Titel folgt die Bismillah, oder die Anfangsformel: Im Namen des Allerbarmherzigsten Gottes!

Neun und zwanzig Kapitel haben nach der Bismillah zur besondern Zeichnung gewisse Buchstaben, die von einigen erklärt, ausgelegt, von andern aber für Geheimnisse gehalten werden, die dem vorgegebnen Propheten allein bekannt gewesen seyn sollen.

Dieses sind die äußerlichen Merkwürdigkeiten des Korans, dessen Urheber und Erfinder Mahomet war, wenn man auf die Einrichtung, die Schreibart und die Absicht desselben sieht. Seinem Vorgeben nach, war er eine göttliche Offenbarung, die ihm durch den Dienst Gabriels mitgetheilt wurde. So wie er ihn seinen Anhängern bekannt machte, sollte er nur eine Copey von dem Originale seyn, das in den Ideen Gottes von Ewigkeit her vorhanden gewesen war. Daher entstand auch nach dem Tode Mahomets zwischen den Sonniten, welche die Rechtgläubigen unter den Muselmännern seyn wollen, und zwischen der Secte der Motazaliten ein Streit über die Ewigkeit seines Korans, welcher viele Unruhen verursachte. Denn diese behaupteten die Erschaffung desselben, und jene stritten für seine Ewigkeit. Es ist so schwer nicht einzusehen, warum Mahomet vorgab, daß er ihm durch den Dienst Gabriels mitgetheilt worden wäre. Ueberhaupt wählte er einen Engel zum Werkzeuge dieser neuen Offenbarung, weil die Abgötter unter den Arabern, die Engel für Untergötter und Diener der höchsten Gottheit hielten, die Juden und Christen aber nach der Lehre des alten und neuen Testamentes glaubten, daß den Menschen alles, was Gott ihnen

offenbaren wollte, durch den Dienst dieser erhabnen Geister bekannt gemacht würde. Er trug dieses Geschäffte ins besondre dem Engel Gabriel auf, weil derselbe nach der Geschichte des Evangelii die Ankunft Christi verkündigt hatte, und unter den Christen, die in ihrer Ehrfurcht gegen die Engel im sechsten und siebenten Jahrhunderte auszuschweifen anfiengen, mit einer außerordentlichen Hochachtung verehrt wurde. Die Erdichtung Mahomets hatte die Absicht, sich in eben das Ansehen zu setzen, in welchem der große Stifter unsers Glaubens stand.

Ungeachtet aber Mahomet der Haupturheber dieses Buches war, wenn man auf die Einrichtung, die Schreibart, und die Absichten desselben sieht: So hätte er es doch nie verfertigen können, wenn er nicht Gehülfen gehabt hätte. Es ist offenbar eine Vermischung des christlichen und jüdischen Lehrbegriffes der damaligen Zeiten, mancher wahren, und apocryphischen Geschichte, wie auch vieler abergläubischen Gebräuche und Meynungen der abgöttischen Araber. Mahomet aber war zu dieser Vermischung nicht geschickt, weil er als ein Ungelehrter, zu eingeschränkte Einsichten von den Meynungen der Jüden und der Christen hatte. Er brauchte also Hülfe, damit er Materialien genug zu seinem neuen Gebäude haben möchte. Es konnte ihm nicht schwer fallen, Mitgenossen seiner Schwärmerey, oder vielmehr seines Betrugs zu finden; aber es war nicht möglich, dieses zu verbergen, so verschlagen und schlau er auch in ihrer Wahl war. Seine Feinde rückten ihm die Hülfe, die ihm geleistet wurde, wie aus vielen Stellen des Korans erhellt, öffentlich auf. **Die Ungläubigen,** heißt es in der fünf und zwanzigsten Sure, sprechen: **Der Koran ist ein Gedicht, das er selbst erfun-**

den hat; auch haben ihm andre darinnen beygestanden; es sind Fabeln der Alten, die ihm Morgends und Abends zum Nachschreiben vorgesagt worden sind. Man hat Nachrichten der Araber, welche Sale in einer Anmerkung zur sechszehnten Sure anführt, nach denen man Ursache zu glauben hat, daß er sich sehr vieler Gehülfen bedient habe. In eben dieser Sure sagt Mahomet selbst: **Wir wissen, daß sie sprechen: Ein gewisser Mann lehrt ihn den Koran abfassen.** Die Antwort, die er auf diese Beschuldigung giebt, ist merkwürdig: **Die Sprache des Mannes, den sie sich einbilden, ist eine fremde Sprache; die aber, worinnen der Koran geschrieben ist, ist die deutliche arabische Sprache.** In dieser Antwort läugnet er offenbar die Anklage nicht, sondern sucht ihr nur durch eine verführerische Ausflucht auszuweichen, ohne sie zu widerlegen. So gewiß es nun ist, daß er Gehülfen in der Ausfertigung des Korans gehabt hat, so wenig sind die Muthmaßungen, wer sie gewesen sind, mit einander einig. Er bewies darinnen eine Vorsicht, die von der Verschlagenheit seines Geistes einen Beweis giebt, daß er Gehülfen wählte, welche die arabische Sprache nicht verstanden. Ueberdieß leisteten sie ihm keine andre Hülfe, als daß sie ihm die verschiednen Lehrsätze und Meynungen der Juden und Christen bekannt machten, und ihm viele vortreffliche Stücke des alten und neuen Testamentes mittheilten, wenn er nicht diese göttlichen Bücher selbst gelesen hat. Denn die schönsten Stellen des Korans, sind entweder fast ganz buchstäbliche Uebersetzungen aus denselben, oder sehr offenbare Nachahmungen.

Die

Die Einrichtung des Korans, in welcher man keinen gewissen und festen Entwurf beobachtet sieht, stimmt mit Mahomets Absichten vollkommen zusammen. Er wollte der Welt kein eignes zusammenhangendes Lehrgebäude aufdringen, und er hatte auch die Wahrheiten und Meynungen, die er in seinem Koran vortrug, in dem Zusammenhange, den sie unter einander haben, oder nicht haben, niemals ordentlich überdacht. Er faßte, wo nicht gleich im Anfange, doch sehr bald, den Vorsatz, sich unter dem Vorwande, daß er auf Befehl Gottes, eine neue Religion einführen sollte, zum Herrn über seine Nation zu machen. Dieser Endzweck war ohne eine Vereinigung der verschiednen gottesdienstlichen Parteyen seines Landes nicht wohl zu erreichen. Also zielte seine ganze Lehre bloß auf eine Vereinigung derselben, im Glauben an Einen Gott, und in der Verbindung zu solchen theils gottesdienstlichen, theils sittlichen Pflichten und Gebräuchen, die entweder allen verschiednen Parteyen gemein waren, die ihm wegen ihres hohen Alterthumes der Beybehaltung würdig zu seyn, oder sich besonders für den Charakter seiner Nation zu schicken schienen. Eine solche Vereinigung aber war unmöglich, wenn er sie nicht zugleich verband, ihn für einen außerordentlichen Gesandten Gottes zu halten. Er hoffte, sie davon leicht überreden zu können, wenn er diejenigen, welche unter den Arabern, unter den Juden, und unter den Christen im Ansehen der Propheten stünden, in dieser Würde ließe, und sich nur für einen solchen Apostel ausgäbe, welcher bestimmt wäre, theils die Verfälschungen, die die herrschenden Religionen von Menschen erlitten haben sollten, zu entdecken, theils der letzte Prophet zu seyn, dem sich alle Zeiten unterwerfen müßten. Beyde Absichten erfoderten

eben keine besondre Ordnung im Vortrage, und die Araber liebten sie auch nicht. Kurze sinnreiche Aussprüche, die zu denken gaben; kühne Vergleichungen; Metaphoren, die eine feurige Einbildungskraft verriethen, waren dasjenige, was sie liebten. Deutlichkeit, Beweis und Zusammenhang, vermißten sie um so viel weniger in einer Schrift, je unbekannter damals alle philosophischen Wissenschaften unter ihnen waren. Die Araber hatten Dichter und Redner, die aber immer zum Innhalte nur Gegenstände gewählt hatten, welche keine Gedanken von besondrer Größe, Hoheit und Majestät veranlassen konnten. Da nun Mahomet alle Lebhaftigkeit seines feurigen Witzes, seiner Scharfsinnigkeit, und seiner glücklichen Einbildungskraft, auf den Vortrag solcher Lehren und Irrthümer anwendete, die in sich selbst eine gewisse Größe haben; da er seiner Muttersprache und ihres ganzen Reichthums mächtig war, und sich so viel Mühe gab, den prophetischen Ausdruck des alten Testamentes nachzuahmen: So konnte es ihm unter den Arabern an Bewunderern nicht fehlen, die über ihn, als über den größten Schriftsteller erstaunten, ob man gleich so wenig Ordnung und Zusammenhang in seinen Gedanken findet. Unterdessen ist nicht alle Unordnung und Verwirrung, die wir im Koran erblicken, seinem Verfasser allein zuzuschreiben. Man ist gewohnt, eine jede Sure als ein Ganzes anzusehen, und sie besteht sehr oft aus verschiednen vorgegebnen Offenbarungen, die keine Verbindung mit einander haben. Sie wurden ohne Unterschied, ohne Beobachtung der Zeit, und der besondern Veranlassung aufgezeichnet und verwahrt, oft auch nur von seinen Anhängern auswendig gelernt. In dieser Unordnung hinterließ Mahomet seine Aussprüche, welche die Richtschnur

seiner

seiner Religion seyn sollten. Abubecr, sein Nachfolger, brachte sie in die gegenwärtige Verfassung, und dazu hatte er ohne Zweifel keine andre Anweisung, als die Ordnung oder vielmehr die Unordnung, in welcher die verschiednen Stücke des Korans aufbewahrt worden waren.

Mahomet hatte seine Ursachen, warum er seine Offenbarung stückweise zu empfangen vorgab. Der Himmel mußte ihn aus allen Verwirrungen und Schwierigkeiten retten, wo ihm sein eignes Ansehen unzulänglich zu seyn schien. Durch die Zuflucht zu ihm suchte er alles, was er that, zu heiligen. Vom Himmel ließ er sich zur Befriedigung seiner Wollust so viel Weiber und Sclavinnen erlauben, als er haben wollte; vom Himmel ließ er sich von seinen Eiden lossprechen, wenn er nicht Lust hatte, sie zu halten, zumal so bald sie seine Hauptleidenschaft einschränkten; vom Himmel ließ er auch in Absicht auf sich die Verbote aufheben, die er von ihm empfangen zu haben vorgab. So ist in der vierten Sure ausdrücklich verboten, die Frau eines andern noch lebenden Mannes zu heyrathen. Zum Unglücke gefiel ihm Zaniab, das Weib seines Freygelaßnen Zaib. Um sie heyrathen zu können, bewegte er ihn mit Geschenken, sich von ihr zu scheiden, und heyrathete sie dann auf der Stelle. Die meisten seiner Anhänger ärgerten sich an diesem so niederträchtigen Handel mit seinem Freygelaßnen. Aber er wußte sie bald zu beruhigen; denn er war unverschämt genug, Gott sagen zu lassen, daß er sie ihm ehlich beygelegt hätte.

Alle Kenner des Arabischen erheben die Schreibart des Korans. Wenn sie bloß den Ausdruck darunter verstehen, so mögen sie in ihrem Lobe recht

haben. Die Koreischiten, in deren Mundart er geschrieben ist, waren die Athenienser der Araber. Er war aller Schönheiten seines Dialekts vollkommen mächtig, er war sich aber auch dieses Vorzuges so bewußt, daß er ihn im Koran mehr denn einmal als einen Beweis anführte, daß er ihn vom Himmel empfangen hätte.

Die Mahometaner erweisen den Koran eine Ehrerbietung, die keine Grenzen kennt. Sie dürfen ihn niemals anrühren, ohne ihre Hände gewaschen und gereinigt zu haben, und damit sie dieses nicht einmal aus Uebereilung und Unachtsamkeit thun mögen: So pflegen sie auf das äußere Pergament zu schreiben: **Lasset ihn niemand anrühren, als die, so da rein sind.** Sie schwören auf den Koran; sie führen ihn in ihren Kriegen bey sich; sie zeichnen Sprüche aus ihm in ihre Fahnen, und fragen ihn auch auf eine abergläubische Weise um Rath.

Ungeachtet aber der Koran der vornehmste Grund ihrer Religion ist, so haben sie doch auch, gleich den Jüden, eine Art von Talmud, nämlich ihre **Sonna**, in welcher die Aussprüche und Thaten Mahomets enthalten sind, die im Koran nicht aufgezeichnet stehen. Diejenigen, welche sie mit dem Koran zur Richtschnur ihres Glaubens annehmen, sind die Rechtgläubigen unter den Mahometanern.

Die Mahometaner nennen ihre Religion **Islam**, und theilen sie in zwey unterschiedne Stücke; in den **Iman**, welcher die Lehren enthält, die sie glauben müssen, und in den **Din**, welcher die gottesdienstlichen Pflichten begreift. Zu dem ersten gehöret die Lehre, daß nur Ein Gott sey; die Lehre von seinem Rathschlusse und von seiner unveränderlichen Vorherbestimmung des Bösen, und des Guten; die

Lehre von den Engeln; die Lehre von den göttlichen Schriften; die Lehre von den Propheten; die Lehre von der Auferstehung und dem zukünftigen Gericht. Zum Din gehört das Gebet mit seinen Ceremonien; das Allmosen, das gesetzte und freywillige Fasten, und die Wallfahrt nach Mecca. Außer diesen Hauptstücken und einigen verbindlichen Ueberlieferungen enthält der Koran noch einige andre Gebote und Verbote, die theils verschiedne Gewohnheiten der Araber aufheben, theils das bürgerliche Leben der Muselmänner betreffen, theils Kriegsgesetze sind.

Die Hauptlehre Mahomets, die fast in allen Suren des Korans vorkömmt, ist die Wahrheit, daß nur Ein Gott sey. Sie ist so wohl wider die abgöttischen Araber gerichtet, welche Gott die Engel als Untergottheiten und Mitgenossen beygesellten, als auch wider die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit. Gott konnte nach seinem Ausspruche nicht zeugen, und also im eigentlichen Verstande keinen Sohn haben, **weil er keine Gemahlinn hätte.** Man sieht daraus, daß er sich von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit eine sehr sinnliche und unrichtige Vorstellung machte. Tiefsinnigere Vernunftschlüsse wider diese unbegreifliche Lehre sucht man vergeblich bey ihm. Mahomet bildete sich ein, daß die Christen drey Götter glaubten, und vermuthlich verleitete ihn zu dieser Einbildung die ausschweifende Ehrfurcht einiger Christen in Arabien gegen die Jungfrau Maria. Man schließt dieses aus der Umschreibung, welche die Ausleger des Korans von den Worten Mahomets in der vierten Sure machen: **Sagt nicht drey Götter.** Sie bemerken dabey, daß Mahomet auf eine christliche Secte ziele, welche behauptet haben soll: **Jesus sey Gott, Maria sey Gott,**

In der 6. Sur.

Gott, Gott sey Gott. Deswegen umschreiben sie die angeführten Worte des Korans also: **Sagt nicht drey Götter, nämlich, Gott, Jesum und seine Mutter.**

Die schönsten Stellen, die im Koran vorkommen, handeln von Gott, von seinem Daseyn, von seiner Allgegenwart, von seiner unendlichen Macht, von seiner Allwissenheit, von seiner Güte und andern Eigenschaften. „Es ist kein Gott, als Gott, der „lebendige, der Selbstständige. Weder Schlummer „noch Schlaf überfällt ihn. Ihm gehöret zu alles, „was im Himmel und auf Erden ist. Er weiß das „Vergangne und Zukünftige. Sein Thron reichet „über Himmel und Erden, und beyder Erhaltung „fällt ihm nicht zur Last. Er ist mächtig, vermögend Rache zu üben; er ists, der die Menschen im „Mutterleibe bildet, wie es ihm gefällt. Er nimmt „das Königreich, wem er will, und giebt es, wem er „will. Er erhöhet, wen er will, und demüthigt, „wen er will. In seiner Hand ist Gutes; denn er „ist der Allmächtige. Er bringt die Lebendigen „aus den Todten, und die Todten aus den Lebendigen hervor, die Barmherzigkeit Gottes ist den Gerechten nahe; er ist es, der die Winde aussendet, „und wie eine Reihe Berge ausbreitet, bis sie vom „Regen geschwängerte Wolken herabbringen, durch „welche mannichfaltige Früchte hervorsprossen. Er „kennt die geheimsten Winkel des Herzens; er kennet jedes Insect und den Ort seines Aufenthalts. „Er ist es, der den Himmel ohne sichtbare Pfeiler „aufgeführet, sich auf seinen Thron gesetzt, und Sonne und Mond genöthigt hat, ihre Dienste zu vollziehen. Jeder von den himmlischen Körpern hält „durch ihn seinen Lauf; er ordnet alle Dinge; er

„hat

„hat die Erde ausgebreitet, und Berge und Flüsse „darinnen an seinen Ort befestigt; er weiß was ver„borgen, und was offenbar ist; er ist der Größte „und der Allerhöchste. Derjenige, der seine Worte „verheelt, und der, so sie bekennt; derjenige, der sich „in der Nacht zu verbergen sucht, und der, so am „Tage öffentlich hervorgehet, sind in Betrachtung „der göttlichen Erkenntniß, einer wie der andre. „Er hat die Nacht verordnet, euch zu bedecken, als „ein Gewand, den Schlaf euch Ruhe zu geben, und „den Tag zum Wachen. Er ist es, der die Winde „sendet, welche die schwangern Wolken forttreiben, „als die Vorläufer seiner Gnade.„ Solche Aussprüche findet man fast in jeder Sure, welche wie plötzliche Stralen durch ein finsteres Chaos von unordentlichem Geschwätze durchschimmern. Es sind aber Stralen eines fremden Lichtes; denn wer sieht nicht, daß es fast ganz buchstäbliche Uebersetzungen biblischer Aussprüche sind?

Diese in sich so vortrefflichen Wahrheiten werden durch die Lehre verdunkelt, daß Gott alles, nicht allein die glücklichen Schicksale eines jeden Menschen, sondern auch alles Böse wie das Gute mit einem unbedingten Rathschlusse vorherbestimmt habe. Diejenigen, sagte Mahomet, **wider welche das Wort des Herrn beschlossen ist, werden nicht gläuben, wenn auch alle Wunderwerke vor ihnen geschähen.** Wenn das nicht wäre, so würde doch irgend eine Stadt von so vielen, die vertilgt worden sind, geglaubt haben. Wenn es Gott gefallen hätte: So hätten gewiß alle, die auf Erden sind, an ihn geglaubt. Keine Seele kann glauben, als durch die Zulassung Gottes. Niemand kann glauben,

den Gott in Irrthum zu stürzen beschlossen hat. Ihr möget seyn, wo ihr wollt, so wird euch der Tod einholen, wenn ihnen Gutes begegnet, so sprechen sie: Es kömmt von Gott; wenn sie Böses betrifft, so sprechen sie: Es kömmt von dir, o Mahomet! Sage ihnen: Es kömmt alles von Gott. Reland sucht in seinem Abrisse der mahometanischen Religion diese und viele andre Stellen des Korans von den Vorwürfen, die ihr deswegen gemacht worden sind, durch gelinde Erklärungen zu retten, und man findet wirklich einige Stellen darinnen, welche solche Auslegungen zu rechtfertigen scheinen. Allein man muß zur richtigen Einsicht in die Lehren Mahomets niemals seine Absichten, und die Veranlassungen dazu aus den Augen lassen. Drey Ursachen bewogen ihn, eine unbedingte Vorherbestimmung Gottes zu lehren. Theils suchte er durch dieselbe die Klagen seiner Anhänger über den Verlust derjenigen, die in der Schlacht bey Ohod geblieben waren, zu stillen; theils wollte er dem Einwurfe damit ausweichen, warum so viele ungläubig blieben, wenn er ein Gesandter Gottes wäre; vornehmlich aber wollte er die Seinigen zur Tapferkeit und Unerschrockenheit dadurch aufmuntern. Mit welcher Verzweiflung und Wut mußten sie nicht für ihn fechten, wenn sie einmal überredet waren, daß sie ihr Leben durch alle ihre Behutsamkeit keinen Augenblick verlängern könnten; daß ihr Schicksal unwiederruflich, und durch keine Vorsicht und Klugheit zu vermeiden wäre? Seine Widersacher läugneten seine vorgegebne Sendung von Gott, weil er zur Bestätigung derselben keine Wunder thäte. Diesem Vorwurfe glaubte er durch seine Vorherbestimmung aller Dinge alle Kraft zu neh-

men. Die Wunder waren unnöthig, wenn durch ein unwiederrufliches Verhängniß bestimmt war, wer an ihn glauben sollte. Diejenigen, welche ihm nicht glauben wollten, konnten dieses Verhängnisses wegen nicht glauben: Niemand kann glauben, den Gott in Irrthum zu stürzen beschlossen hat. Wozu waren also Wunder nöthig? Diejenigen, wider welche nach der Lehre Mahomets das Wort des Herrn beschlossen war, würden doch nicht geglaubt haben, wenn auch alle Wunder vor ihren Augen geschehen wären.

Mahomet führte beständig Gott und seine Eigenschaften im Munde, hauptsächlich in der Absicht, um sich Ehrfurcht dadurch zu erwerben. Fast jede Aufmunterung ihm zu glauben und gehorsam zu seyn, wird mit einer Verheißung des Paradieses begleitet, und wenn er an dem Eindrucke derselben zweifelt, so ist er mit der Andräuung der Hölle bereit. Auch die gleichgültigsten Kleinigkeiten läßt er durch Gott anordnen. Durch ihn läßt er seinen Anhängern befehlen, alle nöthige Vorsichtigkeit gegen ihre Feinde zu gebrauchen, und entweder in abgesonderten Parteyen, oder alle zugleich zum Kriege auszuziehen. Auch mußte ihnen Gott sagen, daß es ihnen nicht zum Laster gereichen sollte, wenn sie ihre Waffen weglegten, weil sie krank wären, oder vom Regen beschwert würden. Doch dieser Misbrauch ist noch Tugend dagegen, daß er sich von Gott die schändlichsten und unreinsten Ausschweifungen erlauben läßt. Unterdessen dürfen die Mahometaner nicht zweifeln, daß Gott alles geredet habe, was ihm der Betrüger zuschreibt. In der 4. Sur.

Der Glaube an das Daseyn guter und böser Engel ist das dritte wesentliche Stück ihres Imams.

Der

In der 35. Sur. Der Koran giebt den Engeln feine aus Feuer erschaffne Leiber, zwey, drey und vier paar Flügel, mancherley Gestalten und Aemter. Gabriel, Michael, Azrael, und Israfil sind, wie darinnen geträumt

In der 2. Sur. ist, die vornehmsten unter den Engeln. Gabriel ist der Engel der Offenbarung, von Gott mit einer gröfsern Vertraulichkeit als andre begnadigt, und mit Aufzeichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäfftigt; Michael der Beschirmer des jüdischen Volkes; Azrael der Engel des Todes, welcher, wenn die Menschen sterben, ihre Seelen von ihrem Körper trennen muß. Israfil der Engel der Auferstehung. Mahomet giebt jedem Menschen zween Engel zu Aufsehern, einen zur Rechten, einen zur Linken, welche alle seine Thaten aufzeichnen müssen. Dieses war eine Meynung, welche zu seinen Zeiten der ganze Orient glaubte. Selbst die Christen hatten sie angenommen. Die andern Träume von den Engeln sind von den Jüden entlehnt.

Der Teufel, der wegen seiner Verzweiflung Eblis vom Mahomet genannt wurde, war ehedem ein guter Engel gewesen, und zwar einer von denen Geistern, welche Gott am nächsten sind. Allein er war gefallen und zu einer ewigen Strafe verurtheilt worden, weil er sich geweigert hatte, den ersten Menschen anzubeten, dessen Anbetung Gott von allen Engeln als einen Beweis ihres Gehorsams gegen ihn gefodert hatte. Aus Rache, sich aus dem Himmel verstoßen zu sehen, verführte er die ersten Menschen zur Sünde. Alles dieses waren Meynungen der Jüden.

Außer den Engeln nahm Mahomet noch eine gewisse Art Mittelgeister an, welche aus keinem so reinen Feuer als sie geschaffen, aber doch Geister seyn

sollten.

sollten. Er nannte sie Jin, Genios. Sie waren viele Jahrhunderte eher, als Adam erschaffen worden. Weil sie von einem irrdischern Wesen waren, als die Engel, so aßen und tranken sie; sie konnten auch ihr Geschlecht fortpflanzen. Sie hatten die Erde vor dem Daseyn des ersten Menschen bewohnt. Diese Jin scheinen auch aus den Träumen der Juden hergenommen zu seyn, und mit ihren Schedim viel Aehnlichkeit zu haben, welche von zween Engeln, Aza, und Azael mit einer Tochter Lamechs Naamah erzeugt worden seyn, gleich den Menschen Nahrung bedürfen, sich fortpflanzen und sterben sollen.

Seitdem der Mensch gefallen war, brauchte er nach der Lehre Mahomets eine göttliche Offenbarung. Gott hatte auch dem Menschen seinen Willen bekannt gemacht, und ihn unterschiednen Propheten schriftlich mitgetheilt. Mahomet zählte hundert und vier verschiedne Offenbarungen. Adam hatte deren zehn, fünfe Seth, dreyßig Edris oder Enoch, Abraham zehen, Moses den Pentateuchus, David die Psalmen, Jesus das Evangelium und Mahomet die letzte Offenbarung empfangen. Die ersten Offenbarungen waren verloren, die Schriften Mosis aber, die Psalmen Davids und die Schriften der Apostel von den Jüden und Christen verfälscht worden. Das war die Ursache, daß der Koran vom Himmel herabgesandt wurde, damit durch ihn die Verfälschung der vorigen Offenbarungen entdeckt, eine deutliche Erklärung der in derselben enthaltnen Wahrheiten gegeben, und mit versiegelt würde. Der Koran, sagte Mahomet, ist kein neu erfundnes Gedicht, sondern eine Bekräftigung der Schriften, die vor ihm geoffenbaret worden sind; eine Erklärung eines jeden nöthigen Stückes,

In der 57. Sur.

In der 20. Sur.

S. die 12. Sur.

so entweder den Glauben oder das Leben angeht, und eine Unterweisung und Gnade für die Gläubigen.

Gott hat nach den Traditionen der Muselmänner eine erstaunliche Anzahl Propheten zu den Menschen gesandt, und unter diesen drey hundert und dreyzehn Apostel, welche wider den Aberglauben der Abgötterey predigen müssen. Einige haben göttliche Bücher empfangen, andre haben gepredigt und Gesetze gegeben, ohne Offenbarungen zu empfangen. Unter diese werden Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mahomet gezählt. Christum erkläret Mahomet, ob er gleich seine Gottheit und die Wahrheit läugnet, daß er Gottes Sohn sey, für einen Apostel desselben, für das Wort, welches er in die Jungfrau Maria geleitet habe, und für einen von ihm ausgehenden Geist, ohne sich zu erklären, was er für Begriffe mit diesen aus dem Evangelio entlehnten Ausdrücken verbinde. Fast alles, was von ihm, und besonders von den Wundern seiner Kindheit im Koran erzählt wird, ist aus dem apocryphischen Evangelio Barnabä genommen. Sich selbst erklärt Mahomet für den letzten und den größten unter den Propheten, welchen Gott erwählt haben soll, die alte Religion Abrahams wieder auf der Erde einzuführen, alle andern Religionen hingegen aufzuheben. Ueberall verlangt er eine blinde uneingeschränkte Unterwürfigkeit, und beständig setzt er Gott und sich zusammen: **Welche Gott und dem Apostel gehorchen, die werden unter denjenigen seyn, denen Gott gnädig ist.** Seinem Ausspruche nach ist der Glaube eines Menschen an Gott nicht vollkommen, so lange er ihn seinen Propheten nicht zum Richter aller Streitigkeiten erwählt, und sich

S. die 4. Sur.

seine

seine Entscheidungen nicht mit völliger Unterwerfung gefallen läßt. Die Vorzüge sind bis zum Erstaunen außerordentlich, die ihm Gott nach dem Zeugnisse seines Korans und der Sonna vor andern Propheten so wohl in dem gegenwärtigen als zukünftigen Leben zugeeignet haben soll. Nach den Träumen dieser Bücher war er zwar in der Ordnung der Sendung der letzte unter den Propheten, in der Ordnung der Schöpfung aber der Höchste. Die Bücher der alten Propheten hatten ihn verkündigt. Auf seinem Rücken trug er das Siegel der Prophezeyung. Er war von allen Auflagen frey, und sogar von den Allmosen. Seine Familie hatte gleiche Vorrechte, indem ihn Gott zum Herrn über den ganzen Erdkreis gemacht hatte. Er konnte selbst am Fasttage sich dem Vergnügen der Wollust überlassen, und hatte allein das Recht, fremde Weiber nicht nur anzuschauen, sondern sich auch auf die Seite mit ihnen zu begeben. Er konnte von der Beute nehmen, ehe noch getheilt wurde, was er wollte, und erhielt doch noch bey der Theilung den fünften Theil. Er verzieh denen, die ihn verachteten; diejenigen aber, die ihn und seine Frauen verleumdeten, durfte er tödten. So sehr unterschied er sich von allen Propheten vor ihm. Diese waren selbst durch ihr prophetisches Amt zur strengsten Beobachtung aller Tugenden verpflichtet; er hingegen hatte die Freyheit, alle Laster, die er wollte, zu begehen, und wenn er sie begieng, so wurden es Tugenden.

S. die 4. Sur.

Gagnier t. 3. p. 341. sq.

S. die 7. Sur.

Das Ende der Welt und die Auferstehung von den Todten sind Hauptlehren des Korans. Einige mahometanische Philosophen verstehen unter der Auferstehung der Menschen nur die Zurückkehr der Seelen in ihre ersten Wohnungen. Allein Mahomet

lehrt die Auferweckung der Leiber ausdrücklich. Es ist ihm aber nicht genug sich gegen alle Einwürfe wider ihre Möglichkeit auf die Allmacht Gottes zu berufen; oder sie aus der damals schon erdichteten Fabel der Siebenschläfer zu beweisen; er will mehr wissen. Er träumt also, daß Gott das Rumpfbein, welches seiner Physik nach bey dem Menschen, im Leibe seiner Mutter zuerst gebildet wird, als die Anlage zum künftigen Körper, vor aller Zerstörung bewahre; eine Meynung, welche er von den Juden annahm. Die eigentliche Zeit von dem Ende der Welt und der Auferstehung der Todten gehört auch nach seiner Lehre unter die Geheimnisse. Unterdessen glauben doch seine Anhänger gewisse Zeichen zu wissen, an welchen die Annäherung dieser Zeit erkannt werden soll. Ehe sie kömmt, soll ein Antimahomet erscheinen; Jesus vom Himmel herabkommen und ihn tödten; die Sonne im Abend aufgehen; ein fürchterliches Ungeheuer aus der Erde hervorsteigen, und vom Tempel zu Mecca aus mit seinem Schwerdte die Gläubigen und Ungläubigen bezeichnen. Allein das unmittelbare Merkmal des hereinbrechenden Endes der Welt und der Auferstehung der Todten soll ein dreymaliger Posaunenhall des Todesengels seyn. Auf den ersten soll die Erde erbeben, und ein allgemeines Schrecken alle Geschöpfe ergreifen. Auf den andern sollen alle Thiere sterben, und alle Geschöpfe des Lebens beraubt werden, auf den dritten aber alle Todten auferstehen, die Propheten und die Gerechten Kleider empfangen, die Gottlosen aber vom Haupte bis auf den Fuß unbekleidet bleiben. Auch sollen die Thiere auferstehen und mit den Menschen gerichtet, nach dem vollendeten Gerichte aber wieder zernichtet werden. Den ersten Hall der Po-

S. die 50. Sur.

saume nennen sie das Blasen der Bestürzung; den zweyten das Blasen der Entseelung; den dritten das Blasen der Auferstehung. Man sieht in allen diesen Meynungen Trümmer der wahren Religion, buchstäblich verstandne und in wirklich zukünftige Begebenheiten verwandelte Metaphoren der Schrift, Nachäffungen der Weissagung Christi von den Kennzeichen seines Gerichts entweder über die Juden oder über alle Menschen, und verderbte verunstalte Bilder aus der Offenbarung Johannis, die mit jüdischen Träumen untermischt sind.

Auf die Auferstehung folgt das Gericht. Diese Wahrheit ist im Koran auch durch vielerley Zusätze verstellt. Mahomet will die Länge des allgemeinen Gerichts bestimmen; er vergißt aber sich selbst und widerspricht sich in seinen Bestimmungen; denn bald soll dasselbe einen halben Tag, bald tausend, bald funfzigtausend Jahre dauern. Vor dem Gerichte soll ein peinliches Warten der Gottlosen vorhergehen; Gott hierauf in den Wolken mit allen seinen Engeln erscheinen, die Bücher vorzeigen, die über die Handlungen jedes Menschen von seinen Schutzengeln gehalten werden, die Propheten wider die Ungläubigen auftreten, und jeden von den Auferweckten von der Anwendung seiner Zeit, von seinem Reichthume, wie er ihn erworben und angewandt habe, von seinem Leibe und den Uebungen desselben, endlich auch von seiner Erkenntniß und Einsicht Rechenschaft geben lassen. Die Werke der Menschen sollen auf einer besondern Wagschaale gewogen werden, und diejenigen, deren Wagschaale niedersinken wird, zum Besitze der Seeligkeit kommen, wofern ihnen nach vollendeter Wiedervergeltung noch gute Werke übrig bleiben. Unter dieser Wiedervergeltung verstehen

Sur. 32. 70. v. c. 2.

die Mahometaner die Genugthuung, welche die Beleidigten von ihren Beleidigern empfangen sollen. So viel Unrecht sie erlitten haben, so viel soll ihnen auch von den guten Werken der Beleidiger zugerechnet werden. Bleibt alsdann diesen nichts mehr übrig, so werden sie gleich andern Gottlosen zur Hölle hinabgestoßen. Dieses Gericht wird auch über den Satan, und die Jin gehalten werden. Nach dem ausgesprochnen Urtheile sollen die Gläubigen und die Gottlosen, jene zur Rechten, und diese zur Linken über eine Brücke, welche über die Hölle führen, feiner als ein Haar, und schärfer als die Schärfe des Schwerdts seyn wird, die Frommen mit wunderbarer Leichtigkeit und mit der Geschwindigkeit des Windes in das Paradieß hinübereilen; die Gottlosen aber voll Verzweiflung in den Abgrund unter der Brücke hinabstürzen. Diese Brücke ist ein Traum, welchen Mahomet den Persern entwendet hat.

Sur. 18.

Ityd. de rel. vet. Perf. pag. 240. sqq.

Die Hölle wird im Koran als ein Pfuhl voll Feuer beschrieben. Die Abbildungen davon sind unangenehm genug, einen unwissenden und sinnlichen Pöbel zu erschrecken. Schwere Ketten von außerordentlicher Länge, in denen die Verdammten von grausamen und unerbittlichen Engeln herumgeschleppt werden; Flüsse voll Schwefel; feurige Schuhe an den Füssen; siedende Hirnschaalen; Bittre den Teufelsköpfen ähnliche Früchte, die in ihre Eingeweide wüten; brennende Winde; Schatten eines schwarzen Rauchs, die weder angenehm noch kühl sind; und ein immerwährendes Geheul sind Bilder, die die Beschreibungen des Tartarus erreichen. Nach dem Koran sind die Strafen der Hölle ewig; viele Mahometaner aber glauben eine Errettung aus derselben.

Das

Das Paradieß wird im Koran durch eine Mauer, welche Orf genannt wird, von der Hölle unterschieden. Wenn die Frommen über die Mauer sind, so trinken sie zuerst aus dem Flusse Cawthar, der aus dem Paradiese herströmt. Alles schmeichelt in den mahometischen Beschreibungen desselben der Wollust und Weichlichkeit; vornehmlich erfüllt es der vorgegebne Prophet mit einem Ueberflusse solcher Wollüste, an denen die Araber den meisten Geschmack fanden. Gärten mit fruchtbaren und schattenreichen Bäumen beflanzet; mit anmuthigen rauschenden Bächen durchströmt, von erfrischenden Winden abgekühlt; herrliche Früchte, die an ihren Bäumen so niedrig herhangen, daß sie ohne Mühe abgebrochen werden können; Aufwärter, die mit silbernen Gefässen und Bechern um die Seeligen herumgehen; Flaschen so durchscheinend als Glaß, deren Maaß sie durch ihre Wünsche entscheiden; Jünglinge, die ewig in der Blüthe ihrer Jugend bleiben und ihnen aufwarten, mit Kleidern von der feinsten grünen Seide angezogen, mit Gold geschmücket und mit silbernen Armbändern geziert; prächtige Betten, auf denen sie ruhen, blühende ewige Jungfrauen mit schwarzen Augen zur Sättigung ihrer Wollüste sind die Glückseeligkeiten des mahometanischen Himmels. Die Bäume, die Mahomet in sein Paradieß setzt, sind arabische oder ägyptische, und die Getränke ebenfalls solche, welche seine Nation liebte. So verheißt er seinen Anhängern Becher voll Wein, die mit dem Wasser des Zenjebil, eines Brunnens im Paradiese gemischt seyn sollten. Zenjebil bedeutet Ingber, welchen die Araber unter das Wasser, welches sie trinken, zu mischen gewohnt sind. Mahomet wußte ihren Geschmack und erdichtete also eine

Sur. 77. 56.

Quelle im Paradiese, die nach dieser Specerey schmecken sollte. In dieses sinnliche Paradieß nun kommen die Menschen erst nach dem Tage des Gerichts. Die Seelen begleiten nach der Sonna ihre Leiber in das Grab, und warten neben ihnen auf das allgemeine Gericht. Bis dahin giebt es kein Paradieß und keine Hölle; zum wenigsten sind sie nicht bevölkert. Im Grabe aber wird von gewissen Engeln, welche **Munkir** und **Nedir** heißen, eine besondre Untersuchung über die Handlungen der Verstorbnen angestellt. Bestehen sie vor diesem Gerichte, so dürfen sie sich niederlegen und ruhen; die Engel leisten ihnen Gesellschaft und erfüllen sie mit Trost. Die Reichen lassen deswegen zur Bequemlichkeit der Seelen und der Engel sich geraume und weitläuftige Gräber bauen. Bestehen die Menschen in diesem besondern Gerichte nicht, so werden die Verworfnen von schwarzen Engeln gepeinigt, die sie mit eisernen Kolben und Zacken grausam zerschlagen. Daher pflegen die Muselmänner oft zu beten: **Befreye uns Herr von dem Engel dem Verderber, von der Pein des Grabes, von dem Wege des Verderbens, und führe uns zum Genusse des Paradieses!**

Die Moral richtet sich in allen Religionen nach den Grundlehren des Glaubens. In so fern der Glaube Mahomets die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion enthält, in so fern befiehlt er auch die Pflichten, die daraus hergeleitet werden.

Sur. 9. Der Glaube an Einen Gott ist die erste Pflicht, und die Vielgötterey das größte Laster in seiner Sittenlehre. Sein Haß gegen dieses Laster gieng so weit, daß er auch den Seinigen verbot, für die Götzendiener zu beten. Allein seine Moral kann in Absicht

auf die Pflichten gegen Gott, nicht anders, als unvollkommen seyn, da seine Begriffe von dem höchsten Wesen, und besonders von seiner Heiligkeit äußerst unvollkommen und mangelhaft sind. Mahomet weiß nichts von dem Ebenbilde Gottes, nichts von der Herrlichkeit, die der Mensch vor seinem Gerichte haben sollte, und durch die erste Sünde seiner Stammältern verloren hat; also findet man in seiner Moral auch nichts von allen den Pflichten, die von diesen Sur. 2. Wahrheiten abstammen. Man würde ihr Gewalt thun, wenn man sie der Strenge beschuldigen wollte. Dieses erhellt aus ihrer Lehre von den Eidschwüren. Gott will euch, heißt es im Koran, wegen eines unbedachtsamen Wortes in euern Eidschwüren nicht strafen; denn Gott ist gnadenreich und barmherzig. Die Eidschwüre sind von allen Völkern unter die allerheiligsten Pflichten gegen die Gottheit gerechnet worden. Welch einer Geringschätzung setzt sie denn nicht Mahomet dadurch aus, daß er Leichtsinn und Unbedachtsamkeit bey dem Eide eben dadurch schont und erlaubt, daß er sie von der göttlichen Strafe ausnimmt?

Die meisten Gebote des Korans betreffen die bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten. Die Kinder werden zur Ehrfurcht gegen ihre Aeltern angewiesen; die Gerechtigkeit gegen alle Menschen, wird als die erste Tugend unter den Pflichten der Geselligkeit empfohlen; Mord und Ehebruch, Diebstahl, Betrug, und alle offenbar schädlichen Ausbrüche der Leidenschaften, welche die Ruhe und Sicherheit eines Staates stören, werden untersagt; als die erhabensten Tugenden aber die Versöhnlichkeit, die Mildthätigkeit, und die Leutseeligkeit erhoben. Man findet so gar im Koran Vorschriften der Höflichkeit. Man

liest auch hier und da sehr vernünftige Lehren wider die gröbern Leidenschaften des Menschen. Der Hochmuth bedeckte nach dem Ausspruche des Mahomets, die Schönheit und den Glanz des Lucifers mit Häßlichkeit und Finsterniß. Der Geiz füllt wohl den Schatz des Geizigen an; seine Seele aber bleibt bey allen seinen Reichthümern arm. Der Zorn ist Ursache, daß der Mensch Gottes und seiner Vernunft vergißt. Der Neid ist ein geheimes Feuer; ein beständiger Henker der Seele; ein grausamer Feind ihrer Ruhe. Solcher Sittensprüche findet man viele im Koran; aber nirgends wird auf die innere Reinigkeit des Herzens gedrungen, auf den Kampf mit dem angebohrnen Verderben; auf den Streit mit der Sinnlichkeit, auf die Demuth, auf die Verläugnung seiner selbst, und auf andre solche Tugenden, welche die innere Verbesserung des Menschen zum Endzwecke haben. Wie schmeichelt nicht die Erlaubniß der Vielweiberey, die schändliche Freyheit, die er den höchsten selbst seinen Anhängern ertheilen läßt, mit ihren Weibern der Wollust auf jede Art, wie sie wollten, zu pflegen, und die ganze Lehre von seinem Paradiese der Sinnlichkeit! Was kann der Allerwollüstigste mehr verlangen, als vier Weiber, und die Erlaubniß, so viel Sclavinnen als er will zur Befriedigung seiner Begierden zu misbrauchen?

Sur. 2.

Der **Din** der Mahometaner enthält diejenigen Gebote, durch deren Beobachtung sich ein Muselmann von den Bekennern anderer Religionen unterscheiden muß. Unter diesen steht das Gebet oben an. Mahomet hat den Innhalt des Gebetes unbestimmt gelassen, eben so wenig Bestimmtes sagt er von der innern Beschaffenheit des Herzens, mit welcher gebetet werden soll. Desto mehr aber schreibt

er

er in Ansehung des Aeußerlichen vom Gebete vor. Er befiehlt den Seinigen, binnen vier und zwanzig Stunden, fünfmal zu beten, vor dem Aufgange der Sonne, gleich nach dem Mittage, vor dem Untergange, und gleich nach dem Untergange der Sonne. Vor dem Gebete müssen sie sich waschen. Mahomet schreibt ihnen zu dem Ende gewisse Reinigungen vor. Eine, **Ghosl** genannt, besteht in der Eintauchung des ganzen Leibes ins Wasser, und ist nur in gewissen außerordentlichen Fällen gewöhnlich, welche nicht ohne Beleidigung einer zärtlichen Schamhaftigkeit genannt werden können. Die zweyte und gewöhnliche Reinigung, **Wodu** genannt, besteht nur in der Abwaschung des Gesichts, der Hände und der Füße. Damit diese Vorbereitung zur Andacht niemals unterlassen werden möchte, so erlaubte Mahomet den Seinigen, sich, wenn Wasser dazu mangelte, eines feinen Sandes oder Staubes zu gebrauchen. Sie würden gewiß ungerecht seyn, wenn sie sich beklagen wollten, daß er ihnen die Beobachtung seiner Gesetze nicht auf alle mögliche Weise erleichtert hätte. Mahomet hatte dieses von den Juden gelernt, von denen er mehr Ceremonien entlehnt hat. Bey dem Gebete müssen die Anhänger seiner Lehre sich mit dem Gesichte nach Mecca richten. Dieser Gebrauch heißt die Keblah. Diese Keblah wurde nach den Staatsabsichten des Mahomets zu verschiednen malen geändert.

Die Mahometaner sind durch den **Din** zur Mittheilung gewisser Allmosen verbunden. Es giebt zwo Arten Allmosen, die **gesetzlichen**, und die **freywilligen**; jene heißen **Zacat**, und bestehen in zween und einem halben Theil von hundert, und müssen vom Viehe, vom Getraide, vom Gelde, von den Früchten

und

und von den Waaren gegeben werden; diese heißen Sadazat; der besondern Allmosen, die bey gewissen Festen zu geben sind, nicht einmal zu gedenken. Alle diese Allmosen sehen die Mahometaner als einen Schatz an, den sie für die Zukunft zurück legen. Sie beweisen viel Mitleid gegen die Gefangnen; sie kaufen sie los; sie theilen Lebensmittel unter die Armen aus; einige erlassen ihren Schuldnern ihre Schulden, und geben ihnen ihre Schuldverschreibungen mit in den Sarg; andre lassen Moscheen, Schulen, Hospitäler für Reisende, Kranke, und Unsinnige, Brücken, Brunnen und öffentliche Herbergen erbauen. Viele erstrecken ihre Mildthätigkeit bis auf die Thiere, und selbst bis auf die leblosen Geschöpfe. Viele kaufen auch Vögel, bloß um sie wieder fliegen zu lassen, und einige bezahlen wohl gar einen Menschen, daß er unfruchtbare Bäume begieße, damit sie nicht vertrocknen, und ausgehen mögen. Der Koran hat zwar dieses nirgends befohlen; aber es ist doch eine Folge seiner häufigen Aufmunterungen zum Allmosengeben.

Das dritte Stück des **Dins**, ist das **Fasten**, das nothwendige im Monat Ramadan, und das freywillige. Jenes dauert von dem Eintritte des neuen
Sur. 2. Monden bis zum andern. Zur gesetzmäßigen Beobachtung des Fastens, gehört, daß die Fastenden vom Morgen an, bis zum Untergange der Sonne ganz nüchtern bleiben. Die Nacht über können sie ihren Leib so gut pflegen, als sie wollen. Die Reisenden, die Kranken, die Schwangern, die Säugenden, und die Alten sind von der Beobachtung dieses Gesetzes zwar befreyt; sie müssen es aber entweder in andern Monaten durch ein besondres Fasten nachholen, oder durch Allmosen ersetzen. Freywillig fasten sie entwe-

der

der an den Tagen, da ihr Prophet außerordentlicher Weise gefastet haben soll, oder an andern Tagen, die ihnen heilig sind, besonders aber am zehnten des Monden **Moharram.**

Endlich sind die Muselmänner durch ihren Koran verbunden, wofern sie des Paradieses nicht verlustig werden wollen, einmal zum wenigsten in ihrem Leben nach Mecca zur Caaba zu wallfarthen. Die Caaba ist ein Tempel, der ehedem dem Dienste gewisser Götzen gewidmet war. Die abergläubische Ehrerbietung gegen denselben, zog viele Pilgrime nach Mecca, von denen die Einwohner dieser Stadt viele Vortheile zogen. Mahomet sah wohl ein, daß er sie nie auf seine Seite bringen würde, wenn er sie durch seine neue Religion so großer Vortheile beraubte, die in der That mehr ihre Götzen waren, als die Götzen der Caaba. Damit er sie nun desto leichter gewinnen möchte, so beschloß er die Wallsarth zur Caaba zu einem Gesetze seiner neuen Religion zu machen, da zumal alle ihm bekannten Religionen zu seiner Zeit das Wallfarthen unter die verdienstlichsten Handlungen des Gottesdienstes zählten. Diese Wallsarth geht zuerst nach einer Quelle bey **Medina**, hierauf in diese Stadt, von da nach Gibel **Arafa**, wo Adam sein Weib nach seiner Verstoßung aus dem Paradiese wieder gefunden haben soll, von da nach dem Thale **Mina**, wo die Pilgrime eine Menge Schaafe schlachten, und diese Opfer unter die Armen austheilen, und von hier endlich nach Mecca, wo sie siebenmal um die Caaba herum gehen, und mit dem Wasser aus dem Brunnen **Zemzem** besprengt werden, den sie für den Brunnen halten, welcher der Hagar in der Wüste gezeigt wurde. Hierauf laufen sie, zum Andenken ihrer Stammmutter, zwischen den

Bergen

Bergen Safa und Merwa, bald mit langsamen, bald mit schnellen Schritten hin und her, vieler andern abergläubischen Ceremonien nicht zu gedenken, welche die Wallfarth beschließen. Unter allen besondern Geboten des Korans, scheint das Gesetz, welches die Wallfarth gebietet, das beschwerlichste zu seyn. Allein Mayomet hat auch hier dafür gesorgt, daß er seinen Moslem kein allzuschweres Joch dadurch aufbürden möchte. Denn er verordnete die Wallfarth nur unter der Einschränkung, **wenn sie vermögend dazu wären**, ohne zu bestimmen, worinnen dieses Vermögen bestehen sollte. Die meisten
Sur. 3. Ausleger seines Gesetzes, verstehen darunter Gesundheit und zulängliches Geld zu dieser Reise. Die Großen unter den Mahometanern, glauben dieser Pflicht ihrer Religion genug zu thun, wenn sie andre in ihrem Namen die Wallfarth nach Mecca verrichten lassen.

Außer dem Iman, der den Glauben begreift, und dem Din, welcher die wesentlichsten Pflichten der Religion enthält, findet man noch andre verbindliche Gesetze und Verbote im Koran, von denen die meisten, theils die Abschaffung gewisser abergläubischer und zum Theil grausamer Gewohnheiten der abgöttischen Araber, theils die bürgerliche Einrichtung der Muselmänner angehen. Das Weintrinken; das Spielen; das Wahrsagen mit Pfeilen; der Genuß gewisser Speisen, worunter Blut, Schweinefleisch, Ungesalznes, oder von Thieren zerrißnes, vom Schlag oder Falle gestorbnes Vieh, und alles Götzenopfer gehört; der Wucher; das lebendige Begraben der Töchter, und verschiedne Gewohnheiten, einigen Thieren besondre Namen und Vorrechte vor andern zu ertheilen, sind verboten. Die Vielweiberey

wird

wird auf die Anzahl von vier rechtmäßigen Frauen eingeschränkt; die Ehescheidung erlaubt, jedoch ohne Erlaubniß, die Geschiedne ohne eine anderweitige Zwischenheyrath wieder zu nehmen. Einige Gesetze gehen die Theilung der Erbschaften an; andre verordnen die Ueberlassung der Strafen des auch unvorsetzlichen Todschlages an die Anverwandten; andre bestimmen das Recht der Wiedervergeltung; noch andre betreffen den Krieg wider diejenigen, so entweder den Glauben Mahomets nicht annehmen, oder den Muselmännern nicht zinsbar werden wollen; ferner die Aufhebung alles fremden Gottesdienstes in allen mit Gewalt eroberten Gegenden; die Theilung der Beute, und die Absonderung des fünften Theiles davon zum gottesdienstlichen Gebrauche. Die Nachfolger Mahomets in der weltlichen Gewalt, haben sich eben nicht für verbunden geachtet, alle bürgerlichen Gesetze des Korans auf das Gewissenhafteste beyzubehalten. Und wie hätten sie beybehalten werden können, da sie sich bloß für die damaligen Umstände der arabischen Nation schickten?

Dieses ist das Wesentliche des mahometanischen Glaubens, wozu noch die Beschneidung gehört, die zwar im Koran nicht ausdrücklich befohlen, aber doch als nothwendig erfodert, und zwischen dem sechsten und siebzehnten Jahre, gemeiniglich im dreyzehnten Jahre verrichtet wird. Mahomet wollte, daß alle Bekenner seiner neuen Religion, vollkommen in ihrem Glauben mit einander übereinstimmen sollten. Allein sie trennten sich, ungeachtet seines Verbotes, sich in Untersuchungen und Streitigkeiten des Glaubens einzulassen, sehr bald in verschiedne Secten, und fast jede von ihnen theilte sich in kleinere Parteyen. Man kann sie aber in zwo Hauptsecten eintheilen;

zu einer gehören die **Sonniten**, die sich die Rechtgläubigen nennen, und zur andern die **Ketzer**. Die Sonniten trennen sich in vier Parteyen; in die Secte der **Hanfiten**, die in Entscheidung schwerer Fragen mehr ihrem eignen Urtheile folgen, als der Tradition, und in die Secten der **Malekiten**, der **Schafeiten**, und der **Hanbaliten**, welche mehr an dem Buchstaben des Korans, und der Sonna hangen. Die Zahl der ketzerischen Secten, die in Grundlehren des mahometanischen Glaubens irren sollen, beläuft sich nach der gemeinsten Meynung auf drey und siebzig, die sich aber unter vier Hauptsecten bringen lassen.

Die erste ist die Secte der **Motazaliten**, die für die Urheber der scholastischen Theologie der Mahometaner gehalten werden. Sie behaupteten, daß man Gott keine Eigenschaften zuschreiben könne, und hielten es für einen Irrthum, sich dieselben, als etwas von dem göttlichen Wesen Unterschiednes zu gedenken, weil sie glaubten, daß die Gottheit dadurch in unzählbare Personen vervielfältigt würde. Sie läugneten die unbedingte Vorherbestimmung Gottes, und die Freyheit des menschlichen Willens. Sie lehrten, daß jeder Muselmann, wenn er sündigte, und seine Sünden nicht durch die Buße wieder aussöhnte, ewig verloren wäre; daß Gott nicht mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, und also auch im Paradiese nicht; vom Koran aber, daß er für erschaffen gehalten werden müßte. Die kleinern Secten der Motazaliten, sind die **Hodeilianer**, die **Jobbaianer**, die **Hashemianer**, die **Nodhamianer**, die **Hayerianer**, welche dadurch vor andern merkwürdig sind, daß sie Christum für das ewige Wort Gottes, und den Schöpfer der Welt halten, die **Jahedhianer**,

welche

welche die Ewigkeit der Höllenstrafen läugneten, die Mozdarianer, die Basbarianer, die Thamamianer, die Kadarianer. Die Uneinigkeit ihrer Meynungen betrifft vornehmlich die Lehre des Korans von dem unbedingten Rathschlusse Gottes, von dem einige behaupteten, daß nur das Gute dadurch bestimmt wäre; andre, daß er das Böse bloß zulasse; noch andre, daß die Lehre davon für einen Irrthum gehalten werden müßte.

Die Sefatianer machen die andre grosse ketzerische Secte unter den Mahometanern aus. Sie unterscheiden in Gott die Eigenschaften und das Wesen, und lehren eine besondre Art von Eigenschaften, welche sie die **erklärenden** nennen, worunter sie dasjenige verstehen, was von Gott bejahet wird, wenn ihm in historischen Erzählungen, Augen, Ohren, Hände, und andre körperlichen Gliedmaßen und Handlungen zugeschrieben werden. Sie sind aber hierüber unter einander uneinig; denn einige lehren, daß durch solche menschliche Ausdrücke von Gott eine gewisse Gleichheit desselben mit den Geschöpfen angezeigt werde; andre hingegen widersprechen dieser Meynung, und behaupten, daß zwar gewisse Eigenschaften Gottes darunter angezeigt würden, aber solche, deren nähere Kenntniß den Menschen versagt wäre. Die vornehmsten kleinern Secten unter den **Sefatianern**, sind die **Asharianer**, welche durch mancherley philosophische Spitzfündigkeiten den unbedingten Rathschluß Gottes, und die Freyheit des menschlichen Willens mit einander vereinigen wollten; die **Mosbabbehiten**, welche eine Gleichheit Gottes mit seinen Geschöpfen behaupteten; und ihm eine Gestalt zuschrieben, auch die Erscheinung dessel-

ben in menschlicher Bildung für möglich hielten; die Keramianer, welche Gott für körperlich erklärten; die Jabbarianer, welche ihn zur einzigen und nothwendigen Ursache aller menschlichen Thaten machen, und Belohnungen und Bestrafungen für unvermeidliche Folgen der Nothwendigkeit erklären; die Morgianer, welche lehren, daß Ungehorsam bey dem Glauben nichts schade, und der Gehorsam bey dem Unglauben nichts nütze.

Die dritte größre Secte der Mahometaner, ist die Secte der Kharejiten, oder der Rebellen. Sie wurden für Ketzer erklärt, theils weil sie vom Ali deswegen abfielen, daß er die Entscheidung seiner Ansprüche auf das Caliphat Schiedsrichtern überlassen hatte, theils weil sie behaupteten, daß ein Imam der Muselmänner nicht nothwendig dem Geschlechte nach, ein Koreischite seyn müßte.

Die Schiiten machen endlich die vierte große irrende Secte der Muselmänner aus. Sie sind die Gegner der Kharejiten, und behaupten, daß Ali ein rechtmäßiger Kalife und Imam, oder Nachfolger Mahomets gewesen sey. Einige giengen in der Verehrung desselben so weit, daß sie ihn beynahe vergötterten. Sie sind alle Feinde der Sonniten; sie erkennen den Abubecr, den Omar, und Otman, die ersten drey Kalifen nicht für rechtmäßige Nachfolger Mahomets; sie verwerfen die Sonna, und beschuldigen die Sonniten der Verfälschung des Korans; eine Beschuldigung, die von diesen wieder auf sie zurück geschoben wird. Die Perser sind Schiiten, die Türken aber Sonniten; der Haß der Secten gegen einander ist so unversöhnlich, daß er zu einem Nationalhasse geworden ist.

Die

Die schnelle Ausbreitung der mahometanischen Religion ist unstreitig eine von den größten und merkwürdigsten Weltveränderungen; allein sie kann nur denjenigen wunderbar zu seyn scheinen, welche nicht wissen, wie viele Ursachen sich durch die Zulassung der göttlichen Vorsehung vereinigten, Mahomets Unternehmen zu befördern. Eine Neuerung in der Religion wird zwar allezeit Feinde und Widersacher, aber auch immer Anhänger und Vertheidiger finden; noch mehr aber eine Neuerung, die dem Verderben des menschlichen Herzens schmeichelt, von der Neigung der Nation, unter der sie unternommen wird, außerordentliche Menschen für Propheten zu halten, von der Unwissenheit der Zeiten, von der List und Verschlagenheit des Urhebers, und noch mehr durch das Glück der Waffen unterstützt, befördert, behauptet und durchgesetzt werden. Mahomet gab zwar vor, daß er von Gott gesandt wäre, alle damals bekannten Religionen abzuschaffen, und daher scheint es, weil er sie alle anfeindete, daß er von ihnen allen zu viel Widerstand hätte finden müssen, als daß er einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens erwarten können; allein er wußte seine neue Religion so einzurichten, daß sie mehr die ihrige, als eine neue Erfindung zu seyn schien.

Die Bekenner der christlichen Religion hätten ohne Zweifel dem Unternehmen Mahomets am glücklichsten widerstehen können. Allein in welche Finsternisse der Unwissenheit waren sie nicht versunken; in wie viele uneinige Secten hatten sie sich nicht zertheilt; durch wie viele menschliche Zusätze und Irrthümer war nicht die geoffenbarte Lehre verunstaltet; wie unwürdig das Leben der Christen ihrer Lehre;

wie schändlich der Aberglaube, welcher der Gottheit beynahe vergaß, und die Religion beynahe nur in der Verehrung der Reliquien, in der Anrufung der Heiligen, und selbst in der Anbetung der Bilder suchte. Also war vom Christenthum beynahe nur der Name noch übrig. Die Lehrer der Christen beschäfftigten sich entweder mit Streitigkeiten, die um so viel heftiger waren, je weniger sie einander verstanden und verstehen komten, oder sie dachten nur auf die Vergrösserung ihrer Macht und Herrschaft; Mahomet hatte also von den Christen keinen sehr furchtbaren Widerstand zu besorgen, da er zumal nur diejenigen Lehren des Christenthums verwarf, welche der Vernunft schwer zu glauben, und dem Willen schwer auszuüben sind. Er lehrte, daß Christus wirklich ein Gesandter Gottes, von einer Jungfrau gebohren, und das Wort Gottes wäre; daß er selbst keine andre Religion verkündigte, als die, so Christus gepredigt hätte; daß er bloß von Gott gesandt würde, ihren Uneinigkeiten ein Ende zu machen, und sie von der Tyranney ihrer Clerisey zu befreyen; er bezeugte allezeit einen großen Eifer wider die Juden, welche Christum verfolgt hatten; er entwendete dem Evangelio viele vortreffliche Sittenlehren, ohne auf eine genaue und strenge Ausübung derselben zu dringen; viele von den Christen läugneten selbst die Gottheit

Sur. 5. des Erlösers: Wie leicht mußte es ihm nicht werden, einfältige verdorbne Christen, die selbst nicht mehr wußten, was sie glauben sollten, zu verführen? Dieses ward ihm um so viel leichter, je mehr die Christen sich durch das Ansehen der Menschen regieren ließen. Sie waren gewohnt, Sclaven fremder Aussprüche zu seyn. **Du wirst finden,** heißt es im

Koran,

Koran, daß diejenigen am geneigtesten scheinen, Freundschaft für die wahren Gläubigen zu haben, welche sagen: Wir sind Christen. Dieses kömmt daher, daß Priester und Mönche unter ihnen sind, und sie von keinem eitlen Stolze aufgeblähet werden.

Ein großer Theil der Araber, war dem Götzendienste ergeben, besonders zu Mecca, und diese waren nebst den Jüden die heftigsten Widersacher Mahomets. Allein, die Einwohner dieser Stadt liebten die Abgötterey weniger, als die Vortheile, welche sie von den Wallfarthen andrer von ihrer Nation zur Caaba in Mecca zogen. Mahomet, der dieses einsah, machte die Wallfarth dahin zu einem wesentlichen Punkte seiner Religion, um ihren Eigennutz zu gewinnen; er suchte sie zu überreden, daß er ihnen keinen neuen Glauben, sondern den Glauben ihres Stammvaters, Abrahams verkündigte; er heiligte die meisten ihrer abergläubischen Gebräuche; er verhieß seiner Nation die Herrschaft über den Erdkreis; sie verlor nichts, wenn sie seine Religion annahm, und hatte die Hoffnung zu gewinnen. Daher kam es, daß ihm unter ihnen vornehmlich nur diejenigen widerstanden, welche die Besitzer der obersten Gewalt waren, und sie zu verlieren befürchteten, wenn sie sich der Ausbreitung seiner Lehre nicht widersetzten. Aber eben die Gewalt, die sie wider den neuen Propheten brauchten, beförderte sie. Mahomet hatte, in Absicht auf den Götzendienst, die Wahrheit auf seiner Seite; ein Märtyrer der Wahrheit aber findet immer Mitleid, und bey dem Mitleide, wenn er will, Beystand. Die Verfolgung der Meccaner schien ihn zum Widerstande zu berechtigen; er mußte flüch-

tig werden, und die Folge davon war diese, daß aus dem Flüchtlinge ein Eroberer ward.

Die gefährlichsten Widersacher Mahomets waren die Jüden. Mit ihnen hatte er die meisten Streitigkeiten, und mußte sie gleichwohl, theils wegen ihres Reichthumes, theils wegen ihrer Macht am meisten schonen, wenn er in seinem Unternehmen glücklich seyn wollte. So sehr er sie, wie aus dem Koran offenbar ist, dieses Widerstandes wegen haßte, so gefällig suchte er ihnen seine Religion zu machen, damit sie unter dem großen Haufen der Jüden leichter Eingang finden, und diese durch die Aehnlichkeit derselben, mit der ihrigen bewogen werden möchten, sie anzunehmen. Keine Lehre ist den Jüden wichtiger, als die Lehre von der Einheit Gottes; er machte sie also zur ersten und vornehmsten Lehre seines Glaubens, und zeigte einen großen Eifer in der Bestreitung der christlichen Lehre von der Dreyeinigkeit. Man pflegte damals fast in allen Religionen, das Gesicht im Gebete nach einer gewissen Weltgegend zu richten. Die Araber nannten diese Gewohnheit die Keblah. Im Anfange beobachtete Mahomet darinnen keine gewisse Weise. Als er aber nach Medina fliehen mußte, so verordnete er, daß seine Anhänger ihr Gesicht gegen Jerusalem kehren sollten.

Sur. 2. Diese Keblah wurde zwar nicht lange beybehalten, als er sah, daß die Araber ihre Ehrerbietung gegen die Caaba zu Mecca nicht vergessen konnten; man sieht indessen daraus, wie viel Mühe er sich gab, den Jüden gefällig zu werden. Er änderte nichts in der Ceremonie der Beschneidung, obgleich seine Nachfolger die Beobachtung derselben mehr bestimmten. Er ahmte die Schreibart der Propheten nach, und die

besten Stellen seines Korans sind, wie schon erinnert worden ist, buchstäbliche Uebersetzungen prophetischer Ausspräche. Wenn die Jüden zum Beweise seiner Sendung von Gott Wunder verlangten: So antwortete er ihnen, daß keine Wunder nöthig wären, weil er keine andre Lehren vortrüge, als die Noah, Abraham, Moses, David und andre Propheten des jüdischen Volks vor ihm schon vorgetragen hätten; daß er keine Wunder verrichten sollte, weil sie so wenig glauben würden, als ihre Vorfahren. Es war keine rabbinische Fabel so ungereimt, die er nicht annahm; seine besondern Lehren von den Engeln, von der gerichtlichen Untersuchung nach dem Tode, von der Auferstehung, von dem allgemeinen Gerichte sind in ihrem Ursprunge talmudische Träume; fast alle Gebräuche seines Gottesdienstes, der außerordentlichen und gewöhnlichen Reinigung, des Gebets, des Fastens, des Opferns, des Allmosens, und des Unterschiedes in den Speisen, sind offenbare Nachahmungen jüdischer Ceremonien. Allein er mochte seinen Glauben ihren Träumen und Gebräuchen so ähnlich machen, als er wollte, so blieben sie doch seine heftigsten Feinde, und er konnte ihren Widerstand nicht anders überwinden, als durch die Gewalt der Waffen. Daher kömmt es, daß die Jüden noch itzt unter den Mahometanern verachteter und verhaßter sind, und noch mehr gedrückt werden, als die Christen, deren Lehrbegriff doch dem mahometanischen Glauben weit unähnlicher ist, als der jüdische.

V. Mill. Mahum. a. Mah.

Mahomet unterließ also nichts, was die verschiednen gottesdienstlichen Partheyen seines Vaterlandes bewegen konnte, sich seiner neuen Religion

zu unterwerfen, aber was ihre Einführung und Aufnahme vorzüglich befördern konnte, war ihre innre Beschaffenheit, die mit den natürlichen Neigungen des Menschen überhaupt und mit den besondern Neigungen der morgenländischen Völcker mehr als zu sehr harmonirte. Seine Religion war so vernünftig, als sie das verderbte menschliche Herz leiden mag, und so gefällig gegen seine Leidenschaften, als es sie wünscht. Seine Tugenden sind von einer Art, die der Mensch ausüben kann, ohne seine Begierden allzusehr einschräncken zu dürfen. Die körperliche Wollust ist das geliebteste Laster der Menschen, und besonders der Morgenländer, deren Neigung dazu wegen des heißen Weltstriches, den sie bewohnen, vor andern feurig ist. Welch eine zügellose Freyheit verstattete er nicht diesem Laster durch die Erlaubniß der Vielweiberey! Und mit welcher Verschlagenheit wußte er nicht die Wollüstigen von den Unruhen, mit denen die Befriedigung desselben besonders im Ehestande verbittert werden kann, dadurch zu befreyen, daß er den Männern eine unumschränkte Gewalt über ihre Weiber und das Recht, wenn sie wollten, sich von ihnen zu scheiden, ohne Einschränkung zugestand? Wenn der Mensch nicht durch eine Religion zur völligen Verbesserung und Ueberwindung seiner unordentlichen Lüste aufgefodert wird, so übernimmt er gern auch wohl eine beschwerliche Last von Ceremonien; Mahomet aber verschonte sie auch damit. Der Mensch hofft seine Fortdauer mit Vergnügen, und wenn er darf, so hofft seine Einbildung am liebsten eine Glückseeligkeit, wie er auf der Erde gern hätte. Mahomet baute also den Morgenländern ein Paradieß, wie es nur die Allersinnlichsten

unter

unter ihnen wünschen konnten; ein Paradieß voll Ruhe auf weichen sanften Küssen, voll grüner Bäume, voll erfrischender Schatten, von kühlen Winden durchsäuselt, voll Wein, voll blühender Jünglinge, voll Jungfrauen. Er vergaß so gar nicht, den Jungfrauen des Paradieses schwarze Augen zu geben, die im Oriente für die größte Reizung des weiblichen Geschlechts gehalten werden. Wie hätte denn eine solche Religion keine Anhänger finden sollen?

Allein so viel alle diese Ursachen zur Einführung der neuen Religion Mahomets beytragen konnten: So würde sie sich doch weder so schnell noch so weit haben ausbreiten können, wenn sie nicht durch die Waffen fortgepflanzt worden wäre. Er hatte bis ins zwölfte Jahr seiner vorgegebnen Sendung sehr wenig Anhänger. Die Eifersucht der Einwohner von Yatreb oder Medina auf die Meccaner, war Ursache, daß er da mehr Anhang erhielt, als in seiner Vaterstadt. Die Flucht von Mecca entschied sein Schicksal. Er glaubte, daß es leichter wäre, zu siegen als zu überzeugen, und ob er gleich im Anfange vorgegeben hatte, daß er bloß predigen und keine Gewalt gebrauchen dürfte: So änderte er doch nunmehr die Sprache. Er erdichtete einen Befehl vom Himmel, nach welchem die Seinigen die Religion mit Gewalt fortpflanzen und die Caravanen nach Mecca plündern sollten. Die Hoffnung der Beute, und die ersten zwar kleinen aber glücklichen Unternehmungen vergrösserten zuerst die Anzahl seiner Anhänger, die mehr eine Räuberbande, als eine neue Secte war. Als er den Einwohnern von Mecca die erste Schlacht lieferte, so hatte er nur hundert und drey-

zehn Anhänger, mit denen er über tausend Feinde den Sieg davon trug. Seit diesem ersten Siege, den er als ein sichtbares Wunder des göttlichen Schutzes erhob, versprachen sich seine Anhänger die Eroberung der Welt. Mahomet nahm Mecca ein, sah seine Verfolger zu seinen Füßen, und brachte binnen neun Jahren ganz Arabien unter seine Gewalt, das weder die Perser noch die Griechen, noch die Römer hatten bezwingen können. Der Zustand des benachbarten griechischen Kaiserthums und der persischen Monarchie war äußerst zerrüttet. Mahomet dachte also darauf, in beyden Reichen Eroberungen zu machen, als er mitten im Laufe seiner siegreichen Waffen starb. Seine Nachfolger Abubecr und Omar, eroberten Syrien, Phönicien, und Persien. Einer von Omars Statthaltern, nahm Aegypten und einen großen Theil von Lybien ein; eine Eroberung folgte auf die andre, bis die Mahometaner sich durch beständige Kriege die größten Provinzen von Asien, Africa und Europa unterwürfig gemacht hatten. Der Verfall der Wissenschaften in allen den Ländern, die sie eroberten; die allgemeine Unwissenheit unter dem Volke; die Barbarey der Sitten, und der Zwang der Waffen veranlaßte, verführte und nöthigte die Ueberwundnen, den Glauben der Ueberwinder anzunehmen, der ihnen leicht die beste und göttlichste Religion zu seyn scheinen konnte, weil sie die gefälligste und die glücklichste war.

Allein wir dürfen bey allen diesen Ursachen, welche die Einführung und schnelle Ausbreitung der mahometanischen Religion erleichtert und befördert haben, nicht stehen bleiben; wir müssen uns vielmehr, wie ich schon im Eingange gesagt habe, in unsrer

Betrach-

Betrachtung über die erstaunlichen Veränderungen der Welt durch ihre Irrthümer zu einer höhern Ursache erheben. Sie würde, ungeachtet ihrer Neuheit, ungeachtet der Neigung der Araber, außerordentliche Männer für Propheten zu halten, ungeachtet der persönlichen Eigenschaften Mahomets, die ihn so geschickt machten, eine merkwürdige Rolle in der Welt zu spielen, bey aller seiner Kunst, die Leidenschaften zu bewegen, den Eigennutz fortzureißen, und die Menschen durch eine ungezähmte Freyheit des Verstandes, des Herzens und der Sinne an sich zu locken, in ihrem Ursprunge unterdrückt worden seyn, wenn im Rathe der Vorsehung nicht ihr Fortgang zugelassen worden wäre. Der christliche Glaube würde noch im Besitze der weitläuftigen Provinzen des Orientes seyn, wenn die Feinde Mahomets das Glück gehabt hätten, ihn vor seiner Flucht, wie von ihnen beschlossen worden war, oder nach seiner Flucht im ersten Treffen zu tödten, und seine Anhänger zu zerstreuen. Ja so gar das Glück der Waffen würde nicht im Stande gewesen seyn, unsern heiligen Glauben aus dem Besitze dieser Länder zu verbannen, und nur hier und da in irrenden, unwissenden und verderbten Gemeinen Spuren seines Daseyns und Glanzes übrig zu lassen. Das Christenthum hatte sich ungeachtet alles Widerstandes der irrdischen Macht auf der Erde durch seine eigne göttliche Kraft ausgebreitet; es würde sich eben dadurch erhalten haben. Allein wenn die Völker sich der Wahrheit muthwillig unwürdig machen, so werden sie durch einen furchtbaren, aber heiligen und gerechten Rathschluß der Gottheit dem Gerichte der Blindheit und Finsterniß übergeben. Der Orient war vom An-

fange

fange des menschlichen Geschlechts der Sitz der göttlichen Offenbarungen, und die große Scene aller Propheten gewesen. Allein in den Zeiten der ersten göttlichen Haushaltung, war das Licht der Wahrheit durch eine fast allgemeine Abgötterey verdunkelt worden; in der Haushaltung des Evangelii verfinsterten die Menschen dasselbe durch ihre eingebildete menschliche Weisheit; anstatt an seine Geheimnisse demüthig zu glauben, stritten sie über unzählbare Grübeleyen ihrer eiteln Vernunft, die sie für Wahrheiten ausgaben; anstatt nach seinen Vorschriften heilig zu leben, schändeten sie die Gebote desselben, entweder durch die strafbarsten Ausschweifungen, oder erhoben Werke einer selbsterwählten Geistlichkeit zum Range gottgefälliger Tugenden. Sie weigerten sich der Herrschaft Gottes über ihre Gewissen, weil er ihrem Verstande, Unterwürfigkeit, und dem Willen Ordnung und Heiligkeit gebot; darum wurde endlich der Leuchter von seiner Stätte weggestoßen, und durch ein gerechtes Urtheil geschah es, daß diejenigen, welche der Wahrheit nicht getreu waren, dem Irrthume gehorchten, und einem Betrüger ohne Wunder, ohne einigen Schein des Beweises, daß er von Gott gesandt sey, zu glauben entweder verführt oder gezwungen wurden.

Hier sind also göttliche Gerichte, vor denen wir erzittern müssen; aber wir können in eben diesen Gerichten auch Fußtapfen seiner Güte und seiner Treue in der Erfüllung seiner Prophezeyungen entdecken. Mahomet mußte in der Hand desjenigen, der selbst die Verführer des Erdkreises zur Verherrlichung seines Namens zu brauchen weiß, ein Werkzeug zur Ausrottung der Abgötterey werden. Seine Religion ist

voll

voll Irrthümer, und unfähig, Menschen zu bilden, welche Gott gefallen können; aber sie ist doch gegen die Finsternisse des Götzendienstes betrachtet, eine Art von Dämmerung, und gewissenhafte Mahometaner sind, wenn sie nur ihre Vernunft brauchen wollen, dem vollen Lichte näher, als ein Abgötter. Sie finden in ihrem Koran viele unschätzbare Wahrheiten; Mahomet hat sich nicht unterstanden, die göttliche Sendung der wahren Propheten vor ihm, und die Wunder Jesu Christi zu läugnen; er hat sich auf sie berufen, und vorgegeben, daß er ihre Religion verkündigte, die von den Jüden und Christen verfälscht worden wäre. Allein er beweist seine Beschuldigung mit nichts; sollten vernünftige Menschen Beschuldigungen ohne Beweis glauben? Sie werden also sich vor ihrem Richter nicht rechtfertigen können. Wir beten, daß ihnen Gnade wiederfahren möge, weil sie keine Götzendiener sind. Wenn sie aber in der Dunkelheit ihrer Dämmerung bleiben wollen, so ist das ihre Schuld, uns aber eine Lehre, wie getreu wir der erkannten göttlichen Wahrheit bleiben müssen, wenn wir uns nicht der schrecklichen Gefahr aussetzen wollen, dem Gerichte der Verblendung überlassen zu werden.

* *

Von den
Metropolitanen und Patriarchen.

Der verderbte und unglückliche Zustand der christlichen Kirchen so wohl im Oriente, als in den Abendländern, beförderte die schnelle Ausbreitung des mahometanischen Glaubens. Die Ursachen dieses verderbten Zustandes sind mannichfaltig; eine der vornehmsten aber ist unstreitig die Herrschsucht der Clerisey. Die meisten Bischöfe hatten lange schon die Wahrheit des Evangelii vergessen, daß die Nachfolger der Apostel im Amte der Predigt nur berufen sind, Lehrer zu seyn, welche ihre wahre Bestimmung aus den Augen setzen, so bald sie sich einiger Herrschaft über ihre Gemeinen bemächtigen wollen. Die Kirche der Apostel kannte keine von den Aeltesten unterschiedne Bischöfe; keine Erzbischöfe; keine Primaten; keine Metropolitanen; keine Patriarchen; kein sichtbares Oberhaupt der Christenheit. Alle diese prächtigen Namen haben mit ihren Vorrechten keinen andern als einen menschlichen Ursprung. Möchten sie nur nicht so sehr fruchtbare Quellen der schädlichsten Irrthümer, Unordnungen und Zerrüttungen in der Lehre, in der Kirche, und im gemeinen Wesen geworden seyn! Die Bischöfe der ersten Zeiten, waren einander an Ehre gleich; diese Gleichheit aber verschwand sehr früh; die Verdienste, die Grösse der Gemeinen, der Vorzug der Städte und Provinzen, ertheilten diesem oder jenem Bischofe ein Ansehen, welches seine Nachfolger zu behaupten, zu vergrössern und fortzupflanzen suchten. Fast jeder Bischof einer

grössern Gemeine suchte seine Herrschaft zu erweitern. Die Bischöfe in den Städten unterwarfen sich die Landbischöfe. Unter den Stadtbischöfen trachtete gleichfalls einer dem andern vorzudringen. Die Hoheit und Macht derjenigen, die im Anfange weiter nichts als Lehrer gewesen waren, sollte sich nach der Macht und dem Vorzuge der Städte richten, wo sie ihren Sitz hatten. Die Kaiser beförderten dergleichen herrschsüchtigen Unternehmungen, anstatt sie zu hindern, aber sich selbst zum größten Nachtheile. Wie nun Rom die erste, älteste und mächtigste Stadt im römischen Reiche war, so wollten auch ihre Bischöfe die obersten Beherrscher aller Kirchen werden. Ihre stolzen Absichten sind ihnen ungeachtet alles Widerstandes, zum Unglücke der Christenheit nur allzusehr gelungen, und sie haben sich zu einem so hohen Gipfel von Ansehen und Gewalt erhoben, daß sie sich endlich unterfangen haben, ihre Tyranney auch die mächtigsten Monarchen der Erde empfinden zu lassen. Es ist unmöglich, den Ursprung, den Wachsthum, und die Vollendung ihrer geistlichen Monarchie völlig zu verstehen, wenn man nicht den Ursprung, und die von Zeit zu Zeit vergrösserten Vorrechte der Metropolitanen und Patriarchen kennen gelernt hat. Die römischen Bischöfe waren erst nur Metropolitanen, und dann Patriarchen, ehe sie dasjenige wurden, was nunmehr unter dem Namen Pabst verstanden wird. Die Geschichte dieser Würden, hängt mit der Geschichte der päbstlichen Macht so sehr zusammen, daß ich sie habe weder von einander trennen, noch eine jede stückweise betrachten wollen, damit dem Leser das Vergnügen nicht entzogen würde, beyde mit einem Blicke zu übersehen.

Ungeach-

Bingh. t. I. p. 206.

Ungeachtet die Metropolitanwürden dem Namen nach erst unter Constantin, dem Großen, aufgekommen sind, und sich in Ansehung ihrer Vorzüge und Rechte nach der politischen Verfassung des römischen Reiches geartet haben, so wurde doch der Grund zu ihrer Macht schon im dritten Jahrhunderte gelegt. Weil im Anfange, da noch unter den Christen der Geist der Liebe herrschte, jede Gemeine nicht allein für sich, sondern auch für andre Gemeinen sorgte, so hatten die Bischöfe die löbliche Gewohnheit, die benachbarten Kirchen zu besuchen, ihnen mit ihrem Rathe, und wenn sie konnten, mit thätiger Hülfe beyzustehen. Diese Besuche waren erst bloß Beweise der brüderlichen Liebe, und mit keiner obrigkeitlichen Gewalt verbunden. Sie hatten den Nutzen, daß das Band der Einigkeit zwischen den Gemeinen eines Landes immer fester geknüpft wurde. Unterdessen eigneten sich bey weiterer Ausbreitung des Christenthums Veränderungen, welche bald dieses bald jenes allgemeine Anliegen aller oder vieler Kirchen einer Provinz nach sich zogen, das eine gemeinschaftliche Berathschlagung der Bischöfe erfoderte. Einer unter ihnen mußte sie nothwendig zusammen berufen; der Versammlung dasjenige, worüber berathschlagt werden sollte, vortragen; die Stimmen der Anwesenden einsammeln, und mehr dergleichen Geschäffte über sich nehmen, die, wenn alles ohne Verwirrung und unnöthige Weitläuftigkeit zugehen sollte, nicht von allen Bischöfen zugleich verrichtet werden konnten. Man mußte einen Vorsteher haben: Wer hätte nun dieses mit besserm Rechte seyn können, als entweder der Erfahrenste unter den Bischöfen; der Erfahrenste war aber gemeiniglich

niglich der Aelteste; oder der Bischof von der Hauptstadt der Provinz, in welcher man besonders auch wegen der bürgerlichen Angelegenheiten zusammenzukommen pflegte? Auf diese Weise wurden unter den Bischöfen einige Primaten. Gemeiniglich waren es die Bischöfe von den Hauptstädten großer Diöcösen oder ganzer Provinzen; aber doch nicht überall; denn in Africa waren es, bloß die Provinz Carthago ausgenommen, die ältesten, welche daher auch vorzüglich **Alte** und **Väter** genannt wurden. Unter dem Kaiser Constantin, fiel das Primat von Numidien auf den Bischof Secundus von Tingitana; zu den Zeiten des Augustinus hatte es der Bischof Megalius von Calama.

V. Cod. can. eccl. Afric. can. 90. t. I. Concil. H. H. August. ep. 149. Idem c. Parm. l. I. c. 3. Posid. vit. August. c. 8

Das Primat schien in seinem Ursprunge mehr nöthig, als wichtig zu seyn. Unterdessen wurde doch dadurch unter den Bischöfen, von denen in den ältesten Zeiten der Kirche jeder von dem andern ganz unabhängig gewesen war, eine Abhängigkeit eingeführt, die bald von Folgen war. Die Primaten, welche die Verrichtungen nicht unbelohnt über sich nehmen wollten, die nicht von allen zugleich geleistet werden konnten, maßten sich nach und nach eine Herrschaft über ihre Brüder an, und zwar einige unter dem Vorwande, daß ihre Bißthümer von Aposteln gestiftet worden wären. Sie eigneten sich die Freyheit, welche alle Bischöfe gehabt hatten, die benachbarten Kirchen zu besuchen, als ein Vorrecht ihres Primates zu, und besuchten die Gemeinen der Provinz nicht mehr als Brüder, sondern als eine Art von Obrigkeiten. Die Bischöfe widersetzten sich den Unternehmungen der Primaten in der Erweiterung ihrer Macht um so viel weniger, je gewohnter sie eines

solchen Unterschiedes unter den Priestern aus dem Heidenthume her waren. Die Heiden hatten in jeder Stadt viele Priester; einer unter ihnen war ihr Vorsteher; alle diese Hauptpriester einer jeden Stadt, standen zusammen unter dem Hohenpriester einer ganzen Provinz. Weil diese Metropolitangötzenpriester einen großen Einfluß in die bürgerlichen Angelegenheiten hatten, so pflegten die Kaiser sich dazu erwählen zu lassen. Augustus war Syriarch, und wollte in den grössern Provinzen des Reichs das Haupt der Religion seyn, um über die Herzen seiner Unterthanen unumschränkter und sichrer zu herrschen. Die heidnischen Metropolitanen hatten eine nicht geringe Gewalt; sie ordneten alles an, was den Götzendienst betraf; alle Priester der Städte standen unter ihnen, wurden von ihnen erwählt, und von ihnen auch, wenn sie etwas verbrachen, ihrer Aemter entsetzt. Sie unterschieden sich, um ihrer Würde desto mehr äußerliches Ansehen zu geben, von andern Priestern in der Kleidung; trugen zum Gewande eine Tiare, und zum Hauptschmucke eine Krone von Gold. Der Kaiser Maximin gab ihnen, damit die Ehrfurcht des Volkes gegen sie vermehrt würde, so gar eine Leibwache. Daß die Diener der Religion in gewisse Classen abgetheilt sind, von denen eine immer höher, als die andre, jede aber unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt ist, streitet in so weit mit dem Geiste des Christenthums nicht, in so weit von dieser Ordnung alle Herrschaft über die Gewissen ausgeschlossen bleibt. Also konnte es den Christen eben nicht anstößig seyn, daß die Gesellschaft ihrer Lehrer sich nach dem Muster der heidnischen Hierarchie bildete.

Basn. Hist. de l' Egl. t. I. l. I. c. 8.

Das

Das Ansehen der Bischöfe, und die Ehrfurcht gegen sie, nahm unter den christlichen Kaisern bis zum Erstaunen zu. Selbst die mächtigsten Beherrscher neigten ihr Haupt vor ihnen, wenn sie den Seegen von ihnen empfangen wollten. Sie hießen in einem Rescripte des Honorius und Valentinianus Männer, vor denen die ganze Welt das Haupt neigte. Die Kaiser giengen in ihrer Hochachtung noch weiter, und küßten ihnen die Hände; sie hießen Heiligste, und Geliebteste Gottes; sie trugen auf ihren Häuptern eine besondre Zierde, die einige für die heidnische Priesterkrone, andre hingegen für einen von dem jüdischen Hohenpriester entlehnten Hauptschmuck halten; man bat oder beschwor sie bey ihrer Krone, wenn man etwas bey ihnen zu suchen hatte; und zum Zeichen ihres Vorzuges, erbauten sie sich in den Kirchen höhere Stühle, als die andern Geistlichen hatten, und nannten sie Thronen. Dieses thaten die Bischöfe: Wer darf sich denn wundern, wenn ihre Primaten sich auch von ihnen zu unterscheiden suchten, und nach einer noch größern Ehre trachteten?

Die Primaten nahmen den Titel der Metropolitanen erst im vierten Jahrhunderte, oder am frühsten gegen das Ende des dritten an. Sie entstanden aber in den Provinzen nicht auf einmal, sondern nach und nach. In vielen Provinzen von Aegypten, Africa, Italien und Spanien, gab es keine eigentlichen Metropolitanen; daher kam es, daß die Provinzen, welche Primaten hatten, ihre Herrschaft über die benachbarten auszubreiten bemüht waren. Diese Anmerkung ist von Wichtigkeit; denn man lernet durch dieselbe verstehen, auf welche Weise die Kirchensprengel der Bischöfe von Rom, von Mayland, von Car-

Cf. Jos. Mocca dissert. de jur. Metropol. §. 90. 93. Venet. 1726.

thago, von Alexandrien so weitläuftig geworden sind, und sehr bald ganze Provinzen unter sich gebracht haben. Der Primas einer Provinz unterhielt mit den benachbarten Provinzen, deren Bischöfe sich den Bischöfen ihrer Hauptstädte noch nicht als Primaten unterworfen hatten, ein freundschaftliches Vernehmen; er besuchte sie, theilte ihnen seine Provinzialschlüsse mit, oder lud sie auch wohl dazu ein. Diese genehmigten sie oft, und oft fragten sie auch dieselben über bedenkliche Fälle um Rath, ohne eben damit einige Herrschaft derselben zu erkennen. Mit der Zeit machten die Primaten ein Recht daraus. Nunmehr wollten die Bischöfe in den Hauptstädten ihre alte Freyheit behaupten, aber allzu spät. Dieses ist der wahre Ursprung der meletianischen Spaltung in Aegypten kurz vor den Zeiten des Arius. Er war zu Lycopolis, der Hauptstadt in der Provinz Thebais, Bischof, ohne Primas derselben zu seyn. Seine Vorfahren hatten sich vielmehr dem Metropolitane von Alexandrien unterworfen. Er wollte sich von dieser Unterwürfigkeit wieder befreyen, und maßte sich des Primates an. Der alexandrinische Bischof hingegen, hatte keine Lust, sich seines erschlichnen, nunmehr aber verjährten Rechtes zu begeben. Meletius wurde also auf einer Kirchenversammlung zu Alexandrien seines Bißthumes entsetzt, und dieses Urtheil auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa gebilligt und rechtskräftig.

Der sechste Kirchenschluß dieser Versammlung bestätigte zum erstenmale die Metropolitanwürden nach ihrem Namen und mit ihren Vorrechten, stellte besonders den alexandrinischen Bischof und den römischen in eine ausdrückliche Vergleichung, und leidete sie aus einer alten Gewohnheit her. Die nicänischen

nischen Väter wußten also noch nichts von dem göttlichen Ursprunge dieser Würden. Wenn ihr Schluß in spätern Zeiten abgefaßt worden wäre, so würde er vielleicht für ketzerisch erklärt worden seyn.

Seit der Zeit wurden die Pflichten und Vorrechte der Metropolitanen genauer und deutlicher bestimmt. Nach dem ersten Ursprunge ihrer Würde, sollten sie nichts eigenmächtig unternehmen; denn sie hatten eigentlich keine andre Macht, als diejenige, die ihnen von den Bischöfen ihrer Provinzen freywillig und unbeschadet ihrer Rechte zugestanden worden war. Kraft dieser Macht nun sollten sie die jährlichen Provinzialconcilien veranstalten; Zeit und Ort dazu bestimmen; die Bischöfe durch Umlaufschreiben dazu einladen; die Ausbleibenden brüderlich bestrafen; sich bey den Versammlungen selbst nach den meisten Stimmen achten; die Streitigkeiten unter den Bischöfen durch Schiedsrichter beylegen; für ihre und die benachbarten Kirchen sorgen; sie besuchen, ohne sich eine obrigkeitliche Gewalt darüber anzumaßen; den verreisenden Bischöfen Erlaubnißbriefe zur Entfernung von ihren Gemeinen geben; sich besonders der erledigten Bißthümer annehmen; die Wahl neuer Bischöfe binnen drey Monaten anordnen; die neuen Vorsteher bestätigen, und durch die Handauflegung entweder selbst oder durch Abgeordnete zu ihren Aemtern einweihen; die kaiserlichen Verordnungen in Kirchensachen, und die Schlüsse der Concilien ihren Unterbischöfen bekannt machen, und die Osterfeyer ankündigen. Allein die Metropolitanen überschritten die Gränzen dieser Vorrechte sehr bald; maßten sich bey den Kirchenbesuchen einer gebietenden Gewalt an; sprachen andern Bischöfen die Befugniß

Canon. Apost. c. 33.

Canon. Ap. c. 36. Concil. Chalc. c. 19. Concil. Milev. c. 21. Concil. Carth. I. c. 11. Gregor. M. l. VII. ep. 8. Concil. Carth. V. c. 8. Concil. Chalced. c. 25. Conc. Nic. c. 6. Antioch. c. 19. Arelat. c. 5. 6. Justin. Nov. VI. Epit. Concil. Carbt. III. c. 1.

zu denselben ab; bemächtigten sich fremder Priesterweihen; nahmen den Gemeinen das Recht, ihre Hirten zu erwählen; warfen sich zu Richtern ihrer Suffraganeen auf, und ließen sich endlich diese obrigkeitliche Gewalt von den Kaisern bestätigen.

Cod. Justin. l. I. tit. IV. c. 29.

Wenn ein Bischof Metropolitan seyn sollte, so gehörte zweyerley dazu; die Stadt, wo er Bischof war, mußte eine Metropolis oder Hauptstadt des römischen Reichs, und er selbst vorher schon Primas über die Bischöfe seiner Provinz gewesen seyn; denn die kirchliche Verfassung des vierten und der nachfolgenden Jahrhunderte, richtete sich theils nach der bürgerlichen Einrichtung des römischen Reiches; theils nach dem Herkommen in der Kirche. Die Gemeine zu Jerusalem war die Mutter aller christlichen Kirchen; ihr Bischof hätte also unter allen Bischöfen den höchsten Rang haben sollen, und dennoch war er kein Metropolitan, weil Jerusalem keine Metropolis war. Erst im Anfange des vierten Jahrhundertes wollten die Bischöfe von Jerusalem geehrter und höher als ihre Vorfahren seyn. Macarius, der um diese Zeit Bischof daselbst war, beklagte sich darüber, daß er die Metropolitanwürde nicht besaß. Unterdessen unterstand sich die Kirchenversammlung zu Nicäa nicht, seine Kirche für eine Metropolitankirche zu erklären, weil sie keine Stadt zum Range einer Hauptstadt des Reichs erheben konnte. Damit sie unterdessen ihre Achtung gegen die erste und älteste unter allen Kirchen bezeugen möchte, so gab sie ihrem Bischofe den Rang eines Metropolitans; die Vorrechte der Macht aber blieben dem Bischofe von Cäsarea, weil diese Stadt nicht allein die Metropolis von Palästina war, sondern weil auch ihr

Bischof schon seit langer Zeit von den Bischöfen dieser Provinz als ihr Primas erkannt wurde. Wenn nun ein ehrgeiziger Bischof zum Range eines Metropolitans empor zu steigen wünschte, so suchte er es bey dem Kaiser dahin zu bringen, daß er seine Stadt zu einer Metropolis erklärte, weil der Rang der Kirchen, von dem Range der Städte abhieng. So theilte Valens Cappadocien in zwo Provinzen. Dadurch wurde der Bischof zu Thyana aus einem gemeinen Bischofe ein Metropolitan, weil diese Stadt durch die neue Eintheilung des Valens, die zweyte Metropolis von Cappadocien wurde. Die neuen Metropolitane erhielten aber nicht allezeit mit ihrer neuen Ehre auch eine neue Gerichtsbarkeit; sie wurden sehr oft nur bloße Titularmetropolitanen. Die Kaiser konnten also diese Würden ertheilen; folglich waren sie nicht in ihrem Ursprunge göttlich.

So unstreitig dieses ist, so sehr haben sich gleichwohl die größten Männer im Reiche der Gelehrsamkeit bemüht, nicht allein der Würde der Bischöfe, sondern auch der Metropolitanen einen apostolischen Ursprung zu geben. Petrus schreibt an die Christen in Pontus, Galatien, Cappadocien und Bithynien. Weil nun dieses Provinzen des Reichs waren, so hat Petrus dadurch zu erkennen gegeben, daß dieselben Metropolitanen haben sollten. Paulus hat dem Titus befohlen, in alle Städte von Creta Aelteste oder Bischöfe einzusetzen; darum war Titus nach der Absicht Pauli ein Metropolitan. Das apostolische Concilium von Jerusalem richtete sein Schreiben an die Gemeine zu Antiochien; folglich war der Bischof daselbst ein Metropolitan. Paulus schrieb an die Gemeinen zu Corinth, zu Ephesus, zu Thessalonich, zu

Rom. Und warum? Weil alle diese Städte als Metropoles, Metropolitanbischöfe hatten. Aus eben dem Grunde richtete Johannes seine Ermahnungen an die Bischöfe der sieben Hauptstädte von dem proconsularischen Asien. Tertullian war von den Gedanken der Apostel vollkommen unterrichtet; darum verwieß er auch die Ketzer an die Kirchen zu Corinth, zu Philippen, zu Ephesus, zu Thessalonich, zu Rom, als an Metropolitankirchen, welche diese heiligen Männer gestiftet hatten. Dieses sind die Beweise, mit denen Usser, Hammond, Marca, Morin, Beveredge, Pagi und viele andre den apostolischen Ursprung der Metropolitanwürden darthun wollen. Allein wie unglücklich! Wie übel hängen sie zusammen, wenn man sie in ordentliche Schlüsse auflöset, und wie viele unbewiesne Sätze müssen sie sich nicht ausbitten, ehe sie ihnen nur die Gestalt eines Schlusses geben können? Wenn Petrus in der Zuschrift seiner Briefe die Absicht hatte, Kirchenprovinzen festzusetzen: Warum richtete er denn seinen Brief an die in Pontus, Galatien und Cappadocien zerstreuten Gläubigen, und nicht vielmehr mit deutlichen Worten an ihre Metropolitanen? Allein es ist schon anderwärts bemerkt worden, wie seicht diese Beweise sind. Ich will nur hinzusetzen, daß Paulus, wenn er die Absicht gehabt hätte, dadurch, daß er an die Hauptstädte gewisser römischen Provinzen schrieb, die Metropolitanwürde ihrer Bischöfe anzuzeigen, nicht an die ganzen Gemeinen, sondern namentlich an die Metropolitanen selbst geschrieben haben würde. Auch hätte er nicht an die Galater, sondern an den Bischof von Ancyra, welches die Metropolis von Galatien war, und noch weniger an die Philipper und Colosser schreiben müssen,

Siehe den 2 Th. der Fortsetz. p. 621. 22. u. f.

müssen, deren Städte nicht unter die Hauptstädte des römischen Reiches gehörten. Johannes hatte andre Gründe, seine Ermahnungen an die sieben Engel der asiatischen Gemeinen zu richten, als die Absicht, die Christenheit von ihrer Metropolitanwürde zu belehren. Sie hatten seiner Warnungen nöthig; das war die Ursache, warum er seine Ermahnungen besonders an sie richtete. Ueberdieß waren Philadelphia und Thyatira nicht einmal Metropoles. Tertullian wird eben so unglücklich zum Zeugen für den apostolischen Ursprung der Metropolitanwürden aufgerufen, als Petrus, Paulus, und Johannes. Er verwies die Ketzer an die von den Aposteln gestifteten Gemeinen; nicht darum, weil sie Metropolitankirchen, sondern weil sie von den Aposteln errichtet waren. Er verwies sie nach Philippen; Philippen aber war keine Metropolis.

Der Ursprung der Metropolitanenwürde war also bloß menschlich, zur Zeit der nicänischen Kirchenversammlung aber die höchste Kirchenwürde. Unter den Metropolitanen hatten die Bischöfe von Rom und Alexandrien am meisten zu bedeuten; denn die übrigen hatten gemeiniglich nur eine Provinz unter sich; jene hingegen waren Metropolitanen, denen verschiedne Provinzen unterworfen waren. Unter dem römischen Bischofe standen die suburbicarischen Provinzen, wie **Ruffinus** ausdrücklich sagt; unter dem alexandrinischen hingegen ganz Aegypten, Libyen, und Pentapolis. Unterdessen waren sie alle unabhängig von einander; keiner erkannte den andern über sich; sie befragten wohl einander, aber eine wirkliche Herrschaft verstattete keiner dem andern, und jeder wollte unumschränkt in seinem Kirchenbe-

zirke seyn. Jedoch der Ehrgeiz ist eine unruhige Leidenschaft, welche sich in keine Grenzen einschliessen läßt, und von einer Höhe zur andern empor klimmen will, da zumal den Hochmüthigen alle Würden durch die Dauer und Vervielfältigung ihren Werth zu verlieren scheinen. Den mächtigen Metropolitanen war es unerträglich, daß sie mit denen, die nicht so mächtig waren, einerley Rang haben sollten. Alle beyde suchten ihre Macht auszubreiten; besonders suchten auch diejenigen sich der metropolitischen Vorrechte zu bemächtigen, welche von Metropolitankirchen Bischöfe waren, ohne vorher Primaten gewesen zu seyn. Jeder herrschsüchtige Metropolitan suchte um sich zu greifen, und eine Diöcös that Eingriffe in die andre, wozu sehr oft die Streitigkeiten über die Lehre der Vorwand wurden. Die Mächtigsten und diejenigen, welche sich in die Gunst des Hofes einzuschmeicheln wußten, waren die glücklichsten in diesem Kriege, der endlich eine neue Einrichtung nothwendig machte, und eine neue Würde in der Kirche, nämlich die patriarchalische, erzeugte.

Im Jahre 381. *Concil. Const. gen. c. 2.*

Die Väter der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel bestimmten die Grenzen der Kirchenprovinzen: **Die Bischöfe sollen sich der Kirchen enthalten, die außer ihrem Sprengel und ihren Grenzen sind. Der Bischof von Alexandrien soll Aegypten allein regieren; die Bischöfe vom Orient ihren Orient; die Asianer die asiatischen, die Thracier die thracischen, und die Pontischen den Pontus.** Sie verordneten nach der Auslegung, die Sokrates über diesen Kanon macht, **Patriarchen**, nachdem sie die Provinzen abgetheilt hatten, so daß kein Bischof über seine eigne

Theodor. ep. 86. Socrat. l. 5. c. 8.

Diöcös

Diöcös in andre Kirchen einfallen möchte. Die Bischöfe, die zwar Metropolitankirchen gehabt hatten, aber deswegen doch keinen Primat, waren Metropolitanen geworden, oder hatten es seyn, die wirklichen Metropolitanen aber ihnen diese Würde streitig machen wollen. Diese nun wurden, um beyde Parteyen zu befriedigen, Patriarchen, und jene blieben wirkliche Metropolitane. So wie erst mehrere Bischöfe unter einem Metropolitan vereinigt worden waren, so wurden nun mehrere Metropolitanen unter einem Patriarchen vereinigt. Der Metropolitan ist der Oberbischof; und der Patriarch das Haupt der Oberbischöfe. Daher wurde dem alexandrinischen Bischofe Dioscorus von den Kaisern Theodosius und Valentianus befohlen, **mit zehn Metropolitanbischöfen** auf der Kirchenversammlung zu Ephesus zu erscheinen. Vor der Kirchenversammlung zu Constantinopel war der Bischof zu Alexandrien der einzige Metropolitan in Aegypten; Meletius von Lycopolis war deswegen abgesetzt worden, daß er hatte einen Metropolitanen abgeben wollen; die Bischöfe der Hauptstädte hatten sich indessen, wie aus diesem Zeugnisse erhellt, eine Stufe höher geschwungen. Sie wurden wirkliche Metropolitanen; der Alexandriner wollte auch höher steigen, und wurde Patriarch. Metropolitanen zu Vasallen zu haben, schien der Eitelkeit noch mehr zu schmeicheln, als die Unterwürfigkeit gemeiner Bischöfe. Die Patriarchen wurden noch mit andern gleich prächtigen Namen beehrt, mit dem Namen der Erzbischöfe, der von heidnischen Oberpriestern erborgt wurde, und mit dem Namen der Exarchen, der in seinem Ursprunge ein politischer Amtsname war.

Liberat. Breviar. c. 12.

Der

Der Name der Patriarchen ist von den Jüden, oder von den Montanisten entlehnt worden. Nach der Zerstörung Jerusalems erwählten die Jüden, die in alle Theile der Welt zerstreut wurden, zween Häupter, denen sie den Namen der Patriarchen gaben; einer hatte seinen Sitz zu Babylon; der andre zu Tiberias. Origenes gedenkt schon dieser Patriarchen. Auch ist von einem solchen Patriarchen die Rede in dem Schreiben des Kaisers Hadrianus bey dem Vopiscus, wenn von ihm gesagt wird, daß man ihn, da er nach Aegypten gekommen sey, habe zwingen wollen, entweder den Serapis oder Christum anzubeten. Ein heidnischer Patriarch konnte es nicht seyn; denn er würde sich sonst zur Anbetung des Serapis nicht haben zwingen lassen; eben so wenig kann man ihn für einen christlichen Patriarchen halten; also mußte er ein Jude seyn. Die Patriarchen zu Babylon haben bis ins dreyzehnte Jahrhundert gedauert; das Patriarchat zu Tiberias hat im fünften Jahrhunderte schon aufgehört. Die Montanisten hatten auch ihre Patriarchen. Auch pflegten einige Bischöfe einander diesen Namen zu geben, ehe er gegen das Ende des fünften Jahrhundertes ein vorzüglicher Amtsname in der christlichen Kirche wurde.

Basn. t. I. l. 1. c. IX.

Gregor. Naz. or. 19. or. 22.

Die Vorrechte eines Patriarchen waren groß. Er ordinirte alle Metropolitanen, und zuweilen alle Bischöfe, welche unter ihm stunden; er hingegen wurde von dem Synodus der ganzen Diöcös geweiht. Obgleich der Bischof von Carthago, der Primas von Africa, den Namen Patriarch nicht führte, so hatte er doch die Macht eines Patriarchen über die Bischöfe von Africa. Die Patriarchen hielten alle Jahre eine Kirchenversammlung, bey welcher

welcher die Metropolitanen ihrer Diöcösen sich einfinden mußten. Dieses war sehr dienlich, die Ordnung und Einigkeit in einer solchen grossen Kirche zu erhalten; allein die Concilien der Patriarchen waren schuld, daß die eben so nützlichen Provinzialversammlungen eingiengen. Ohne ihr Vorwissen durfte in ihren Diöcösen nichts vorgenommen werden. Die Bischöfe beriefen sich von den Metropolitanen auf sie als auf die letzten und obersten Richter. Man wollte sich zwar zuweilen ihren Aussprüchen nicht unterwerfen, und appellirte an die andern Patriarchen, und besonders nach Rom; aber die Patriarchen behaupteten allezeit, daß solches ein Misbrauch wäre, und wider die Kirchengesetze stritte. Sie behaupteten aber nicht allein, daß sie Appellationen wider die Metropolitanen annehmen könnten, sondern eigneten sich auch die Gewalt zu, sie zu strafen. Sie behielten sich überdieß das Recht vor, grosse Verbrecher von den Kirchenstrafen loszuzählen. Endlich hatten die Patriarchen die Gewalt, Legaten zu halten, und durch sie ihre Stelle vertreten zu lassen. Dieses gieng so weit, daß sie beständige Abgeordnete an den Höfen der Prinzen, besonders zu Constantinopel hielten.

Theodoret. ep. 111.

Synes. ep. 67. p215.

Die Kirche zu Alexandrien hatte, ehe die neue Würde der Patriarchen aufkam, nach der Kirche zu Rom den ersten Rang in der Christenheit. Diesen verlor sie, als ihr Bischof Patriarch wurde. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel verordnete in einem besondern Kanon, daß künftig der Bischof dieser Stadt den ersten Rang nach dem Bischofe zu Rom haben sollte, weil Constantinopel das andre Rom war, seitdem Constantin der Große

die

die kaiserliche Residenz dahin verlegt hatte. Denn ehedem hatte der Bischof von Byzanz unter dem Bischofe von Heraclea als unter seinem Metropolitan gestanden. Die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien setzten sich wider diese Verordnung nicht; zum deutlichen Beweise, daß die äußere Verfassung der Kirche bloß von dem Willen des Oberhauptes im Staate abhienge. Dieses neue Patriarchat war bey der Quelle klein, und hatte nicht einmal eine Diöcös; es stieg aber in kurzer Zeit zu einer erstaunlichen Grösse und Macht empor. Constantinopel war immer voll Bischöfe, die sich zur Entscheidung ihrer Angelegenheiten an die Kaiser wendeten, welche in allen wichtigen Fällen die gegenwärtigen Bischöfe durch die Patriarchen ihrer Residenz versammeln, und was nöthig war, unter ihrem Vorsitze entscheiden ließen. Dadurch setzten sich nun diese in ein so grosses Ansehen, daß es ihnen mit der Zeit nicht schwer fiel, eine Diöcös zu erobern. Der erste Eroberer war Chrysostomus, welcher sich die Kirchen von Pontus, Thracien und Asien unter dem Schutze des kaiserlichen Ansehens, und seiner eignen Verdienste unterwarf; vielleicht aus einem löblichen Eifer, diesen Kirchen würdige Vorsteher zu geben; vielleicht auch aus einer geheimen Neigung, die Macht seines Patriarchats zu erweitern. Die sonst unabhängigen Metropolitanen von Asien, Thracien und Pontus ließen sich nicht allein das Joch gefallen, welches ihnen von dem Patriarchen der Residenz aufgelegt wurde, sondern die Kirchenversammlung zu Chalcedon bestätigte ihn auch wider alle Einwendungen des Bischofes von Rom in seiner neuen Diöcös. Ein gleiches geschah von dem Kaiser Theodo-

Basn. H. de l' Egl. t. I. l. 6. c. 2.

Concil. Chalc. c. 28.

sius,

sius, der ihm zur Erweiterung seiner Herrschaft, auch die Kirchen von Illyrien unterwarf. Die Kirche zu Jerusalem nahm immer am letzten an der neuen Ehre Theil, zu welcher sich die Bischöfe der grössern Kirchen im römischen Reiche emporschwungen. Ihr Bischof ward später ein Metropolitan, als sie; mit der Patriarchenwürde gieng es eben so. Denn es wurde erst von der Kirchenversammlung zu Chalcedon festgesetzt, daß er Patriarch seyn, und, wie er sich mit dem Bischofe von Antiochien verglichen hatte, die drey Palästinen zur Diöcös haben sollte. *Concil. Chalc. act. VIII.*

Die ganze Christenheit war also außer vielen **unabhängigen** Metropolitankirchen im Oriente, besonders aber in Africa, Spanien und Frankreich, in fünf große Patriarchate von Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem getheilt. αὐτοκεφαλοι ἐκκλησιαι.

Jeder von den Patriarchen war unabhängig; der Mächtigere suchte aber immer den Schwächern zu unterdrücken. Theils bestrebten sie sich, die ihnen noch ununterworfnen Metropolitanen unter ihren Gehorsam zu zwingen, theils griffen sie einander selbst an. Rom war mächtiger, als Alexandrien; Alexandrien und Jerusalem mächtiger als Antiochien; Antiochien berühmter als Cypern. Das kleine Antiochien wagte also einen Sturm auf das unabhängige freye Cypern; Jerusalem und Alexandrien hingegen trachteten nach der Oberherrschaft über Antiochien; Rom bemühte sich, Alexandrien zu überwältigen; Constantinopel aber suchte, ungeachtet des beständigen Widerstandes von Rom, die Oberherrschaft über sie alle zu erlangen. Unterdessen behaupteten doch alle diese Patriarchate, so lange sie unter der Oberherrschaft der christlichen Kaiser stunden, ihre Ununterwürfigkeit. *Concil. Ephes. act. IV.*

Alles,

Basn. l. c. Alles, was zeither gesagt worden ist, beweiset deutlich, daß der Ursprung der Patriarchenwürde in der Kirche so menschlich sey, als der Ursprung der Metropolitanen. Dem ungeachtet haben sich viele Gelehrte die eitle Mühe gemacht, den Patriarchen einen höhern Ursprung zu geben. Wenn man ihnen glauben will, so hatte sie Petrus, der Fürst und das Haupt der Apostel, eingesetzt. Nach seiner Absicht sollten, wie im Himmel drey Zeugen sind, also auch auf der Erde drey Zeugen, und diese zwar die drey Patriarchen seyn, die, wie die drey Personen der Gottheit ein Gott sind, auch eine Kirche ausmachen sollten. Einen einzigen Unterschied machen sie. Petrus sollte alle Gewalt in der Kirche besitzen: Die beyden andern Patriarchen hingegen sollten von ihm und von seinen Nachfolgern abhangen. Die wichtigen Beweise dieses Vorgebens sind ein falsches und unterschobnes Decretalschreiben von dem Pabste Anacletus, verschiedne Briefe andrer Päbste, einige Stellen, in welchen die Väter von der Reise Petri nach Antiochien und Rom, und von der Reise Marci nach Alexandrien reden, und alle die prächtigen Namen, welche dieselben dem Bischofe von Rom gegeben haben. Diese Gründe, und die Namen der Männer, welche mit aller ihrer Gelehrsamkeit nicht im Stande gewesen sind, bündigere Beweise ausfündig zu machen, vertreten die Stelle der ausführlichsten Widerlegung dieses Vorgebens. Wenn man weiß, daß ein Berthier, Morin, und Leo Allatius, denen das weitläuftige Gebiete der Kirchengeschichte so bekannt war, als wenn es ihr Vaterland gewesen wäre, in den vier ersten Jahrhunderten auch nicht eine Spur von der Eintheilung der Welt in drey

Patriar-

Patriarchate durch den Apostel Petrus entdecken können: So ist es der richtigste Schluß, der nur gemacht werden kann, daß es gar keine Beweise dafür gebe. Hätte Petrus auf göttlichen Befehl gewollt und verordnet, daß alle Kirchen der christlichen Welt unter den Patriarchen von Rom, von Alexandrien, und von Antiochien stehen sollten: Wie hätte sich Africa der Herrschaft des alexandrinischen Bischofes entziehen dürfen, oder wie hätte das Bißthum zu Constantinopel darum, weil es das neue Rom war, ohne den allgemeinen Widerspruch der Christenheit, und besonders der von Petro verordneten Patriarchen, durch einen einmüthigen Schluß zwo allgemeiner Kirchenversammlungen zum Patriarchate erhoben werden können? Allein, Petrus hatte Geschäffte von größrer Wichtigkeit auszurichten, als seine Nachfolger zu geistlichen Monarchen zu machen, und eine kirchliche Rangordnung zu verfassen. Wir würden in der Geschichte der Kirche von keinen Ehrenstufen, von keinen Metropolitanen und Patriarchen wissen, wenn ihre Lehrer allezeit so demüthig geblieben wären, als ihre Vorgänger, die Jünger des Herrn; wenn sie sich immer an den Ausspruch Christi: **So jemand unter euch gewaltig seyn will, der sey euer Diener**, errinnert, und sich mit einem apostolischen Eifer bestrebt hätten, sich nicht durch stolze Namen, wohl aber durch Sorgfalt und Treue von einander zu unterscheiden. Muß man nicht erstaunen, wenn man liest, mit welcher unchristlichen Hitze die Bischöfe entweder um die Erweiterung, oder um die Erhaltung der mit ihren eingebildeten Würden verknüpften Vorrechte stritten? Man erwäge doch die großen so vielbedeutenden Worte: **Der katholische**

Glaube wird verlassen, der Glaube an die Verordnungen der Kirche, der heilige Geist ist von der Kirche zu Cypern gewichen; sie ist seiner Führung und Aufsicht beraubt. Sollte man nicht glauben, daß die Kirche zu Cypern entweder mit den größten Ketzereyen angesteckt worden, oder wieder zum Götzendienste übergetreten seyn müsse? Nichts weniger. Die Bischöfe von Cypern wollten sich von dem Patriarchen zu Antiochien nicht einweihen, und die Hand auflegen lassen. Dieses war ihr ganzes Verbrechen, um welches Willen der heilige Geist mit seiner Gnade von ihnen gewichen seyn sollte.

Die Unordnungen und Ausschweifungen, welche die vergrösserte Hoheit und Macht der Bischöfe nach sich zog, sind unbeschreiblich. Gregor von Nazianz, führte über den Ehrgeiz der Geistlichen, die bittersten Klagen. Man eilte, ohne sein Herz und seine Sitten gebessert zu haben, den Bißthümern unaufgehalten zu; nicht in der Absicht, durch Lehre und Beyspiel das Volk zu unterrichten, sondern nur um im Ueberflusse und Genusse aller Bequemlichkeiten zu leben. Dieser wollte ohne Tugend Bischof werden, weil er von Geburt war; jener weil er sich einen Anhang gemacht hatte; ein andrer versprach, damit er zu seinem Endzwecke gelangen möchte, dem Volke die Kirchengüter Preis zu geben, wenn es ihn zum Bischofe machen würde. Besonders entstanden in den grössern Kirchen von Rom, Alexandrien und Antiochien die grausamsten und blutigsten Empörungen über die Wahl der Vorsteher. Wie viel Blut sah nicht Rom über die doppelte Wahl des Damasus und Ursicinus vergießen! Mit welcher Wuth wurde

Greg. Naz. or. 32.

Sidon. l. IV. ep. 25.

nicht

nicht Proterius nach der Absetzung des Dioscorus von Alexandrien von seiner Gegenpartey, die den Timotheus Aelurus zum Patriarchen verlangte, getödtet, und durch die Straßen der Stadt geschleppt! Man zerstümmelte seinen Leib; man aß von seinem Fleische; man verbrannte, was übrig blieb, und streute seine Asche in die Luft, und alles dieses geschah an einem Osterfeste. Dieses alles waren schreckliche Folgen der vergrösserten Hoheit der Bischöfe, an welcher sie selbst, noch mehr aber die Kaiser schuld waren, welche nicht mehr über die Rechte der Majestät hielten. Darf man sich wundern, wenn ihre Gewalt unter dem Wachsthume der bischöflichen Gewalt litt, seit dem zumal der Clerisey die Freyheit und Unabhängigkeit von den bürgerlichen Richterstühlen eingestanden worden war? Besonders aber litt die Herrschaft der Kaiser durch die Versammlungen der Bischöfe. Denn ob sie gleich im Anfange noch erkannten, daß ihre Kirchenschlüsse alle ihre gesetzliche Kraft von der obersten Gewalt der Kaiser erhielten: So brachten sie es doch bald dahin, daß alles weltliche Ansehen davon ausgeschlossen wurde. So gefährliche Einflüsse hatte die vergrösserte Hoheit der Clerisey in die Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Kirche und des Staats, und eben so gefährliche Einflüsse in die Lehren des Christenthums!

Die wahre Lehre von der Kirche, erlitt dadurch große Veränderungen. Unter der sichtbaren Kirche waren ehedem alle Mitglieder einer christlichen Gemeine verstanden worden. Dieser richtige Begriff gieng seit der vergrösserten Macht der Clerisey ganz verloren. Die sichtbare Kirche bestand nunmehr aus den verschiednen Bischöfen der christlichen Welt, die

in einem Glaubensbekenntnisse mit einander vereinigt waren; an die Gemeinen und Layen wurde gar nicht mehr gedacht. Aber so, wie die grössern Bischöfe sich die kleinern unterwürfig machten, so änderte sich auch der Begriff von der Kirche von neuem. Man verstand darunter eine unter einem Patriarchen vereinigte Menge von Metropolitanen, bis endlich in den spätern Zeiten mit dem Namen Kirche alle unter dem Bischofe von Rom, als ihrem Oberhaupte und Richter, vereinigten Bischöfe angezeigt wurden. Eine Gemeine mochte also noch so rechtschaffne und reine Lehrer haben; ihr Glaube mochte mit dem göttlichen Worte völlig übereinstimmen; wenn sie nicht unter der Herrschaft eines Bischofes, dieser nicht unter einem Metropolitane, und dieser nicht unter einem Patriarchen gestanden hätte: So wäre sie, ungeachtet ihrer reinen Lehrer, von der sichtbaren Kirche ausgeschlossen gewesen, und eine solche Ausschließung hätte auch die Ausschließung von der unsichtbaren Kirche nach sich gezogen. Dieser der Lehre des Evangelii so widerstreitende Irrthum, war eine Folge von den irrigen Begriffen, welche sich in Ansehung der bischöflichen Priesterweihe seit der vergrösserten Hoheit der Bischöfe in die Kirche einschlichen.

Die allerersten Gemeinen der Christen wählten diejenigen, welche ihnen den Rath Gottes von ihrer Seeligkeit verkündigen sollten, mit gemeinschaftlicher Ueberlegung. Die Apostel weihten dieselben durch die Handauflegung, durch welche sie ihnen die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes mittheilten, zu ihrem Amte ein. Diese außerordentlichen Gnadengaben hörten mit der Zeit in der Kirche auf. Der Gebrauch der Handauflegung blieb, als eine apostolische

lische Ceremonie, und wurde das gewöhnliche Siegel und Berufszeichen der Lehrer. Wie die Bischöfe anfiengen, einen von den Aeltesten unterschiedenen Orden in der Kirche auszumachen: So eigneten sie sich nicht allein die Handauflegung und die Einweihung der von den Gemeinen erwählten Lehrer als ein ihnen eigenthümliches Vorrecht zu, sondern machten dieselbe auch, damit es mit diesem Vorrechte etwas zu bedeuten hätte, zu einem von Gott verordneten Gnadenmittel oder Sacramente. Niemand war ein rechtmäßiger Lehrer, der nicht von einem Bischofe zu seinem Amte eingeweihet war. Man behauptete, daß durch die Weihe dem erwählten Lehrer alle zu seinem Amte nöthigen Gaben der Heiligung mitgetheilt würden. An diesem Irrthume war es nicht genug. Man erklärte alles für unkräftig, was ein Lehrer, der von keinem Bischofe eingeweiht wäre, thun würde, und kraft dieser neuen Lehre, hatte eine Gemeine, welche einem solchen Lehrer folgte, nicht die wahren Sacramente, und da sie diese nicht hatte, so konnte auch niemand von derselben seelig werden. Weil nun seit dem vierten Jahrhunderte keiner ein rechtmäßiger Bischof war, der die Weihe von keinem Metropolitan oder Patriarchen empfangen hatte: So wurde der Patriarch die Quelle aller geistlichen Kirchengewalt, und außer der Gemeinschaft mit dem Patriarchen durch die von ihm ordinirten Bischöfe, war keine Seeligkeit zu hoffen, wenn man gleich von ganzem Herzen, kraft des göttlichen Wortes, an Christum glaubte, und nach diesem Glauben auch heilig lebte. Welche verkehrte Lehren, die alle mit den Kirchenwürden zuerst entsprungen sind, und der ersten apostolischen Kirche völlig unbekannt waren, weil

dieselbe nichts von Metropolitanen und Patriarchen wußte.

Aus allen diesen verwirrten und irrigen Lehren, welche eine unglückseelige Frucht von dem Ehrgeize der Mächtigsten unter der Clerisey waren, wurde bald der Irrthum erzeugt, daß das unbetrüglichste und gewisseste Merkmal der wahren Kirche, in welcher man allein seelig werden könnte, eine ununterbrochne Folge rechtmäßig ordinirter Bischöfe wäre. Denn weil keine Kirche den rechten Gebrauch der Sacramente haben sollte, welche sich nicht rühmen konnte, einen rechtmäßig ordinirten Bischof zu haben, keiner aber ein solcher Bischof war, wenn er nicht die Weihe von einem andern rechtmäßig ordinirten Bischofe empfangen hatte: So hätte billig sollen jede Kirche ihre Ahnen in einer ununterbrochnen Reihe bis zu den Zeiten der Apostel hinaufführen können. Sollte eine solche ununterbrochne Folge rechtmäßig-ordinirter Bischöfe das einzige untrügliche Merkmal der wahren Kirche seyn: So würde es nun entweder gar keine mehr auf der Erde geben, oder es wäre zum wenigsten höchst zweifelhaft und ungewiß, wo sie aufzusuchen wäre. Unterdessen hat die römische Kirche dieses Vorurtheil zu einem Hauptbeweise gemacht, daß sie die einzige wahre Kirche sey. Die orientalischen und africanischen Kirchen wurden zerstört; folglich blieb diese Kirche von den alten apostolischen Gemeinen die einzige, welche es wagen durfte, sich einer von Petro abstammenden ununterbrochnen Reihe von Bischöfen zu rühmen. Jedoch alles dieses ist offenbar eine Erfindung späterer Zeiten. Die Apostel haben sich keine Nachfolger erwählt; die Gemeinen wählten ihre Lehrer, und wenn andre Lehrer dem Neu-

erwähl-

erwählten die Hand auflegten, zum Zeichen, daß er rechtmäßig berufen wäre: So geschah solches im Namen der Gemeine. Man sieht aus allem diesen, wie fruchtbar jeder Irrthum besonders in der Religion ist. Alle diese Irrthümer führten gerades Weges zum Gewissenszwange, und unterwarfen den Glauben der Christen dem Ansehen der Menschen. Denn sie wurden mit der Zeit alle Pfeiler und Grundsäulen der geistlichen Monarchie, welche die Bischöfe zu Rom aufführten. Wie der Bischof zu Rom in der Kirche des vierten Jahrhundertes dem Range nach der erste Bischof war: So wurde er endlich der mächtigste, und gründete auf die Hoheit des Ranges, welcher doch offenbar bloß von dem Range der Stadt Rom im römischen Reiche abhieng, seine Hoheit der Macht und Herrschaft über alle Kirchen des Erdkreises.

* *

Von dem
Wachsthume der Gewalt und Hoheit
der Bischöfe von Rom.

Die römischen Bischöfe waren im vierten Jahrhunderte erst nur Metropolitanen, deren Gewalt sich nicht weiter als über die Kirchen der suburbicarischen Provinzen erstreckte, welche unter dem Präfecte der Stadt Rom standen. Die Kirchenversammlungen zu Constantinopel und Chalcedon erklärten sie für Patriarchen und also hatten sie in diesen Zeiten keine andre Vorrechte, als die übrigen Patriarchen; mit dem einzigen Unterschiede, daß sie

Bow. Geschicht. der P. d. u. d. *Rufin. H. E. l. 7. c. 6.*

wegen des Ranges ihrer Stadt die ersten unter den christlichen Bischöfen und Patriarchen waren. Weil dieser Rang von dem Range Roms abhieng, so war eben deswegen ihr Primat noch keine Glaubenslehre, so wenig als er einige Herrschaft über andre, als die suburbicarischen Kirchen in sich schloß. Die Christen eigneten ihnen weder eine oberrichterliche Gewalt in Sachen des Glaubens und der Kirchenzucht, noch vielweniger aber eine Unfehlbarkeit in allen ihren Aussprüchen zu, und es haben die Kirchen von Gallien, von Spanien, besonders von Africa und in den Morgenländern sehr lange ihre Unabhängigkeit von ihnen vertheidigt. Wie sie also im Anfange keine Monarchen über die Kirchen waren, so waren sie auch keine Fürsten, die über einen ihnen allein eigenthümlichen Staat zu gebieten gehabt hätten, ob gleich schon im vierten Jahrhunderte die römische Kirche durch die Wohlthaten besonders des römischen Frauenzimmers so reich wurde, daß es ihre Bischöfe beynahe den Kaisern an Aufwand und Pracht gleich thaten, und sich eben dadurch die Vorwürfe vernünftiger Heiden zuzogen. Dieser Reichthum, ihr Rang in der Kirche, und das Ansehen, das sie besonders auch wegen ihres ehrwürdigen Alterthumes hatten, erregte in ihnen die Begierde, Beherrscher der Kirche zu werden. Man weiß, wie sehr ihnen ihr Unternehmen gelungen ist; allein sie sind auf verschiednen Stufen, und durch mannichfaltige Künste der feinsten und verschlagensten Politik zu ihrer Größe emporgestiegen. Diese nun verdienen in ihrer Folge betrachtet zu werden; nicht allein weil es ein Vergnügen für Liebhaber der Geschichte ist, grossen Flüssen, die in ihrem Ursprunge Bäche

waren,

waren, in ihrem Laufe nachzufolgen und zu sehen, wie viele kleinere Ströme nach und nach von ihnen verschlungen werden, sondern vornehmlich deswegen, weil man aller Widerlegung der besondern Lehren, die auf die Oberherrschaft der Bischöfe von Rom über die ganze christliche Kirche gegründet sind, völlig entbehren kann, wenn man aus der Geschichte weiß, durch welche Mittel sie sich zu einer so unrechtmäßigen Gewalt emporgeschwungen haben.

Seit den Zeiten Constantins des Grossen hatten die Bischöfe von Rom allezeit einen grossen Einfluß in die Begebenheiten und Schicksale aller christlichen Kirchen; sie wurden entweder von den streitenden Bischöfen und den Kaisern darein eingeflochten, oder flochten sich selbst in alle Angelegenheiten fremder Gemeinen. Aber eben daher nahmen sie Gelegenheit zu behaupten, daß in keiner Kirche der Christenheit ohne ihr Vorwissen etwas vorgenommen, untersucht, und entschieden werden müßte. Dieses that während der arianischen Streitigkeiten der Bischof Julius in einem sonst überaus sanftmüthigen Schreiben an die eusebianische Partey. Er bestrafte sie, daß sie den Athanasius verdammt und abgesetzt hätten, ohne vorher deswegen an seine Kirche zu schreiben. „Wisset ihr die Gewohnheit nicht, „daß zuerst an uns geschrieben, und dann was recht „ist, beschlossen werden muß? Wenn also auch ein „Verdacht sich wider einen Bischof geäußert hätte: „So wäre doch nöthig gewesen, erst deswegen an „unsre Kirche zu schreiben. Das sind Pauli Ver„ordnungen nicht; so sind wir nicht von den Vätern „unterrichtet worden. = = Was ich schreibe, schreibe „ich des allgemeinen Bestens wegen; ich mache euch

Ep. Jul. Episc. R. in Apol. Athan. t. I. op.

„bekannt, was ich vom Apostel Petrus empfangen „habe.„ In diesem Strafbriefe setzt also Julius voraus, daß in den orientalischen Kirchen nichts von Wichtigkeit ohne sein Wissen vorgenommen werden dürfte, und beruft sich nicht undeutlich auf Verordnungen des Apostels Pauli. Er führt freylich keine an, und man kann auch keine zur Rechtfertigung seiner Forderung aufweisen; unterdessen sieht man doch daraus, was die Bischöfe von Rom wünschten. Es war immer ein Schritt zur Hoheit über andre, wenn man sie erst so weit bringen konnte, daß sie nichts ohne ihr Vorwissen thäten, oder auch gar eingestünden, daß sie nichts ohne die römischen Bischöfe thun dürften. Julius verbarg sich auch schon hinter dem Ansehen Petri. Denn wie konnte er doch sagen, daß er den Eusebianern **nichts schriebe, als was er vom Apostel Petrus empfangen hätte?** Er konnte sich ja nicht rühmen, daß Petrus ihm dasjenige eingegeben hätte, was er ihnen schriebe. Wer sieht nicht deutlich, daß sich Julius mit dem Namen des Apostels ein gewisses Ansehen geben wollte? Unterdessen sprach er noch nicht in dem Tone eines unfehlbaren Oberhauptes der Kirche; denn sonst hätte er, wie er in dem ganzen Briefe thut, nicht bitten, rathen, und ermahnen, sondern nur befehlen und Gehorsam erwarten dürfen.

Julius machte zwar mit seinem Schreiben keinen Eindruck bey den Eusebianern; er erwarb aber doch seinem bischöflichen Stuhle mit seinem Eifer wider die Arianer besondre Vorzüge. Auf sein Ansuchen befahlen die Kaiser Constanz und Constantius eine Kirchenversammlung zu Sardica zu halten. Die morgenländischen Bischöfe erschienen zwar; sie

Harduin. Concil. t. I. p. 635.

verließen

verließen die Versammlung aber wieder, weil sie sich weigerte den Athanasius davon auszuschließen. Das Concilium bestätigte ihn in seiner Würde, und ehe es aus einander gieng, faßte es unterschiedne Schlüsse ab, unter denen zween sehr vortheilhaft für den Pabst waren. Denn im dritten Canon wurde verordnet, daß im Fall ein Bischof glaubte, widerrechtlich abgesetzt worden zu seyn, er die Erlaubniß haben sollte, sich an den Bischof von Rom zu wenden, der entweder das schon ausgesprochne Urtheil bestätigen, oder seine Sache durch benachbarte und von ihm ernannte Bischöfe von neuem untersuchen lassen möchte. Dieser Kanon wurde dem Apostel Petrus zu Ehren genehm gehalten. Nach der Verordnung des vierten Kanons sollte der Stuhl des abgesetzten Bischofes, der sich nach Rom gewendet haben würde, so lange offen bleiben, bis seine Sache von ihm aufs neue untersucht und entschieden wäre. So wurde dem römischen Pabste zuerst die Befugniß, Appellationen anzunehmen; ein Vorzug, durch den sie sich in der Folge berechtigt zu seyn glaubten, Appellationen zu fodern, von einer Kirchenversammlung zugestanden. Nun folgt zwar daraus, daß ihm das Vorrecht der Apellation gegeben wurde; daß er also dasselbe vorher noch nicht hatte; unterdessen bürdeten sich doch die abendländischen Bischöfe ein Joch auf, das bald schwerer zu werden anfieng. Diese Uebereilung war eine Folge ihrers hitzigen Eifers gegen die Arianer, in welchem sie ihrem Anführer nicht Macht genug einräumen zu können glaubten. Die Schlüsse dieser Kirchenversammlung wurden in der morgenländischen Kirche niemals, in der abendländischen aber von keiner

africanischen Gemeine angenommen. Das Concilium zu Chalcedon setzte sie auch nicht in die Sammlung der von ihm gebilligten Kirchenschlüsse, und deswegen machten nachher einige Päbste den Versuch, ob sie ihnen unter dem Namen nicänischer Kirchenschlüsse mehr Ansehen und Eingang verschaffen könnten. In dem Schreiben, welches die Bischöfe von Sardica an den Bischof Julius abließen, wird das Concilium also redend eingeführt: „Es „ist höchst anständig, daß alle Bischöfe ihrem Ober„haupte, dem Stuhle Petri zu Rom zu wissen thun, „was in ihren Provinzen vorfällt.„ **Blondell** und **Bower** halten diese Stelle für eingeschoben und unächt, jener des schlechtern Lateins wegen; dieser aber, weil sie ihm den Zusammenhang des Schreibens zu unterbrechen scheint. Allein wenn auch diese Stelle nicht unächt wäre: Was könnte denn daraus mehr gefolgert werden, als daß die Bischöfe ihrem Mitbischofe, wie sie ihn nennen, eine Schmeicheley gesagt haben?

Ich muß aber, da ich dieser Kirchenversammlung gedenke, eine andre Anmerkung von Wichtigkeit machen, ohne sie künftig, wo sie wieder gemacht werden könnte, zu wiederholen. Julius war nicht auf der Kirchenversammlung zu Sardica gegenwärtig; auch hatte vor ihm Silvester sich nicht in Person auf der zu Nicäa eingefunden; ihre Nachfolger erschienen auch beynahe niemals auf Conciliis, die sie nicht zusammen berufen hatten. Sollte wohl dieses etwas Zufälliges oder sollte es nicht vielmehr eine Folge von der Staatsklugheit der römischen Bischöfe gewesen seyn? Wenn sie nicht in Person dabey erschienen, so hatten sie selbst noch

nicht

nicht unterschrieben, was beschlossen war. Unterschrieben ihre Abgeordneten etwas, was ihnen und ihren Absichten nachtheilig zu seyn schien, so hatten sie immer den Ausweg, wenn sie es nicht genehm halten wollten, vorzugeben, daß ihre Legaten ihre Vollmacht überschritten hätten. Ueberdieß mußten ihnen die Schlüsse der Kirchenversammlungen durch ein besonders an sie gerichtetes Schreiben bekannt gemacht werden, damit sie dieselben weiter bekannt machen möchten. Wenn sie dann die Einwilligung und Unterschrift ihrer Abgeordneten genehm hielten: Gewann dann dieses nicht das Ansehen, als ob die Schlüsse der Kirchenversammlungen ihre letzte Bestätigung und Kraft von ihnen empfiengen? Einige Päbste haben bey ihrer Abwesenheit von den Kirchenversammlungen diese Absicht gewiß gehabt; wie aus ihrer Geschichte unläugbar erhellt, ob ich gleich nicht behaupten mag, daß jeder Pabst so fein und verschlagen als der andre gewesen sey.

Liberius, der Nachfolger des Julius, ein Mann, der zu einer Zeit kühn, unerschrocken, und unerbittlich, zu andern Zeiten aber so zaghaft, erschrocken, und nachgebend war, daß man die Widersprüche seines Characters kaum zu begreifen weiß, übte die oberrichterliche Gewalt, die den Bischöfen von Rom zu Sardica besonders auch von dem Athanasius beygelegt worden war, aus Gefälligkeit gegen die Arianer, die ihm allzufurchtbar zu werden schienen, zuerst wider eben diesen Athanasius aus. Er foderte ihn unter harten Bedrohungen nach Rom, und da er Alexandrien nicht verlassen und sich nicht vor seinen Richterstuhl stellen wollte, schloß er ihn von seiner Gemeinschaft aus. Er erkannte zwar

Hilar. fragm. I. p. 36. 40. sqq. Athanas. ad Solit. Apol. 2. Baron. ad ann. 352.

seinen

seinen Irrthum bald, und nahm ihn wieder in seine Gemeinschaft auf; er blieb auch lange Zeit mit grosser Standhaftigkeit, ungeachtet aller Verfolgungen des Kaisers Constantius, der guten Sache getreu. Allein er wurde abgesetzt und ins Elend verwiesen; Felix aber, ein römischer Diaconus, an seine Stelle zum Bischofe verordnet und dem Volke zu Rom aufgedrungen. Dieses wollte keinen andern Bischof haben, als den Liberius, dessen sich besonders die römischen vornehmen Frauen annahmen. Der Kaiser wurde dadurch bewogen, den Liberius zurückzurufen, ob er ihm gleich nicht eher verstattete, nach Rom zu gehen, bis er in die Verdammung des Athanasius gewilligt, und ein halb arianisches Glaubensbekenntniß unterschrieben hatte. Dieser zweyte Fall des Liberius zernichtet nun die vorgegebne Unfehlbarkeit der römischen Bischöfe. Hier ist, mit dem Bischofe Boßvet zu reden, die Kette der rechtgläubigen Bischöfe unterbrochen. Wofern nun alles, was diese Kette unterbricht, alles, was aus dieser Folge heraus geht, und seinen Ursprung nicht bis zum Ursprunge der Welt zurückführen kann, uns einen Abscheu machen muß: So könnte nach diesen Grundsätzen die römische Kirche nicht die wahre Kirche seyn; zum wenigsten wäre sie es unter dem Liberius nicht gewesen. Aber wir enthalten uns dergleichen Schlüsse daraus zu ziehen und bemerken, daß Baronius und Bellarmin alle Klugheit ihres Verstandes erschöpfen, diesen Fall eines römischen Bischofes zu schmücken. Baronius bekennt, daß er in der Erzählung dieser Begebenheiten zwischen gefährlichen Felsen, und zwischen betrüglichen Klippen und Sandbänken gesegelt sey; daß er aber doch seine Leser

Baron. ad a. 357. n. 46.

als

als ein Steuermann sicher in den Hafen der Wahrheit einführen wolle. Allein wie hält er diese so schwere Zusage? Er will beweisen, daß das sirmische Glaubensbekenntniß, welches Hilarius, Athanasius und Hieronymus als arianisch verdammen, in allen Artikeln rechtgläubig gewesen sey. Unterdessen bekennt Liberius selbst in einem Briefe an die morgenländischen Bischöfe, dessen Original noch im Vaticane aufbewahret wird, daß er in allen Stücken mit dem Demophilus, einem von den eifrigsten Arianern, einig sey. Bellarmin suchte also die Unfehlbarkeit des Liberius auf eine andre Weise zu retten und behauptete lieber, daß ein Pabst eine Ketzerey annehmen und unterzeichnen könnte, ohne seiner Unfehlbarkeit zu schaden, wenn er nur innerlich derselben nicht beystimmte. Welch eine Unfehlbarkeit? Wie kann der Glaube der Christen auf eine solche Unfehlbarkeit gegründet seyn? Und woher kann man wissen, daß der Richter des Glaubens einem Irrthume innerlich nicht beypflichte, wenn er ihn durch seine Unterschrift genehm hält? Hilarius und Athanasius wußten von diesem feinen Unterschiede nichts; denn beyde schreiben von dem Liberius, daß er auf die Seite der Arianer getreten wäre.

Hilar. fragm. 2. Athanas. epist. ad Solit. Hieronym. de vir. illustr. c. 97. Bellarm. de Sum. Pont. l. 4. c. 9.

Nach dem Tode des Liberius entstanden in der römischen Kirche über die Wahl seines Nachfolgers grosse Zerrüttungen. Man wählte zween Bischöfe; in der Hauptkirche wurde Ursicinus, in der Kirche des Laurentius Damasus erwählt. Diese zweyfache Wahl verursachte eine gefährliche Trennung, und innerhalb den Mauren der Stadt einen bürgerlichen Krieg, der sich nicht ohne viel Blutvergießen endigte. Es wollte weder Damasus noch Ursicinus weichen;

Baron. ad. a. 362. Marcell. libell. prec. l. I. p. 3.

denn die bischöfliche Würde von Rom war nun mit einem solchen Pompe verbunden, wie Ammianus Marcellinus sagt, daß es ihm nicht wunderbar vorkam, wenn mit solcher Heftigkeit um dieselbe gestritten wurde. Denn wer Bischof wurde, der konnte gewiß versichert seyn, daß er durch die Geschenke der römischen Damen reich und mächtig würde. Er hatte nicht mehr nöthig, zu Fuße zu gehen, sondern konnte in prächtig geschmückten Paradewagen fahren. Seine Tafel war bis zur Verschwendung mit den kostbarsten Speisen besetzt; ja er that es selbst den Kaisern an Aufwand und Pracht zuvor. Diese Beschreibung des Ammianus ist nicht übertrieben, wenn man die Beschreibungen des Hieronymus von der römischen Clerisey dagegen hält. Die Geistlichen, welche durch ein ernstliches und gesetztes Wesen die Weiber erbauen sollten, küßten sie erst zärtlich; dann streckten sie die Hand aus, als ob sie ihnen den Seegen ertheilen wollten, um unvermerckt für ihren Seegen ein Geschenk zu empfangen, machten ihr Geschäffte daraus, ihre Neigungen auszukundschaften, brachen in ihre Zimmer ein, ehe sie noch vom Schlafe erwachten, bewunderten ihr kostbares Geräthe, und zwangen es ihnen mehr ab, als daß sie es gutwillig hätten geben sollen. Das feinste Mehl und der beste Honig war ihnen nicht mehr gut genug; desto bekannter aber waren sie mit allen Gattungen und Namen ausländischer Fische. Man sieht aus diesen Beschreibungen, durch welche niedrige Mittel die römische Clerisey, und mit ihr ihr Oberhaupt so reich und so mächtig in Rom ward. Eine mit einem so wollüstigen und prächtigen Leben verknüpfte Würde war es, um welche Damasus

Ammian. Marc. l. 27. c. 3.

Hieronym. ep. 22.

und

und Ursicinus stritten. Ich will mich in keine Untersuchung ihrer Wahlen und der schändlichen Mittel, durch welche sich beyde zu behaupten suchten, einlassen, weil ich nicht die Geschichte der Päbste, sondern ihrer Hoheit beschreibe. Ich will nur anmerken, daß Damasus in diesem Kriege der Ueberwinder blieb, nachdem er die Lieblinge des Kaisers Valentinianus, wenn man anders dem Berichte seiner Feinde völlig trauen dürfte, durch große Geldsummen gewonnen hatte. Der Kaiser bestätigte nicht allein seine Wahl, als rechtmäßig, sondern gab auch, um die Ruhe der Kirche wieder herzustellen, ein Gesetz, in welchem der Bischof zu Rom berechtigt wurde, die Sachen andrer Bischöfe zu untersuchen und zu richten. Zugleich wurde darinnen verordnet, daß die Kirchenstreitigkeiten nicht von den weltlichen Richtern, sondern **von dem Hohenpriester der Religion** untersucht und entschieden werden sollten. Man streitet, ob dem Pabste zu Rom durch dieses kaiserliche Gesetz alle Bischöfe, oder nur die Bischöfe der suburbicarischen Provinzen unterworfen worden sind. So viel ist gewiß, daß es im allerweitesten Verstande genommen, nur die westlichen Provinzen des römischen Reiches angehen konnte. Denn über den Orient herrschte der Kaiser Valens. Auch kann nicht erwiesen werden, daß die Bischöfe von Gallien, Spanien und Africa diesem Gesetze nachgekommen wären. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist so viel unstreitig, daß es ein unvorsichtiges Gesetz war, und die Macht des römischen Bischofes sehr erweiterte. Unterdessen erhellet doch daraus, daß er vor diesem Gesetze keine von Kaisern bestätigte richterliche Gewalt über die Bischöfe hatte, über welche er itzt zum Richter gesetzt wurde. Denn wenn er sie gehabt hätte, wie hätte

Codex Theod. c. 8.

sie ihm erst durch ein Gesetz des Kaisers ertheilt werden können?

Man findet nicht, wie weit Damasus selbst diese ihm ertheilte neue Gewalt erstreckt habe. Zum wenigsten bediente er sich ihrer nicht, die Ausschweifungen seiner Clerisey einzuschränken, wider welche Valentinianus ein strenges Gesetz geben mußte. Wenn er der Oberrichter der ganzen Christenheit gewesen, und dafür erkannt worden wäre, so hätte er vornehmlich den Zerrüttungen der orientalischen Kirchen abzuhelfen suchen sollen, da er zumal von Basilius dem Großen ersucht wurde, einen Mittler in dem Streite abzugeben, wer in Antiochien für den rechtmäßigen Bischof zu halten wäre, Paulinus oder Meletius. Er antwortete dem Basilius lange Zeit auf sein Schreiben nicht. Endlich wollte er nicht einen Mittler, sondern einen Richter in diesen Zwistigkeiten vorstellen. Er that dieses mit einem solchen Uebermuthe, daß Basilius sich nicht enthalten konnte, über seinen Stolz zu klagen: **Den Achilles, sagte er, muß man nicht bitten; denn er ist stolz; je mehr man einen stolzen und unerbittlichen Mann bittet, desto stolzer und unerbittlicher wird er.** Dieses ist gewiß kein ehrerbietiges Bekenntniß von der Unfehlbarkeit und Oberherrschaft des römischen Bischofes.

Cod. Theod. p. 48.

Socr. l. 4. c. 15. Theodor. l. 6. c. 13.

Basil. ep. 220. 273. 250. 321.

Id. ep. 20.

Hatten die Bischöfe des Orientes keine Neigung, die Hoheit desselben zu vergrössern, und sich seinen Aussprüchen mit Demuth zu unterwerfen, so arbeiteten die italienischen Bischöfe desto eifriger an der Erweiterung seiner Macht. Denn als sich die Donatisten in Italien auszubreiten suchten, und so gar zu Rom ihre eignen Bischöfe hatten: So nahmen die Bischöfe von Italien ihre Zuflucht zum Kaiser Gratianus,

Optat. de Schism. Don. l. 2. §. 49.

tianus, und baten ihn, daß das Gesetz zur Kraft und Uebung gebracht werden möchte, welches sein Vater Valentinianus gegeben hatte. Sie baten, daß kraft dieses Gesetzes die Bischöfe von keiner weltlichen Obrigkeit, sondern von dem Bischofe zu Rom gerichtet werden möchten. Nach ihrem Verlangen sollte der Kaiser verordnen, daß jeder Bischof, der von dem Bischofe zu Rom verdammt worden wäre, wenn er sich unterstünde, nach seiner Verdammung noch Zusammenkünfte zu halten, so gleich verwiesen; derjenige hingegen, der sich weigern würde, vor den versammelten Bischöfen zu erscheinen, durch den Statthalter, zu erscheinen gezwungen, und jeder Metropolitan, wenn ein vor ihm beklagter nach Rom appellirte, angehalten werden sollte, sich dem Ausspruche des Damasus und seiner Nachfolger zu unterwerfen. Auch bat das Concilium, daß der römische Bischof keiner weltlichen Gerichtsbarkeit unterthänig seyn, der Kaiser vielmehr erforderlichen Falls unmittelbar über ihn erkennen möchte, weil derselbe, ungeachtet er in Ansehung des Amts nichts vor ihnen voraus hätte, doch wegen der Vorrechte des apostolischen Stuhls höher wäre, als sie. Der Kaiser befahl hierauf seinem Vicarius, genauer über die kaiserlichen Befehle zu halten; der Bischof zu Rom aber wurde errinnert, daß er in der Vereinigung mit sieben oder fünf Bischöfen alle Kirchenstreitigkeiten untersuchen sollte. *Codex Theod. p. 87. 89.*

So viel Mühe gaben sich die italienischen Bischöfe, ihren Mitbruder, den Bischof zu Rom, grösser zu machen, weil sie mit ihm zu einem höhern Gipfel der Ehre emporzusteigen hofften, und erwogen oder sahen nicht vorher, daß eine jede neue Gewalt, die er erhielt, ein neues Glied in die Kette wäre, mit welcher sie gefesselt werden könnten, und mit der ihre

Nachfolger wirklich gefesselt wurden. Sie gaben wohl deutlich genug zu verstehen, daß sie ihm in Ansehung des Amts keine Vorzüge zugestunden: Was würden sie aber nicht gethan haben, wenn sie vermuthet hätten, daß seine Nachfolger ihre Herrschaft über alle Kirchen aus einem göttlichen Rechte herleiten, und sich zum einzigen und allgemeinen Monarchen aufwerfen würden?

Damasus sprach und handelte der Hoheit gemäß, die ihm, wie es schien, fast aufgedrungen wurde. In seinem Synodalschreiben wider den Apollinaris an die orientalischen Bischöfe sagte er ihnen, daß sie sich selbst dadurch am meisten ehrten, daß sie **den apostolischen Stuhl** ehrten, ob er sich gleich selbst der Ehre, die sie ihm erwiesen, nicht würdig achtete. Er wollte sich aber mit dieser Demuth nichts vergeben; denn er setzte gleich hinzu, daß ihn der Apostel Petrus gelehrt hätte, wie er das Ruder der Kirche führen sollte. Damasus sprach von seiner Kirche nicht anders, als ob sie die einzige apostolische Kirche gewesen wäre. Alle seine Nachfolger redeten in eben dem Tone; keiner nannte die Gemeine, der er vorstand, den apostolischen Stuhl zu Rom, oder seinen apostolischen Stuhl. Die Auslassung dieses Zusatzes erweckte mehr Ehrfurcht; es ist niemand, der nicht bey dem Ausdrucke: **Der apostolische Stuhl**, mehr als bey dem eingeschränktern Ausdrucke: **Der apostolische Stuhl zu Rom**, gedenken sollte? So aufmerksam war Damasus auf jeden Ausdruck, der die Ehre seines bischöflichen Sitzes angieng! Man darf sich nicht einbilden, daß man den Fehler begehen und allzu scharfsichtig seyn könne, wenn man so sehr genau auf alles acht habe, was die römischen Bischöfe sagten oder thaten. Daß man nicht zu aufmerk-

Baron. ad a. 378.

sam

sam seyn könne, beweist die Klugheit, welche Damasus bewies, als der Kaiser Gratian Dacien und Griechenland unter dem Titel von Ostillyrien von dem abendländischen Reiche absonderte und an seinen Bruder Theosius abtrat. Damasus hatte sich als der Bischof der Hauptstadt eine Aufsicht über alle Kirchen in den abendländischen Provinzen angemaßt. Er war so willig nicht, als der Kaiser, seine Macht einschränken zu lassen. Um nun den Gerechtsamen, der er sich bemächtigt hatte, nichts zu vergeben: So bevollmächtigte er den Bischof von Thessalonich zur Aufsicht über Ostillyrien. Die Bischöfe von Thessalonich wurden gern Vicarien der römischen Bischöfe, weil sie dadurch mehr Gewalt zu empfangen schienen; in der That aber wurden sie unterwürfigere Sclaven derselben. Dieser Einfall, Vicarien zu machen, hätte nicht feiner und staatsmämischer seyn können. Seine Nachfolger bemerkten ihn genau, und bauten auf den Grund fort, den Damasus gelegt hatte. Denn schon Siricius machte den Schluß, daß in Ostillyrien ohne Vorbewußt des Bischofes von Thessalonich kein Bischof ordinirt werden sollte. Mit der Zeit fiengen die Bischöfe von Rom an, auch in andern Landen Vicarien zu ernennen. Aus den Vicarien wurden Legaten, welchen noch größre Vorzüge ertheilt wurden. Denn es wurde ihnen, wie sich Leo der Große ausdrückte, ein größrer Antheil an seiner Sorge verliehen, ob sie gleich nicht die ganze Fülle seiner Macht erhielten.

Christ. Lup. de appell. Rom. p. 626. p. 627.

Holst. Collect. Roman. mon. p. 43.

Leo Magn. ep. 48.

Siricius folgte dem Damasus in der bischöflichen Würde zu Rom und in seinen Gesinnungen. Himerius, ein Bischof von Tarragona in Spanien, hatte von seinem Vorfahren wegen gewisser Puncte der Kirchenzucht ein Gutachten gefodert. Siricius

Hard. Concil. t. I. p. 848.

nahm diese Anfrage als ein Merkmal der Unterwürfigkeit an, und antwortete in der Sprache eines Obern. Er nannte die römische Kirche das Haupt aller Kirchen; er sprach von der Sorgfalt, die er für alle Gemeinen trug: Wir tragen die Last aller, die beschwert werden; oder es trägt sie vielmehr in uns der Apostel Petrus, der uns Erben seiner Aufsicht beschirmt und unterstützt; er fieng auch schon an, das Ansehen seines Sitzes auf den Ausspruch Christi zu gründen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen, auf das Bekenntniß nämlich, das der Apostel von ihm abgelegt hatte, will ich meine Gemeine bauen. Denn Siricius sagte in seiner Antwort: Dieser Regel sollen alle nachkommen, welche nicht von der Festigkeit des apostolischen Felsen, auf welche Christus seine allgemeine Kirche erbaut hat, abgerissen werden wollen. Noch hatte es kein römischer Bischof gewagt, so vortheilhaft von seiner Kirche zu lehren. Siricius machte einen Versuch, um zu sehen, wie unangefochten eine solche Lehre bleiben würde. Man achtete im Anfange nicht darauf, weil die Folge derselben noch nicht deutlich und laut gesagt wurden, daß sie die Bischöfe hätten warnen können. Unterdessen gab doch der feine Bischof zu verstehen, daß alle Kirchen verbunden wären, sich nach den Gebräuchen der seinigen zu richten. Konnte er es dahin bringen, daß sie dieser Anfoderung nicht widersprachen: Wie viel hatte er denn nicht gewonnen! Sein Brief an den Himerius giebt mir noch Gelegenheit zu bemerken, daß die römischen Bischöfe dem Ehrgeize derjenigen unter ihren Amtsgenossen, welche sie zu Werkzeugen ihrer regierſüchtigen Absichten brauchen wollten, mit vieler Kunst zu schmeicheln wußten.

wußten. So führte Siricius, um den Himerius zu bewegen, daß er sein Schreiben nicht allein andern Bischöfen mittheilen, sondern sich auch bemühen möchte, sie zur Beobachtung desselben zu vermögen, ihm das hohe Alterthum seines Bisthumes zu Gemüthe, und stellte ihm vor, daß es dem Bischofe eines so alten Sitzes besonders anständig wäre, eine solche Sorge über sich zu nehmen.

In diesem Briefe an den Bischof von Tarragona verpflichtete Siricius die Geistlichen zum ehlosen Leben. Noch war von ihnen die Enthaltung vom Ehestande nie mit solcher Strenge gefodert worden. Dieses Gesetz hatte offenbar keinen andern Grund, als theils die Nachahmung des Heidenthums und die aus der neuen platonischen Philosophie abstammenden hohen Begriffe vom ehlosen Leben, theils die Absicht, die Macht und den Reichthum der Clerisey zu vergrössern. Denn wenn den Geistlichen die Heyrath erlaubt war, so mußten sie nicht allein ihre Einkünfte zwischen der Kirche und ihren Familien theilen, sondern sie hatten auch einen von der Kirche abgesonderten Nutzen, nämlich die Versorgung ihrer Kinder, und wenn sie starben, ihrer Wittwen. Da sie aber zum ehlosen Stande verpflichtet waren, so richteten sie alle ihre Aufmerksamkeit auf die Vergrösserung ihres Ordens; die Kirche sammelte Reichthümer über Reichthümer, ohne die Ströme zurückzugeben, die in diesem Meere zusammenflossen, da sie zumal zu den Bedürfnissen des Staates nichts beytragen durften.

Siricius suchte also mit vielem Glücke, seine Herrschaft über die abendländischen Bischöfe auszubreiten; sie blieb aber doch immer noch in den Gränzen des Occidentes eingeschlossen. Unterdessen versäumte er doch keine Gelegenheit, das Ansehen seiner Kirche

zu behaupten. Und dazu war ihm die allgemein angenommene Lehre, daß alle wahren Kirchen in einer äußerlichen Gemeinschaft mit einander stehen müßten, sehr beförderlich. Im Oriente dauerte der Streit noch immer fort, wer der rechtmäßige Patriarch von Antiochien wäre. Paulinus hatte, ehe er starb, den Evagrius zum Nachfolger widerrechtlich erwählt und eingeweiht, ungeachtet Flavianus, der Nachfolger des Meletius, der schon bey seinem Leben zum Bischofe von Antiochien erwählt worden war, noch lebte. Die Trennung dieser Kirche dauerte also fort. Siricius ergriff die Gelegenheit, den Kaiser Theodosius zu bitten, daß er den Flavianus nöthigen möchte, seine Sache entweder vor den Bischöfen in Aegypten, oder in Rom untersuchen zu lassen. Theodosius willigte in das Verlangen des Bischofes von Rom, und befahl dem Flavianus, daß er sich vor ihm stellen
Bower. sollte. Allein dieser Patriarch wollte weder den alexandrinischen, noch den römischen Bischof für seinen Richter erkennen, und erklärte sich, daß er lieber sein Bisthum gar niederlegen wollte, wenn es der Kaiser beföhle. Theodosius drang nicht weiter in ihn, und bestätigte ihn in seiner Würde. Dem ungeachtet wurde er weder von den ägyptischen Bischöfen, noch vom Siricius als rechtmäßiger Patriarch erkannt. Evagrius starb; Flavianus brachte es durch sein Ansehen dahin, daß kein neuer Bischof an die Stelle des Verstorbnen gewählt wurde; selbst der Patriarch von Alexandrien wurde durch die Vermittlung des Chrysostomus mit ihm ausgesöhnt, und dennoch fuhr Siricius fort, ihm seine Kirchengemeinschaft zu verweigern. Endlich überwand doch der Eifer des Chrysostomus alle Schwierigkeiten. Er gab den Rath, daß man eine feyerliche Gesandtschaft an

den Siricius schicken und ihn um die Wiedervereinigung mit der römischen Kirche mit der antiochenischen bitten sollte. Man folgte seinem Rathe, und diese Schmeicheley für den Stolz des römischen Bischofes hatte die erwünschte Wirkung. Siricius verweigerte nun dem Flavianus seine Gemeinschaft nicht länger, als er so feyerlich darum ersucht wurde. Daß der Bischof von Rom einem morgenländischen Patriarchen seine Freundschaft und die Aufnahme in die Gemeinschaft seiner Kirche nicht eher verwilligte, bis er durch eine feyerliche Gesandtschaft darum ersucht wurde, das mußte der Welt nothwendig sehr hohe Begriffe von der Wichtigkeit der Gemeinschaft mit ihm, und zugleich von der Würde seines bischöflichen Stuhles beybringen.

Auf den Siricius folgte Anastasius, welcher nur vier Jahre lebte. Er vergab der Würde seines bischöflichen Stuhles nichts; er gieng aber auch auf dem Wege, den ihm seine Vorgänger gezeigt hatten, nicht weiter. *V. Concil. Hard. t. I. p. 995. sqq.*

Desto weiter gieng Innocentius der erste. Noch hatte kein Pabst so kühne und offenbare Ansprüche an die Oberherrschaft über die Kirche gemacht, als er machte. Er fuhr fort, sich der Oberaufsicht über die ostillyrischen Kirchen anzumaßen und die Bischöfe von Thessalonich zu Vicarien des römischen Stuhls zu ernennen. Er war zwar so behutsam, den Bischof dieser Kirche Rufus zu warnen, daß er keine Eingriffe in die Rechte der ostillyrischen Metropolitanen thun sollte, um sie nicht wider ihr Joch allzufrüh aufzuwiegeln; unterdessen schrieb er doch in einem sehr richterlichen Tone an die macedonischen Bischöfe. Alle seine Briefe waren von der Würde des apostolischen Stuhles voll, als wenn seine Kirche

die einzige apostolische Kirche gewesen wäre. Er eignete sich das Recht zu, allen rechtgläubigen Bischöfen Vorschriften zu geben; foderte Berichte, als eine Schuldigkeit; suchte die Welt zu überreden, daß die römische Kirche das Haupt aller Kirchen wäre; und bewies durch seine kühnen Foderungen, daß er darunter mehr als den ersten Rang in der Christenheit verstanden wissen wollte. Dieses erhellet daraus deutlich, daß er in einem Briefe behauptete, daß der Stuhl zu Rom und der Stuhl zu Antiochien ihre Vorzüge vor andern Bisthümern nicht etwa von den Vorrechten ihrer Städte, sondern von ihrem ersten Stifter hätten, daß alle abendländischen Kirchen verbunden wären, sich nach den Gewohnheiten und Uebungen der römischen zu richten; daß die Traditionen andrer Kirchen, wenn sie von der seinigen abwichen, Verfälschungen der apostolischen wären; daß niemand in Rom, als Petrus gepredigt, und dieser Apostel auch alle Punkte der Kirchenzucht festgesetzt hätte. Hier bewies er freylich die Untrüglichkeit nicht, welche den römischen Bischofen zugeeignet wird. Denn theils hatte Paulus eben sowohl als Petrus in Rom das Evangelium gepredigt; theils bewiesen auch die mannichfaltigen Verordnungen, welche schon von so vielen Kirchenversammlungen abgefaßt worden waren, daß der Apostel Petrus nicht alle Punkte der Kirchenzucht bestimmt hatte. Man begreift ohne Mühe, was den Innocentius bewogen habe, Meynungen zu behaupten, welche so leicht der Unrichtigkeit überführt werden konnten. Er wollte seinen Stuhl über die Stühle aller andern Bischöfe setzen, und deswegen nahm er alles an, was etwas dazu beyzutragen schien; denn die Leidenschaften sehen nichts, als was sie sehen wollen.

Vor dem Innocentius hatte noch kein römischer Bischof sein Ansehen über andre Kirchen **aus einem göttlichen Rechte** hergeleitet. Er wagte es, auch diesen Schritt zu thun. Die Bischöfe von Africa soderten ihn auf, die pelagianischen Irrthümer mit ihnen öffentlich zu verdammen. In seiner Antwort an sie nahm er Gelegenheit, nicht allein die Hoheit seines bischöflichen Sitzes zu erheben, sondern auch zu behaupten, daß **alle kirchlichen Angelegenheiten durch die ganze Welt, einem göttlichen Rechte zu Folge, zuerst vor den apostolischen Stuhl zu Rom gebracht werden müßten, ehe sie in den Provinzen entschieden würden.** Wie neu diese Lehre war, erhellet nicht allein aus dem vorigen, sondern auch aus dem Verhalten der africanischen Bischöfe, welche nicht von ihm verlangten, daß er er die pelagianischen Irrthümer zuerst verdammen sollte, sondern ihn vielmehr dafür warnten, und ihn auffoderten, in die Verurtheilung desjenigen zu willigen, was sie schon unwiederruflich verdammt hatten. Er stellte sich aber an, als ob ihr Schreiben ein Bekenntniß ihrer Unterwürfigkeit gegen ihn wäre: **Ihr habt dem apostolischen Stuhle**, sagte er, **die schuldige Achtung erwiesen, als welchem die Sorge für alle Gemeinen aufgetragen ist, bey welchem auch in allen verworrnen Fällen Anfrage geschehen muß.** Er that unterdessen, was die africanischen Bischöfe verlangten, und verdammte den Pelagius, und war ohne Zweifel die Ursache, warum sie itzt zu seinen so kühnen Ansprüchen stille schwiegen.

Harduin. l. c. p. 1026. sqq.

Innocentius starb, und Zosimus war sein Nachfolger. Er war eben so eifrig in der Vertheidigung der Hoheit seines bischöflichen Stuhles, als sein Vorfahr, *sqq.*

Bower t. II. p. 16.

fahr, aber nicht so vorsichtig, sondern weit heftiger und ungestümer. Beydes bewies er im ersten Jahre seines bischöflichen Regiments theils durch die Vertheidigung der Pelagianer, welche er wider die africanischen Bischöfe übernahm, theils durch die eigenmächtige Absetzung des Heros und Lazarus, zween gallischer Bischöfe, welche beyde Feinde der Pelagianer waren. Er änderte zwar in der Folge sein vortheilhaftes Urtheil von diesen Irrgläubigen, als er sah, wie wenig er mit seinen stolzen Schreiben wider die Standhaftigkeit der africanischen Bischöfe ausrichtete. Er verfolgte sie auch, und die Bischöfe, welche sich derselben annahmen, eben so ungestüm, als er sich ihrer zuvor angenommen hatte. Achtzehn Bischöfe hatten sein Urtheil wider den Pelagius und Cälestius nicht unterschreiben wollen, und sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung berufen. Zosimus wurde dadurch so aufgebracht, daß er ohne Anstand ein Concilium versammelte, sie für Ketzer erklärte, und ihrer bischöflichen Würden entsetzte. So ungerecht und hitzig dieser Ausspruch war, so brachte es doch Augustinus, der nun mit dem römischen Bischofe ausgesöhnt war, durch sein Ansehen am Hofe so weit, daß es bestätigt wurde.

Bower. Wie die Parteylichkeit des Zosimus für den Pelagius und Cälestius einen Streit zwischen ihm und den africanischen Bischöfen veranlaßte: So verwickelte ihn seine Parteylichkeit für den Patroclus, der sich des bischöflichen Sitzes von Arles bemächtigt hatte, in heftige Zwistigkeiten mit den Bischöfen von Gallien. Die Bischöfe von Arles und Vienne stritten um die Metropolitanwürde, und um die damit verknüpfte geistliche Gerichtsbarkeit über die Provinzen Narbonne und Vienne. Eine Kirchenversammlung

sammlung zu Turin that den Ausspruch, daß sie beyde diese Gerichtsbarkeit ausüben sollten, bis einer oder der andre erwiesen haben würde, daß seine Stadt die Hauptstadt beyder Provinzen wäre. Einige Zeit lang blieb es bey diesem Ausspruche, bis Patroclus den römischen Bischof so einzunehmen wußte, daß er sich in einem Briefe an die Clerisey von Gallien erklärte, wie er keine Bischöfe aus diesen Provinzen annehmen würde, wenn sie nicht von dem Patroclus, als dem Metropolitan von Arles, ihre Formaten oder Zeugnisse der kirchlichen Gemeinschaft mitbringen würden. Zum Voraus that er diejenigen in den Bann, welche diesen Befehl übertreten möchten. In einem andern Briefe verwarf er die Aussprüche der turinischen Kirchenversammlung mit großer Verachtung. Die Bischöfe erstaunten über seine Verwägenheit, und weigerten sich öffentlich, sein Ansehen über sich zu erkennen; besonders aber bewies Proculus von Marseille eine Standhaftigkeit, welche durch keine Drohungen des Zosimus erschüttert werden konnte. Dieser Widerstand erbitterte ihn so sehr, daß er den Proculus seiner Würde entsetzte, als wenn er eine unumschränkte Gewalt über Gallien besäße. Proculus verachtete diese Aussprüche, und fuhr fort, sich als einen Metropolitan aufzuführen, ob sich gleich Patroclus einen Anhang selbst in Marseille gemacht hatte, und die Bischöfe, die ihm erst beystanden, von ihm abgetreten waren. Er erhielt sich auch in seiner bischöflichen Würde bis an seinen Tod, und wurde auf der zweyten Synode von Narbonne, von den gallischen und auch von den africanischen Bischöfen für einen rechtmäßigen Metropolitan von Marseilles erkannt. Zosimus starb eher, als er; ein Bischof, der sich ohne Vorsicht aller derjenigen

annahm,

annahm, die ihm mit einer knechtischen Unterwürfigkeit schmeichelten; der in den Streitigkeiten, in welche er sich selbst muthwillig verwickelte, nichts vergaß, was seine Gegner in Verlegenheit setzen konnte; der allzusehr von der vorzüglichen Würde seines Stuhls eingenommen war, als daß er fahig gewesen wäre, einem billigen Widerspruche nachzugeben. Seine Schreibart war feurig, stolz und gebietend. Er ist der erste, welcher sich des hochmüthigen Ausdruckes bediente: **Denn so ist es dem apostolischen Stuhle gefällig**; ein Ausdruck, der nur der höchsten weltlichen Macht erlaubt ist.

Man darf nicht zweifeln, daß dem Pabste durch diese Beschreibung seines Charakters zu nahe getreten werde, wenn man liest, was die africanischen Bischöfe in einem Schreiben an seinen Nachfolger, Bonifacius, von ihm sagten: **Wir hoffen**, drücken sie sich aus, **daß wir nicht mehr die Wirkungen des fleischlichen Stolzes und des Uebermuthes empfinden werden, der billig in der christlichen Kirche unbekannt seyn sollte.** Dieses Stolzes ungeachtet, wird er als ein Heiliger angebetet, weil **Beda** eines Zosimus gedenket, welcher seines Glaubens wegen, den Märtyrertod erlitten hat. **Baronius**, dem die Macht aufgetragen war, die Kalenderheiligen in den Himmel zu setzen, oder herauszustoßen, glaubte, daß der Zosimus, von dem Beda redete, der Pabst dieses Namens wäre, und wies ihm dieses Zeugnisses wegen, eine Stelle unter den Heiligen an, weil er nicht wußte, daß in den Zeiten des Polycarpus ein Märtyrer dieses Namens gelebt hatte. Der Bischof Zosimus ist also ein Heiliger, der die Ehre der Anbetung bloß der eingeschränkten Wissenschaft des **Baronius** zu danken hat.

Wir

Wir sind noch im fünften Jahrhunderte, und sehen schon die römischen Bischöfe mit solchen starken Schritten der Oberherrschaft über alle Kirchen zueilen. Sie werden durch kaiserliche Gewalt zu Richtern über die abendländischen Kirchen ernannt; sie fodern Appellationen; sie eignen sich eine Sorge für alle Kirchen zu, als wenn sie einen Theil ihres Amtes ausmachte; sie ernennen Vicarien in Kirchen, über die sie keine Gerichtsbarkeit erweisen können; wo sie Mittler seyn sollen, wollen sie Richter abgeben; fodern Berichte von den Angelegenheiten fremder Gemeinen; suchen die Gewohnheiten und Uebungen ihrer Kirche der ganzen christlichen Welt als apostolische Verordnungen aufzudringen; führen ihre Hoheit von Petro her; behaupten, daß sie ihre erdichteten Vorzüge kraft eines göttlichen Rechtes besitzen; drohen mit der Ausschließung von der Kirche, wenn man ihren Vorschriften sich nicht unterwerfen würde; setzen in Provinzen, über die ihnen niemals einige Aufsicht zugestanden worden ist, Metropolitanen ein und ab, und jeder ist so aufmerksam auf das, was sich seine Vorfahren wider die Kirchengesetze angemaßt haben, daß er zum wenigsten nichts verliert, wenn er auch keine neuen Eroberungen macht.

Dieses bewies Bonifacius, des Zosimus Nachfolger, ob er gleich von **Bowern** unter die friedfertigsten und billigsten Bischöfe von Rom gerechnet wird. Die Bischöfe von Ostillyrien, welche der anwachsenden Macht seines Stuhles Gränzen setzen wollten, hatten von dem Kaiser **Theodosius** eine Verordnung ausgewirkt, in welcher anbefohlen wurde, daß alle Streitigkeiten, die in dieser Provinz entstehen möchten, von den Bischöfen derselben entschieden werden sollten, wenn sie zuvor

den

den Bischof von Constantinopel um Rath gefragt hätten. Dadurch wurde nun diesem Patriarchen ein Recht ertheilt, welches sich die römischen Bischöfe seit vielen Jahren her angemaßt hatten. Bonifacius wurde kaum davon benachrichtigt, als er alle seine zeither bewiesne Friedfertigkeit ablegte und wider diesen Eingriff in seine vermeynten Rechte drey Briefe schrieb, welche voll Drohungen wider diejenigen waren, die es wagen würden, sich wider sein Ansehen aufzulehnen. In diesen Briefen behauptete er, daß die Stiftung der allgemeinen Kirche ihren Anfang und Grund in der Ehre des Apostels Petri hätte; daß aus seiner Kirchenzucht die Quelle der Religion durch alle Kirchen geflossen wäre, und er als das Haupt aller Gemeinen angesehen werden müßte. Zugleich erklärte er das Unternehmen der illyrischen Bischöfe, welche sich dem Patriarchen von Constantinopel unterwerfen wollten, für eine Trennung nicht sowohl von der Gemeinschaft, als vielmehr von der Gewalt des apostolischen Stuhls. Er verlangte, daß wer sich für einen Bischof hielte, seinen Anordnungen gehorchen sollte. Diesen Anspruch auf die Herrschaft über alle Bischöfe gründete er auf die Hoheit des Apostels Petrus, dem, seinem Vorgeben nach, die Sorge für die allgemeine Kirche durch den Ausspruch Jesu Christi selbst aufgetragen worden war. Bonifacius erröthete nicht einmal zu sagen, daß der apostolische Stuhl zu Rom in der Ertheilung des Vicariats an den Bischof von Thessalonich über Illyrien, Gott nachahmte, welcher die Demüthigen erhübe, und die Stolzen demüthigte. Er gieng noch weiter und behauptete, daß wer sich wider ihn auflehnte, sich des Himmelreiches verlustig machte, weil Christus Petro die

Hard. Concil. t. II. p. 1123. sqq.

In epist. ad huj. et cel. episc. Mac.

Schlüssel

Schlüssel desselben gegeben hätte. Wer also vor Gott als Bischof angesehen seyn wollte, der sollte demüthig seyn, weil man durch Petrum zu Gott käme. Damit alle Welt verstehen könnte, daß er unter dieser Demuth eine knechtische Unterwürfigkeit gegen seine Befehle verstünde: So setzte er hinzu, daß die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien ihren zweyten und dritten Rang der Gnade seines apostolischen Stuhles zu danken hätten. Man ist vielleicht begierig zu wissen, womit er eine so neue und noch so unerhörte Lehre bewies. Die Bischöfe unterschiedner orientalischen Kirchen hatten in schweren Fällen seine Vorfahren um ihr Gutachten ersucht: Was konnte ein Bischof, der sich zum Herrn über alle Kirchen aufwarf, anders daraus folgern, als daß sie ihn für ihren Oberrichter erkannt hätten ?*

Wie verwägen und neu sind nicht diese Ansprüche von einem Bischofe zu Rom, dem **Bower** so freygebig das Lob der Billigkeit ertheilt! Er findet einen Beweis davon in dem Widerrufe der Verordnung seines Vorfahren, des Zosimus, kraft welcher zum Nachtheile der Bißthümer von Narbonne und Marseille, der Bischof von Arles zum Metropolitan erklärt worden war. Die Billigkeit müßte darinnen beste-

* Ob gleich die Bowerische Geschichte der Päbste mit großem, und in der That auch mit nicht unverdientem Beyfalle aufgenommen worden ist: So muß ich doch anmerken, daß der Verfasser sehr oft nicht zu den Quellen selbst gegangen sey, sondern die meiste Zeit bloß aus dem Fleury, Du Pin, und den Widerlegern des Baronius geschöpft habe. Er würde die Briefe des Bonifacius an den Rufus von Thessalonich, und an die illyrischen Bischöfe ganz anders beurtheilt haben, als er gethan hat, wenn er sie nicht bloß im Auszuge gelesen hätte.

bestehen, daß er das Verfahren seines Vorgängers für einen eigenmächtigen und ungesetzmäßigen Eingriff in fremde Rechte erklärt hätte; denn eben darinnen bestand die Unbilligkeit desselben, daß er sich eine Macht angemaßt hatte, die ihm nicht zukam. Allein Bonifacius war weit davon entfernt. Er war wohl andrer Meynung, als sein Vorfahr; aber er gab die unrechtmäßige Gewalt nicht auf, die er sich angemaßt hatte. Denn er schreibt sich in seinem Briefe an den Bischof von Narbonne ein Ansehen über ihn zu; er ermahnt ihn zwar zum Gebrauche der metropolitischen Vorrechte; aber er sagt, daß sie ihm vom apostolischen Stuhle verliehen wären. Auf gleiche Weise befahl er, daß ein andrer Bischof Maximus von Valentina in der Provinz von seinen Mitbischöfen gerichtet werden sollte; ungeachtet er von seiner Gemeine bey ihm verklagt worden war. Allein er hätte auch, wie er sich mit vielem Stolze großmüthig ausdrückte, in dieser Sache selbst ein Urtheil fällen können, wenn er nicht beschlossen hätte, ihn innerhalb der Provinz richten zu lassen. Genug, daß er deutlich zu erkennen gab, daß er Appellationen annehmen und entscheiden könnte, wenn er wollte.

Harduin. Concil. T. I. p. 1239.

Ibid.

Allein dieses Vorrecht, welches er sich besonders in seinen Schreiben an die ostillyrischen Bischöfe so dreist zueignete, als wenn es ihm niemals streitig gemacht worden wäre, wurde ihm in Africa durch den feyerlichsten Kirchenschluß abgesprochen. Zosimus, sein Vorgänger, hatte sich dasselbe angemaßt, und mit einer unbegreiflichen Kühnheit sich auf einen Kirchenschluß von Sardica, als wenn er ein Canon der nicänischen Kirchenversammlung wäre, zum Beweise seines Anspruches bezogen. Die Africaner waren erstaunt, einen Canon angeführt zu sehen, der in ihren

Acten der nicänischen Kirchenversammlung nicht stand. Sie ließen sich von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien beglaubigte Abschriften schicken; sie schrieben auch an den Bischof Bonifacius, daß er ein gleiches thun, und sie benachrichtigen sollte, wenn er eine vollständigere Abschrift von den Acten der nicänischen Kirchenversammlung erhalten würde. Allein Bonifacius schwieg zwar; da aber sein Nachfolger, Cölestinus, fortfuhr, die ungerechtesten Appellationen aus Africa anzunehmen, und allzuoffenbar verrieth, daß er sie nur annahm, um eine Gerichtsbarkeit über die Bischöfe dieser Provinz auszuüben: So wurde von allen Bischöfen der Schluß, daß alle Appellationen übers Meer ungültig seyn sollten, einmüthig abgefaßt, und dem Cölestinus mit unterschiednen brüderlichen Warnungen **wider den weltlichen Stolz und Ehrgeiz** zugesendet. *Hard. t. 1.*

Cölestinus erhielt die Gewalt, die sich seine Vorgänger zugeeignet hatten. Gleichwie ich, schrieb er an die Bischöfe von Gallien, von Gott verordnet bin, über seine Kirche zu wachen: So liegt mir ob, an allen Orten böse Gewohnheiten abzuschaffen, und gute dagegen einzuführen. Denn meine Hirtensorge ist in keine Gränzen eingeschlossen, sondern erstreckt sich über alle Gegenden, wo Jesus erkannt und verehret wird. Kraft dieses allgemeinen Wächteramtes unterwand er sich, den Nestorius von Constantinopel auf einer zu Rom gehaltnen Kirchenversammlung abzusetzen. In dieser Zeit, da die Hoheit der römischen Bischöfe erst gegründet wurde, brauchten sie die Politik, nichts von Wichtigkeit ohne die Zuziehung der abendländischen Bischöfe zu unternehmen. Und davon hatten sie einen zwiefachen Vortheil. Ihre Aussprüche erhielten ein desto furchtbareres Ansehen,

weil es Urtheile des ganzen Occidentes zu seyn schienen; die abendländischen Bischöfe aber, welche alle Ehre mit dem Stuhle zu Rom zu theilen schienen, wurden darüber so schwindlich, daß sie immer willigere und unterwürfigere Sclaven desselben wurden.

So fiengen die Bischöfe von Rom schon an, die kaiserlichen Gerechtsame anzugreifen. Denn wenn man ihnen auch noch eine so weitläuftige Gewalt zugesteht: So erstreckte sie sich doch nur über die Abendländer, und nicht über den Orient. Kirchenversammlungen, die einen Patriarchen absetzen sollten, konnten nur von Kaisern berufen werden; denn dazu gehörten allgemeine Concilia. Ohne eine solche Zusammenkunft aller Bischöfe einen Patriarchen, und zwar einen Patriarchen zu Constantinopel anzugreifen, was hieß das anders, als einen Anfall auf die oberste Gewalt des Kaisers in Kirchensachen zu thun?

434. Unter dem Xystus, dem Nachfolger des Cölestinus, thaten die illyrischen Kirchen einen neuen Versuch, ob sie sich ihrer verlornen Freyheit wieder bemächtigen könnten. Allein dieser Pabst brachte es durch unterschiedne Briefe dahin, daß sie sich wieder beruhigten. Die Vergleichung der ganzen Kirche mit einem Leibe, seiner selbst mit dem Haupte, das allen Theilen des Leibes seine Verrichtungen anweisen muß, und der Bischöfe mit seinen Gliedern, war nicht mehr neu; darum wurde sie mit so vieler Zuversicht gebraucht, als wenn Xystus versichert gewesen wäre, daß sich niemand der ersten Gleichheit der Bischöfe unter einander mehr errinnern würde.

Harduin. t. II. p. 1137.

Wie **Leo der erste**, der Nachfolger des Xystus, ein Mann von großen Eigenschaften des Geistes war, eine weitläuftige Einsicht in die Gesetze und Gebräuche der Kirchen besaß, an dem Hofe des Kaisers Valentinia-

lentinianus des dritten, in einem außerordentlichen Ansehen stand, und über das Gemüth dieses schwachen Fürsten viel Gewalt hatte: So konnte es nicht fehlen, daß unter ihm die päbstliche Hoheit und Macht mehr befestigt und erweitert wurde. Besonders suchte er die Herrschaft seiner Kirche, über die Kirche von Gallien festzusetzen. Er begegnete dem Bischofe von Arles, Hilarius, dem Exarchen der narbonnesischen Provinzen, der ihm das Recht der Appellationen nicht gestatten wollte, nicht allein mit der äußersten Härte, sondern wirkte auch von dem Valentinianus eine Verordnung aus, in welcher den gallischen Bischöfen befohlen wurde, daß sie den Befehlen des bischöflichen Stuhls von Rom, der nunmehr nicht anders, als der apostolische Stuhl ohne einige weitere Einschränkung hieß, einen vollkommnen Gehorsam zu leisten, und alles, was ihm zu befehlen belieben würde, als ein Gesetz annehmen und beobachten sollten. Weil Leo diese kaiserliche Verordnung selbst abfaßte: So hatte er die Vorsicht, hinzuzusetzen, daß, wie er das Recht hätte, in der Kirche anzuordnen, was er wollte, er auch keiner andern, als seiner eignen Macht benöthigt wäre, einen jeden zur Genehmigung des Urtheils zu verpflichten, das von ihm wider den Bischof Hilarius gefällt worden war.

Die eutychianischen Streitigkeiten gaben dem Bischofe Leo Gelegenheit, sich in aller seiner Größe, und zugleich die Hoheit seiner Kirche in einem ungewöhnlichen Glanze zu zeigen. Dioscorus von Alexandrien hatte die Irrthümer des Eutyches auf der räuberischen Kirchenversammlung zu Ephesus bestätigt, und Flavianus den Bischof von Constantinopel mit der unerhörtesten Grausamkeit abgesetzt. Leo verabscheute dieses Verfahren; so lange aber

Theodosius der zweyte lebte, konnte er mit allen seinen Bemühungen es nicht dahin bringen, daß es öffentlich geahndet worden wäre. So bald aber Theodosius gestorben war, gelang es ihm bey der Kaiserinn Pulcheria und ihrem Gemahle Marcianus, die Haltung einer neuen allgemeinen Kirchenversammlung auszuwirken, bey der er den Vorsitz und eine unumschränkte Gewalt haben sollte. Anfangs wurde es ihm auch überlassen, den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen, und alle seine Wünsche giengen dahin, daß sie in Italien gehalten werden möchte. Allein der Einfall des Attila in den Occident, war ohne Zweifel Ursache, daß seine Wünsche unerfüllt blieben. Die Bischöfe wurden nach Chalcedon zusammenberufen. So gern Leo in Person einen Richter abgegeben hätte: So genau folgte er nunmehr, da sie nicht in Italien zusammenkamen, der Staatskunst seiner Vorfahren, nicht persönlich zu erscheinen, sondern nur Abgeordnete nach Chalcedon zu senden, welche zum erstenmale **Legati a Latere** genannt wurden. Sie hatten nach der Verordnung des Kaisers den Vorsitz in der Versammlung; sie redeten aber von lauter Befehlen des allerheiligsten Erzbischofes von Rom und des apostolischen Stuhls. Sie hatten Befehl von dem Oberhaupte aller Kirchen, kraft dessen es seiner apostolischen Heiligkeit gefällig war, zu befehlen, daß Dioscorus von Alexandrien in diesem Concilio weder Sitz noch Stimme haben, sondern zur Rechenschaft gefodert werden sollte, daß er ohne Einwilligung des apostolischen Stuhls ein Concilium zusammenberufen hätte, welches niemals für erlaubt gehalten worden wäre. Im Namen des Leo sprachen sie auch das Urtheil wider den Dioscorus:

scorus: Wir Leo, Erzbischof der alten und grossen Stadt Rom, entsetzen durch uns und den gegenwärtigen Synodus in Kraft der Gewalt Petri, auf welchen die katholische Kirche und der reine Glaube gegründet ist, den Dioscorus seiner bischöflichen Würde. Dieses hieß unstreitig in dem Tone eines allgemeinen Oberhauptes der Kirche sprechen, und zwar da es das erstemal war, daß ein Bischof zu Rom durch kaiserliche Bewilligung den Vorsitz bey einer allgemeinen Kirchenversammlung hatte, ohne in Person gegenwärtig zu seyn. Man kann es den Nachfolgern des Leo so sehr nicht verdenken, wenn sie allen Bischöfen der Christenheit Gesetze vorschreiben wollten, da über sechshundert Bischöfe zu Chalcedon sich nicht wider die Folgen feyerlich verwahrten, welche aus den stolzen Reden der römischen Legaten gezogen werden konnten. Dieses wäre um so viel nöthiger gewesen, da aus dem ersten Jahrhunderte nicht ein einziges Beyspiel aufzuweisen war, daß ein Bischof von Rom sich das Oberhaupt aller Kirchen genannt, sich, ich weiß nicht was für eine Gewalt Petri, eine Macht zu befehlen, die Freyheit sich einer allgemeinen Kirchenversammlung vorzuziehen, und seine Kirche für den Grundstein des katholischen Glaubens auszugeben, angemaßet hätte. Sie suchten ihm zwar den Patriarchen von Constantinopel entgegen zu setzen, erklärten ihn deswegen zum zweyten Patriarchen, und gestatteten ihm das Recht, Appellationen anzunehmen. Allein, was hieß dieß anders, als statt eines Oberhauptes zwey Oberhäupter haben wollen? Die päbstlichen Legaten setzten sich wider diese Verordnung, so einmüthig sie auch von den zu Chalcedon versammelten Vätern abgefaßt war, mit einem unbeweglichen Stolze. Sie

konnten nicht dahin gebracht werden, sie zu unterschreiben, und Leo billigte nicht allein ihr Verfahren, sondern hob auch die Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen Anatolius so lange auf, so lange er sich nicht vor ihm demüthigte, welches er thun mußte, weil der Kaiser Marcian eine völlige Befriedigung aller Kirchen der Christenheit wünschte. Unterdessen wurde um die Zeit der Saamen zu dem Kriege ausgestreut, welchen die Patriarchen von Rom und Constantinopel mit so vieler Heftigkeit um die Oberherrschaft der Kirche geführt haben.

So angelegen war dem Leo die Hoheit seines bischöflichen Stuhles, daß er gewiß eine Spaltung zwischen dem Oriente und Occidente verursacht haben würde, wenn sich Anatolius nicht vor ihm gebeugt hätte. Er hat den Ruhm der Wachsamkeit für die Reinigkeit des Glaubens, und seine Ansprüche daran sind nicht ungegründet. Aber seine meisten Sorgen und Bemühungen giengen auf die Erhebung seines Stuhles, und seine große Geschicklichkeit in Staatsangelegenheiten, die ihn dem kaiserlichen Hofe, besonders bey dem Einfalle des Attila und Genserichs unentbehrlich machte, trug nicht wenig zum glücklichen Fortgange seiner regierſüchtigen Absichten bey. In allen seinen Briefen, und in den meisten seiner Predigten; denn in diesen Zeiten predigten die Bischöfe und Päbste noch; redete er, und allezeit mit vieler Majestät, von der Würde und von den Vorzügen des apostolischen Stuhls, von den Verdiensten des heiligen Petrus, von der Ehrerbietung, welche auch die Höchsten der Welt dem Stuhle des ersten Apostels und des Fürsten unter den Aposteln schuldig wären. Das geistliche Rom hat unstreitig einen Theil seiner Macht der Zweydeutigkeit gewisser Ausdrücke zu danken.

ken. Der Bischof dieser Stadt wurde das Haupt der Kirchen genannt, und Petrus der Fürst unter den Aposteln. Beyde Ausdrücke bezeichnen so wohl den Ersten dem Range und der Ordnung, als den ersten der Macht nach. Die Kirchen, die ihm diese Titel zugestanden, verknüpften jenen; die römischen Bischöfe aber selbst den zweyten damit, bis die Welt sich so sehr an diese Ausdrücke gewöhnte, daß sie endlich auch alle beyde damit verband.

Hilarius, Leons Nachfolger, trat in seine Fußtapfen, und behauptete besonders die Herrschaft, welche sich seine Vorfahren über die Kirche von Gallien angemaßt hatten. Der Ehrgeiz der Bischöfe in diesen Gemeinen, von denen sich immer einer über den andern zu erheben suchte, gab ihm vielfältige Gelegenheit, sie von Zeit zu Zeit abhängiger von seinem Stuhle zu machen. So entzog er einem Bischofe von Narbonne, Hermes, welcher sich ohne Achtung gegen die Kirchengesetze zum Bischofe aufgeworfen hatte, das Recht der Ordinationen, und übertrug es dem ältesten Bischofe dieser Provinz bis an seinen Tod. Dem Metropolitan von Vienne, Mamertus, einem in der Kirche wegen seiner Verdienste weit berühmten Bischofe drohte er, daß er ihm alle seine Vorrechte nehmen wollte, weil er einen Bischof außer der ihm von seinem Vorfahren Leo angewiesnen Diöcös ordinirt hatte, wofern er fortfahren würde, sich wider seinen Ausspruch aufzulehnen. Einen andern Bischof, den Ingenuus von Ambrun, welcher gern ein Metropolitan seyn wollte, bestätigte er in seiner Würde, weil er um die Bestätigung darinnen angesucht hatte. Allein er wußte sich nicht allein des Ehrgeizes fremder Bischöfe zur Erweiterung und Befestigung seines Ansehens zu bedienen, sondern

Hard. t. II. p. 791.

auch der Achtung und des Vertrauens, das sie zu seinen Rathschlägen bezeugten. Die Bischöfe der Provinz von Tarragona in Spanien ersuchten ihn um sein Gutachten in einigen wichtigen Angelegenheiten ihrer Kirchen. Sie bezeugten in ihrem Schreiben an ihn, daß sie sich an ihn, als an den Nachfolger des heiligen Petrus wendeten, dessen Primat von allen gefürchtet und geliebt würde. Sie nannten ihn einen Statthalter dieses Apostels und sagten, daß sie von ihm ein Gutachten zu haben wünschten, weil sie es gern von einem Orte haben wollten, wo nichts aus Irrthum und Vorurtheil, sondern mit reifer bischöflicher Ueberlegung beschlossen und vorgeschrieben würde. Man sollte vielleicht erwarten, daß ein so großes Compliment eine gnädige Antwort nach sich gezogen haben würde. Allein nichts weniger. Hilarius bestätigte nicht nur dasjenige nicht, was sie gemeinschaftlich beschlossen hatten, sondern gab ihnen noch dazu einen harten Verweis und nannte sie in seinem Brirfe an den Bischof von Tarragona eine Menge unwissender und unerfahrner Bischöfe.

Hard. Concil. t. II. p. 787. sqq.

Hilarius schrieb also an eine der größten Kirchen von Spanien, als wenn sie ihm unterwürfig gewesen wäre. Sein Nachfolger, Simplicius, that einen Schritt weiter, und wie Dstillyrien dadurch unter die Bothmäßigkeit seines Stuhls gebracht worden war, daß seine Vorgänger die Bischöfe von Thessalonich zu ihren Vicarien ernannt hatten: So beschloß er eben dieses Mittel zu brauchen, um die Kirchen von Spanien seinem Stuhle zu unterwerfen, und ernannte deswegen den Bischof Zeno von Sevilien zu seinem Vicarius in diesen Provinzen. Unter seinem Pontificate erfuhr das römische Reich

Hard. ibid. p. 803.

die

die grösten Veränderungen. Das abendländische Kaiserthum gieng unter dem Augustulus zu Grunde, indem sich Odoacer, der König der Heruler, desselben bemächtigte. Ueber Spanien herrschten die Gothen, und Africa seufzte unter der Tyranney Genserichs, des Königs der Vandalen. Im Oriente wurde Zeno von dem Basiliscus vom Throne verstoßen. Zeno kam zwar wieder empor; gleichwohl aber blieben die morgenländischen Provinzen wegen der eutychianischen Streitigkeiten in einer beständigen Verwirrung. Diese allgemeine Zerrüttung war den römischen Bischöfen mehr vortheilhaft, als nachtheilig. Die Eroberer des Occidentes ließen die Päbste in der Kirche thun, was sie wollten, um in ihren weltlichen Eroberungen nicht von ihnen gehindert zu werden; sie aber wurden eben dadurch immer unabhängiger von den morgenländischen Kaisern, und sahen sich dadurch im Stande, ihren Rivalen um die Oberherrschaft über die Christen zu Constantinopel glücklicher zu widerstehen.

Um diese Zeit war Acacius Patriarch von Constantinopel. Ob er gleich öffentlich vorgab, daß er die Aussprüche der Kirchenversammlung von Chalcedon annähme, so unterstützte er doch den Petrus Mongus, welcher sich zum Patriarchen von Alexandrien aufgeworfen hatte und ein Monophysit war. Felix der dritte von Rom, der Nachfolger des Bischofes Simplicius, nahm daher Gelegenheit, Abgeordnete nach Constantinopel zu schicken, welche auf die Absetzung Petri dringen sollten. Allein sie wurden durch gewaltthätige Mittel zu seiner Gemeinschaft gezwungen. Nach ihrer Zurückkunft hielt Felix eine Kirchenversammlung, auf welcher nicht allein Petrus, sondern auch Acacius ihrer bischöflichen Würden entsetzt

setzt wurden. Dieses Urtheil der Verdammung, welches Tutus, ein Defensor der römischen Kirche, nach Constantinopel bringen mußte, wurde dem Acacius durch einige Mönche beym Eingange in die Kirche an den Mantel geheftet. So entstand die erste große Kirchenspaltung zwischen den constantinopolitanischen und den römischen Bischöfen. Aus den Briefen, welche Felix in dieser Angelegenheit geschrieben hat, erhellet deutlich, daß der Antrieb zu dieser Spaltung auf seiner Seite mehr der Ehrgeiz, als die Religion gewesen sey. In seinem Schreiben an den Kaiser Zeno, den er auf eine vorher ungewöhnliche Weise seinen Sohn nannte, behauptete er, als wenn es für eine längst bekannte Wahrheit gehalten werden müßte, daß es sein Glaube wäre, **welcher von Christo die Verheißung** hätte, daß er der einige seyn und durch keine Widerwärtigkeiten überwunden werden sollte. Aber er brauchte doch die Vorsicht, Petrum selbst redend einzuführen. Denn dieser rednerische Kunstgriff schien ihn wider allen Widerspruch in Sicherheit zu setzen. Es wurde aber nicht allein der Name des Apostels Petri, sondern selbst der Name des heiligen Geistes gemisbraucht. Denn Felix sagte in seinem Urtheile wider den Acacius, **daß er durch das Urtheil des heiligen Geistes** verdammt wäre. Acacius starb; Felix starb, und dennoch hörte die Trennung nicht auf. Gelasius wollte in keine Vereinigung eher willigen, bis der Name des Acacius aus dem constantinopolitanischen Kirchenverzeichnisse der rechtgläubigen Bischöfe ausgestrichen worden wäre. Man begreift leicht, worauf diese Weigerung abzielte. Erhielt Gelasius seinen Endzweck, so war das eben so viel als ein öffentliches Geständniß, daß der Patriarch von Constanti-

Harduin. Concil. t. II. p. 811. 199.

stantinopel dem römischen unterworfen wäre, und diesem die Macht, jenen zu richten, und ersoderlichen Falls auch abzusetzen, zukäme. Und was konnten alsdann die römischen Bischöfe mehr wünschen? Waren sie nicht die Herren der ganzen Kirche, da die Patriarchen von Constantinopel noch die einzigen waren, die sich ihrer so lange schon gesuchten Oberherrschaft widersetzten? Diese Oberherrschaft festzusetzen behauptete Gelasius theils daß Petro vornehmlich die Macht zu binden und zu lösen verliehen worden wäre; theils daß die allgemeine Kirche selbst der römischen das Vorrecht über alle zu erkennen, und selbst von keiner andern gerichtet zu werden ertheilt hätte. Die ganze Folge der Geschichte widerleget dieses Vorgeben, vornehmlich aber den letzten Theil desselben. Denn hatten nicht die africanischen Kirchen mehr als einmal Kirchenschlüsse abgefaßt, welche den Aussprüchen der römischen Bischöfe gerade entgegen gewesen waren?

Hard. p. 883.

Allein es war nicht genug, von allen Bischöfen Unterwürfigkeit zu fodern; man mußte noch einen Schritt weiter gehen, und sie auch von den Kaisern selbst verlangen. Dieses that Gelasius in seinem Schreiben an den Kaiser Anastasius. „Es giebt eine „zwiefache Gewalt, sagte er, von der die Welt re„gieret wird, die heilige Gewalt der Bischöfe, und „die königliche Gewalt. Unter beyden Gewalten über„wiegt die geistliche die weltliche so weit, je mehr „die Bischöfe selbst von den Königen einst vor Gott „werden Rechenschaft geben müssen. Du weist es, „allergnädigster Sohn; ob du gleich der Würde „nach über das menschliche Geschlecht erhoben bist, „so beugst du doch den Hals unter das Ansehen derer, „welche über alles, was göttlich ist, gesetzt sind. - - Du

Epist. IV. Gelas. l. c.

„weist

„weist es, daß du in demjenigen, was die Seeligkeit „angeht, dich ihnen zu unterwerfen schuldig bist, und „sie nicht zwingen darfst, deinen Willen zu thun. „Wenn in weltlichen Dingen die Bischöfe deinen „Gesetzen gehorchen: Mit welcher Neigung solltest „du nicht denen gehorchen, die zu Haushaltern über „die göttlichen Geheimnisse verordnet sind?„ Noch wußte zwar Gelasius nichts von zwey Schwerdtern, nichts von seiner Gewalt, die Könige abzusetzen, und ihre Unterthanen vom Eide der Treue loszuzählen; unterdessen war er doch unter allen Päbsten der erste, der diese neue Sprache redete, und sogar die Gewalt der Bischöfe, und besonders die seinige nicht undeutlich über die Gewalt der Könige erhob. Gleichwohl wagte er es nicht, so sehr er auch seine Gewalt rühmte, den Anastasius selbst in den Bann zu erklären, ob er gleich alle Beredsamkeit, die er nur in seiner Gewalt hatte, anwendete, um den Kaiser zu bewegen, daß er seines Vorfahren und sein Urtheil wider den Acacius bestätigen möchte. Er bat ihn, er beschwor ihn, er lobte ihn; er hätte ihn gerne überredet, daß sein ewiges Heil von der Erfüllung seiner Bitte abhienge. Du läßt den römischen Namen keinen Nachtheil leiden, o Kaiser. Sollte es denn gewiß seyn, vortrefflicher Fürst, der du nicht allein die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Wohlthaten Jesu Christi verlangst, daß du irgend einem erlauben könntest, die Religion, die Wahrheit, die Reinigkeit des Glaubens und der katholischen Gemeinschaft zu beleidigen? Mit welchem Vertrauen könntest du doch die künftigen Belohnungen desjenigen verlangen, dessen Nachtheil und Schaden du hier nicht verhinderst? Man sollte glauben, daß der Untergang der ganzen Religion zu befürchten wäre, so be-

weglich

weglich ist das ganze Schreiben des Gelasius an den Kaiser. Und gleichwohl war die constantinopolitanische Kirche so rechtgläubig, als die römische. Acacius, dessen Namen die Päbste aus den öffentlichen Kirchenregistern vertilgt wissen wollten, hatte eben den Glauben bekannt, als sie; aber er hatte keine Befehle von ihnen annehmen wollen. Und deswegen sollte nun die Seeligkeit eines Kaisers und der ganzen morgenländischen Kirche in der äußersten Gefahr seyn. Wer muß nicht über diesen Misbrauch der Religion erstaunen? Aber wie weit kann nicht die Herrschsucht die Menschen verleiten?

Gelasius suchte alle Kirchen über die acacianische Angelegenheit in Bewegung zu setzen. In einem Schreiben an die Bischöfe von Dardanien suchte er zu beweisen, daß seine Kirche niemals eine neue und wiederholte Untersuchung einmal verdammter Ketzereyen zugelassen hätte. Er redete mit vieler Verachtung von den constantinopolitanischen Patriarchen, und so als ob er noch ein Suffraganeus des Bischofes von Heraclea gewesen wäre, da ihm doch zwo allgemeine Kirchenversammlungen den zweyten Rang unter den christlichen Bischöfen zugestanden hatten. Er unterstand sich zu sagen, daß der Sitz des Apostels Petri das Recht hätte, alle Kirchen zu richten, daß er selbst aber von keiner gerichtet werden könnte, und dieses gab er für eine Lehre aus, welche der ganzen Kirche bekannte seyn sollte. Alles dieses behauptete er auch in einem Schreiben an alle morgenländische Bischöfe. Jedes Schreiben war von den Vorzügen seines apostolischen Stuhles voll, und man kann kaum vier oder sechs Zeilen lesen, daß man nicht den apostolischen Stuhl, oder das Ansehen und die Gewalt desselben, oder den ersten Stuhl in der Kir-

Hard. l. c. p. 908.

che,

che, oder den allerheiligsten und seeligsten Petrus
Ibid. 938. einmal finden sollte. In seiner Verordnung über die apokryphischen Bücher setzte er als eine Glaubenslehre fest, daß der erste Sitz Petri die römische Kirche wäre, die keinen Flecken oder Runzel noch des etwas hätte; eine unglückliche Misdeutung der Schrift, welche die Erfahrung schon mehr als einmal widerlegt hatte.

So heftig vom Gelasius darauf gedrungen worden war, daß der Name des Acacius aus dem Kirchenverzeichnisse ausgestrichen werden sollte, so friedfertig schien sein Nachfolger Anastasius der zweyte zu seyn. Er behauptete zwar in seinem Schreiben an den Kaiser Anastasius, daß der Stuhl Petri in der Kirche kraft einer göttlichen Beystimmung über alle andre erhoben wäre, und er brauchte von seinem Primate einen zweydeutigen Ausdruck, der
principatum. eben so wohl die Oberherrschaft als den ersten Rang anzeigen konnte; er bestand auch, wiewohl mit Gelindigkeit und Bescheidenheit darauf, daß seine Vorfahren ein gerechtes Urtheil wider den Acacius ausgesprochen hätten, so weit Menschen außer dem Gerichte, das allein unbetrüglich sey, gerecht urtheilen könnten; daß deswegen der Name des Acacius verschwiegen werden müßte; unterdessen gab er doch nicht undeutlich zu erkennen, daß er den ganzen Streit für unerheblich hielte; er erklärte sich auch, daß die Verurtheilung des Acacius denen nicht nachtheilig seyn sollte, welche von ihm zu Bischöfen eingeweiht worden wären. Er selbst getraute sich nicht die Verdammung des constantinopolitanischen Bischofes zu wiederholen; er sagte vielmehr mit deutlichen Worten, daß man über Verstorbne nicht richten könnte. Seine Neigung zum Frieden, die in seinem ganzen

Briefe

Briefe herrscht, verdient um desto mehr bewundert zu werden, je ungewöhnlicher sie an einem römischen Bischofe war, und es ist wahrscheinlich, daß er aus Begierde, die Einigkeit der Kirche wiederhergestellt zu sehen, völlig nachgegeben haben würde. Allein er wurde vom Tode übereilt. Man wird sich nicht verwundern, daß er nicht, wie seine unruhigen und heftigen Vorfahren, in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen worden ist. Viele so friedfertige und billige Päbste würden die geistliche Monarchie Roms mehr eingerissen, als erbaut haben. Ein großer Fehler war es auch von ihm, daß er nicht seine Kirche, sondern Gott allein für unfehlbar in seinen Urtheilen hielt.

Symmachus folgte dem Anastasius in der päbstlichen Würde; aber nicht ohne große Unruhen. Denn ein Theil der Geistlichkeit und des Senats erwählte einen Laurentius. Beyde Parteyen empörten sich gegen einander; jede wollte ihren Pabst behaupten; man sah auf beyden Seiten Blut fließen, und man mußte endlich seine Zuflucht zur weltlichen Obrigkeit nehmen. Man sah damals beyde Päbste über die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl vor einem arianischen Prinzen streiten, und die Kirche ihr Oberhaupt von der Hand eines Ketzers erhalten. Theodorich, der König der Gothen, ließ ein Concilium zusammenkommen, und in seiner Gegenwart wurde entschieden, daß Symmachus für einen rechtmäßig erwählten Bischof zu Rom gehalten werden sollte. So hieng also das Schicksal der ganzen rechtgläubigen Kirche von der Entscheidung eines Arianers ab. Allein der Friede war zu Rom nur auf kurze Zeit wiederhergestellt. Symmachus wurde vom Volke und von der Partey des Laurentius, der nicht mit seinem klei-

nen Bisthume von Nocera zufrieden seyn wollte, des Ehebruchs und andrer abscheulicher Verbrechen angeklagt. Der Aufruhr wurde mit größrer Gewaltthätigkeit erneuert, Symmachus aus der Kirche vertrieben, aller seine Einkünfte beraubt, und der König Theodorich genöthigt, einen Visitator nach Rom zu schicken, welcher so lange die Aufsicht über die Kirche haben sollte, bis dieser neue Streit beygelegt seyn würde. Er versammelte so gleich alle Bischöfe seines Reichs. Einige wollten haben, der römische Bischof sollte sie berufen, und bezogen sich deswegen theils auf die Verdienste Petri, theils auf die Concilien, welche dem apostolischen Stuhle das besondre Vorrecht, von den geringern Stühlen nicht gerichtet werden zu können, ertheilt haben sollten. Allein der König zeigte die eigne Einwilligung des Pabstes vor, und die Schwierigkeit war dadurch gehoben, die ohnedieß nur von den Freunden des Symmachus gemacht wurde; denn seine Widersacher gestanden ihm dieses Vorrecht nicht zu. Ehedem waren alle Bischöfe einander gleich gewesen; seitdem aber eine politische Rangordnung in der Kirche eingeführt worden war, hatten alle Patriarchen sich des Vorzuges, sich von ihren Suffraganeen nicht richten zu lassen, angemaßt; allein man hatte ihre Ansprüche nicht allemal erkannt. Hätte Symmachus geglaubt, daß er, kraft eines göttlichen Rechtes, nur sein eigner Richter seyn könnte: So hätte er sich dieses Vorrechtes nicht begeben können, ohne der Uebertreter eines göttlichen Rechtes zu werden. Die Bischöfe versammelten sich, und erkannten durch ihren Gehorsam die obrigkeitliche Gewalt der Fürsten in kirchlichen Angelegenheiten. Symmachus verlangte, daß man den Visitator, den Theodorich nach Rom

Basnag. t. 1. p. 377.

geschickt

geschickt hatte, ehe man über ihn urtheilte, verjagen, und ihn wieder in den Genuß seiner Einkünfte einsetzen, und dann erst die Klagen wider ihn untersuchen sollte. Der König verwilligte solches nicht. Der Pabst wurde wieder vorgefodert; er wollte auch erscheinen, aber ein Haufen Aufrührer überfiel ihn, und er wurde mit Mühe aus ihren grausamen Händen errettet. Seit der Zeit wollte er, aller Vorladungen ungeachtet, nicht wieder erscheinen. Das Concilium wollte ihn retten, überließ die ganze Sache dem Gerichte Gottes, und stellte ihn in seine Würde wieder her. Seine Widersacher waren nicht mit diesem Urtheile zufrieden. Es mußte noch ein Synodus gehalten werden; allein die Entscheidung desselben fiel wie der Ausspruch der vorigen Versammlung aus. Man war entschlossen, zur Ehre des bischöflichen Amtes, wie Baronius sagt, es in dieser Angelegenheit zu keiner unparteyischen und strengen Untersuchung kommen zu lassen.

Weil die Feinde des Symmachus noch nicht ruhig waren, so schrieb Ennodius, der übertriebenste Schmeichler, den die römischen Bischöfe noch gehabt hatten, zur Vertheidigung des Symmachus und der Kirchenversammlung, von der er freygesprochen worden war. In der Sammlung des Harduins findet man ein Schreiben des Bischofes Avitus von Vienne an die Bischöfe von Italien, welche im Namen der Clerisey von Gallien ermahnt werden, sich, als Untergebne des Pabstes, keine Erkenntniß über ihn anzumaßen, und nicht zuzugeben, daß die Kirche weniger geehrt seyn möchte, als der Staat, dessen Unterthanen sich nicht unterstünden, über ihren Beherrscher zu urtheilen. Ennodius gieng viel weiter noch, als Avitus. Ihm war der Pabst ein Gesetzgeber,

Harduin. t. II. p. 982.

der über alle menschlichen Gerichte erhoben war, und Gott hatte sich nach seiner Meynung das Gericht über ihn allein vorbehalten. Man sollte glauben, daß zur Erhebung eines Bischofes von Rom nichts mehr gesagt werden könnte. Allein ein Schmeichler muß unerschöpflich seyn. Ennodius behauptete deswegen, daß der heilige Petrus den Bischöfen von Rom die Heiligkeit und Unschuld zum Erbtheile hinterlassen hätte. Wer darf zweifeln, rief der Declamator aus, daß derjenige ein Heiliger ist, der auf diesen Stuhl erhoben wird, da ihm die Tugend, wenn sie ihm fehlt, oder er sie nicht erlangen kann, von seinem Vorfahren ertheilt wird? Der heilige Petrus erhebt diejenigen auf den bischöflichen Stuhl, die schon Heilige sind, oder erleuchtet diejenigen, die es nicht sind. Er weis, was sich zum Grunde schickt, auf dem das ganze Gebäude ruhen soll. Das heißt sowohl dem Stuhle zu Rom, als dem Apostel Petrus eine Kraft der Heiligung zuschreiben, die sowohl der Offenbarung, als auch selbst der Tradition aller vorigen Zeiten unbekannt war. Allein was konnte man vom Ennodius anders erwarten, der mit seinem Weihrauche gegen den arianischen König Theodorich eben so freygebig war, als gegen den Pabst, wiewohl man bekennen muß, daß der Arianer seine Lobsprüche mehr verdiente, als der rechtgläubigere Pabst. Unterdessen wurden seine Schmeicheleyen von dem fünften Concilio zu Rom noch unter dem Pabste Symmachus als Wahrheiten, die ein jeder Bischof zu glauben verpflichtet wäre, bestätigt.

Hard. t. II. p. 9.

Die Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche dauerte immer fort. Symmachus wollte von keiner Vereinigung wissen, so lange

der

der Name des Acacius nicht aus dem constantinopolitanischen Kirchenverzeichnisse ausgelöscht würde. Sein Nachfolger Hormisdas bestand auch darauf. Vergebens ersuchte ihn der Kaiser Anastasius um die Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft. Der Pabst schickte Abgeordnete an ihn. Er gab den Legaten, unter denen Ennodius der vornehmste war, eine ausführliche Anweisung mit, wie sie sich verhalten sollten. Unter andern wurde ihnen verboten, sich dem Kaiser durch den Bischof von Constantinopel vorstellen zu lassen, oder ihn auch nur in seiner Gegenwart zu sehen. Die Bischöfe zu Rom machten sich Bedenklichkeiten, wie sie wollten. Symmachus hatte seine Würde, ohne es für anstößig zu halten, von einem arianischen Prinzen angenommen; dem Hormisdas hingegen schien es bedenklich zu seyn, seine Legaten in der Gegenwart des Bischofes von Constantinopel mit einem rechtgläubigen Kaiser auch nur reden zu lassen, weil dieser Bischof des Acacius vor dem Altare öffentlich gedachte. Der Kaiser wollte in die Austilgung dieses Namens nicht willigen, aber er erklärte sich, daß er eben den Glauben bekennen wollte, den Hormisdas bekannte. Er lud ihn auch zu einer Kirchenversammlung zu Heraclea ein. Der Pabst sandte wieder Legaten nach Constantinopel, und versprach, daß er auf dem Concilio erscheinen wollte; aber er bestand mit gleicher Unbeweglichkeit auf seiner alten Foderung. Der Kaiser wurde darüber so entrüstet, daß er die Legaten auf eine grausame Weise zurückschickte, und dem Pabste schrieb, daß es dem Kaiser zukäme, Befehle zu geben, aber nicht Befehle anzunehmen. Zwey Jahre darauf starb der Kaiser vom Blitze gerührt. Justinus, ein Feind des Acacius, wurde nach seinem Tode zum Kaiser ausgerufen.

Diese Veränderung im Staate, veränderte auf einmal die ganze Gestalt der kirchlichen Angelegenheiten. Alle Bischöfe mußten sich nun erklären, die Kirchenversammlung von Chalcedon anzunehmen, und ihre Aemter, deren Verlust ihnen angedrohet wurde, wenn sie sich dem Willen des Kaisers widersetzten, waren ihnen so lieb, daß sie unverzüglich gehorchten. Hierauf schickte Justinus eine Gesandtschaft an den römischen Bischof, welche mit ihm wegen der Wiedervereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirchen Unterhandlungen pflegen sollten. Hormisdas erklärte sich, daß er bereit dazu wäre, wofern der Name des Acacius aus den Dyptichen ausgestrichen würde. Eben das Schicksal sollten die Namen seiner Nachfolger haben, weil sie sich geweigert hatten, die stolzen Foderungen der römischen Bischöfe zu bewilligen. So unerträglich nun dieses Verlangen des Hormisdas sowohl dem Bischofe von Constantinopel, als selbst dem Kaiser zu seyn schien, da zumal versprochen werden sollte, daß die Patriarchen von Constantinopel sich in allen Stücken nach dem apostolischen Stuhle richten wollten, welches offenbar darauf abzielte, sie demselben völlig zu unterwerfen: So war doch Justinus entschlossen, aus einem außerordentlichen Eifer für die Einigkeit der Kirchen alles einzuräumen, und sein Patriarch mußte unterschreiben. Alles was ihm erlaubt wurde, bestand darinnen, daß er den Artikeln des Vergleichs eine kurze Vorrede vorsetzen durfte, worinnen er den Pabst nicht anders als seinen Mitbruder und Mitknecht nannte, damit auf diese Unterzeichnung keine Art der Gerichtsbarkeit über ihn und seine Nachfolger möchte gegründet werden können. Wie Hormisdas diesen Triumph erhalten hatte, so wollte er, daß auch die Namen aller

andern

andern rechtgläubigen Bischöfe, die außer der Gemeinschaft mit der römischen Kirche gestorben waren, aus den Kirchenverzeichnissen ausgetilgt werden sollten. Als er aber sah, daß er in diesem Punkte allzuviel Widerstand finden würde, so wollte er den schon erstrittnen Sieg nicht wieder aufs Spiel setzen, und stand von seiner übermüthigen Foderung ab, nachdem er vergeblich gesucht hatte, den Kaiser Justinus wider die morgenländischen Bischöfe zur gewaltsamen Verfolgung zu reizen. So unerheblich, selbst nach dem Geständnisse großer Männer, in der römischen Kirche dieser ganze Streit war, so wurde doch der Triumph, den die römischen Bischöfe durch ihre unüberwindliche Unbeweglichkeit davon trugen, in der Folge zum Beweise sowohl ihrer Oberherrschaft über alle Kirchen, als zur Unterstützung des Irrthums gebraucht, daß man nothwendig in der äußerlichen Gemeinschaft mit ihrer Kirche stehen müsse, wenn man ein Glied der rechtgläubigen Kirche seyn wolle.

Bald nach der Wiederherstellung des Kirchenfriedens, veranlaßten die scythischen Mönche einen neuen Streit über den Ausdruck: Einer aus der Dreyeinigkeit hat im Fleische gelitten. Sie erklärten ihn für rechtgläubig; allein sie fanden Gegner, welche behaupteten, daß er ketzerisch wäre, und zur Tritheisterey verleitete, indem das Wort Einer nicht eine göttliche Person, sondern eine göttliche Natur bedeutete. Die Mönche beriefen sich auf die päbstlichen Legaten. Als sie von diesen verdammt wurden, wendeten sie sich nach Rom. Hormisdas, der es für die strafbarste Verwägenheit von der Welt ansah, daß Mönche sich wider das Urtheil seiner Legaten auflehnen wollten, ließ ihre Abgeordneten ge-

fangen setzen, und erklärte den Ausdruck, den sie vertheidigten, für irrgläubig. Allein er erlebte noch die Kränkung vor seinem Tode, daß alle rechtgläubigen Bischöfe im Oriente und in Africa diesen Ausdruck als rechtgläubig annahmen. Ja der Kaiser Justinus ließ ihn selbst durch den Nachfolger des Hormisdas, Johannes, dafür erklären. Diese Begebenheit hätte hier übergangen werden können; aber sie gehört zur vollständigen Geschichte der päbstlichen Unfehlbarkeit, welche durch dergleichen Widersprüche der römischen Bischöfe eben nicht bestätigt zu werden scheint.

Baron. a. 525. Anastas. vit. Joh. I. p. 1600.

Das Pontificat des Johannes war durch nichts merkwürdig, als durch eine Reise, die er auf Befehl Theodorichs, des Königs der Gothen, **den Arianern zum Besten** übernahm. Er sollte die Wiederherstellung der ihnen im Oriente weggenommnen Kirchen bewirken; er wirkte sie auch wirklich aus. Es war ein ganz neues Schauspiel für die Kirche, einen Pabst zu sehen, der einen Abgesandten eines arianischen Königes abgab, um der Ketzerey Gnadenbezeugungen zu erbitten. Baronius ist darüber so verlegen, daß er ihn lieber zu einem neuen Regulus oder vielmehr zum Betrüger und Verräther an seinem Landesherrn, der das Gegentheil seines Auftrags ausgerichtet haben soll, machen, als die Schande auf ihn kommen lassen will, daß er ein Gönner und Beförderer der Ketzerey gewesen sey. Allein alle Zeitgenossen des Pabstes selbst widersprechen ihm. Der Bischof von Constantinopel hätte nunmehr das Recht der Wiedervergeltung brauchen können. Denn that Johannes nicht weit mehr als Acacius gethan hatte? Aber die römischen Bischöfe waren glücklich. Man läßt so gar den Himmel seine Reise mit Wundern begünstigen.

Er

Er hatte das Pferd eines vornehmen Griechen geritten. Als sich nachher seine Gemahlinn desselben bedienen wollte, so wieherte das Pferd, und gab dadurch zu erkennen, daß, weil es einmal das Haupt der Kirche getragen hätte, es sich nun von niemanden mehr brauchen lassen könnte. Also wurde die oberste Gewalt des Pabstes von einem Pferde erkannt: Wer kann wider ein solches Wunder etwas einwenden? So viel ist gewiß, daß Johannes seinen Rang in Constantinopel über den Patriarchen behauptete, und als er nach Italien zurückkam, gefangen gesetzt wurde, weil der König Theodorich ihn in dem Verdachte der Verrätherey hielt, wie einige muthmassen, oder weil der Pabst denen unter den Arianern, die mit Gewalt genöthiget worden waren, den rechtgläubigen Lehrbegriff anzunehmen, die Freyheit nicht von dem morgenländischen Kaiser verschafft hatte, zu ihrem alten Glauben zurückkehren zu dürfen. *Baron. ib.*

Johannes starb im Gefängnisse. Man trennte sich über seine Nachfolger in so viele Parteyen, daß der König Theodorich beschloß, der römischen Kirche selbst einen Pabst zu geben. Dieses war Felix der dritte. Ob er gleich vorzügliche Verdienste besaß: So vereinigten sich doch die erhitzten Parteyen wider ihn, unter dem Vorwande, daß er unkanonisch erwählt wäre, weil weder der Rath noch die Clerisey noch das Volk einigen Antheil an der Wahl gehabt hatte. Theodorich behauptete unterdessen seinen Pabst, und verglich sich mit den Römern dahin, daß sie zwar die Wahlfreyheit künftig ausüben möchten, jeder erwählte Bischof aber seine königliche Bestätigung suchen sollte. Dieser Vergleich beugte allen Unruhen vor. So bald Justinianns sich durch die Vertilgung des ostgothischen Reiches Italiens

wieder bemächtigt hatte, so eignete er sich auch die Gewalt zu, welche sich schon Theodorich angemaßt hatte. Dieser König wird deswegen mit denen, die in seine Fußtapfen traten, vom Baronius zur ewigen Verdammniß verurtheilt. Allein wenn die weltlichen Obrigkeiten kein Recht hatten, sich, wie sie seit der Zeit fast beständig thaten, in die römischen Pabstwahlen zu mischen: Was verdienten denn die römischen Bischöfe, die sich ihrer **göttlichen Vorrechte** so leichtsinnig begaben, und ihre Würde von der Hand eines Ketzers annahmen? Unterdessen ist dieses die vornehmste Ursache, warum die römischen Bischöfe nicht früher zu dem Gipfel der Macht emporgestiegen sind, auf den sie in der Folge stiegen. Das Pontificat des Felix ist durch nichts merkwürdig. Die Briefe, die ihm zugeschrieben werden, sind unächt, wie die Briefe seines Vorfahren.

Sein Nachfolger war Bonifacius der zweyte. Mit ihm wurde zu gleicher Zeit Dioscorus erwählt und eingeseegnet, welcher aber plötzlich starb. Bonifacius ließ ihn bald nach seinem Tode in den Bann erklären, und zum Andenken davon einen Bannbrief in dem Archive der römischen Kirche beylegen, den einige Jahre darauf der Pabst Agapetus der zweyte öffentlich verbrennen ließ. Ein ehrgeiziger Diaconus, Vigilius, verleitete den Bonifacius, ein Concilium zu berufen, und dasselbe zu vermögen, einen Schluß abzufassen, kraft dessen er bemächtigt wurde, sich einen Nachfolger zu ernennen, wen er wollte. Dieses war nun dem Befehle, der vor einigen Jahren gegeben worden war, daß keiner, ohne von den Beherrschern Italiens bestätigt zu seyn, für einen rechtmäßigen Pabst gehalten werden sollte, offenbar entgegen. Es gereute aber auch, man weiß nicht warum,

Anastas. in Vit. Bonif. II.

um, den Pabst bald wieder, was er gethan hatte; er versammelte ein neues Concilium, erkannte sich vor demselben **des Lasters der beleidigten Majestät** schuldig, und der vorige Synodalschluß wurde feyerlich wieder aufgehoben; ein neuer Beweis der päbstlichen Unfehlbarkeit. Um eben diese Zeit that der Bischof von Constantinopel Epiphanius einen Eingriff in die Gewalt, welche sich die römischen Patriarchen über Illyrien angemaßt hatten, und setzte einen Bischof von Thessalonich ab. Dieser wendete sich an den **Vater der Väter, den allgemeinen Patriarchen**, Bonifacius, der in dieser Angelegenheit ein Concilium zusammenrief. Man hat die Acten desselben nicht mehr vollständig; aber man weiß aus einem Schreiben des Pabstes Agapetus, daß der Patriarch von Constantinopel dießmal seinen Eingriff behauptete.

Auf den Bonifacius folgte Johannes der zweyte. Dieser war es, welcher den Ausspruch des Pabstes Hormisdas in der Streitigkeit der scythischen Mönche als nicht rechtgläubig genug verdammte. Der Kaiser Justinianus schrieb einen sehr schmeichelhaften Brief an ihn, worinnen er sagte, er hätte ihm alle Bischöfe des Orientes unterworfen, und verstand darunter, daß er sie dahin gebracht hätte, einer Meynung mit ihm zu werden. Johannes antwortete ihm, und rechnete diese Schmeicheley unter seine glorwürdigen Thaten, und zugleich suchte er ihn von der Richtigkeit derselben aus dem Befehle Christi an den Apostel Petrus: **Weide meine Schaafe**, zu überzeugen. Um eben diese Zeit hatte er Gelegenheit, die Gewalt wieder einmal auszuüben, welche sich die römischen Bischöfe über die gallicanische Kirche angemaßt hatten. Cäsarius, der Bischof von Arles,

Harduin. t. II. p. 1147. sqq.

Ibid. p. 1153. sqq.

Arles, hatte sich bey ihm wegen eines gewissen Bischofes Contumeliosus, der verschiedner Laster beschuldigt worden war, Raths erholt. Johannes setzte ihn ohne weitere Umstände ab und verordnete in der Kirche zu Riez einen Visitator, der für sie Sorge tragen sollte, wenn sie ihres eignen Bischofes beraubt wäre.

Nach dem Tode Johannis des zweyten wurde Agapetus ohne Spaltung und Unruhe erwählt. Justinianus schmeichelte auch diesem Pabste, und ersuchte ihn um seine Bestätigung des Glaubensbekenntnisses, das schon sein Vorfahr bestätiget hatte. Agapetus bewilligte zwar sein Verlangen, gab ihm aber auch zu erkennen, daß es einem Layen übel anstünde, sich in Sachen des Glaubens eine Art der Herrschaft anzumaßen. Der Kaiser verbarg seine Empfindlichkeit über diesen Verweis und schrieb noch einmal an ihn. Er glaubte, daß die arianische Clerisey leichter zur Vereinigung mit den Rechtgläubigen zu bewegen seyn würde, wenn die übertretenden Bischöfe den Rang behielten, den sie unter ihrer Partey hatten. Zugleich wünschte er, daß der Bischof von seiner Geburtsstadt Justinianea Prima von dem römischen Bischofe statt des Bischofes von Thessalonich zum Vicarius ernannt werden möchte. Er bat also um die Bewilligung beyder Punkte; Agapetus aber schlug sie ihm beyde ab; den ersten, weil er nicht mehr wußte, daß einer seiner Vorfahren den Arianern die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes von einem Kaiser erbeten hatte; den andern, weil schon von ihm ein Vicarius da war. Man begreifet leicht, daß dergleichen Herablassungen und Bitten den Kaiser, die ihnen von den Umständen der Zeit abgenöthigt wurden, nicht wenig zur Vergrösserung

grösserung der päbstlichen Hoheit beytrugen. Der Rang der Bischöfe war vorzeiten aus der politischen Einrichtung des römischen Reiches entsprungen, und hatte von der Gnade der Kaiser abgehangen, wie solches die Erhöhung des Bischofes von Constantinopel beweist. Itzt bittet ein Kaiser den Pabst, daß er dem Bischofe seiner Geburtsstadt die Würde des römischen Vicariats über Illyrien ertheilen möchte, weil er ihn gern über die übrigen Bischöfe dieser Provinz erhoben sähe. Und warum erhebt er ihn nicht aus eigner Macht über sie? Weil er weiß, daß sich ihm der Pabst widersetzen würde, und über den Pabst hatte er gegenwärtig nichts zu befehlen, weil Italien noch unter der Bothmäßigkeit der Gothen stand. Wir werden aber die Kaiser bald wieder, ob gleich nur auf kurze Zeit, über die Päbste herrschen sehen.

Justinianus hatte Africa wieder unter seinen Zepter gebracht, und er beschloß nun auch die Eroberung Italiens. Sein Feldherr, Belisarius, drang in Sicilien ein. Der König der Gothen, welcher dem Glücke des Belisarius nicht gewachsen zu seyn glaubte, entschloß sich, seine Zuflucht zu Friedensunterhandlungen zu nehmen. Er hoffte, daß durch den römischen Pabst am leichtesten ein Vergleich ausgewirkt werden könnte. Er befahl also dem Bischofe Agapetus nach Constantinopel zu gehen, unter der Bedrohung, daß er die Stadt Rom in Brand stecken wollte, wenn er den Kaiser nicht von der Fortsetzung des Krieges abbringen würde. Agapetus mußte gehorchen. Diese Reise gab ihm Gelegenheit, zu Constantinopel seine eigne Hoheit sehen zu lassen. Die Kaiserinn, Theodora, hatte einen eutychianischgesinnten Bischof, Anthimus, von Trebisund,

bisund, auf den erzbischöflichen Stuhl von Constantinopel erhoben, vermuthlich nicht ohne die Einwilligung ihres antieutychianischen Gemahles, der nach dem Procopius aus einer feinen Staatsklugheit solches zugab, damit beyde sehr starke Religionsparteyen dem Hofe ergeben blieben, wenn die eine bey dem Kaiser, die andere bey seiner Gemahlinn Gunst und Schutz fände. Agapetus wollte mit dem Anthimus in keine kirchliche Gemeinschaft treten, und brachte es endlich dahin, daß er seiner Würde entsetzt wurde. An seiner Statt wurde auf Ansuchen des Kaisers Mennas von ihm zum Patriarchen eingeweiht. Agapetus machte sogleich diese seine Absetzung des Anthimus allen Bischöfen bekannt, und war eitel genug, in seinem Schreiben zu sagen, daß der ketzerische Bischof durch sein apostolisches Ansehen mit Zuziehung des gottseeligsten Kaisers abgesetzt worden wäre. Er vergaß auch nicht zu errinnern, daß die Einweihung, welche Mennas von seinen Händen empfangen hätte, viel zur Erhebung seiner Würde beytrüge, weil er seit den Zeiten des Apostels Petri im Oriente der erste wäre, der das Glück gehabt hätte, von einem Nachfolger desselben eingeweihet zu werden. Der stolze Agapetus schämte sich sogar nicht zu sagen, daß Mennas dadurch denen ähnlich zu seyn schiene, welchen ehedem die Apostel selbst die Hände aufgelegt hätten. Das hieß den Patriarchen zu Constantinopel zugleich erheben und erniedrigen. Welch eine Ehre war es nicht für ihn, einem Jünger des Apostels zu gleichen; aber wie viel mehr Ehre für den Bischof von Rom, selbst dem Apostel gleich zu seyn!

Concil. sub. Men. act. I. p. 1226. t. II. Hard. C.

Als Agapetus noch zu Constantinopel war, wurde ihm wider die eutychianische Partey zu Constan-

tinopel

tinopel zwo Bittschriften im Namen der Clerisey von Jerusalem und Constantinopel übergeben. In der Aufschrift derselben hieß er der heiligste Herr, der gesegnete Vater der Väter, der allgemeine Patriarch und Erzbischof von Rom. Man gründete gern auf diese stolzen, den Menschen so unanständige Titel einen Beweis der päbstlichen Hoheit über alle Bischöfe; allein der constantinopolitanische Patriarch hatte eben den Titel, und der Vater der Väter, und der allgemeine Patriarch war so viel als der alte Primatstitel. Man würde dem Agapetus Gewalt thun, wenn man ihn der Bescheidenheit beschuldigen wollte. Gleichwohl bekannte er in einem Schreiben, daß er an die Schlüsse der Kirchenversammlungen gebunden wäre, und dieselben unverletzlich von ihm beobachtet werden müßten. Er glaubte also nicht über die Concilien erhaben zu seyn. *Justinian. Novell. 43.*

Agapetus starb zu Constantinopel. Silverius, ein Sohn des Pabstes Hormisdas; denn ein Pabst konnte damals noch Söhne gehabt haben; erkaufte entweder die Nachfolge in seiner Würde von dem gothischen Könige, Theodotus, oder wurde von ihm aus Staatsabsichten den Römern mit Gewalt aufgedrungen, damit der Pabst genöthigt wäre, ihm ergeben zu bleiben, wenn er unter ihnen keine Freunde hätte. Allein er erhielt seinen Endzweck nicht. Belisarius eroberte Rom. Die Kaiserinn Theodora wollte nunmehr versuchen, ob sie den Silverius bewegen könnte, das Anathema seines Vorfahren wider den Anthimus aufzuheben. Der Pabst gab ihr eine abschlägliche Antwort. Die Kaiserinn ließ indessen ihren Vorsatz nicht fahren. Vigilius, ein Diaconus der römischen Kirche, dessen schon oben gedacht

worden

worden ist, hielt sich noch in Constantinopel auf, wohin er den Agapetus begleitet hatte. Theodora, welche seinen Ehrgeiz kannte, that ihm den Vorschlag, daß sie ihn zum Pabste machen und ihm auch ein ansehnliches Geschenk geben wollte, wofern er ihr versprächе, den Bischof Anthimus in seine Würde herzustellen und sich für die Eutychianer zu erklären. Vigilius versprach es, und Belisarius mußte den Silverius unter dem Vorwande, daß er Rom an die Gothen verrathen wollen, absetzen, und ins Elend verstoßen. Vigilius wurde also an seine Stelle erwählt. Silverius reiste darauf nach Constantinopel und wirkte von dem Kaiser Justinianus einen Befehl aus, weil alles ohne sein Vorwissen vorgenommen war, daß seine Sache noch einmal in Italien untersucht werden sollte. Allein sein ehrgeiziger Gegner wußte es so einzurichten, daß er in seine Gewalt überliefert, von zween seiner Trabanten auf eine wüste Insel gebracht, und daselbst, wie Procopius meldet, von einem Menschen ermordet wurde, den Antonina, die Gemahlinn des Bilisarius, dazu erkauft haben sollte. Vigilius schrieb hierauf einen Gemeinschaftsbrief an die eutychianische Partey, aber mit der Bedingung, daß derselbe geheim gehalten werden sollte. Mit diesem Vigilius wurde nicht allein die ununterbrochne sichtbare Folge der römischen Bischöfe, auf welche Bossuet die Wahrheit der Kirche gründet, unterbrochen, wenn nach dem Ausspruche Leons des Großen, niemand ein wahrer Bischof seyn kann, der weder von dem Volke begehrt, noch durch die Clerisey erwählt und eingeweiht, sondern durch überwiegende Gewalt und Tyranney der Kirche aufgedrungen wird, sondern auch im voraus die behauptete Unfehlbarkeit der Päbste mit neuen unwider-

Victor. Tun. in Chr. Liberat. brev. c. 22. Facund. c. Mocian.

unwidersprechlichen Beweisen widerlegt. Denn unter diesem Pabste entstand der große Streit über die drey Kapitel, welche die orientalische Kirche wieder in die größte Bewegung und Unruhe versetzte. Die heimlichen Eutychianer wußten es bey dem Kaiser Justinianus dahin zu bringen, daß die Schriften des Theodorus von Mopsvest, die Bücher des Theodoretus wider den Cyrillus, und ein Schreiben des Ibas von Edessa, an einen Perser Maris genannt, als irrgläubig verdammt werden sollten. Der Kaiser verdammte sie auch durch einen öffentlichen Befehl, und mit einer solchen Strenge, daß die orientalischen Patriarchen lieber gehorchen, als sich ihrer Würden berauben lassen wollten. Der Occident widersetzte sich. Weil der Kaiser den Vigilius für die erste Ursache dieser Widersetzlichkeit hielt, so befahl er ihm, nach Constantinopel zu kommen. Er mußte gehorchen. Als er nach Constantinopel gekommen war, widerstand er dem Kaiser im Anfange mit vieler Unerschrockenheit; aber er gab bald nach und verdammte die drey Kapitel. Unterdessen war sein richterlicher Ausspruch auf die occidentalischen Bischöfe nicht allein ohne Wirkung und Eindruck, sondern sie hatten gar so wenig Achtung dafür, daß sie ihn in den Bann erklärten. Vigilius ward dadurch zur Reue bewogen, und fieng wieder an, sich der drey Kapitel anzunehmen. Der Kaiser ließ es weder an Schmeicheleyen noch an Gewaltthätigkeiten fehlen, ihn zum Widerrufe seines Wiederrufes zu vermögen; aber er schien entschlossen zu seyn, lieber alle Bedrängnisse zu erdulden, als in sein Verlangen zu willigen. Ein ganzes Concilium, das wider seinen Willen berufen wurde, war wider ihn, und dennoch fuhr er fort, mit den abendländischen Bischöfen sich der verurtheilten

drey Kapitel anzunehmen; er ließ sich als einen abgesetzten Ketzer aus den öffentlichen Kirchenverzeichnissen ausstreichen, und sich so gar ins Elend verweisen. Also hätte alle Welt erwarten sollen, daß er nunmehr unbeweglich seyn würde; aber er hatte seine Meynung schon dreymal verändert; einmal hatte er sie für rechtgläubig erkannt, dann wieder verworfen, und dann wieder **mit aller möglichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit** untersucht und gebilligt. Aber nunmehr fand er in seinem Elende auf der Insel Proconesus, daß er sich doch **mit aller seiner möglichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit** geirrt hätte. Fünf Monate Verbannung zündeten ihm ein neues Licht an; er war vorher so verblendet gewesen, daß er in den drey Kapiteln keine andern als rechtgläubigen Lehren entdecken können; aber nun erkannte er, nicht etwa, daß sie irrige Meynungen, sondern daß sie **verfluchenswürdige Gotteslästerungen** enthielten, und nunmehr erklärte er mit der größten Demuth alles für nichtig, was er zur Vertheidigung dieser **gottlosen** Bücher geschrieben hatte. Welch ein unfehlbarer Pabst, der **mit aller seiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit**, ungeachtet sich ein ganzes allgemeines Concilium die Mühe giebt, ihm die Augen zu öffnen, **die verfluchenswürdigsten Gotteslästerungen**, die nach seinem letzten Ausspruche in den drey Kapiteln zu finden seyn sollten, nicht eher als im Elende einsehen lernte! Nachdem er nun so feyerlich erkannt hatte, daß er in Sachen des Glaubens irren könnte und geirrt hätte, erhielt er vom Kaiser die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren; aber er hatte die Freude nicht, Rom wieder zu sehen, sondern starb in Sicilien. Der Charakter ist bewundernswürdig, den Baronius selbst von ihm gemacht hat. „Da

Baron. ad an.

„Silverius noch lebte, war er ein Lucifer, der in den „Himmel steigen und seinen Thron über die Sterne „erhöhen wollte, der aber durch das Gewicht seiner „greulichen Kirchenräubereyen und Verbrechen bis „zur Höllen niedergedrückt wurde, ein Schismaticus, „ein Simoniacus, ein Mörder, nicht ein Nachfolger „Simonis Petri, sondern Simons des Zauberes, „nicht ein Statthalter Christi, sondern ein Antichrist, „ein Götzenbild in dem Tempel Gottes, ein Greuel „der Verwüstung an der heiligen Stätte, ein Wolf, „ein Dieb, ein Räuber, und doch dabey ein guter „Catholik; nach dem Tode des Silverius durch göttliche Eingebung auf den apostolischen Stuhl erhoben, und auf einmal wieder mit allen Tugenden geschmückt.„ Denn der Stuhl zu Rom hat das Vorrecht, auf einmal auch die allerlasterhaftesten Menschen in Heilige zu verwandeln.

Dem Vigilius folgte auf dem Stuhle zu Rom Pelagius der erste. Auch dieser Pabst zerreißt die boßvetische ununterbrochne Folge der römischen Bischöfe, weil er wider die Kirchengesetze erwählt und ordinirt wurde. Da er, wie sein Vorfahr, die drey Kapitel verdammte, in deren Verurtheilung der größte Theil der abendländischen Bischöfe nicht einwilligen wollte, so wurde er vom Kaiser Justinianus beschützt. Er hätte gern den Feldherrn des Kaisers Narses zur gewaltthätigen Verfolgung der Bischöfe, welche die fünfte allgemeine Kirchenversammlung verwarfen, vermocht; Narses aber wußte besser, als er, daß der Glaube nicht eine Frucht der Waffen, sondern der Ueberzeugung wäre. Pelagius starb, ohne die Macht und das Ansehen seines Stuhls mehr vergrößert zu haben.

Sein Nachfolger, Johannes, ist nicht merkwürdiger. Zween in Gallien, Ehebruchs und Mordes wegen abgesetzte Bischöfe beriefen sich auf seinen Ausspruch, in der Hoffnung, daß ihre Appellation in den Augen des Pabstes alle ihre Verbrechen gut machen würde. Sie fanden sich auch in ihrer Hoffnung nicht betrogen. Johannes erkannte sie bloß auf ihr Zeugniß für unschuldig, und ersuchte den König Guntram, daß er sie in ihre Bisthümer wieder einsetzen möchte. Der König war so gefällig und that es; aber die Bischöfe achteten das Urtheil des Pabstes nichts, sondern fuhren fort, sie von ihrer Gemeinschaft abzusondern, und endlich wurden sie noch einmal abgesetzt und auf immer in ein Kloster eingeschlossen. Man findet nicht, daß Johannes diese Verachtung seines oberrichterlichen Ausspruches geahndet habe. Sein Nachfolger war Benedict der erste, ein Pabst, von dem die Geschichte weder Gutes noch Böses sagt.

Pelagius, der zweyte, der nach ihm erwählet wurde, gab sich alle Mühe, die abendländischen Bischöfe zu bewegen, daß sie aufhören möchten, die von der fünften allgemeinen Kirchenversammlung verurtheilten drey Kapitel als irrgläubig zu verdammen. Zu dem Ende suchte er sich dem Patriarchen von Aquileja, welcher der Lombarden wegen seinen Metropolitansitz nach Grado verlegen wollte, dadurch gefällig zu machen, daß er in die Verlegung desselben willigte und Grado für einen Metropolis erklärte. Er schrieb in dieser Angelegenheit drey Briefe an die Bischöfe von Istrien. In dem ersten Schreiben suchte er sie zu überzeugen, daß er mit seinen Vorfahren in der Verdammung der drey Kapitel nicht vom rechten Glauben abgewichen wäre. „Er führte in dieser „Absicht verschiedene Stellen der Schrift an, aus „wel-

Harduin. t. III. Concil. 414. sq.

„welchen er beweisen wollte, daß der heilige Petrus „nicht irren könnte, weil auf seinen Glauben die Kir„che erbaut worden wäre, und Christus unter allen „Jüngern für ihn allein gebeten hätte, daß sein Glau„be nicht aufhören möchte.„ Von dem Apostel Petrus kam er unverzüglich auf sich selbst und setzte hinzu, als wenn dasjenige, was in der Schrift von dem Glauben Petri gesagt wird, auch von seinem eignen Glauben gesagt würde: **Und dennoch haben sich einige unterstanden, aus Eingebung des Teufels an meiner Rechtgläubigkeit zu zweifeln, und zu denken, daß mein Glaube aufgehöret habe.** Allein dieser Beweis überzeugte die istrischen Bischöfe nicht; sie antworteten dem Pabste mit einer ihm unerwarteten Freymüthigkeit, daß sein Glaube nicht mit dem Glauben der Väter übereinstimmte, und also erklärten sie sich feyerlich, daß sie die Nachfolger Petri nicht für unfehlbar hielten, obgleich **Bellarmin** will, daß man es ihnen auf ihr Wort glauben solle, weil sie ihre eignen Vorrechte besser wissen müßten, als irgend sonst jemand. Pelagius schrieb wieder, und richtete eben so wenig aus; sie antworteten, daß nichts als Unwissenheit oder Vorurtheil diejenigen von der Ketzerey lossprechen könnte, welche die drey Kapitel verdammten. Der Pabst schrieb noch einen Brief, der mehr ein Buch als ein Brief war; aber auch vergeblich. Endlich nahm er seine Zuflucht zum weltlichen Arme; doch auch dieser vereinigte sie nicht länger mit ihm, als er Gewalt brauchte. Man fuhr im Occidente fort, die drey Kapitel, die von den unfehlbaren Päbsten verdammt wurden, zu vertheidigen. Außer diesem Verdrusse hatte Pelagius auch die Kränkung, daß dem Patriarchen von Constantinopel, Johannes dem Faster, von

einer Kirchenversammlung der Titel eines allgemeinen Bischofs, welchen der Kaiser Leo dem Patriarchen Stephanus schon zehnmal in seinen Befehlen ertheilt hatte, auf sein Ansuchen feyerlich beygelegt wurde. Wie die römischen Päbste schon seit mehr als einem Jahrhunderte her auch auf jeden Schatten einer neuen Hoheit, die den Bischöfen zu Constantinopel zuzuwachsen schien, eifersüchtig waren: So empörte sich nun auch Pelagius gegen diesen neuen Titel mit einem solchen Unwillen, als ob die ganze rechtgläubige Kirche ihrem völligen Untergange nahe wäre. Er sandte in aller Eil Abgeordnete nach Constantinopel, welche wider diesen Titel als einen gottlosen und antichristischen Titel eifern mußten. Allein der Tod verhinderte ihn, diesen Streit weiter fortzusetzen. Er erhielt aber in der Person Gregorius des Großen einen Nachfolger, welcher, so sehr er sich geweigert hatte, die päbstliche Würde anzunehmen, so fest entschlossen war, der Hoheit des römischen Stuhles nichts zu vergeben.

Gregorius, der Große, der sich erst im weltlichen Stande im Richteramte hervorgethan, darauf sich in ein Kloster begeben, und kurz vor seiner Erhebung in verschiednen Angelegenheiten seines Vorfahren, des Pelagius, sich als einen Mann von vorzüglichen Fähigkeiten gezeigt hatte, besaß unstreitig große Tugenden, die der bischöflichen Würde Ehre machten, gehorsam gegen die Obrigkeit, gütig, beugsam, uneigennützig, ein Feind aller Pracht, den Pomp des öffentlichen Gottesdienstes ausgenommen, mitleidig und so geneigt zur Wohlthätigkeit, daß er seine Einkünfte fast alle auf die Erquickung der Dürftigen, und Loskaufung der Gefangnen aus der Sclaverey verwendete, immer aufmerksam auf seine Clerisey und ein strenger

Ver-

Verbesserer der Unordnungen, die unter ihnen eingerissen waren. Vielleicht würde er unter allen römischen Bischöfen den meisten Ruhm verdienen, wenn er ihn nicht durch seine Neigung und Nachsicht gegen den schon herrschenden Aberglauben, durch seine Eifersucht gegen den Patriarchen von Constantinopel, und durch seine niederträchtigen Schmeicheleyen, mit denen er die Gnade des Tyrannen Phocas zu erschleichen suchte, befleckt und geschändet hätte. Nachdem er seine Würde angetreten hatte, bemühte er sich die schon von seinen Vorfahren vergeblich versuchte Vereinigung der istrischen Bischöfe mit seinem Stuhle, aber mit gleich vergeblichem Erfolge zu bewirken. Auch hätte er gern gesehen, daß die Donatisten mit Gewalt gezwungen worden wären, sich der Kirche zu unterwerfen, ob er gleich gegen die Juden dem Geiste der Duldung folgte. Weil die Sitten der Geistlichkeit äußerst verderbt waren, so suchte er mit aller Strenge sowohl die Eigennützigkeit als die Unkeuschheit unter der Clerisey auszurotten. Er hatte die Freude, daß die Lombarden den Glauben der katholischen Kirche annahmen. In eben diesem Jahre zeigten sich einige Gelegenheiten, die Gewalt auszuüben, welcher sich seine Vorfahren bemächtigt hatten. Der Primas von Illyrien setzte einen Bischof Hadrianus von Theben ab; Gregorius, auf den sich Hadrianus berufen hatte, setzte ihn wieder in sein Amt ein. Hingegen erklärte er einen Bischof von Salona, Maximus, in den Bann, weil er sich auf eine unrechtmäßige Weise in das bischöfliche Amt gedrungen hatte, und so sehr sich ihm auch Maximus widersetzte, so mußte er sich endlich doch unterwerfen, um bey seinem Bisthume zu bleiben. Dem Patriarchen von Constaninopel, der einigen Aeltesten mit vieler Grausam-

keit begegnet hatte, gab er sehr freymüthige Verweise, und erinnerte ihn, daß es eine neue unerhörte Methode wäre, einen Menschen durch Schläge zum Glauben zu zwingen. Gegen den Kaiser Mauritius bezeugte er sich als ein gehorsamer Unterthan, ob er ihm gleich wegen eines Befehles, daß niemand vom Soldatenstande ins Kloster gehen sollte, sehr freye Vorstellungen that. Aber seinen unerschrockensten Muth bewies er durch den Eifer wider den stolzen Titel eines allgemeinen Bischofes, den der Patriarch von Constantinopel angenommen hatte. Er nannte diesen Namen einen **gottlosen antichristischen Titel.** Er erschöpfte in seinen Briefen an den Patriarchen von Constantinopel alle seine Beredtsamkeit, um ihn zu bewegen, diesen Titel fahren zu lassen: „Was „willst du, redete er ihn an, Christo, dem allgemeinen Oberhaupte der Kirche antworten, daß du dir „durch den Namen eines allgemeinen Bischofes alle „seine Glieder zu unterwerfen suchest? Wem gedenkst du mit einem solchen verkehrten Namen nachzuäffen, als dem, welcher sich über Legionen Engel „zu erheben suchte, und seinen Stuhl über die Sterne „Gottes setzen wollte; denn was sind alle deine Brüder die Bischöfe, als Sterne Gottes, denen du dich „vorziehen willst? Ich sage kühnlich,„ heißt es in einem andern Briefe, „daß derjenige, welcher sich einen allgemeinen Bischof nennt, mit seinem Hochmuthe ein **Vorläufer des Antichrists** ist.„ Er sah die Genehmigung dieses Titels als **eine Verläugnung des Glaubens** an; er befahl seinem Legaten in Constantinopel, die kirchliche Gemeinschaft mit dem Patriarchen aufzuheben, wenn er nicht von dem Gebrauche eines Titels ablassen würde, den er für **eitel, frech, gottlos, verflucht, höllisch und gottesläs-**

Gregor. I. ep. l. IV. 32. 34. 36. 38. 39. l. VI. ep. 24. 28. 30. 31. l. VII. 70.

sterlich

sterlich erklärte. „Allgemeiner Bischof heißen wol„len, war ihm eben so viel, als der einzige Bischof „seyn wollen; die ganze Kirche schien ihm in der äus„sersten Gefahr zu schweben, wenn einer der allgemei„ne Bischof seyn sollte; denn die ganze Kirche würde „irren, wenn er irrte.„ Er bat und flehte den Kaiser und die Kaiserinn, sich des Apostels Petri anzunehmen, und ihn wider den Patriarchen von Constantinopel zu beschützen; er suchte die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien zu vermögen, gemeinschaftlich mit ihm wider den Ehrgeiz des constantinopolitanischen Bischofes zu streiten; aber alles war vergebens. Die orientalischen Patriarchen wollten um eines bloßen Ehrenwortes willen keine Empörung in der Kirche anfangen. Johannes, der Faster, fuhr fort, diesen Titel zu gebrauchen und sein Nachfolger Cyriacus that ein gleiches. Gregorius wollte von keiner Kirchengemeinschaft mit seinem heiligsten Bruder, wie er ihn immer nannte, etwas wissen, so lange er den gottlosen Titel nicht ablegte, der ihm so unerträglich war. Er machte sich wider die Gewohnheit seiner Vorfahren die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien gleich, und behauptete, zur Belohnung der Schmeicheleyen, welche ihm der Bischof der erstern Stadt wegen der Vorrechte des Stuhls Petri gesagt hatte, daß nur ein apostolischer Stuhl in der Kirche wäre, nämlich der Stuhl des heiligen Petrus, der sich zu Rom, zu Alexandrien und Antiochien befände. Eulogius von Alexandrien schrieb ihm bald darauf einen andern Brief, in welchem er ihn einen allgemeinen Pabst nannte. Gregorius schlug gleich diesen Namen als einen gotteslästerlichen, ketzerischen, höllischen, teuflischen Titel aus. Er verlangte keinen Titel, welcher andern

Bischöfen zur Verkleinerung gereichte; wenn er allgemeiner Pabst seyn sollte, so würde ja Eulogius kein Pabst seyn; und da er mit allem seinen Geräusche nichts ausrichten konnte, so beschloß er endlich, um den Patriarchen von Constantinopel vor den Augen der ganzen christlichen Kirche zu beschämen, dem stolzen Namen eines allgemeinen Bischofs die niedrigste Benennung, die er nur erfinden konnte, ohne Zweifel aus einem gleich großen Stolze, entgegenzusetzen, und sich einen Knecht aller Knechte zu nennen; ein Name, der seitdem von allen römischen Bischöfen angenommen worden ist. Diese so große Eifersucht auf diesen Namen, die ihn antrieb, bey einem Gerüchte, daß zu Constantinopel ein Concilium gehalten werden sollte, die morgenländischen Patriarchen in den flehentlichsten und wehmüthigsten Briefen zu bitten, daß sie sich doch ja dem Wolfe und Räuber zu Constantinopel widersetzen möchten, bewegte ihn endlich, sich mit einer der allergrößten Niederträchtigkeiten zu beflecken. Der Kaiser Mauritius, der niemals zu bewegen gewesen war, dem Patriarchen von Constantinopel den Gebrauch des dem römischen Bischofe so unerträglichen Titels, eines allgemeinen Bischofes zu untersagen, wurde von seinem Kriegsheere, welches den Phocas zum Kaiser ausgerufen hatte, im Aufruhre abgesetzt, und von diesem Tyrannen mit seiner ganzen Familie auf die unmenschlichste Weise hingerichtet. Phocas ließ hierauf seine Erhebung im ganzen Reiche und auch in Rom kund machen. Gregorius schrieb unverzüglich an den Tyrannen; erhob ihn als einen von der Vorsehung besonders erwählten Kaiser, als den Erretter des ganzen Reiches, durch dessen Barmherzigkeit aller seiner Traurigkeit ein Ende gemacht wäre, foderte Himmel und Erde auf sich zu

freuen,

freuen, malte den so unglücklich hingerichteten Mauritius als einen despotischen Tyrannen ab, und beschrieb die itzige Zeit als die glückseeligste, der er eine lange Dauer wünschte, nannte in seinem zweyten Briefe den Phocas einen gottseeligen Herrn, und brach in Ausrufungen aus, die kaum dem niedrigsten Schmeichler zu verzeihen sind: Welche Zunge kann es aussprechen, welcher Verstand kann es fassen, welchen Dank wir Gott schuldig sind, daß er dich auf den Thron erhoben hat! Die Engel müssen darüber anstimmen: Ehre sey Gott in der Höhe; die Menschen müssen auf der Erde danken; denn die Republik ist nun befreyt, und alle Sorgen sind verbannet. Gregorius hatte freylich keine Verbindlichkeit, den Phocas, was er war, einen Mörder und Wütrich zu schelten; aber niemand legte ihm auch die Pflicht auf, sein Panegyrist zu werden. Was bewog ihn aber dazu? Und warum schmeichelte er so kriechend? Um den Kaiser zu bewegen, daß **er sich des verfolgten Stuhles Petri annehmen**, oder deutlicher zu reden, daß er den Patriarchen von Constantinopel verbieten sollte, sich einen allgemeinen Bischof zu nennen. In dieser Hoffnung versprach er ihm, daß **Petrus sein Advocat und Fürsprecher im Himmel** seyn sollte. *Gregor. l. XI. qu. 38. 45. 46.*

Wie nun auf diese Art Gregorius sich dem Ehrgeize der Bischöfe von Constantinopel widersetzte, wirklich nicht sowohl die ursprüngliche Gleichheit aller Bischöfe zu behaupten, als vielmehr die Hoheit seines eignen Stuhles zu retten, die ihm in Gefahr zu seyn schien: So suchte er im Occidente die Grenzen seiner Oberherrschaft immermehr zu erweitern. Diesen Endzweck suchte er besonders auch durch die Bekehrung der Angelsachsen in Britannien zu erhalten, wo-

hin

hin er Missionarien schickte, deren Oberhaupt ein Mönch, mit Namen Augustinus genannt, war. Augustinus fand daselbst eine Königinn, die schon das Christenthum bekannte, und seine Unternehmung nahm einen um so viel glücklichern Fortgang, je mehr Nachsicht er auf des Pabstes Anordnung gegen die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der Angelsachsen hatte. Hierauf unterwarf Gregorius die brittische und angelsächsische Clerisey dem Augustinus, der ihm als sein Missionarius unterworfen war, ungeachtet die brittischen Bischöfe, welche allezeit unabhängig von Rom gewesen waren, sich dem Befehle des Pabstes zur Einrichtung der Hierarchie unter ihnen widersetzten, und ihm keine Herrschaft über sich zugestehen wollten.

Ueber die Kirchen in Spanien suchte Gregorius die Hoheit und Herrschaft seines Stuhles auch zu befestigen. Als sich zween Bischöfe dieses Reiches bey ihm beklagt hatten, daß sie ungerechter Weise abgesetzt worden wären: So schickte er den **Defensor** seiner Kirche, Johannes dahin, welcher ihre Klagen untersuchen und entscheiden sollte. In der Anweisung, die er ihm gab, wie er sich verhalten müßte, hieß es unter andern, daß wenn der Bischof Stephanus, der seine Zuflucht zu ihm genommen hatte, keinem Metropoliten oder Patriarchen unterworfen wäre, er, wie er verlangt hätte, von dem heiligen Stuhle gerichtet werden sollte, **welcher das Haupt aller Kirchen** wäre. Man muß erstaunen, wie er den Titel eines allgemeinen Bischofs als einen ketzerischen und gotteslästerlichen Titel verwerfen konnte, da er sich das Haupt aller Kirchen nannte. Verdammte er sich nicht selbst, da der Name eines Hauptes aller Kirchen eben so stolz und eitel ist, als der Name eines allgemeinen Bischofes?

Gregor. l. XI. ep. 56.

Unter

Unter den Mitteln, welche Gregorius brauchte, sich die abendländische Clerisey immer mehr zu unterwerfen, war die Ertheilung des Palliums. Das Pallium, oder der erzbischöfliche Mantel war in seinem Ursprunge eine Ehrenkleidung, welche die Kaiser den Bischöfen, aus einer besondern Achtung gegen ihren Stand, zu tragen erlaubt hatten. Die Kirche hatte bis auf die Zeiten der chalcedonensischen Kirchenversammlung nichts von diesem Schmucke gewußt, ob sich gleich einige Gelehrte bemüht haben, ihm ein höheres Alter zu geben. Im Anfange hatten die Bischöfe von Constantinopel und Rom diese Ehre allein. Die Kaiser ließen aber zu, daß dieselben das Pallium auch andern Bischöfen mittheilen durften. Unterdessen mußten sie allezeit die kaiserliche Genehmhaltung dazu haben. Als die Päbste Zosimus, Symmachus und Vigilius den Bischöfen von Arles das Pallium übersendeten, setzten sie ausdrücklich die Warnung hinzu, daß sie es mit der Einwilligung der Monarchen thäten. Gregorius selbst ersuchte den Kaiser, daß der von Antiochien vertriebne Bischof Anastasius die Erlaubniß haben möchte, die Würde des Palliums beyzubehalten. Unterdessen wagte es dieser Bischof zuerst, das Pallium ohne Vorwissen des Kaisers zu ertheilen, und eine Art bischöflicher Belehnung oder das römische Vicariat damit zu verbinden. Dieses that er, als er an den Augustinus schrieb, sich seiner päbstlichen Gesandtschaftsgewalt gegen die Bischöfe von Gallien zu enthalten, weil schon der Bischof von Arles das Pallium hätte, oder welches einerley bedeutete, sein Vicarius wäre. Die Nachfolger des Gregorius brauchten das Pallium, die Bischöfe durch die Ertheilung desselben sich unterwürfiger zu machen. Sie geriethen auf den Einfall,

Bar. ad a. 432. Marc. de Conc. S. et I. l. VI. c. 6. §. 6. sqq. Thomas. de nov. et vet. Eccl. discipl. P. I. l. 2. c. 54.

Gregor. l. XII. ep. 31.

fall, zu verordnen, daß die Bischöfe das Pallium zu ihren Amtsverrichtungen umnehmen sollten, und so kam die neue Lehre auf, daß in dem Mantel, den sie von Rom empfiengen, die Fülle des bischöflichen Amtes läge. Die Bischöfe bewarben sich um die Ehre des Pallii, und wurden eben dadurch Sclaven der Päbste, bis Martinus öffentlich ihre Unterwürfigkeit aus demselben herleitete. Man weiß, was dasselbe in der Folge für die Bischöfe zu Rom für eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern geworden ist, eben wie das Fegfeuer, welches Gregorius auch zuerst als eine Glaubenslehre zu glauben verordnet hat. Er wird also mit großem Rechte unter diejenigen römischen Bischöfe gezählt, welche viel zur Erhebung ihres Stuhls über alle Kirchen beygetragen haben.

Baron. ad a. 649. n. 71 - 76.

Gregorius dem Großen folgte Sabinianus, welcher sich durch nichts merkwürdig machte, als durch seinen Geiz und die Verachtung, die er bey aller Gelegenheit gegen seinen Vorgänger äußerte. Desto unvergeßlicher ist in der Geschichte der Päbste Bonifacius der dritte, der Nachfolger des Sabinianus in der päbstlichen Würde. Er wurde erwählt, weil er als ein Mann bekannt war, der bey dem Kaiser Phocas und seiner Gemahlinn in außerordentlicher Gunst stand. Kaum war er Pabst geworden, als er sich der Gnade des Kaisers so zu seinem Vortheile zu bedienen wußte, daß er ihn bewog, den Befehl zu wiederrufen, welcher dem Patriarchen von Constantinopel den Titel eines allgemeinen Bischofs ertheilt hatte, und ihm selbst diesen Namen beyzulegen, den Gregor der Große als einen eiteln, stolzen, gottlosen, verfluchten, antichristischen, gotteslästerlichen, ketzerischen, höllischen und teuflischen Titel verworfen hatte. In seinem Zorne wider denselben hatte er denjenigen,

Baron. ad a. 606.

der

der ihn annehmen würde, für einen Nachfolger Satans, für einen Nachahmer seines Stolzes, für einen Anhänger des Teufels und für einen Vorboten des Antichrists erkläret. Wie groß würde nicht das Erstaunen gewesen seyn, wenn er aus seinem Grabe zurückgekommen wäre und ihn in Rom selbst gehört hätte; er, der ihn mit so großem Abscheue verwarf, als er ihm von dem Bischofe Eulogius von Alexandrien gegeben wurde? Oder würde er vielleicht auch die feinen Ausflüchte erfunden haben, welche Baronius und Bellarminus erfunden haben, um das Unternehmen des Bonifacius zu schmücken; die Ausflucht, daß er ihn nicht in dem Verstande verworfen hätte, in welchem er eine allgemeine Sorgfalt über die allgemeine Kirche anzeigt, oder die Ausflucht, daß er in dem Verstande verworfen werden müßte, in welchem er bedeuten könnte, daß der mit diesem Namen verehrte Bischof der einzige wahre Bischof in allen Städten der Christenheit wäre. Es ist aber unstreitig, daß er ihn in demjenigen Verstande verworfen habe, in welchem er eine allgemeine Herrschaft über die ganze Kirche anzeiget, und in dieser Bedeutung nahm ihn Bonifacius an.

Der Befehl, in welchem Bonifacius vom Kaiser zum allgemeinen Bischofe erkläret worden seyn soll, ist nicht bis auf unsre Zeiten gekommen. Man kann also nicht eigentlich wissen, in welcher Bedeutung ihn Phocas genommen hat. Ueberhaupt schweigen die griechischen Geschichtschreiber davon.

Auf Bonifacius, den dritten, folgte ein Pabst gleiches Namens. Er behauptete den Ton seiner Vorgänger, wie man aus seinem Schreiben an den englischen König Athelbert sehen kann, worinnen er ihm erlaubt, auch die Mönche zur bischöflichen Würde

zu-

zuzulassen, und alle Nachfolger des Königes, alle Geistlichen, Bischöfe und Layen dem Banne des Apostels Petri unterwirft, welche sich unterstehen würden, seiner Verordnung entgegen zu handeln. Diese Verordnung war auf einem Synodus zu Rom ausgefertigt worden. Du Pin hält so wohl die Verordnung als das Schreiben für unächt, weil mit lächerlichen Gründen bewiesen wird, daß die Mönche Bischöfe werden dürften, als wenn von lächerlichen Gründen in den Verordnungen und Briefen der Päbste hinlängliche Beweise ihrer Erdichtung hergenommen werden könnten. Wie wenig würde von ihren Verordnungen und Briefen übrig bleiben, wenn aus der Schwäche und Lächerlichkeit ihrer Gründe bestimmt werden sollte, wie ächt oder unächt sie wären. So groß auch das Ansehen der Päbste war, so fanden sich doch von Zeit zu Zeit einige freymüthige Männer, welche ihnen Wahrheiten sagten, welche sie längst vergessen hatten. Unter diese gehörte ein irrländischer Mönch **Columbanus**, der in einem großen Rufe der Heiligkeit stand, weil er viele Klöster gestiftet hatte. Die Spaltung, welche im Occidente darüber entstanden war, daß das fünfte allgemeine Concilium von dem Pabste Vigilius genehmigt worden war, dauerte noch immer fort. Die meisten Bischöfe unter den Lombarden glaubten, daß die römische Kirche mit der eutychianischen oder nestorianischen Ketzerey befleckt wäre. Columban mußte deswegen auf Befehl des Königes Agilulphs an den Pabst Bonifacius schreiben. Columbanus that es, aber nicht in der Sprache eines gehorsamen Kindes der Kirche, welches ihr Oberhaupt für unfehlbar hält. Er bat ihn, unverzüglich ein Concilium zu berufen, weil man ihn wichtiger Vergehungen beschuldigte. Er sagte ihm,

daß

Hard. t. III. Conc. p. 543.

Biblioth. P. Max. t. 4. p. 28. 29. 30.

daß es bloß sein Fehler wäre, wenn er sich vom wahren Glauben verirrt hätte. Die Jüngern hätten recht, daß sie sich ihm so lange widersetzten, bis das Andenken der Gottlosen vertilgt wäre. Wäre dasjenige, was man wider ihn sagte, wahr, so wäre er nicht mehr das Haupt, sondern der Schwanz der Kirche, und seine Kinder wären es, die den ersten Rang besäßen. Sie würden seine Richter, ob sie gleich jünger wären, als er, weil sie den wahren Glauben beybehalten hätten. Sie müßten als Rechtgläubige angesehen werden, weil sie mit keinen Verdächtigen einige Gemeinschaft unterhalten hätten. Seine Ehre und Gewalt wäre groß; aber desto sorgfältiger müßte er seyn, damit er sie nicht durch eine schlimme Handlung verlieren möchte. Er würde seine Gewalt nicht länger behalten, als der wahre Glaube bey ihm bleiben würde. Nur derjenige wäre der rechte Pförtner des Himmels, welcher denselben durch die Erkenntniß den Würdigen öffnete und vor den Gottlosen verschlösse. Wenn er das Gegentheil thäte, so könnte er ihn weder aufschließen noch zuschliessen. Wollte er sich etwa über andre erheben, und sich einige Gewalt in Sachen der Religion zueignen, so möchte er sich errinnern, daß, wenn er diesen Gedanken hätte, er bey Gott alle Gewalt verlöre. Dieses ist der Innhalt eines Schreibens, welches so unkatholisch ist, als eins seyn kann. Den Pabst dem Urtheile einer Kirchenversammlung zu unterwerfen; die Concilia so wenig als die Päbste für unfehlbar zu halten; so gar den Gedanken einer Hoheit und Gewalt in Sachen des Glaubens über andre, an einem Pabste zu verdammen; zu behaupten, daß die Gemeinschaft mit der römischen Kirche unnöthig zur Seeligkeit sey; daß der Pabst von allen Bischöfen gerich-

tet werden, daß er irren; daß er, wie er mit einem sehr unehrerbietigen Ausdrucke sagt, der Schwanz der Kirche werden, daß man ihn in den Bann erklären, er selbst aber, wenn er seine Gewalt nicht pflichtmäßig brauche, den Himmel weder zuschließen noch aufschließen könne: Welche Grundsätze bey einem Heiligen, und noch dazu bey einem Mönche! Und sollte man einen solchen Brief in der großen Sammlung der Väter suchen?

Von den Päbsten Theodatus dem ersten, und Bonifacius dem vierten ist nichts Merkwürdiges aufgezeichnet. Honorius der erste billigte den Monothelismus und wurde nach seinem Tode auf dem sechsten allgemeinen Concilio, als ein Ketzer verdammt. Sein Nachfolger, Severin der zweyte, konnte eine ziemlich lange Zeit nach seiner Wahl sein Amt nicht verwalten, weil er nicht so gleich die kaiserliche Bestätigung erlangen konnte, die er vermuthlich auch nicht eher empfieng, bis er sich für den Monothelismus erklärt hatte. Auf ihn folgte Johannes der vierte, welcher die berühmte **Ekthesis** des Kaisers Heraclius, oder vielmehr des Patriarchen Sergius von Constantinopel, worinnen die monothelitischen Irrthümer zu glauben befohlen wird, auf einem römischen Synodus verdammte, und den Kaiser Constantinus ermahnte, sie zerreißen zu lassen. Constantin starb, ehe er der Ermahnung des Pabstes nachkommen können. Nach den Jahrbüchern des Eutychius, die zu Oxford herausgekommen sind, antwortete der Kaiser Constanz, daß er **seinen vortrefflichen Befehl** empfangen und sogleich verordnet hätte, die **Ekthesis** zu verbrennen. Allein dieses Schreiben ist billig verdächtig; die Kaiser waren es noch nicht gewohnt, in einer so demüthigen Sprache nach Rom zu schreiben.

Du Pin. de vet. Eccl. Disc. p. 349.

Ap. Eutych. Annal. t. 2. p. 335.

In

In Constantinopel wurde der Patriarch Pyrrhus wegen der monothelitischen Irrthümer abgesetzt, aber nicht kanonisch genug. Der römische Pabst Theodor der erste verlangte deswegen, daß er nach Rom geschickt, und das Urtheil über denselben ihm überlassen werden sollte. Allein der neue Patriarch hatte wenig Achtung gegen das bischöfliche Schreiben. Die Ekthesis wurde in Constantinopel nicht abgerissen. Sergius, ein Erzbischof von Cypern, gestand bey dieser Gelegenheit dem römischen Pabste in dem schwülstigsten Schreiben eine Hoheit und Gewalt zu, welche das beständige Augenmerk seines Stuhls gewesen war. Auch beklagte sich Stephanus, ein Bischof von Doren, über den großen Anhang des Constantinopolitanischen Patriarchen im Oriente. Dieses gab dem Pabste Theodorus Anlaß, ein neues Vicariat aufzurichten. Denn er erklärte diesen Stephanus für seinen Vicarius in Palästina. Der abgesetzte Patriarch Pyrrhus kam darauf selbst nach Rom und wiederrief seine Irrthümer, in der Hoffnung, sich wieder in sein verlornes Patriarchat einzudringen. Allein da er zu Ravenna seinen Wiederruf wiederrief, so ließ Theodorus einige Bischöfe zu Rom in der Peterskirche zusammen kommen, und erklärte den Pyrrhus in den Bann. Bey dieser Gelegenheit machte sich der Pabst eines auch unter den Griechen nicht ungewöhnlichen Misbrauchs des heiligen Abendmales schuldig. Er vermischte einige Tropfen des geseegneten Weins mit der Dinte, mit welcher er das Anathema wider den Pyrrhus unterzeichnete, vermuthlich weil er glaubte, daß der Bannfluch dadurch mehr Kraft empfangen würde. Indessen hatte der Patriarch zu Constantinopel, um das Geschrey wider die Ekthesis zu stillen, den Kaiser Constanz bewogen,

Hard. t. III. p. 730. sqq.

eine Verordnung, den Typus genannt, bekannt zu machen, in welchen beyden Parteyen über den Streit, ob in Christo ein Wille, oder zween Willen wären, das Stillschweigen geboten wurde. Allein alle Befehle dieser Art wurden nicht geachtet. Der römische Pabst, Martin der erste, berief einen Synodus, ließ die Ekthesis und den Typus verdammen, machte seinen Bann dagegen so weit bekannt, als er konnte, suchte die französischen Könige Sigebert und Cloris den zweyten zu bewegen, daß er mit seinen Abgeordneten eine Gesandtschaft nach Constantinopel schicken sollte, und hätte gern ganz Africa und Asien wider den Patriarchen von Constantinopel, und seinen Beschützer, den Kaiser Constanz, aufgewiegelt. Den Typus in den Bann erklären, war eben so viel, als den Kaiser selbst in den Bann thun, und so nahm es Constanz auch auf. Denn er ließ den Pabst gefangen nehmen, und nach Constantinopel bringen. Er mußte viele Grausamkeiten erdulden, und starb im Elende.

Cf. Mart. I. Epistol. et Concil. Later. act. t. III. C. Hard. l. c.

Eugenius der erste war an seine Stelle auf des Kaisers Befehl erwählt worden; seine Einweihung wurde aber bis auf Martins des ersten Tod verschoben. Man weiß nichts merkwürdiges von ihm, als dieses, daß er denjenigen, die keine ununterbrochne Folge der römischen Bischöfe glauben, zum Beweise des Gegentheils dient, weil er erwählt worden war, da noch ein rechtmäßiger Pabst lebte.

Vitalian, sein Nachfolger, hatte die Gnade des Kaisers, Constanz, und wenn man dieses für keinen völligen Beweis halten kann, so berechtigt es uns doch zu muthmaßen, daß dieser Pabst kein Feind der Monotheliten gewesen seyn müsse. Dieser Pabst hatte Gelegenheit, sich die englische Kirche noch unter-

wür-

würfiger zu machen, und den Anlaß dazu gaben ihm die englischen Könige von Kent und Northumberland, welche sich von ihm einen Erzbischof von Cantorbery ausbaten. Der Pabst lobte ihren Eifer, ermahnte sie, sich in allen Dingen nach der römischen Kirche zu richten, und endlich schickte er ihnen einen Erzbischof, der seinem Stuhle so sclavisch ergeben war, als er nur immer wünschen konnte. Dieses war ein Mönch, Theodor von Tarsen. Der Pabst ertheilte ihm das Primat über die englische Kirche, zum Nachtheile des Erzbischofes von York. Er brachte die Wissenschaften und Künste nach Engelland; aber er befestigte auch die Herrschaft der Päbste über die Kirche dieser Insel. Denn er nöthigte die englische Clerisey, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten. Rapin I. Theil d. A. 211. u. f.

Dieser Pabst erstreckte seine Gewalt auch über die Insel Creta, von welcher ein von seinem Metropolitan abgesetzter Bischof seine Zuflucht zu ihm nahm. Dieser hatte eben deswegen Recht, und sein Erzbischof hatte um so viel mehr Unrecht, je mehr es zu Rom für eine unverzeihliche Verwägenheit gehalten wurde, daß er die Apellation seines Suffraganeus an den Pabst nicht geachtet hatte. Vitalian befahl also, daß der abgesetzte Bischof Recht haben, und wieder in seine Würde eingesetzt werden sollte.

Gegen den Erzbischof von Ravenna war Vitalian in seinen Unternehmungen wider die Rechte desselben nicht so glücklich, als gegen den Metropolitan von Creta. Er foderte ihn nach Rom; der Gefoderte erschien nicht; Vitalian erklärte ihn in den Bann; Maurus, der Erzbischof von Ravenna, gab ihm seinen Bannfluch zurück; der Pabst empörte alle Bischöfe wider einen so rebellischen Vasallen, welche ihn seiner Würde entsetzten, und für unfähig zu allen geistlichen

Verrichtungen erklärten; Maurus seiner Seits, der sich auf den Schutz des kaiserlichen Exarchen verließ, achtete dieses Anathema so wenig, daß er sogar seinen Geistlichen verbot, sich jemals dem römischen Bischofe zu unterwerfen. Die Kirche von Ravenna blieb unter dem Pabste Theodatus, dem zweyten, von Rom getrennt. Reparatus, der Nachfolger des Maurus in diesem Erzbisthume, hatte so gar vom Kaiser einen Befehl ausgewirkt, durch welchen ihm eine völlige Unabhängigkeit von der römischen Kirche zugestanden wurde. Endlich aber versöhnte er sich doch mit dem Pabste, Domnus, dem ersten, unter welchem der Kaiser, Constantin Pogonat genannt, eine allgemeine Kirchenversammlung ausschrieb, um die monothelitischen Streitigkeiten einmal zu endigen. Domnus der erste erlebte dieses Concilium nicht.

Conf. Vit. Wilfr. in t. 4. Saec. Bened. P. 1. p. 492. 494. Hard. t. III Conc. p. 1042. Rapin. d. A. I. Th. 224. u. f.

Agatho folgte dem Domnus. Gleich im Anfange seiner bischöflichen Regierung hatte er einen neuen Anlaß, die Gewalt, welcher sich seine Vorfahren über die englische Kirche angemaßt hatten, auszuüben. Wilfried, ein hochmüthiger Bischof von York, war abgesetzt worden. Er wandte sich an den Pabst. Man weiß nun schon aus sehr vielen Beyspielen die Wirkung, welche die Appellationen abgesetzter Bischöfe nach Rom hatten. Wilfried wurde für unschuldig erkläret und in seine Würde wieder eingesetzt. Er gieng hierauf nach Engelland zurück; aber der König hatte gegen den Ausspruch des Pabstes so wenig Achtung, daß er vielmehr dem zu Rom losgesprochnen Bischofe mit der äußersten Grausamkeit begegnete.

Unter diesem Pabste wurde die große Kirchenversammlung zu Constantinopel wider die Monotheliten gehalten. Er verdammte ihre Irrthümer zu-

erst;

erst; er schickte seine Legaten zum Concilio, wo der Kaiser den Vorsitz hatte. Agathon hatte in seinem Schreiben behauptet, daß der Stuhl zu Rom niemals geirrt, niemals seinen Glauben verändert hätte, und zu keiner Zeit von dem Wege der Wahrheit abgewichen wäre. Die Kirchenversammlung lehrte ihn durch ihr Verfahren das Gegentheil. Denn sie verdammte den Pabst Honorius noch nach seinem Tode, damit es mehr als einen Acacius zu Rom gäbe, und Agathon oder vielmehr seine Legaten sprachen selbst das Urtheil der Verdammniß wider ihn aus. Aber so vergeßlich sind zuweilen auch die unfehlbarsten Päbste, daß sie in einem Schreiben sich selbst widersprechen, ihren Stuhl für unfehlbar ausgeben, und einen von ihren Vorfahren als einen Ketzer verdammen. Agathon starb, ehe die Legaten der Kirchenversammlung nach Italien kamen. Man eignet ihm ein Schreiben an den englischen König Ethelbert zu, welches einem Kloster Medeshamsted große Freyheiten ertheilt. Die Sprache desselben ist außerordentlich. Der Pabst befiehlt im Namen Gottes und Petri, verspricht denen, die diesem Schreiben nachleben würden, das Himmelreich, und droht, daß die Uebertreter desselben mit Juda dem Verräther ewig in der Hölle gekocht werden sollten. Allein Du Pin erkläret es für unächt und hält es für die Erdichtung eines Mönchs, obgleich nicht aus den richtigsten Gründen.

Hard. t. III. C. p. 1118.

Du Pin t. VI. p. 67. 68. sqq.

Harduin. t. c. p. 1038.

Leo der zweyte folgte dem Pabste Agathon. Er verdammte in allen seinen Schreiben, die er wegen der sechsten großen Kirchenversammlung schrieb, den Pabst Honorius, als einen Ketzer und Beförderer der Ketzerey. Er demüthigte die Kirche zu Ravenna; denn er wirkte bey dem Kaiser einen Befehl aus,

daß jeder neue Erzbischof dieser Stadt verbunden seyn sollte, sich in Rom einweihen zu lassen, ohne doch etwas für das Pallium zu bezahlen. Man mußte also schon anfangen, das Pallium zu einer Quelle der päbstlichen Einkünfte zu machen.

Auf Leo den zweyten folgte Benedict der zweyte. Der Kaiser Constantin verordnete unter diesem Pabste, künftig die römischen Bischöfe ohne Aufschub in ihrer Würde einzuweihen. Daraus folgt aber nicht, was Baronius daraus schließt, daß sie gar keiner kaiserlichen Bestätigung mehr nöthig haben sollten. Denn es kann aus der Geschichte erwiesen werden, daß sie dieselbe von den Exarchen empfiengen.

Anastas. in vit. Ben. II.

Basn. H.E. t. I. p. 399.

Fleury l. XI. § 36

Sein Nachfolger, Johann der fünfte, unterwarf dem römischen Stuhle die Kirchen von Sardinien.

Conon, welcher ihm nachfolgte, that zur Erweiterung der päbstlichen Gewalt nichts; man wollte denn die Gewalt, welche er dem heiligen Kilian gab, die Ungläubigen in Deutschland zu bekehren, für den ersten Grundstein zu der Gewalt halten, welche sich die Päbste in der Folge über die Kirchen in Deutschland anmaßten.

Act. SS. Bened. t. 2. p. 991.

Sergius der erste beschloß das siebente Jahrhundert. Unter ihm wurde das Concilium in Trullo gehalten, weil die sechste große Kirchenversammlung keine Verordnungen wegen der Kirchenzucht gemacht hatte. Der römische Pabst wollte es nicht annehmen, weil durch seine Aussprüche der constantinopolitanische Stuhl dem römischen vollkommen gleich gemacht worden war. Während seiner Regierung wurde zu Toledo in Spanien eine bischöfliche Versammlung gehalten, welche dem Andenken Benedicts des zweyten eben nicht zur Ehre gereichte. Dieser Pabst hatte einige Sätze Julians, des Erzbischofes

Act. Concil. Tolet. XV ap. Hard. t. 3.

dieser

dieser Stadt, als irrig, getadelt. Julian rechtfertigte sich, aber so, daß er den Pabst eines Mangels der Klugheit, der Uebereilung, der Eifersucht, der Unwissenheit und des Neides beschuldigte. Man muß gestehen, daß sich diese Bischöfe gegen die Päbste noch sehr große Freyheiten herausnahmen.

Johann der sechste, Johann der siebente, und Sisinnius, saßen so kurze Zeit auf dem römischen Stuhle, daß sie sich nicht merkwürdig machen konnten. Der lombardische König, Aribert, schenkte dem Johannes, dem siebenten, die cottischen Alpen. Baronius verstände gern die Provinz der cottischen Alpen unter diesem Geschenke; aber dasselbe bestand nur in einigen Allodialgütern, die in dieser Provinz lagen, in einigen Vorwerken und Zinsen, dergleichen die romische Kirche in Sicilien, Toscana und andern Gegenden von Toscana besaß. *Murat. Antiqu. Italic. diss. 69.*

Auf den Pabst Sisinnius folgte Constantin der erste. Ob er gleich von Geburt ein Syrer war, und in Constantinopel, wohin ihn der Kaiser Justinian der zweyte kommen ließ, mit so großen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, daß ihm dieser Kaiser auch die Füße küßte: So war er so wenig erkenntlich gegen diese Gnade, daß er sich gegen den Kaiser Philippicus Bardanes empörte, weil derselbe ein Gönner und Beschützer des Monothelismus war. In seine Fußtapfen traten Gregor der zweyte und der dritte, als der Kaiser Leo, der Isaurier, die abgöttische Verehrung der Bilder abzuschaffen anfieng. Ich habe anderwärts die Rebellionen dieser Päbste gegen die oberherrschaftliche Gewalt des morgenländischen Kaisers beschrieben, und also will ich nur bemerken, daß Gregor der zweyte anfieng, auch die Kirchen von Deutschland seiner Herrschaft zu unterwerfen. Bo- *Anastas. in vit. Constant. I.* Siehe oben 460. u. f. S.

nifacius, welcher unter dem Namen eines Apostels der Deutschen so berühmt oder so berüchtigt ist, war das Werkzeug dazu. Er ernannte ihn zu seinem Vicarius über Deutschland; aber er foderte auch, was noch kein Bischof zu Rom gefodert hatte, einen ordentlichen Eid der Treue von ihm. Bonifacius leistete denselben, und schwur bey der Dreyeinigkeit und dem heiligen Leibe des Apostels Petri, daß er ihm, seinem Statthalter, Gregor dem zweyten, und allen seinen Nachfolgern getreu seyn, mit der römischen Kirche allezeit vereinigt bleiben, und jedermann zu dieser Vereinigung zu bringen sich bemühen wollte. Niemals ist ein Eid gewissenhafter beobachtet worden, als dieser. Denn Bonifacius behauptete so gar, daß, wenn ein Pabst die Völker dem ersten Sclaven der Hölle auch Schaarenweise zuführte, ihn doch niemand deswegen bestrafen dürfte, weil er von niemanden gerichtet werden könnte, es wäre denn, daß er im Glauben irrte. Er war im Anfange eben nicht sehr glücklich; mit der Zeit aber gelang es ihm doch, unterschiedne neue Bisthümer aufzurichten, welche sämmtlich dem römischen Stuhle unterwürfig wurden.

Hard. Concil. t. III. p. 1858.

Indessen daß die Päbste auswärts mächtiger wurden, waren ihre Umstände in Italien sehr bedrängt. Die Lombarden giengen darauf um, sich des Gebietes von Rom zu bemächtigen, wovon sie doch so gern Herren gewesen wären, als diese Völker. Gregor der dritte suchte schon an Carln Martellen einen Beschützer wider sie. Sein Nachfolger Zacharias half sich mit Unterhandlungen so gut er konnte. In Deutschland arbeitete Bonifacius immer gleich unermüdet für die Vergrösserung der päbstlichen Gewalt. Zacharias verbot ihnen, an allzukleinen Oertern

Vid. Zach. Epist. l. c.

Bis-

Bisthümer anzulegen. Wirklich sind auch mächtige und reiche Vasallen besser als diejenigen, die um so viel mehr verachtet werden, je ärmer sie sind. Das Pallium wurde zur Lockspeise gebraucht. Zacharias gab es ohne Entgelt und sprach so gar wider die Päbste das Anathema aus, welche es bezahlt nehmen und Wucher damit treiben würden. Seine Nachfolger vergaßen entweder seinen Bannfluch, oder glaubten, daß sie sich selbst davon lossprechen könnten.

Eben dieser Zacharias begünstigte den fränkischen Major Domus, Pipinus, welcher seinen König absetzen und selbst auf den Thron steigen wollte, mit seinem Beyfalle. Die Wahrheit, daß ein Unterthan nie berechtigt werden könnte, seinen König seiner Krone zu berauben, war ihm nicht so heilig, daß er sich nicht lieber mit der Beleidigung derselben einen Beschützer wider die Lombarden hätte zu gewinnen suchen sollen. Pipinus konnte zwar der Einwilligung des Pabstes zur Absetzung seines rechtmäßigen Beherrschers entbehren; was hätte er fürchten sollen? Er hatte die Schätze des Staats in seiner Gewalt; die Kriegsmacht stand zu seinem Befehle; die Großen verehrten, und das Volk und die Geistlichkeit liebten ihn. Gleichwohl ließ er erst bey dem Pabste anfragen, ob derjenige, welcher mit Ruhm regierte, ohne den Namen eines Königes zu haben, oder derjenige, der ihn führte, ohne etwas zu thun, was dieser Name foderte, würdiger wäre, wirklich zu regieren. Der Pabst antwortete, wie er sollte. Der Beyfall war abgeredet, und warum? Weil er dieser Unternehmung in den Augen eines unwissenden und abergläubischen Volkes einen Schein der Rechtmäßigkeit und so gar der Göttlichkeit gab, da er von den Legaten und Vicarius des Pabstes, dem Erzbischofe Bonifacius, auf

Siehe Bünaus Reichsgef. 2 Th. 296. u. f. S.

auf eine feyerliche und vordem ungewöhnliche Weise gekrönt wurde. Pipin war gegen eine solche Gefälligkeit nicht unerkenntlich. Die Päbste wären gern schon lange weltliche Herren gewesen; die Könige der Lombarden aber hatten die Erfüllung dieser stolzen Wünsche beständig verhindert. Besonders suchte der König Astolph Rom unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Zacharias war gestorben; Stephanus der zweyte, sein Nachfolger, hatte nur zween Tage gelebt, und Stephanus der dritte war zu seinem Nachfolger erwählt worden. Dieser nahm seine Zuflucht zum Könige Pipin, welcher ihm auch zu Hülfe eilte und Astolphen zwang, einen Vergleich zu unterzeichnen, worinnen er dem griechischen Kaiser Ravenna, dem Pabste aber die Städte abtreten mußte, die er vom römischen Gebiete weggenommen hatte. Alles dieses that der Pabst, ob er gleich ein Unterthan des griechischen Kaisers war, und als ein bloßer Lehrer kein Recht hatte, fremde Könige zu Hülfe zu rufen. Astolf hielt den Frieden nicht länger, als Pipin in Italien war. Nachdem sein Ueberwinder über die Alpen zurückgegangen war, so erfüllte er nicht allein dasjenige nicht, was er zugesagt hatte, sondern rüstete sich auch zu neuen Unternehmungen gegen Rom. Der Pabst Stephanus schrieb also an den König Pipinus, daß er den König der Lombarden zur Erfüllung des Vortrages zwingen möchte. Er misbrauchte die heiligsten Wahrheiten, um die Beherrscher der Franken zu einem neuen Feldzuge zu bewegen. Daran sollte erkannt werden, daß sie wahre Gläubige wären. Die Lombarden waren in seinen Augen Feinde des heiligen Petrus; nicht etwa deswegen, daß sie nicht eben den Glauben bekannt hätten, den dieser Apostel gelehrt hatte, sondern darum, weil sie nicht

Concil. Labb. t. VIII. p. 379. Ed. Venet.

zuge-

zugeben wollten, daß der Pabst ein Fürst werden sollte. Petrus war es, durch welchen die Franken schon einmal den Sieg davon getragen hatten. Daraus zog Stephanus den Schluß, daß sie dasjenige halten müßten, was sie dem Pförtner des Himmelreiches versprochen hätten. Sie waren in Gefahr, verdammt zu werden, wenn sie dieses nicht thaten. Unter dieser Bedingung hatte ihnen Petrus das ewige Leben versprochen. Sie sollten also einen guten Kampf kämpfen; sie sollten eilen, ihrem Beschützer Petro Wort zu halten, damit sie nicht am jüngsten Tage verdammt werden, sondern das ewige Leben erhalten möchten. Stephanus beschwor sie deswegen bey Gott, bey seiner Mutter Maria, bey allen Mächten des Himmels, bey den Aposteln Petro und Paulo, bey dem Tage des Gerichts! Deswegen hatte sie Petrus zu Königen gesalbt, daß sie ihm, oder vielmehr seinem vorgeblichen Nachfolger Stephanus zum Besitze einer weltlichen Herrschaft verhelfen sollten. Dieser Apostel hatte ihnen alle seine Angelegenheiten anvertraut: Wollten sie nun siegen, glücklich regieren und seelig werden: So sollten sie ihm ohne Verzug zu Hülfe kommen.

Als Astolf Rom wirklich mit einem zahlreichen und furchtbaren Heere belagerte: So schrieb Stephanus einen neuen klagenvollen Brief an den König Pipin. Er machte ihm die wehmüthigste Vorstellung von seiner Angst. Er versicherte ihn, er hätte gewünscht, daß der allmächtige Gott ihn nur auf eine Secunde nach Frankreich eben so wunderthätig hätte bringen mögen, als er den Propheten Habacuc zum Daniel in die Löwengrube gebracht hatte. Astolf war der schändlichste, lasterhafteste, verwägenste König, und freylich verdiente er alle diese Namen; denn *Ibid. p. 382.*

der

der Pabst hatte sich schon gefreut, ein Fürst geworden zu seyn, und dieser gottlose König wollte diese Freude wieder zernichten. Pipin hingegen war der allerchristlichste König und sein geistlicher Gevatter, weil er helfen sollte. Der Pabst beschrieb die Verwüstung, welche die Lombarden angerichtet haben sollten, so tragisch, als er nur konnte, und der heilige Petrus kam fast in allen Zeilen vor. Er bat Gott, daß, wenn Pipin sein Schreiben lesen würde, aus jedem Buchstaben blutige Thränen fließen möchten. Er warf sich vor dem Könige nieder und beschwor ihn bey Gott, bey Petro und allen Aposteln um Hülfe. Er sollte ihn doch nicht verlassen, damit ihn Gott nicht verließe. Deswegen wäre er durch Petrum zum Könige gesalbt worden. Er sollte ja nicht zugeben, daß er verloren gienge; er sollte ihm seine Hülfe nicht versagen, damit ihm Gott die seinige nicht versagte; er sollte bedenken, daß ihm seine Nachläßigkeit zur Verdammniß in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben gereichen könnte.

Weil auf diese Schreiben noch keine Hülfe erfolgte: So nahm Stephanus noch zu einem andern Kunstgriffe seine Zuflucht, und dichtete dem Apostel Petro ein Schreiben an, welches so merkwürdig ist, und den Charakter dieses Pabstes so in seiner ganzen Blöße zeichnet, daß ich ihn ausführlicher anzeigen will, ob es gleich des Innhalts wegen nicht nöthig ist, weil derselbe dem Innhalte des vorigen Schreibens vollkommen gleicht.* Ich Petrus, fängt das

Ibid. 386.

Schrei-

* Die Zuschrift lautet also: Petrus vocatus apostolus a Jesu Christo Dei vivi filio, qui ante omnia saecula cum Patre regnans in unitate Sp. S. in ultimis temporibus pro nostra omnium salute incarnatus et homo factus nos suo redemit

Schreiben an, der Apostel, von Gottes Macht vorherverordnet, die ganze Welt zu erleuchten, wie Gott unser Herr selbst gesagt hat: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden; nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünde vergebet, denen sind sie vergeben; du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben, weswegen auch alle, die meine Predigt hören, und derselben nachkommen, zum Besitze des ewigen Lebens kommen sollen; ich, der Apostel, Petrus, der ich euch zu meinen Kindern angenommen habe, daß ihr die Stadt Rom, wider das mir von Gott anvertraute Volk, und das Haus, wo ich dem Fleische nach ruhe, wider die Gewalt meiner Widersacher vertheidigen sollt, ermahne euch und fodre eure Liebe auf, meine Kirche zu befreyen. Glaubet und überredet euch fest, daß ich als im Fleische lebendig vor euch stehe, daß ich euch aufs kräftigste beschwöre, euch ihr allerchristlichsten Könige, Pipinus, Carl, und Carlmannen, alle Priester, Bischöfe, Aebte, Aeltesten, Mönche, Richter, Herzoge und Grafen, und das ganze fränkische

redemit pretioso sanguine per voluntatem paternae gloriae, quemadmodum per sanctos suos destinavit prophetas in scripturis sacris et per me omnis catholica & apostolica romana ecclesia caput omnium ecclesiarum Dei ipsius redemtoris nostri sanguine supra firmam fundatae petram atque ejusdem almae ecclesiae Stephanus praesul gratia, pax ac virtus ad eruendam eandem sanctam Dei ecclesiam & ejus romanum populum mihi commissum de manibus persequentium plenius ministretur a Domino Deo vestro vobis viris excellentissimis Pipino, Carolo & Carolomanno tribus regibus atque Sanctissimis episcopis, abbatibus, presbyteris cunctis religiosis monachis, verum etiam ducibus, comitibus et cunctis generalibus exercitibus & populo Franciae commorantibus.

sche Volk, als wenn ich gegenwärtiger Weise im Fleische lebendig vor euch stünde. = = Auch unsre Frau, die Mutter Gottes beschwöret euch aufs kräftigste, ermahnt und befiehlt. = Eben dieses thun alle Thronen, und Fürstenthümer, alle Heere des Himmels, wie auch alle Märtyrer und Bekenner Christi, und alle die Gott gefallen. Eilet, sie aus den Händen ihrer Verfolger, der Lombarden, zu erretten. Helfet dem von Gott mir anvertrauten römischen Volke, damit ich Petrus der berufne Apostel Gottes euch in diesem Leben und am Tage jenes Gerichts wieder meine Hülfe leisten, und euch im Reiche Gottes die herrlichsten Wohnungen dafür bereiten könne. = Ich will euch eine ewige Vergeltung und unendliche Freuden des Paradieses geben, wenn ihr mein besondres Volk, ohne zu verziehen, aus den Händen der ungerechten Longobarden errettet. Eilet, ich ermahne und beschwöre euch bey dem lebendigen Gott; ehe die lebendige Quelle vertrockne, aus der ihr wiedergebohren seyd; ehe der geringe Funken von dem Feuer verlösche, wodurch ihr erleuchtet wurdet; ehe die Kirche eure geistliche Mutter, in welcher ihr das ewige Leben zu empfangen hoffet, erniedrigt, angefallen und von den Gottlosen befleckt werde. = = Sondert euch nicht von meinem römischen Volke ab, damit ihr nicht von Gott und von dem ewigen Leben abgesondert werdet. = Eilet und errettet die Römer eure Brüder; denn keiner wird gekrönet; er kämpfe denn recht. = Ich beschwöre euch, Geliebteste, bey dem wahren und lebendigen Gott, laßt nicht zu, daß die Longobarden mein Rom, und das Volk, so darinnen wohnt, zerreißen, damit eure Leiber und Seele in dem ewigen unauslöschlichen, tartarischen Feuer mit den Teufeln und seinen Engeln nicht zerrissen und gequält

werden;

werden; damit euch Gott nicht zerstreue und verwerfe, wie das israelitische Volk, wenn ihr die mir anvertrauten Schaafe zerstreuen laßt. = = = = Sehet, geliebten Söhne, so habe ich euch ermahnt. = Wenn ihr eilends gehorchet: So wird es euch zum großen Lohne gereichen. Ich will euch mit meiner Fürbitte helfen; ihr sollt lange leben; ihr sollt die Güter der Erde essen, und das ewige Leben gewiß erlangen. Wenn ihr aber nicht gehorcht, = = = so sollt ihr wissen, daß ihr kraft der mir von göttlicher Gewalt und von Christo unserm Herrn verliehenen Gnade des Apostelamtes, des Reiches Gottes und der ewigen Seeligkeit verlustig seyn sollt. = = = Welch ein Schreiben! Unterdessen ließ sich König Pipinus dadurch bewegen, mit einer mächtigen Armee in Italien einzurücken, wo er Astolfen selbst in Pavia belagerte, und ihn zwang, den vorigen Vergleich zu erneuern, und Ravenna, mit dem ganzen Exarchate, Pentapolis und zwanzig Städte, die in diesen Provinzen lagen, abzutreten. Von dieser Zeit an wurden die römischen Bischöfe weltliche, obgleich nicht völlig unabhängige Herren in Italien.

Ich zweifle nicht, daß jedermann, er mag in einer Kirche leben, in welcher er will, wenn er nur einigermaßen den Geist des Christenthums kennt, sowohl die Briefe, welche der Pabst in seinem eignen Namen schrieb, als auch besonders denjenigen, welchen er dem Apostel Petrus auf eine so frevelhafte Weise andichtete, mit Unwillen und Entsetzen lesen werde. Welch eine Entheiligung des Namens Gottes und der ehrwürdigsten Wahrheiten! Auf solch eine Art mit den Geheimnissen der Religion, mit dem Himmel und mit der Hölle zu spielen! Ein solcher Frevel würde nicht genug verabscheut werden können, wenn

Astolf auch ein Arianer oder gar ein Heide gewesen wäre. Aber er war so rechtgläubig, als der Pabst und als Pipin. Einem Lehrer der Christen; denn weiter war der Pabst doch nichts, konnte es gleichgültig seyn, ob Rom in Astolfs Gewalt gerieth oder nicht! Aber er wollte ein Fürst werden, und deswegen kostete es ihn nicht einmal eine Schamröthe, die erhabensten und göttlichsten Wahrheiten zu schänden. Was muß doch wohl ein Pabst, wie der gegenwärtige ist, denken, wenn er sich errinnert, daß er seine weltliche Macht solchen Briefen zu danken hat!

Die Freude, welche Stephanus über den Erfolg seiner Briefe empfand, war ihm selbst unbeschreiblich. Wie er den ganzen Himmel in Bewegung gesetzt hatte, um den König wider die Lombarden zum Kriegszuge zu reizen: So mußte sich nunmehr auch der ganze Himmel darüber freuen, daß der heilige Petrus die Herrschaft über so schöne Länder erhalten hatte. Er machte sich kein Gewissen, in seinem Dankschreiben an den König Pipin zu sagen, daß er mit den Engeln ausriefe: **Ehre sey Gott in der Höhe!** Er wußte nicht, wie er den König genug erheben sollte, immer noch in der Absicht, ihn zu bewegen, daß er die Lombarden zur völligen Erfüllung ihres Vergleiches zwingen möchte.

Concil. Labb. t. VIII. p. 390.

Unterdessen wurde zu Constantinopel eine große Kirchenversammlung wider den Bilderdienst gehalten. Nach einem Schreiben Hadrians des ersten hat sie dieser Stephanus der dritte für ketzerisch erkläret und verdammt.

vid. Act. Conc. Nic. II. ap. Hard.

Sein Nachfolger Paulus trat in seine Fußtapfen. Er gerieth, so lange er Pabst war, in keine so bedrängten Umstände, als diejenigen waren, in welchen sich sein Vorgänger befunden hatte; also hat

man

man keinen Brief von ihm, den er Petrum hätte schreiben lassen. Weil ihm aber die Lombarden zu vielen Klagen Anlaß gaben, indem sie die ihnen abgenöthigten Vergleiche brachen, wenn sie konnten, so hatte er oft Anlaß, die Sprache seines Vorfahren zu reden, und dem Pipinus, unter der Bedingung, daß er die Lombarden zur Abtretung der verheißnen Städte an die römische Kirche zwingen sollte, das ewige Leben zu verheißen. Es ist unglaublich, was er für Lobeserhebungen an die fränkische Nation verschwendete. Pipinus war nichts weniger, als ein neuer Moses und David, weil die römische Kirche durch ihn zu einem so ansehnlichen Gebiete gelanget war. Die Franken waren ein heiliges Volk, ein königliches Priesterthum, ein auserwähltes Geschlecht, welches der Herr, der Gott Israels geseegnet hatte; er ermahnte sie, frölich zu seyn, weil ihre Namen im Himmel angeschrieben stünden, und ihr Lohn vor Gott und seinen Engeln groß seyn würde. Als die Griechen darauf ausgiengen, sich des Exarchats wieder zu bemächtigen, so ersuchte er den Pipinus, daß er den König der Lombarden bewegen möchte, ihn wider dieselben zu beschützen, und dafür zu sorgen, daß die Provinzen, welche er der römischen Kirche zum Besten seiner Seele geschenkt hätte, nicht minder unter ihre Gewalt kämen. Denn nunmehr waren die Griechen die Feinde und Verfolger des wahren Glaubens.

Paul. epist. ap. Labb. t. VIII. ed. Ven.

Zehn Jahre war Paulus Pabst, und alle seine Sorgen giengen auf die Erhaltung der erlangten landesherrlichen Gewalt, welche eine neue Reizung für die Ehrsüchtigen wurde, nach dem Besitze der päbstlichen Würde mit einem Eifer zu streben, der sich durch keine Kirchengesetze einschränken ließ. Paulus wurde krank, und da keine Hoffnung zu seinem

Aufkommen zu seyn schien, so unterstand sich Toto, ein Herzog von Nepesina, seinen Bruder Constantin mit Gewalt zum Pabste zu machen. Es war zwar derselbe nur ein Laye; aber man gab ihm die Tonsur, und so war er Pabst, welches er nur ein Jahr lang blieb. Die Longobarden drangen in Rom ein, und wollten auch einmal einen Pabst nach ihrem Sinne haben. Toto wurde getödtet, Constantinus abgesetzt, und zuerst ein Aeltester, Philippus, bald darauf aber Stephanus der vierte zum Bischofe, und zum Fürsten von Rom erwählt. Er hatte sein Pontificat kaum angetreten, als er schon nach Frankreich, wo Pipin gestorben war, an seine Söhne Carln und Carlomannen eine Gesandtschaft abfertigte, und sie ersuchte, daß sie einige in den Kirchengesetzen erfahrne Bischöfe nach Rom senden möchten, wo wegen der von dem Afterpabste Constantin zerrütteten Kirchenzucht eine bischöfliche Versammlung gehalten werden sollte. Der neue Pabst ließ sich in der That sehr weit zu den fränkischen Bischöfen herab, als wenn er ohne sie nicht Weisheit und Unfehlbarkeit genug gehabt hätte, die Unordnungen einer zerrütteten Kirchenzucht abzustellen. Die Bischöfe kamen nach dem Verlangen des Pabstes zusammen, erklärten alles, was Constantinus gethan hatte, für ungültig, und machten eine Verordnung, daß künftig kein Laye, auch keiner aus einem andern Orden, zur päbstlichen Würde emporsteigen sollte, er wäre denn stufenweise ein Cardinaldiaconus und ein Cardinalältester geworden. Hier wird zuerst der Cardinäle gedacht, ungeachtet diejenigen, welche diesen Namen führten, itzt noch nicht dasjenige waren, was sie in der Folge wurden. Man sieht daraus, daß sie die vornehmsten Geistlichen in der Kirche zu Rom waren, weil sie mit einem

Anast. in vit. Steph. IV. et Pag. Brev.

so

so großen Vorzuge von andern Orden unterschieden wurden. Eine Verordnung eben dieses Pabstes bezeichnet uns diese Cardinalpriester und Cardinaldiaconen noch deutlicher. Sie belehrt uns, daß es sieben Bischöfe waren, welche in der Laterankirche das Abendmal halten mußten, weil sie ihre Bisthümer nahe bey Rom hatten. Diese Bischöfe waren die von Ostia, von der heiligen Rufinia, von Porto, von Albano, von Frascati, von Sabina, von Palästrina. *Anastas. in Vit. Steph. IV.*

Stephanus unterhielt mit den Königen der Franken, Carln dem Großen, und seinem Bruder Carlmannen einen beständigen Briefwechsel. Allein seine Freundschaft und Liebe gegen sie gab an Eigennützigkeit der Liebe seiner Vorfahren nichts nach. Seine Schreiben waren beständige Bittschriften um Hülfe wider die Longobarden. Eins ist, seines Innhaltes wegen, vor andern merkwürdig. Desiderius, der König der Lombarden, erkannte die Nothwendigkeit eines guten Vernehmens mit den Franken, wenn er die Grenzen seiner Herrschaft in Italien ungehindert erweitern, und sich in den Besitz der Länder setzen wollte, welche gegenwärtig unter der Herrschaft des Pabstes standen. Eine zwiefache Vermählung mit seinem und dem fränkischen Hause schien ihm das beste Mittel zu seinem Endzwecke zu seyn. Er schlug also eine Verbindung seiner Prinzeßinn mit dem Könige Carl, und seines Sohnes mit der Schwester der fränkischen Könige, Gisela vor. Diese Unterhandlung beunruhigte den Pabst aufs äußerste. Er ließ also, diese Vermählungen zu verhindern, ein Schreiben an die Könige der Franken abgehen, worinnen er dieselben als schändliche und zugleich lasterhafte Verbindungen widerrieth. Alle seine Gründe sind Entheiligungen göttlicher Wahrheiten, und Schmä- *Ap. Labb. p. 475. sqq.*

hungen der Longobarden. Zuförderst stellte er ihnen vor, daß alle Auserwählten Gottes sich nie von ihren Zusagen und Gelübden hätten abwendig machen lassen. Er bat sie zu erwägen, daß diejenigen, welche sich überreden ließen, seine Gelübde zu brechen, sich dadurch von dem Wege verirrten, der zum ewigen Leben führte. Daran wäre der alte Feind des menschlichen Geschlechtes, der Satan schuld. Dieser hätte im Paradiese die Mutter aller Menschen überredet, das Gebot Gottes zu übertreten, und dadurch wäre eben der Tod zu allen Menschen hindurch gedrungen. Darum sollten die geliebtesten vortrefflichsten Söhne des Pabstes den Nachstellungen dieses Geistes aufs sorgfältigste widerstehen. Der Vorschlag des Königes Desiderius, sich mit dem fränkischen Hause zu verbinden, wäre ein teuflisches Eingeben, und die Verbindung mit einer fremden Nation eine Uebertretung der Gebote Gottes. Welch eine Thorheit, daß das herrliche Volk der Franken und das edelste Geschlecht ihrer Könige sich mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden vermählen wollte, die nicht werth wäre, unter die Nationen gerechnet zu werden, weil die Aussätzigen von ihnen ihren Ursprung hätten. Niemand, der einige gesunde Vernunft hätte, könnte sich einbilden, daß solche weitberühmte Könige sich in eine so verabscheuungswürdige Verbindung einlassen würden. Denn wie könnte das Licht mit der Finsterniß und der Gläubige mit den Ungläubigen eine Gemeinschaft haben? Sie könnten ja unter den Franken selbst die schönsten Gemahlinnen finden. Keiner von ihren Vorfahren hätte sich in eine Verbindung mit einer fremden Nation, noch vielweniger aber mit dem scheußlichen Volke der Lombarden eingelassen. Es

wäre

wäre ihnen nicht anständig, ein solches Verbrechen zu begehen; denn sie wären vollkommne Christen, ein heiliges Volk und ein königliches Priesterthum. Sie sollten sich errinnern, daß sie durch den Statthalter Petri gesalbt, und durch einen himmlischen Seegen geheiligt worden wären, und bedenken, daß sie ihm zugesagt hätten, Freunde seiner Freunde, und Feinde seiner Feinde zu seyn. Dieses wären nun die Longobarden, wie könnten sie doch so sehr wider ihre eigne Seelen handeln, sich mit ihnen verbinden, und so unüberlegt sich wider den Willen der Bischöfe des apostolischen Stuhles auflehnen? Sie würden nicht sowohl ihn, als den heiligen Petrus verachten; denn es stünde geschrieben: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; wer euch verachtet, der verachtet mich. Er führte ihnen die Zusagen seiner Vorfahren und seine eignen Verheißungen zu Gemüthe. Sollten denn alle Bemühungen seines Vorfahren Stephanus, vergeblich seyn, und er eine so gefährliche Reise nach Frankreich unbelohnt unternommen haben? Der heilige Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreiches übergeben wären, der die Gewalt im Himmel und auf Erden zu lösen empfangen hätte, und er ersuchten die Könige unter Vorhaltung des göttlichen Gerichts, und beschwören sie bey dem wahren und lebendigen Gott, bey der unaussprechlichen Macht seiner Majestät, bey dem fürchterlichen Gerichtstage, bey allen Geheimnissen, bey dem allerheiligsten Leibe Petri, daß doch keiner von beyden sich mit der Lombardischen Prinzeßinn vermählen möchte. Er bate sie, sich vielmehr des Versprechens, das sie dem heiligen Petrus gethan hätten, zu errinnern, dem Desiderius tapfer zu widerstehen, und ihn zu zwingen, daß sie der Kirche zu Rom dasjenige wieder geben müßten, was sie ihr

weggenommen hätten. Sie sollten ja ihre von Gott inspirirten Ohren zu seiner Bitte neigen. Gegenwärtige Ermahnung und Beschwörung hätte er auf das Grab Petri gelegt, das Abendmal darüber gehalten und Gott geopfert, und sie von da ihnen unter Vergießung vieler Thränen zugefertigt. Wer sich nun, was er nicht wünschte, unterstehen würde, wider diese Vermahnung zu handeln, der sollte wissen, daß er durch die Gewalt des Apostels Petri, des Fürstens der Apostel, seines Herrn, dem Banne unterworfen und verdammt seyn sollte, mit allen Teufeln und allen Gottlosen im ewigen Feuer zu brennen. Hingegen sollten diejenigen, welche ihr nachkommen würden, mit himmlischen Seegen verherrlicht und mit allen Heiligen und Auserwählten der ewigen Freuden theilhaftig werden.

Man erstaunt ohne Zweifel, wenn man sieht, wie in dieser Zeit ein Pabst nach dem andern die göttlichsten Wahrheiten zur Beförderung eigennütziger und herrschsüchtiger Absichten so schändlich entheiligen konnte. Vielleicht erkannte Carl der Große diese Absichten; zum wenigsten ist gewiß, daß das Schreiben des Pabstes nicht den Erfolg hatte, den er wünschte. Denn es wurde die Vermählung, die mit so vielen gemisbrauchten Wahrheiten widerrathen worden war, wirklich geschlossen und vollzogen, obgleich Carl sich nach eines Jahres Verlauf wieder von der Lombardischen Prinzeßinn schied. Die Vermählung seiner Schwester, Gisela, mit dem Sohne des Königes, Desiderius, unterblieb zwar, aber nicht, weil der Pabst davon abgemahnt hatte, sondern wegen des Alters der Prinzeßinn, welche erst vierzehn Jahre alt war.

Desi-

Desiderius fuhr indessen fort, das Erbtheil Petri, oder diejenigen Provinzen, welche der römischen Kirche von den Franken geschenkt worden waren, anzufallen, und sich einer nach der andern zu bemächtigen. Hadrianus der erste, der Nachfolger des Pabstes Stephanus, nahm deswegen seine Zuflucht zu Carln, welcher sich auch bewegen ließ, mit einem mächtigen Heere über die Alpen zu gehen. Er hatte das Glück, dem zweyhundertjährigen Reiche der Lombarden ein Ende zu machen, und zwar zum großen Vortheile für die römische Kirche. Denn er bestätigte nicht allein die Schenkungen seines Vaters, sondern überraf auch noch seine Freygebigkeit, und gab dem Pabste noch andre Provinzen von Italien, wiewohl man nicht deutlich zu bestimmen weiß, was es eigentlich für Provinzen waren. Carl gab vor, daß er dem Pabste diese Länder zur Aussöhnung seiner Sünden schenkte. Allein die Religion war nicht die vornehmste Ursache seiner Freygebigkeit. Verschiedne Staatsabsichten bewogen ihn dazu. Unter den abendländischen Königen war er der Mächtigste, und es fehlte ihm nichts mehr als der Name eines Kaisers vom Occidente. Dieser prächtige Name war nunmehr der Gegenstand seines Ehrgeizes. Er glaubte ihn sichrer und anständiger annehmen zu können, wenn er ihn mit der Einwilligung des römischen Pabstes annähme, der nunmehr in Europa fast durchgängig ohne Einwendung für das geistliche Oberhaupt der Christenheit gehalten wurde. Dieses geschah auch im Ausgange des achten Jahrhundertes unter dem Pabste Leo, dem dritten, welcher das römische Volk bewegte, Carln, der eben in Rom gegenwärtig war, zum abendländischen Kaiser auszurufen. Der neue Kaiser bestätigte nochmals seine

Schenkung an die römische Kirche, ob es gleich unwidersprechlich ist, daß er sich die höchste und oberste Gewalt über Rom, und über die Päbste vorbehielt. Unterdessen ist es sehr wahrscheinlich, daß nunmehr der Pabst seine Ansprüche auf die Stadt Rom und das Gebiet derselben auf ältere Ansprüche, als auf die Schenkung Pipins gründen wollte, und vielleicht die berühmte Schenkung Constantins des Großen erdichtete und vorzeigte, weil sich schon Hadrian der erste, sein Vorfahr, auf die Freygebigkeit dieses ersten christlichen Kaisers in einem Schreiben an Carln den Grossen bezogen hatte. Dieser hatte ohne Zweifel politische Ursachen, warum er die Richtigkeit der vorgegebnen Documente ununtersucht ließ. Denn er ertheilte den römischen Päbsten eine so große Gewalt aus eben dem Grunde, aus welchem er die Bischöfe in Frankreich und Deutschland, nach dem Beyspiele seiner Vorfahren, zu weltlichen Herren machte. Man muß sich hier desjenigen errinnern, was ich schon im

Siehe des III. Th. III. Absch. I. Abh.

vorigen Theile dieser Geschichte von der lehnsherrlichen Regierungsart in den Abendländern gesagt habe. Carl schmeichelte sich, daß ihm geistliche Vasallen ergebner und getreuer seyn würden, als die Layen, weil sie ihre Unterlehnsleute durch den damals schon furchtbaren Bann, welcher von den alten druidischen Vorurtheilen eine neue und ungewöhnliche Stärke erhielt, mehr im Gehorsame erhalten könnten, als die Layen. Was hindert uns also zu glauben, daß er in der Erhöhung der Päbste eben den Grundsätzen gefolgt, durch die vergrösserte Macht der römischen Päbste seine Herrschaft in Italien dadurch zu befestigen gehofft, und von diesen Vasallen erwartet habe, daß sie ihres eignen Vortheils wegen alle Rebellionen, zu denen damals die Völker eben wege-

der lehnsherrlichen Regimentsverfassung so geneigt waren, durch seine geistliche Gewalt unterdrücken und dämpfen würden. Die irrdische Macht der römischen Kirche ist also eben so wohl ein Werk der Staatskunst dieses Kaisers, als der Politik ihrer Päbste.

Ihre Hoheit und Macht war also gegründet, ungeachtet sie noch immer in einige Grenzen eingeschränkt blieb, welche aber bald verrückt und erweitert wurden. Je merkwürdiger die ersten Quellen und Vergrösserungen dieser Gewalt sind, desto umständlicher und ausführlicher habe ich mich bey der Erzählung und Beschreibung derselben aufgehalten. Wenn wir sie mit einem Blicke übersehen, so werden wir ohne Mühe wahrnehmen, wie wenig göttlich ihr Ursprung sey. Anfangs waren alle Bischöfe einander gleich; aber die verschiedne Größe der Gemeinen und der vorzügliche Rang einer Stadt vor der andern, gab sehr bald auch einem Bischofe vor dem andern einen höhern Vorzug und Rang. Was im Anfange bloßer Rang war, verwandelte sich nach und nach in eine geistliche Gerichtsbarkeit. Man gestand den Bischöfen zu Rom den ersten Rang unter den Bischöfen zu, und eben den misbrauchten sie zu einem Anspruche auf die Herrschaft über andre. Die abendländischen Bischöfe beförderten ihre Unternehmungen, theils aus Eifersucht gegen die morgenländischen, theils aus eignen ehrgeizigen Absichten, durch welche sie verleitet wurden, lieber unter der Herrschaft eines Pabstes, als unter weltlicher Herrschaft stehen zu wollen. Die Päbste verabsäumten keinen auch noch so geringen Anlaß zur Beförderung und Erweiterung ihrer Gewalt. Sie fiengen bald an, dieselbe auf ein göttliches Recht und auf den ohne Beweis

weis und Grund geglaubten Vorzug Petri vor andern Aposteln zu bauen. Sie nahmen alle Lobeserhebungen, mit denen ihnen geschmeichelt wurde, alle Anfragen andrer Bischöfe um ihr Gutachten oder die Berufungen derselben auf ihren Ausspruch, als Beweise ihrer Unterwürfigkeit auf. Um die Bischöfe in den illyrischen Provinzen, die von dem abendländischen Kaiserthume an das orientalische abgetreten wurden, in der Abhängigkeit von Rom zu erhalten, gerieth ein Pabst auf den Einfall, den Bischof von Thessalonich zu seinem Vicarius oder geistlichen Statthalter zu machen. Es währte nicht lange, so brauchten seine Nachfolger diesen Kunstgriff zur Eroberung andrer Kirchen. Weil die Patriarchen von Constantinopel sich vermittelst der Gewalt des Hofes, der sie unterstützte, über die andern Patriarchen des Orientes in die Höhe geschwungen hatten, so glaubten die Bischöfe von Rom, daß es Zeit wäre, nicht allein ihren ersten Rang in der Kirche zu vertheidigen, sondern auch ihre stolzen Rivalen zu demüthigen, wo sie konnten; nicht allein aus Eifersucht über ihre anwachsende Macht, sondern auch in der Hoffnung, daß einige Triumphe über sie zu Beweisen einer allgemeinen geistlichen Oberherrschaft über die ganze Christenheit gebraucht werden könnten. Aus diesem Grunde bestanden sie mit einer so erstaunlichen Unbeweglichkeit auf die Austilgung der Namen des Acacius und seiner Nachfolger in der Patriarchenwürde zu Constantinopel aus den Diptychen dieser Kirche. Im Occidente befestigten sie ihre Herrschaft über die Bischöfe immer mehr, und die Bischöfe waren selbst daran schuld. Einer war immer hochmüthiger als der andre; dieser war lasterhaft und wollte sich nicht absetzen lassen; jener wollte die Grenzen

seines

seines Kirchensprengels durch Eingriffe in fremde Diöcösen erweitern; jener aus einem gemeinen Bischofe ein Metropolitan werden; alle diese wendeten sich an die römischen Bischöfe, und niemals unbelohnt. Die lasterhaften Bischöfe wurden, ohne diejenigen gehört zu haben, die das Recht hatten, sie abzusetzen, in ihre Aemter wieder eingesetzt, um andre aufzumuntern, in gleichen Fällen nach Rom zu appelliren. Die Bischöfe, welche gern eine Stufe höher stehen wollten, wurden zu Metropolitanen gemacht, ob die Päbste gleich keiner Stadt den Rang einer Metropolis geben konnten. Sie maßten sich auch die Gewalt an, dem Hochmuthe auswärtiger Bischöfe mit der Ertheilung des Pallii zu schmeicheln, ungeachtet sie es selbst der kaiserlichen Gnade zu danken hatten. Nicht lange darauf behaupteten sie, daß sie mit dem Pallio die Fülle aller bischöflichen Gewalt ertheilten, und mit der Zeit waren die Bischöfe gezwungen, das Pallium zu suchen, und so gar zu bezahlen, wenn sie ihre Würden ruhig besitzen wollten. Je mehr der Reichthum der Päbste wuchs, desto freygebiger waren sie gegen die Armen, und diese Freygebigkeit gewann ihnen die Herzen des Volkes, unterdessen daß sich die Kaiser durch ihren mönchsmäßigen Eifer, theologische Streitigkeiten zu entscheiden, verhaßt, und durch ihre Schwachheit verächtlich machten. Das große Ansehen, das sie unter dem Volke erhielten, zwang die morgenländischen Kaiser, die gothischen und lombardischen Könige, sie zu schonen. Sie selbst befestigten und vergrösserten es dadurch, daß sie alles, was sie thaten, dem Fürsten der Apostel, Petro, zuschrieben, und alle ihre regierfüchtigen Unternehmungen mit diesem ehrwürdigen Namen bedeckten; daß sie bey allen Veranlassungen, beson-

ders

ders in ihren Streitigkeiten mit Constantinopel, ohne Schamröthe ihrem Stuhle eine ununterbrochne Folge der Wahrheit zueigneten, und im Vertrauen auf die Unwissenheit der Welt, die Nothwendigkeit der Vereinigung mit ihrer Kirche zur Seeligkeit behaupteten. Je mehr die Unwissenheit der Christen und der Aberglaube wuchs, die Kenntniß der heiligen Schrift aber abnahm und verdunkelt wurde; desto mehr wuchs auch ihre Gewalt über die Gemüther sowohl der Layen, als der niedrigen Clerisey. Wie viel sie über dieselben vermochten, beweisen die Rebellionen derselben, als Gregor der zweyte und der dritte wegen des Bilderdienstes fast ganz Italien zum Aufstande wider die Befehlshaber der morgenländischen Kaiser aufwiegelten. Sie hätten sich vielleicht um diese Zeit schon zu weltlichen Herren gemacht, wenn sie nicht von den Lombarden daran verhindert worden wären. Daß aber dieses ihre Absicht war, erhellet deutlich genug daraus, daß sie sich unter den Schutz der fränkischen Könige begaben. Denn sonst hätte es ihnen völlig gleichgültig seyn können, unter was für einer weltlichen Macht sie gestanden hätten. Man hat gesehen, wie sie sich nicht schämten, die heiligsten Wahrheiten durch den frevelhaftesten Misbrauch zu schänden, bloß damit sie Fürsten werden möchten. Sie vergaßen aber über den Anschlägen, sich in den Besitz einer weltlichen Hoheit und Macht zu setzen, ihrer geistlichen Herrschaft über die Kirchen nicht. Die Heidenbekehrer, die sie nach Deutschland sendeten, und besonders Bonifacius mußten überall predigen, daß der Gehorsam gegen den römischen Stuhl eine von den ersten und vornehmsten Pflichten des Christenthums wäre, wie solches der Mönch Augustinus unter Gregor dem ersten in Engelland

gethan

gethan hatte. Gleichwie Bonifacius selbst dem Stuhle von Rom einen Eid der Treue geleistet hatte, also führte er ihn zuerst in Frankreich und Deutschland ein, um die Bischöfe dieser Reiche desto genauer mit den Päbsten zu verbinden. Pipinus war der erste, der sie zu Beherrschern von Rom machte. Unterdessen war ihre erste irrdische Herrschaft großen Gefahren ausgesetzt. Um sie zu befestigen, versprachen sie den Königen der Franken einmal über das andre die Freuden des Paradieses und das ewige Leben, damit sie ihnen nur zu Hülfe kommen und sie im Besitze der ihnen geschenkten Provinzen wider die Lombarden und Griechen bestätigen möchten. Dieses that endlich Carl der Große aus Staatsabsichten; er wiederholte nicht allein die Schenkung Pipins, sondern unterwarf auch noch einige andre Provinzen der römischen Kirche, behielt sich aber die Oberherrschaft darüber ausdrücklich vor. Unterdessen war doch von den Päbsten in ihren Schreiben der Grund zu neuen Ansprüchen auf eine viel größre Gewalt gelegt worden. Stephanus der dritte und der vierte hatten in ihre Briefe den Satz einfließen lassen, daß sie durch den heiligen Petrus zu Königen gesalbt wären. Ueberdieses konnten sich ihre Nachfolger, wenn sie Eingriffe in die Oberherrschaft der neuen abendländischen Kaiser thun wollten, vorgeben, daß Pipin und Carl die königliche und kaiserliche Krone von den Päbsten erhalten hätten, weil sie wirklich dieselbe nicht ohne ihre Einwilligung und Zustimmung aufgesetzt hatten. Hadrian der erste hatte auch schon in einem Schreiben zu verstehen gegeben, daß die weltliche Herrschaft einen ältern Ursprung, als Pipins Freygebigkeit hätte, und von der Mildthätigkeit Constantins des Grossen herrührte; es ist auch in einem hohen Grade

Thomass. t. II. de discipl. l. 2. c. 44. l. IX. §. 9.

glaub-

glaubwürdig, daß schon Leo der erste, oder seine nächsten Vorfahren eine Schenkung dieses Kaisers erdichtet haben, Carln den Großen, oder vielmehr die unwissende Welt zu überreden, daß die Franken ihnen nicht so wohl etwas geschenkt, als vielmehr nur zum Besitze desjenigen verholfen hätten, was ihnen schon von dem ersten christlichen Kaiser geschenkt worden wäre. Ich muß auch noch anmerken, daß die Päbste schon im achten Jahrhunderte den Anfang machten, einige Klöster in Frankreich und Deutschland der Gewalt der Bischöfe zu entziehen und für ihre unmittelbaren Vasallen zu erklären. Auch darf dieses nicht vergessen werden, daß sie anfiengen, sich an Bannflüche wider die Könige zu gewöhnen; denn sie wagten es, so wohl dem Könige Pipinus als Carln dem Großen die ewige Verdammniß anzukündigen, wofern sie ihnen nicht wider die Lombarden beyspringen, oder sich in einige Verbindung mit dieser ihnen so verhaßten Nation einlassen würden.

Man hat den Saamen derjenigen Lehren, auf welche die Kirche von Rom ihre geistliche Monarchie gegründet hat, sehr frühe ausstreuen sehen. Petrus ist der Fürst und das Oberhaupt der Apostel; die christliche Kirche ist auf ihn gegründet worden; er hat von Christo die Schlüssel des Himmelreiches empfangen; die Bischöfe von Rom sind seine Nachfolger; sie haben seine Gewalt; ihre Gemeine ist die wahre apostolische Gemeine; sie sind die ersten Bischöfe nicht allein dem Range, sondern auch der Macht nach; sie können von allen Bischöfen Appellationen annehmen, und fodern; sie sind die obersten Richter des Glaubens; ihre Aussprüche müssen von allen Vorstehern anderer Kirchen angenommen werden, oder dieselben haben keine Gemeinschaft mit der

wahren

wahren Kirche; sie haben die höchste Gewalt Kirchengesetze zu geben; sie sind keinem menschlichen Gerichte, sondern allein dem Urtheile Gottes unterworfen; sie können Bischöfe absetzen und einsetzen, ohne die Einwilligung der Fürsten und der Gemeinen nöthig zu haben; die äußere Gemeinschaft und Vereinigung mit ihrer Kirche ist zur Seeligkeit nothwendig, und wen sie davon ausschließen, der wird eben dadurch von der Seeligkeit so lange ausgeschlossen, bis er wieder mit ihnen vereinigt wird; ihre Gewalt und Herrschaft ist aus diesem Grunde höher und vortrefflicher, als die Gewalt der Könige und Fürsten; die Aussprüche und Schlüsse der Kirchenversammlungen haben ohne ihre stillschweigende oder ausdrückliche Einwilligung keine verbindliche Kraft: Alle diese Lehren sind seit dem vierten Jahrhunderte von unterschiednen Päbsten behauptet worden; aber wie der Augenschein selbst lehrt, nicht sowohl als Wahrheiten des Glaubens, sondern vielmehr als Beschönigungen und Rechtfertigungen ihrer Eingriffe in fremde Rechte. Die Folgen, welche aus allen diesen Lehren fließen, sind bekannt. Man kann sie nicht vertheidigen, ohne der weltlichen Obrigkeit das Recht der Aufsicht über die Kirche zu nehmen, ohne mit dem Bischofe Bossuet eine ununterbrochne Folge kanonisch erwählter Päbste zu behaupten, auch nicht ohne ihnen eine Unbetrieglichkeit in allen ihren Aussprüchen zuzueignen. Das erste hätten schon die Päbste dieser Jahrhunderte gern gethan, und sie unterstanden sichs auch von den Kaisern zu verlangen, daß sie ihnen die Entscheidung aller kirchlichen Angelegenheiten überlassen sollten; was den zweyten Punct betrifft, so war die Behauptung in dieser Epoche der Kirche noch nicht so nothwendig, als in unsern Zeiten, und was den dritten anbelangt,

so hat sich zwar in diesen Zeiten noch keiner ausdrücklich eine Unbetrieglichkeit zugeeignet; aber viele haben doch ihrer Kirche eine Unfehlbarkeit zugeschrieben, und beydes ist im Grunde einerley.

Es sind also die angeführten Lehren und ihre Folgen nicht neu in der römischen Kirche; aber alt seyn und wahr seyn ist ein Unterschied, dessen Richtigkeit man auch durch die Geschichte dieser Kirche bestätigt findet. Ob ihr gleich die christlichen Gemeinen den Vorzug des Ranges, nicht so wohl wegen eines eingebildeten Vorzuges Petri vor andern Aposteln, als vielmehr wegen des Vorzuges der Stadt Rom vor andern Städten des Reichs zugestanden hat: So räumten sie darum doch den Bischöfen derselben keine oberrichterliche Gewalt über sich ein. Jeder Patriarch hielt sich in seinem Kirchensprengel für unabhängig. Diese Unabhängigkeit behaupteten nicht allein die morgenländischen, sondern auch die abendländischen Patriarchen von Mayland, Aquileja und die Erzbischöfe von Ravenna lange Zeit. Man achtete Privatconcilia höher als die Aussprüche der Päbste. Die africanische Kirche widersetzte sich den Appellationen nach Rom. Man beschuldigte die Bischöfe dieser Stadt der Herrschsucht und der Betrügerey, und, was das schlimmste ist, man erwies diese Anklagen. Man wußte so wenig von einiger Unfehlbarkeit derselben, daß man vielmehr mit vieler Strenge mehr als einen der Ketzerey wegen verdammte. Liberius, Vigilius, und Honorius sind Beweise, die über alle Einwendungen erhoben sind. Honorius ist so gar von den Päbsten selbst für einen Ketzer erklärt und der Hölle übergeben worden. Sie haben zwar die obrigkeitlichen Rechte über die äußern Verfassungen und Anstalten der Kirche gekränkt und angefochten; man findet aber eben so

viele

viele Beyspiele, daß sie dieselben erkannt und gefürchtet haben. Die Kaiser haben die Concilia berufen; sie haben ihre Schlüsse für rechtskräftig erklärt; die Päbste haben auch die Bestätigung in ihrer Würde bey ihnen suchen müssen und wirklich gesucht. Es ist mehr als ein Pabst wider alle Kirchengesetze erwählt worden; also giebt es keine ununterbrochne Folge der Päbste: Alles dieses sind historische Wahrheiten, die aus den Kirchenvätern, aus den alten Geschichtschreibern der Päbste, aus ihren eigenen Briefen, aus den Sammlungen der Concilien, und selbst aus dem Baronius erwiesen sind.

Die römische Kirche hat also die Hoheit und besonders die weltliche Größe, die sie im achten Jahrhunderte hatte, dem Ehrgeize, der Verschlagenheit, der Kühnheit, der Gewaltthätigkeit und dem Frevel ihrer Päbste, der Unwissenheit und dem Aberglauben der Zeiten, der Entfernung, der Schwachheit der morgenländischen Kaiser, und ihrem Mangel nöthiger Klugheit und Vorsicht, der Herrschsucht, der Staatskunst und der Freygebigkeit der fränkischen Könige, und besonders Carln dem Großen zu danken. Besonders ist das Letzte aus den Briefen der Päbste selbst so unwidersprechlich klar, daß es zu verwundern ist, wie sich noch in unsern Zeiten ein Gelehrter wagen darf, zu behaupten, daß die Päbste den Königen der Franken die höchste Gewalt im Occidente kraft eines mit ihnen aufgerichteten Vertrags übergeben, sie zu ihren Beschützern erklärt und angenommen, und eben deswegen freywillig das Recht sie zu bestätigen ertheilt, die Kaiser auch keine andren Rechte ausgeübt hätten, als solche, die ihnen zuvor von den Päbsten zugestanden worden wären. Rom und ganz Italien stand zu der Zeit, da die Päbste sich zuerst nach

V. Joseph. Garamp. de nummo argenteo Bened. III. P. M. dissert. Roman. 1749. 4. p. 83.

Frankreich wendeten, unter der Oberherrschaft der morgenländischen Kaiser; also konnten sie nichts verschenken, was sie selbst nicht hatten, um sich es unvollkommner und verringerter zurückschenken zu lassen.

So sehr Carl der Große die Macht der römischen Kirche erhob, so viel Gewalt maßte er sich doch über die äußere Verfassung derselben an. Er eignete sich und seinen Nachfolgern das Recht zu, jeden neuerwählten Pabst zu bestätigen, nachdem er verordnet hatte, daß er von der Clerisey und dem Volke gemeinschaftlich erwählt werden sollte. Eine gleiche Gewalt übte er über die Verfassungen andrer Kirchen in Italien, Frankreich und Deutschland aus, wie solches seine meisten Capitularien erweisen. Er berief Kirchenversammlungen, ohne die Einwilligung der Päbste zu erfodern, und auf diesen Versammlungen, zu denen er auch die Großen seines Reichs zog, machte er sowohl wegen des Zeitlichen der Kirchen, als zur Einrichtung und Verbesserung der verfallenen Kirchenzucht, Verordnungen. Ungeachtet er dem Volke und der Clerisey jeder Gemeine die Freyheit gab, sich ihre Bischöfe selbst zu wählen, so gab er doch unterschiedne Gesetze, durch welche er die rechtskräftige Form derselben bestimmte, und alles dieses that er, ohne die Bischöfe von Rom zu fragen, ob sie dieselben genehm hielten, oder nicht. Welche Beyspiele für seine Nachfolger! Allein sie wurden entweder gar nicht, oder ohne Nachdruck nachgeahmt. Wenn ein Carl auf den andern gefolgt wäre, so würde es vielleicht niemals einen Hildebrand unter den Päbsten gegeben haben. Und gleichwohl ist es gewiß, daß dieser Kaiser weder den Umfang seiner Rechte so wohl über den Staat als über die Kirche, noch auch den besten und weisesten Gebrauch derselben gekannt habe.

Wie nöthig und unentbehrlich ist den Monarchen diese Kenntniß nicht! Und wie besorgt sollten sie nicht seyn, keinen Staat im Staate aufrichten, und keine Macht empor kommen zu lassen, die der ihrigen das Gleichgewicht halten, oder sie endlich schwächen und unterdrücken könne. Diese erste Regel der Kunst zu regieren kannten oder beobachteten die morgenländischen Kaiser nicht. Ihre Unwissenheit oder Nachläßigkeit hierinnen, war eine von den vornehmsten, ob gleich nicht die einzige Ursache des Verlustes ihrer abendländischen Provinzen, und zugleich des Verfalles ihrer Macht im Oriente; so schrecklich sind die Folgen von dem verschuldeten und gestatteten Misbrauche der Religion für die irrdische Glückseeligkeit und Macht der Staaten!

* *

Dritter Abschnitt.

Von dem

Verfalle und Untergange des morgenländischen Kaiserthumes.

So viel es Provinzen und Länder waren, welche das morgenländische oder griechische Kaiserthum hießen, seitdem Constantin der Große den Hauptsitz der römischen Monarchie nach Byzanz verlegt und diese Stadt nach seinem Namen genannt hatte, so mannichfaltig sind auch die Ursachen seines Verfalles und Unterganges. Man entsetzt sich über den Anblick eines so ungeheuern Körpers; das Auge verliert sich in der Mannigfaltigkeit und Größe seiner Theile, und ermattet über der verschiednen Beschaffenheit und

Einrichtung derselben, und alles dieses öffnet ihm so viele abwechselnden Aussichten, daß es fast unmöglich ist, sich aller derselben auf einmal mit einer gleichen Stärke der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit bewußt zu seyn. Und gleichwohl ist dieses nothwendig, wenn wir eine ausführliche Wissenschaft von den Ursachen erlangen wollen, welche diese große Monarchie entkräftet und zernichtet haben. Die Schwierigkeit, alle ihre innerlichen Gebrechen und die äußerlichen Zufälle, welche zu ihrem Verfalle und Untergange wirkten, auf eine Charte zu zeichnen, wird dadurch vergrößert, daß man sich eine lange Reihe vieler Jahrhunderten vorstellen muß, in welchen die verschiednen Verschlimmerungen und Entkräftungen dieses ungeheuern Körpers auf einander folgten, bis er ganz zerstört wurde. Wenn man die verschiednen Begebenheiten, Schicksale und Veränderungen dieses Staates bloß in der Absicht betrachten wollte, um aus der Vergleichung derselben und ihrer Folgen alle Ursachen seiner bald verzögerten, bald wieder beschleunigten Zerstörung zu erkennen, so würde man fast ein so ausführliches Werk darüber schreiben müssen, als die Geschichte selbst ist, ohne sich doch den Vorwurf einer unfruchtbaren Weitläuftigkeit zuzuziehen, wofern man sich zumal vorsetzte, was der würdigste Endzweck aller Erlernung der Geschichte ist, überall die Gegenwart und den Einfluß der göttlichen Vorsehung zu bemerken und sichtbarer zu machen, als sie unaufmerksamen Menschen zu seyn pflegt. Ich werde mich also in einer so eingeschränkten Betrachtung, als die Absicht dieses Werks fodert, nur auf die größten und merkwürdigsten Ursachen von dem Verfalle und Untergange des morgenländischen Kaiserthumes einlassen.

Unter diesen Ursachen verdient die ungeheure Weitläuftigkeit desselben oben anzustehen. Ein Haupt, das seinen Körper glücklich regieren soll, muß ihn übersehen und die verschiednen Theile desselben kennen, damit seine mannichfaltigen Bewegungen einander nicht hindern, und durch die Unordnung und den Streit seiner eignen Kräfte den ganzen Bau zerstören mögen. Soll ein Monarch in der Verwaltung seines Staats keine Fehler begehen: So muß er den Geist und die herrschenden Neigungen seiner Völker, und wenn viele Nationen unter seinen Zepter vereinigt sind, die besondern Charaktere kennen, die eine von der andern unterscheiden, um sie, alles Unterschiedes ungeachtet, in eine genaue und glückliche Verbindung zu bringen. Die besondern Vorzüge, Vortheile und Rechte einer jeden Provinz müssen ihm bekannt seyn. Er muß wissen, was jede Provinz für Einkünfte hat, wie sie eingetrieben, wie sie angewendet, wie sie, ohne sie zu beschweren, vermehret oder verringert werden können. Er muß wissen, was jede Provinz für Handlung treibt; was den Ackerbau, die Schiffarth, die Sicherheit der Wege, den Vertrieb und Umsatz der Waaren befördert; welche Länder fruchtbar oder unfruchtbar und ungebaut, bevölkert oder verlassen sind. Er muß die Städte, und zum wenigsten die Hauptstädte einer jeden Provinz, ihre Befestigungen, ihre Wasserleitungen, ihre Lage, ihre öffentlichen Werke kennen. Er muß von der Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit, von den obrigkeitlichen Personen, von ihren Verdiensten und von den Klagen wider sie, von den allgemeinen und besondern Gesetzen, von der Stärcke und Schwäche der Armeen; von dem Zustande der Gränzen; von seinen Nachbarn, und der Beschaffenheit ihrer Regenten und Regierungen, und von

tausend andern eben so wichtigen Dingen unterrichtet seyn: Welch eine weitläuftige Wissenschaft für Einen Menschen, dem die höchste Gewalt anvertrauet ist, so bald er ein Reich von einigem Umfange zu beherrschen hat! Jedoch diese Wissenschaft muß allezeit zum allgemeinen Besten geschäfftig seyn, und wie er auf einmal viel übersehen muß: So muß auch in einer kurzen Zeit viel durch seine Macht ausgerichtet werden, da die Erhaltung, die Fortdauer und Glückseligkeit eines monarchischen Staates von der geschwinden Ausführung aller zum Vortheile desselben gefaßten Anschläge und Unternehmungen abhängt, und vielleicht eine große Unordnung, wenn ihr nicht bey Zeiten gesteuert wird, die Zerrüttung und den Umsturz des ganzen Staats nach sich ziehen kann. Diese Grundsätze haben eine unläugbare Richtigkeit. Nach derselben nun könnte eine so ungeheure Monarchie, als das römische Reich war, unter dem Zepter eines einzigen nicht bestehen, da Trajane, und Antonini, und selbst ein Constantinus und Theodosius so selten gebohren werden. Welch einen Umfang hatte das Reich nicht, da es sich unter Constantin dem Großen von der Donau und dem Rheine bis zum Euphrat und Nil erstreckte, den größten Theil von Europa, Africa und Asien, und folglich so unzählbare Inseln und feste Länder begriff! Constantin der Große theilte das ganze Reich in vier Präfecturen, in den Orient, Illyrien, Italien und Gallien. Der Orient war wieder in fünf Diöcösen getheilt. Die erste hieß die Diöcös vom Orient, und begriff anfangs zehn, in der Folge aber funfzehn Provinzen, Palästina, Syrien, Cilicien, und Phönicien, die Insel Cyprus, Arabien, Isaurien, Osroene, die Euphratensem, und Mesopotamien. Palästina wurde in drey Provinzen; Syrien, Cilicien

und

und Phönicien, jede in zwo, getheilt. Die zweyte Diöcös war die Diöcös von Aegypten, welche zu den Zeiten des Valentinianus und Theodosius aus zehn Provinzen bestand, aus dem eigentlich so genannten Aegypten, aus Pentapolis, Lybien, Thebais, Augustamnica und Arcadien, von denen einige wieder in zwo Provinzen abgetheilt wurden. Die dritte Diöcös war Kleinasien. Die dazu gehörigen Provinzen waren das proconsularische Asien, der Hellespont mit seinen Inseln, Phrygia Pacatiana, Phrygia Salutaris, Lydien, Carien, Lycien, das erste und zweyte Pamphilien, Pisidien und Lycaonien. Die vierte Diöcös war Pontus. Cappadocien, Galatien, Armenien, Pontus, Paphlagonien und Bithynien waren die Provinzen, von denen die meisten ihrer Größe wegen wieder in mehrere getheilt wurden. Die fünfte Diöcös, welche unter dem Präfect des Orientes stund, hieß Thracien. Die dazu gehörigen Provinzen waren Europa, das eigentliche Thracien, Heminontus, Rhodope, Niedermösien und Scythien. Die Präfectur von dem morgenländischen Illyrien begriff zwo Diöcösen, Macedonien und Dacien. Zur ersten gehörten Achaja, Macedonien, Thessalien, das alte und neue Epirus und die Insel Creta. Mit der Zeit kam die Provinz Prävalitana dazu. Dacien hatte vier Provinzen, zwey Dacien, das erste Mösien, und Dardanien. Unter die Präfectur von Italien gehörte das eigentliche Italien, das abendländische Illyrien und Africa. Italien war wieder in zwo Vicariate getheilt; in das Vicariat von Italien, wovon Mayland die Hauptstadt war, und in das Vicariat von Rom. Dieses begriff zehn, jenes sieben; das abendländische Illyrien sechs, und Africa, welches längst den Seeküsten dem römischen Reiche unterwür-

sig war, auch sechs sehr weitläuftige Provinzen. Unter die Präfectur von Gallien gehörten die Provinzen dieses Reichs und die Eroberungen in Deutschland, Britannien und Spanien, welche zu Constantins des Großen Zeiten neun und zwanzig Provinzen hatten, deren Namen ich übergehe, weil sie sehr bald vom Kaiserthume abgerissen wurden. Alle diese Länder und Nationen sollten von einem einzigen beherrscht werden. Durch welche Meere, Inseln, Flüsse, Wüsten und Gebürge waren sie nicht von einander getrennt? So viel beynahe Provinzen waren, so viel Nationen gab es, die in ihren Charakteren sich unendlich von einander unterschieden. Die äußersten Provinzen waren allzuentfernt von der Quelle der höchsten Gewalt, als daß sie die ihnen nöthigen Zuflüsse zur gehörigen Zeit erhalten konnten. Die Berichte, welche an den Monarchen giengen, und die Verordnungen, welche sie von Rom oder Constantinopel aus erhielten, erfoderten in vielen Provinzen ein Jahr, oder vielleicht noch mehr Zeit, ehe sie hin und her gelangen konnten, und während dieser Zeit konnte sich die Gestalt ihrer Angelegenheiten so verändern, daß ganz neue Maasregeln nöthig waren, als diejenigen, die vor sechs oder zehn Monaten genommen waren. Die angrenzenden Feinde konnten Provinzen weggenommen, ausgeplündert und Schlachten gewonnen haben, und in der Hauptstadt konnte noch lange Zeit geglaubt werden, daß man überall Friede hätte. Was sollten die Kaiser thun? Sie mußten ihre Statthalter, zumal in den entfernten Provinzen, fast unumschränkt machen, und zwar so wohl über das Kriegswesen, als über die bürgerlichen Angelegenheiten. Zum Beweise darf ich nur ein Gesetz des Constantinus des Großen anführen, in welchem den

Statt-

Statthaltern der Provinzen befohlen wurde, auch die vornehmsten Personen vom Stande verhören und hinrichten zu lassen, wenn sie Räubereyen, Erpressungen, Gewaltthätigkeiten und andre Verbrechen der Art begiengen, ohne auf ihre Appellationen an den Befehlshaber zu Rom und selbst an den Kaiser zu achten. Dieses Gesetz konnte nothwendig seyn, um den Gewaltthätigkeiten der Großen Einhalt zu thun, und den von ihnen unterdrückten Unterthanen eine schleunigere Hülfe zu leisten. Wer wäre vor muthwilligen Unterdrückungen oder vor den Räubereyen und Erpressungen ihres Geizes sicher genug gewesen, wenn die Rache sie erst von Rom oder Constantinopel aus hätte treffen sollen? Sollten sie die Gesetze fürchten, so mußte ihnen die Strafe näher seyn. Aber welche Uebel konnten nicht auch daraus entstehen, daß den Statthaltern so zu sagen die Majestät selbst mitgetheilt wurde, und wer mußte nunmehr nicht vor den Statthaltern zittern oder kriechen? Die meisten Kriegsvölker mußten in den äußersten Provinzen der Monarchie gehalten werden. Je weiter diese von dem Mittelpuncte der höchsten Gewalt entfernt waren, desto unumschränkter mußten die Befehlshaber der Armeen seyn, welche die Gränzen beschützen sollten. Sie mußten befehlen können, was sie wollten, ohne Verhaltungsbefehle vom Hofe zu erwarten; sie mußten die Gewalt haben, alle Stellen, die im Heere offen wurden, ohne Anstand und nach ihren Einsichten zu besetzen. Dadurch erlangten sie ein so großes Ansehen unter den Kriegsvölkern, daß sie sich empören konnten, wenn sie Lust hatten, und die Monarchen mußten sie immer schonen. Die Feldherren, die unter ihren Armeen der Gewalt nach Kaiser waren, wollten es oft dem Namen nach werden. Daher kam es,

Cod. Theodos. l. 9. t. 1. l. 1. p. 3. 4.

daß

daß sich unter dem Theodosius Maximus in Gallien, unter dem Honorius aber Constantinus in Britannien zu Kaisern aufwarfen, und im achten und neunten Jahrhunderte eine Empörung auf die andre folgte. Man hat es Constantin dem Großen zur Last gelegt, daß er den Hauptsitz der Monarchie nicht in Rom gelassen hat. Aber konnte dieser ungeheure Staatskörper von Rom aus leichter und geschwinder regiert werden? Die Eitelkeit, eine eben so große und mächtige Stadt anzulegen, als Rom war, und sein Misvergnügen über die Römer, welche als eifrige Heiden ihn wegen der Annehmung des christlichen Glaubens verspottet hatten, konnte sehr auf seinen Entschluß gewirkt haben, Constantinopel zu erbauen und zum kaiserlichen Wohnsitze zu machen. Allein diese beyden Leidenschaften waren gewiß nicht die einzigen Gründe seines Entschlusses. Constantin glaubte ohne Zweifel, daß er sein so weitläuftiges Reich von Constantinopel aus sichrer, leichter und glücklicher regieren könnte. Zu seiner Zeit schien die Monarchie in den Abendländern, welche in ihren äußersten Gränzen fast überall durch die Natur selbst gedeckt zu seyn schienen, weniger, als im Oriente zu befürchten zu haben. Die Person der Kaiser war im Occidente, und besonders in Rom, in beständiger Gefahr, wie die Geschichte der vorigen Jahrhunderte beweist. Diese Gefahr durften sie in einer neuangelegten Hauptstadt, von der sie Dankbarkeit erwarten konnten, nicht so sehr besorgen. Italien schien durch den Rhein, durch die Alpen und das Meer, von dem es umschlossen wurde, Vormauer genug zu haben; der Orient hingegen hatte diese Sicherheit nicht. Die Perser thaten unaufhörliche Einfälle ins Reich; die Syrer waren stets zu Empörungen geneigt, auch waren daselbst die gefährlichsten

Anfälle

Anfälle der nordöstlichen Nationen zu befürchten; also schien es natürlich zu seyn, daß die meiste Macht des Reichs dahin gezogen würde, wo die größte Gefahr war. Und dazu konnte keine Stadt gelegner seyn, als Byzanz, welches Italien nahe genug lag und den wichtigen Vortheil hatte, zwey Meere beherrschen zu können.

Unterdessen wurde dadurch den Uebeln nicht abgeholfen, welche nothwendige und unvermeidliche Folgen der Weitläuftigkeit des Reiches waren, und es hätte demselben zum Glücke gereichen können, wenn eine weise Theilung des Staates in mehr Monarchien Bestand gehabt hätte. Constantin der Große unternahm eine solche Theilung. Constantinus, sein ältester Sohn, erhielt Gallien, Spanien und Britannien; Constantius, der zweyte Sohn, alle Morgenländer, Asien nämlich, Syrien und Aegypten; Constanz, der jüngste, Illyricum, Italien und Africa. Diese Theilung in drey Monarchien war nach der Lage der dazu gehörigen Reiche betrachtet, weise. Jede war in sich selbst so mächtig und reich, daß sie zwar, ohne sich zu schwächen, keine Eroberungen machen, aber auch sich leicht wider alle auswärtigen Feinde vertheidigen konnte. Constantin machte auch seine Neffen zu Monarchen. Dem Dalmatius gab er Thracien und ein Stück von Illyricum, nämlich Macedonien und Achaja; seinem andern Brudersohne aber, dem Könige Annibalianus, Kleinarmenien und die benachbarten Provinzen, Pontus und Cappadocien, und eben dadurch streute er den Saamen zu bürgerlichen Kriegen aus, die gleich nach seinem Tode ausbrachen. Vielleicht hätte er das Reich gar nicht theilen sollen. Aber wenn er auch dasselbe seinem ältesten Sohne ungetheilt überlassen hätte: So würden doch seine Brü-

der

der an der höchsten Gewalt Antheil haben wollen. Niemand darf behaupten, daß, wenn jeder von seinen Söhnen und Neffen mit dem ihm zugetheilten Reiche zufrieden gewesen wäre, diese neuen Monarchien nicht hätten mächtig und glücklich genug seyn können. Der unglückliche Erfolg dieser Theilung darf uns billig nicht allein zu einem nachtheiligen Ausspruche wider sie bewegen. Sie mochte geschehen oder nicht, so würden aus andern Ursachen bürgerliche Kriege entstanden seyn. Sie entstanden, und der Erfolg davon war der, daß die römische Monarchie unter ein Haupt zurück gebracht wurde, welches, wenn es auch kein Constantius gewesen wäre, nicht im Stande war, einen solchen ungeheuren Körper so zu regieren, daß ihm seine eigne Größe nicht zum Verderben gereichte.

So weitläuftig das Reich war, so wenig wurde es nach einem gewissen und unveränderlichen Plane regiert. Es war ohne Zweifel unendlich schwer, eine solche feste und bestimmte Verfassung des Staats zu machen, vermöge welcher auf eine verhältnißmäßige Weise über alle seine Theile vom Mittelpuncte aus bis an den äußersten Umkreis Ruhe, Sicherheit und Wohlfarth ausgebreitet werden konnte. Allein die Zeiten und die Umstände des Reichs waren seit der Verwandlung der Republik in eine Monarchie so unruhig und stürmisch gewesen, daß an ein solches System kaum gedacht worden war. Die meisten Kaiser, die vom August an bis auf Constantin den Grossen regiert hatten, waren solche Ungeheuer, daß sie nur zu Zerstörern und Mördern des menschlichen Geschlechtes gebohren zu seyn schienen. Das Verderben der Sitten und der Geist des Aufruhrs waren so allgemein geworden, daß viele von den Kaisern, die gern besser regiert hätten, mehr für ihre eigne Erhal-

tung,

tung, als für die Erhaltung und den Wohlstand des Reichs besorgt seyn mußten. Diejenigen, die von der Vorsehung bestimmt zu seyn schienen, die Freude des ganzen Erdkreises zu seyn, hatten immer genug zu thun, die Grenzen des Reichs bald im Occidente wider die Fluten der mitternächtlichen Völker, bald im Oriente wider die Anfälle der Perser zu beschützen. Constantin machte unterschiedene Einrichtungen, welche darauf abzielen sollten, dem Monarchen mehr Sicherheit und eine unumschränktere Gewalt zu verschaffen. Die Leibwache, welche schon ein Recht erworben zu haben glaubte, Kaiser einzusetzen und zu stürzen, hatte zween Feldherrn, welche Praefecti Prätorio hießen, und über alle in den Provinzen des Reichs zerstreuten Kriegsvölker eine gleiche Gewalt besaßen. Diese ihre allzugroße Gewalt verringerte er dadurch, daß er vier Präfectos ernannte, und sie zwar zu seinen höchsten Staatsbedienten machte, die Anführung der Kriegsvölker aber den Magistris Militiae übergab, deren Würde er zuerst einführte. Zum Unglücke empfiengen diese beynahe eben so viel Macht und Ansehen, als die Präfecti gehabt hatten. Einer war über die Reuterey, der andere über das Fußvolk gesetzt, und jeder hatte die Gewalt, unter dem Heere solche Verfügungen zu machen, wie er sie für nöthig hielt, zu bestrafen, abzudanken, unter das Heer aufzunehmen, wen er wollte. Diejenigen also, die unter ihnen standen, waren ihnen gehorsamer und gefälliger, als den Kaisern selbst, weil ihr Glück mehr vom Feldherrn als von dem Monarchen abhieng, nachdem dieser jenem seine Gewalt so zu sagen abgetreten hatte. Welche Rebellionen entstanden nicht hieraus schon unter dem Constantius! So wenig wurde das so unvollkommne Staatssystem des Reichs vom Constantin

gebes-

gebessert! Seine Nachfolger hatten noch weniger Lust und Geschicklichkeit zu einer gründlichern Verbesserung desselben. Sie hatten nie bey dem Gebrauche ihrer Gewalt die Ruhe, die Sicherheit, Aufnahme und Vertheidigung des Ganzen zu ihrem Augenmerke. Jeder schien nur darum die höchste Macht in Händen zu haben, um gewisse besondre und eingeschränkte Absichten auszuführen; diese zu erreichen war seine einzige Sorge; alles übrige überließ er seinen Staatsbedienten. So schien Constantius bloß Kaiser zu seyn, um sich von seinen Verschnittnen schmeicheln zu lassen und die Arianer mächtig zu machen; Julian aber das Heidenthum wieder einzuführen, und jeder von den nachfolgenden Monarchen, Kirchen zu bauen, oder Religionsstreitigkeiten zu schlichten, oder die ersten Steuerneinnehmer im Reiche zu seyn, und das meiste Geld aufzulegen. Es gab wohl noch einmal einen Theodosius oder Tiberius, welcher den Grundsatz hatte, alle Mitglieder des Staats glücklich zu machen; sie hatten aber nicht ausgebreitete Einsichten genug, denselben auszuüben. Was für Unheil mußte denn nicht aus dem Mangel eines guten und unveränderlichen Staatssystemes entspringen!

Dieser Mangel äußerte sich besonders in der Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit, welche tausend Misbräuchen und Unordnungen unterworfen war. Es fehlte freylich nicht an Gesetzen, Rescripten, Verordnungen, hergebrachten Gewohnheiten und Reichsgutachten; ihre Anzahl war vielmehr unendlich, und die Menge derselben so groß, daß die Richter mehr dadurch verwirrt, als erleuchtet und geführt wurden, da sich zumal die Rechtsgelehrten alle Mühe gaben, sie durch ihre widersprechenden Erklärungen und Auslegungen zweydeutig und dunkel zu machen.

Justinian führt allein von Constantin dem Großen auf zweyhundert Verordnungen in seinem Gesetzbuche an, und es ist gewiß, daß er derselben noch mehr gegeben hat. Die Anzahl derselben wuchs unter seinen Nachfolgern bis auf den Kaiser Theodosius den Jüngern so gewaltig an, und die Wissenschaft der Gesetze wurde so weitläuftig und mühsam, daß alle Belohnungen, welche denen verheißen waren, die sich darinnen hervorthun würden, nur sehr wenige bewegen konnten, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu befleißigen. Theodosius der Jüngere giebt im ersten Titel seiner Novellen dieses zur Ursache von der großen Gleichgültigkeit gegen diese Wissenschaft an: Man mußte eine so ungeheure Menge Bücher lesen; man mußte sich mit so unzählbaren und unendlich von einander verschiednen Gerichtshändeln bekannt machen, und der kaiserlichen Verordnungen war eine solche Last, daß die Kenntniß derselben wie mit einem Walle der dicksten Nacht und Finsterniß umschanzt und verschlossen war. Man kann hieraus urtheilen, wie schlecht die öffentliche Gerechtigkeit verwaltet, wie viel der Einsicht, und selbst der bloßen Willkühr der Richter überlassen worden seyn müsse. Daran war nicht allein die Menge, sondern auch die Unbeständigkeit der Gesetze schuld. Ein Kaiser hatte immer eine andere Denkart als der andere, und daher kam es, daß fast jeder wiederrief und aufhob, was der andre befohlen hatte. Constantin und seine Nachfolger machten Gesetze wider das Heidenthum, Julian hob sie auf und gab Gesetze wider das Christenthum. Dieser gab Gesetze für die Arianer; jener für die Rechtgläubigen; ein andrer wollte wieder alle Secten geduldet wissen. Die verschiednen andern Parteyen im Staate waren auch

Cf. Francisc. Bald. de legib. Constans. M. Comment. Basil. 1556.

schuld an mannichfaltigen Veränderungen der Gesetze, wie von der Partey der Grünen und der Blauen bekannt ist. Daraus mußten nothwendig unzählbare Unordnungen entstehen. Niemand war seiner bürgerlichen Vorzüge und Rechte auf beständig versichert; die Processe wurden so gehäuft, und die meisten so verworren, daß daraus nothwendig Misvergnügen mit der Regierung, aus diesem Misvergnügen die Verachtung ihres Ansehens, die Neigung zur Meuterey und sehr oft der wirkliche Entschluß, sich durch Rebellionen selbst zu helfen, entspringen mußte. Einige Kaiser gaben sich Mühe, dieses Gebrechen des Staats zu heilen. **Theodosius der Jüngere** ließ aus den unzählbaren Verordnungen seiner Vorfahren ein Gesetzbuch verfertigen, welches unter dem Namen des theodosianischen Coder bekannt ist, und mit verschiednen Zusätzen sechs Foliobände beträgt. Dieses Gesetzbuch bestimmte die verschiednen Arten der Gesetze, die verschiednen Classen der obrigkeitlichen Personen, die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit, die Proceduren und Formalitäten im Gerichte, die allgemeinen und besondern bürgerlichen Rechte, den Rang der Würden und Aemter im Reiche und ihre Pflichten, die Gesetze der Kriegszucht, und alles, was die besondern Vorrechte und Freyheiten der Privatpersonen und der Städte, die Auflagen und Finanzen, die öffentlichen Gebäude und andre dahin gehörige Einrichtungen, die Handlung, die Künste und Gewerbe angieng. Theodosius führte es im ganzen römischen Reiche ein. Er verordnete, daß künftig kein andres Gesetz sollte gegeben werden können, selbst von seinem Schwäher, Valentinian dem dritten nicht. Alle Gesetze sollten für unächt und untergeschoben geachtet werden, welche nicht in diesem Gesetzbuche befindlich

seyn

seyn würden. Allein diese Verordnung wurde in der ersten Zufriedenheit über das neue Gesetzbuch gemacht. Nachdem sich diese Hitze einigermaßen abgekühlt hatte, verlor sie ihre Kraft. Denn Theodosius gab seitdem selbst viele neue Gesetze, denen er durch eine besondre Novelle das Ansehen rechtskräftiger Verordnungen ertheilte. Dieses Gesetzbuch galt unter den Kaisern Valentinian dem dritten, Marcian, Majorian, Leo, Anthemius, Leo dem Jüngern, Zeno dem Isaurier, Anastasius und Justinus, aber jeder vermehrte oder veränderte dasselbe durch viele neue Verordnungen.

Unter dem Kaiser Justinian, gieng eine neue große Veränderung mit den Rechten vor. Er beschloß, seine Regierung durch ein neues Gesetzbuch zu verewigen. Die Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosianischen Sammlungen der römischen Rechte machten mit den Verordnungen und Novellen der Kaiser vom Theodosius bis auf den Justinianus eine ungeheure Anzahl Gesetze aus, von denen sehr viele einander geradezu widersprachen. Justinian hatte selbst im ersten Jahre seiner Regierung viele Verordnungen gemacht, welche den Verordnungen seiner Vorfahren entgegen waren. Dadurch wurde das Recht so sehr verworren, daß die Processe sich von Tage zu Tage häuften, und die Richter selbst nicht mehr wußten, wie sie sprechen sollten. Sie mußten auf gut Glück und nach eignem Gutdünken sprechen. Denn welcher Richter hätte alle die unzählbaren Bände von Gesetzen in einer Zeit, wo die Bücher so sehr kostbar waren, weil sie alle abgeschrieben wurden, anschaffen und lesen, und die mannichfaltigen Auslegungen derselben, welche die verschiednen juristischen Secten davon gegeben hatten, mit einander vergleichen

können? Der Kaiser war von dieser Unordnung unterrichtet, da er selbst ein richterliches Amt verwaltet hatte, ehe er zum Besitze der höchsten Gewalt erhoben worden war. Er befahl also dem Tribonianus, dem berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit, mit Beyhülfe andrer Rechtsgelehrten aus den vorhandnen Gesetzbüchern, und den Verordnungen seiner Vorfahren eine solche Sammlung von Gesetzen zu verfertigen, in welcher sie alle mit einander harmonirten, alles Widersprechende aber, Ueberflüßige und Zweydeutige weggelassen wäre. Ungefähr in einem Jahre war der neue Codex fertig, der im dritten Jahre von Justinians Regierung öffentlich bekannt gemacht und mit der Verordnung begleitet wurde, daß er allein von den Sachwaltern angeführt, alle andern Gesetze aber, welche nicht darinnen enthalten waren, für abgeschafft und ungültig gehalten werden sollten. Zugleich wurde anbefohlen, daß über die Stellen, welche darinnen dunkel, zweydeutig, oder widersprechend zu seyn scheinen möchten, im Gerichte nicht zu streiten, sondern die Erklärungen derselben bey dem Kaiser zu suchen. Bald darauf ließ Justinian auch aus mehr als zweytausend Büchern die Meynungen der berühmtesten Rechtsgelehrten, ihre Anmerkungen über die römischen Rechte und ihre Erklärungen derselben sammeln und in Ordnung bringen; ein mühsames Werk, welches binnen drey Jahren vom Tribonian und sechzehn Gehülfen desselben zu Stande kam. Der Kaiser gab diesem Werke den Namen der **Pandecten** oder Digesten. Ehe es völlig fertig war, befahl er dem Tribonian, Theophilus und Dorotheus, zum Besten der Jugend Anfangsgründe der Rechte auszuarbeiten. In diesen verschiednen Werken sollte die ganze Wissenschaft der Rechte begriffen seyn. Damit

es an tüchtigen Richtern und Sachwaltern im Reiche nicht fehlen möchte: So legte er zu Constantinopel, Rom, und Berytus öffentliche Akademien an, welche er mit großen Ehrenvorzügen und andern Vortheilen begnadigte.

Die Antitribonianer der neuern Zeiten haben, ich weiß nicht wie viel an dem Unternehmen des Kaisers und an der wirklichen Ausführung desselben auszusetzen gefunden, und dennoch hätte Justinian einen unsterblichen Ruhm verdient, wenn er, als Gesetzgeber, beständiger und unveränderlicher gewesen wäre. Allein er gab seit der Bekanntmachung seines Codex unterschiedne neue Verordnungen, welche viele Gesetze darinnen verbesserten oder aufhoben. Sie beliefen sich in einigen Jahren auf zweyhundert an der Zahl. Dieses bewog ihn, im achten Jahre seiner Regierung einen neuen Codex verfertigen zu lassen, und den ersten abzuschaffen, welches nicht ohne einen unbeschreiblichen Aufwand geschehen konnte, weil er für alle Richterstühle im ganzen Reiche abgeschrieben werden mußte. Doch es blieb auch dabey noch nicht. Justinian machte seitdem noch viele neue Veränderungen in den Gesetzen, ohne daß sie nothwendig oder von großer Erheblichkeit gewesen wären. Die darauf abzielenden Verordnungen sind unter dem Titel der Novellen bekannt, und nach seinem Tode in einen Band zusammengebracht worden. Die Ursachen, welche den Kaiser bewogen, einerley bald zu gebieten, bald zu verbieten, und das Recht nie nach unveränderlichen Gesetzen verwalten zu lassen, gereichen freylich seinem Namen zu keiner Ehre. Er war so eigennützig und geizig, und dabey so sehr ein Sclave seiner herrschsüchtigen, eigensinnigen und grausamen Gemahlinn, Theodora, die er aus einer Schauspielerinn zur Kaiserinn und

Mitbeherrscherinn gemacht hatte, daß man, nach den geheimen Nachrichten des Procopius, Gesetze von ihm erkaufen konnte, und vor den Gerichtstülen, nach dem Beyspiele des Hofs, alles für Geld feil war. Die Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit litt noch mehr dadurch, daß er die Parteyen der Grünen und der Blauen, die nicht allein das Volk zu Constantinopel theilten, sondern in allen Städten des Reichs zerstreut und eine fruchtbare Quelle bürgerlicher Unruhen und Zwistigkeiten waren, nicht ausrottete. Diese Parteyen waren alt, und von den besondern Farben der in der Rennbahn streitenden Wagen und ihrer Führer entstanden, welche den Streit der Erde und des Meeres vorstellen sollten. Derjenige, den das Loos traf, im Wettstreite die Erde vorzustellen, zog ein grünes Kleid an, und wer die See vorstellte, kleidete sich blau. Diese Parteyen hatten schon unter den ersten Kaisern das Volk zu Rom getheilt. Caligula war den Grünen, Vitellius den Blauen günstig gewesen. Marcus Antonius war von seinem Lehrer angehalten worden, sich weder zu der Partey der Blauen noch zu der Partey der Grünen zu schlagen. Diese Parteyen verursachten zuweilen die blutigsten Unruhen und Empörungen. Unter dem Kaiser Anastasius geriethen sie einmal in einen Streit, in welchem dreytausend Menschen erschlagen wurden. Justinians Gemahlinn, Theodora, begünstigte die Blauen und er folgte ihrem Beyspiele. Diese Begünstigung, die einem Kaiser eben so unanständig als ungerecht war, hatte die nachtheiligsten Einflüsse auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, welche den Grünen fast allezeit versagt wurde. Die Blauen fürchteten keine Gesetze, weil sie der Kaiser wider seine eignen Verordnungen beschützte, die er ihnen zu gefallen verän-

Procop. ex ed. Alem. p. 64. &c.

veränderte und aufschob. Die Grünen, welche durch diese Parteylichkeit erbittert wurden, hörten auf, sich nach Gesetzen zu richten, bey denen sie keinen Schutz wider die Gewaltthätigkeiten der Blauen finden konnten. Alle Bande der Freundschaft, der Verwandtschaft und der Pflicht wurden zerrissen. Die Familien zernichteten einander; jeder Bösewicht, der ein Verbrechen ungeahndet begehen wollte, schlug sich zur Partey der Blauen; wer geplündert oder ermordet wurde, gehörte unter die Grünen. Eine Regierung, unter welcher Gesetz wider Gesetz stritt, mußte nothwendig die Stärke des Reiches fast ganz zernichten! Diese Unordnungen derselben dauerten unter den folgenden Regierungen fort, deren Geschichte viele Jahrhunderte nach einander nichts als ein Gewebe beständiger Empörungen, bürgerlicher Kriege und Treulosigkeiten ist.

Die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte war bald wegen der Gelindigkeit und Nachsicht, bald wegen des Geizes der Monarchen in einem eben so elenden Zustande, als die Verwaltung der Gerechtigkeit. Man beschuldigt schon Constantin den Großen, daß er seine Unterthanen mit unerträglichen Auflagen beschwert, und die dadurch aufgebrachten Einkünfte entweder an unwürdige Lieblinge oder an unnöthige Gebäude verschwendet habe. Lassen sich diese Beschuldigungen gleich nicht völlig erweisen: So ist doch selbst nach dem Zeugnisse seiner Lobredner gewiß, daß er allzugelind gegen seine Staatsbedienten war, wenn sie auch noch so grausamer Erpressungen schuldig erfunden wurden. Sie verließen sich auf seine Güte und unterdrückten das Volk in den Provinzen ohne Zurückhaltung, um sich mit dem Raube ihrer Güter zu bereichern. Unter dem Constantius war diese

Tyrannen noch ausschweifender. Die Aemter wurden nicht den Verdiensten gegeben, sondern denen, welche sie den Verschnittnen am theuersten abkauften, und sich dann durch die Ausplünderung der Provinzen wieder so bezahlt zu machen suchten, damit sie noch einträglichere Aemter erkaufen könnten. Man kann sich vorstellen, wie die Einkünfte des Reichs angewendet worden seyn müssen, wenn man weiß, daß Julian allein auf tausend Köche abschaffte. Allein was Constantius an die Köche verschwendet hatte, zerstreute dieser unter die Sophisten und die Wiederherstellung des Heidenthums, von den unsäglichen Kosten nichts zu sagen, welche auf die Zurüstungen zum persischen Kriege verwendet wurden. Die Einkünfte des Reichs wurden unter seinen Nachfolgern weder besser verwaltet noch gebraucht, den Valens ausgenommen, von welchem die Geschichte rühmt, daß er des Zustandes derselben völlig kundig gewesen sey, und sich nicht von seinen Finanzbedienten habe betriegen lassen. Unter dem Arcadius giengen Eutropius, Rufinus, Gainas, Tribegild und andre mit den Schätzen des Staats um, wie sie wollten. Sie hätten gebraucht werden sollen, das Reich wider die einbrechenden Barbaren zu vertheidigen, die Armeen zu besolden, und solche Anstalten zu machen, welche die Feinde von den Grenzen zurücktreiben und demüthigen können. Arcadius aber brauchte sie lieber, einen schändlichen Frieden von dem Alarich, dem Könige der Gothen zu erkaufen. Der Zustand des Kaiserthums war so elend, als er seyn konnte. Welch eine tragische Beschreibung macht nicht Salvian von den übermäßigen Auflagen und Erpressungen, welche die Unterthanen aller Früchte ihrer Arbeit beraubten und sie in eine solche Dürftigkeit stürzten, daß sie ihre Zuflucht zu den fremden Na-

Themist. or. 8. p. 111.

tionen

tionen nehmen und einem jeden ihre Freyheit selbst feil bieten mußten, um ein hülfloses Leben zu retten. Je zerrütteter der Staat wurde, desto mehr wurden Auflagen und Steuern, die ohne Barmherzigkeit und Verschonen eingetrieben wurden, und den Staat so entkräfteten, daß die Kaiser sich gezwungen sahen, einem jeden barbarischen Könige so viel Geld, als er wollte, zu geben, wenn er nur Muth genug hatte, es zu fodern. Attila hatte dem römischen Reiche einen Tribut von zweytausend und hundert Pfund Goldes aufgelegt; er ließ sich den Sold eines Feldherrn der römischen Armeen bezahlen; er schickte diejenigen nach Constantinopel, die er gern belohnt gesehen hätte; so sehr wußte er sich der Furcht des Theodosius zu seinem Vortheile zu bedienen. Die Morgenländer erhielten erst unter dem Anastasius einige Erleichterung, welcher nicht allein die zu allen Zeiten verhaßte Steuer, **Chrysargyrum** genannt, abschaffte, sondern auch dem für den Staat noch nachtheiligern Misbrauche Einhalt that, die öffentlichen Aemter feil zu bieten, und die besten Statthalterschaften den Meistbietenden zu überlassen. Allein dieses that er auch nur im Anfange seiner Regierung; denn in der Folge verkaufte er, wie seine Vorfahren, die Aemter; und gestattete den Statthaltern der Provinzen die gewaltthätigsten Erpressungen, wenn sie nur den Raub der Unterthanen mit ihm theilten. Daher kam es, daß er in dem öffentlichen Schatze Summen hinterließ. Allein der Staat wurde dadurch nicht glücklicher. Die folgenden Kaiser schienen den Thron nur zu besteigen, um ihre Völker zu berauben. Justinian wurde von einem unersättlichen Geize beherrscht; er sog nicht allein selbst seine Unterthanen mit den schwersten Abgaben aus, sondern erlaubte auch seinen Statthaltern die Plünderung derselben,

Evagr. lib. IV. c. 30. um sie wieder plündern zu können. Wie er aber unermeßliche Reichthümer ohne Gerechtigkeit an sich riß, so verschwendete er sie wider ohne Weisheit. Seine Kriege in Persien, Africa und Italien erfoderten nicht allein einen unbeschreiblichen Aufwand, sondern es kosteten auch die unzähligen prächtigen Gebäude, die er im ganzen Reiche aufführte, oder erneuerte, die fruchtlos angelegten und bald von der See wieder verschlungenen Häfen und Dämme, und die Geschenke fast an alle barbarischen Völker, unaussprechliche Summen. Er erkaufte fast von allen umliegenden Völkern den Frieden, und bezahlte die Dauer desselben mit jährlichen großen Schatzungen; aber eben damit unterzeichnete er einen Vergleich zu einer beständigen Sclaverey. Die Barbaren wurden nach dem römischen Gelde so lüstern, daß sie immer entweder mit Streifereyen drohten, oder wirkliche Einfälle unternahmen, um sich wieder aus dem Reiche hinauskaufen zu lassen. Justinian hinterließ auch nicht allein die Schatzkammer ledig, sondern auch den Staat so verarmt und so mit Schulden belastet, daß er sich seit der Zeit, da zumal innerliche Empörungen auf Empörungen folgten, niemals wieder erholen konnte, und die Einkünfte des beständig zerrütteten Reichs weder besser verwaltet noch angewendet wurden. Die Uebel, die daher entsprangen, sind unzählbar. Ich will nur bemerken, daß Justinian die öffentlichen Reisewagen und Boten, die Kundschafter an den fremden Höfen, und die auf die Kosten des Staats unterhaltnen Kameele, die in den Feldzügen die Kriegsgeräthe von einem Orte zum andern fortbringen mußten, abschaffte, weil es ihm, seiner andern Verschwendungen wegen, an dem dazu nöthigen Aufwande fehlte.

Dieser

Dieser elende Zustand der öffentlichen Einkünfte hatte nothwendig die unglücklichsten Einflüsse auf das Kriegswesen des Staates. Eine so weitläuftige Monarchie brauchte zu ihrer Vertheidigung wider die wilden und raubbegierigen Völker, an welche sie angrenzte, große und zahlreiche Armeen, und welch einen Aufwand erfoderte nicht ihre Unterhaltung! Weil die Monarchie aus der überwiegenden Macht der Armeen entstanden war, so mußte der Aufwand darauf noch grösser seyn, weil die Kriegsvölker um so viel besser besoldet seyn wollten, je unentbehrlicher und nothwendiger sie dem Staate waren. Ueberdieses waren sie gewohnt, außer ihrem ordentlichen Solde, noch besondre Belohnungen und zufällige Wohlthaten zu empfangen. Je mehr nun die Einkünfte des Reichs erschöpt wurden, desto schwerer fiel es den Kaisern Armeen auf den alten Fuß zu halten. Sie mußten darauf denken, Kriegsheere zu haben, die weniger Unkosten erfoderten, und dieses war um so viel nöthiger, je stärker und zahlreicher sie wegen der auf einander folgenden Ueberschwemmungen der mitternächtlichen Völker seyn mußten. Diesen Endzweck zu erreichen wurde eine unzählbare Menge Sclaven unter die Armeen aufgenommen, die alle Laster der Sclaverey in den Soldatenstand brachten, welcher der Ehre so nöthig hat. Honorius sah sich zu einem Gesetze gezwungen, welches allen Leibeignen die Freyheit versprach, wenn sie zur Vertheidigung des Reichs die Waffen ergreifen würden. Dieses Mittel, zahlreichere Armeen zu bekommen, zog allein die nachtheiligsten Unordnungen nach sich. Die Felder wurden Einöden, und die Eigenthümer außer Stand gesetzt, eben so große Schatzungen zu bezahlen, als sie konnten, da sie noch Sclaven genug hatten, ihre Felder zu bestellen. Die

Einkünfte des Staats nahmen ab, und daraus entsprang die Nothwendigkeit, noch wohlfeilere Kriegsvölker zu suchen. Man fand sie unter den Barbaren selbst, und man nahm sie nicht allein weil sie um einen geringern Sold dienten, sondern noch um einer andern Ursache willen. Die Einfälle der Reichsfeinde waren schnell; denn sie brauchten wenig Vorbereitungen und Anstalten dazu; große stehende Armeen konnten nicht gehalten werden, und doch war es auch nicht möglich, bey einem feindlichen Einfalle gleich so viele Völker anzuwerben, als zum Widerstande nöthig waren. Also setzte man Barbaren Barbaren entgegen, die allezeit bereit stunden, Geld zu nehmen, sich zu schlagen, und zu plündern.

Diese Hülfsvölker wurden indessen sehr bald gefährlicher, als die Feinde selbst, wider die sie streiten sollten. Die Vermischung der Römer und der Barbaren erzeugte heftige Erbitterungen, die gemeiniglich zur noch grössern Zerrüttung des Staats ausschlugen. So tödteten die Römer nach Stilicons Tode die Weiber und Kinder derjenigen, welche er in Dienste genommen hatte. Die darüber aufgebrachten Gothen beschlossen sich zu rächen, verließen den Kaiser und flüchteten über dreyßigtausend Mann stark zum Alarich, welcher mit ihrer Hülfe in Italien einbrach, Rom belagerte und brandschatzte. Die Barbaren wuchsen in den Armeen bald so sehr an, daß sie den gebohrnen römischen Soldaten an Anzahl und Macht überlegen waren. Die Kaiser wurden gezwungen, die Fremden zu den höchsten Befehlhabern der Armeen zu machen, weil sie eben ihrer Ueberlegenheit wegen unter denselben am meisten zu sagen hatten. Alles dieses war schuld, daß die alte römische Kriegszucht beynahe ganz verloren gieng. Besonders verschwand unter

den

den Armeen der Geist der Unterwürfigkeit. Die Barbaren waren der Unabhängigkeit gewohnt. Völker, welche ohne Ordnung und Gesetze in Horden hin und her zu schweifen pflegten, konnten nichts von Unterwerfung wissen, und gleichwohl war die alte Kriegszucht außerordentlich strenge. Wer unter dem Heere, damit ich ein Beyspiel davon gebe, seinen angewiesnen Posten verließ, wurde am Leben gestraft. So bald die Armeen aus fremden Völkern bestanden, mußte von dieser Strenge nachgelassen werden; und dieß gieng so weit, daß sie so gar ihre vorigen Waffen verließen. Sie wollten nach ihrer eignen Weise streiten; sie waren nicht gewohnt, in Ordnung zu fechten; es war ihnen nur um den Raub und nicht um die Ehre zu thun. Die Stärke des Kriegswesens besteht in einem zahlreichen und regelmäßigen Fußvolke; dieses thut seiner innerlichen Festigkeit wegen mehr als die Reuterey, deren Stärke von kürzerer Dauer ist, und gleichwohl machte unter den Kaisern die Reuterey den größten Theil ihrer Armeen aus; denn die barbarischen Völker waren gewohnt, mehr zu Pferde als zu Fuße zu fechten. Weil sie keinen festen Stand hielten, so wurde die alte berühmte Kunst, die Läger wider plötzliche Ueberfälle zu verschanzen, ganz vergessen. Was konnte nun das Reich für Sicherheit und Schutz von den Völkern erwarten, die keine wahre Neigung zum Vaterlande hatten? Sie richteten Empörungen über Empörungen im Staate an. Die einzige Regierung des Arcadius im Oriente ist ein trauriger Beweis davon. Das schlimmste war, daß sie unter den römischen Heeren so viel von einer regelmäßigern Kriegswissenschaft lernten, daß sie, wenn sie nun ihre Dienste verließen, die Griechen mit ihren eignen Waffen bestreiten konnten. So verschlimmerte sich von einem

Kaiser zum andern das Kriegswesen, bis die Monarchen gezwungen wurden, auf andre Mittel der Vertheidigung zu denken. Sie suchten sich mit Befestigungen zu retten. Anastasius erbaute, um die Stadt Constantinopel und das umliegende Land wider die plözlichen Einfälle der Barbaren zu beschützen, eine Mauer, die unter dem Namen der langen Mauer berühmt wurde. Sie erstreckte sich von einem Meere zum andern; sie war in die Runde vierhundert und zwanzig Feldweges lang, zwanzig Fuß breit und von Thürmen beschützt, welche nicht nahe an einander lagen. Vom Kaiser Justinian ist bekannt, daß er das Reich ganz mit Festungen bedeckte. Allein sie waren mehr zum Vortheile der Fremden, als zum Nutzen der Unterthanen erbauet. Sie schienen nur aufgeführt zu seyn, daß die Feinde sich im Reiche fester setzen könnten, wenn sie es bekriegten.

Zu allen diesen Ursachen, welche an dem Untergange des römischen und besonders des morgenländischen Kaiserthumes arbeiteten, kamen die unglückseeligen Streitigkeiten über die Religion, welche die Kirche und den Staat mit so unzählbaren Unordnungen, Verwirrungen, Rebellionen und bürgerlichen Kriegen erfüllten. Man muß erzittern, wenn man in der Geschichte liest, wie viel Ströme Bluts über Lehren vergossen worden sind, die ihr göttlicher Urheber bestimmt hatte, alle Menschen durch Sanftmuth, Geduld, Verträglichkeit und Liebe zu vereinigen, und man müßte aufgehört haben, ein Freund des menschlichen Geschlechts und selbst ein Bekenner der wahren Religion zu seyn, wenn man nicht wider die Verbindnisse der Sitten unter der christlichen Clerisey, wider den Geist der Zwietracht und Zänkerey, der sie trennte, wider ihren Eigennutz, wider die Herrschsucht der

ver-

verschiednen Secten, welche bald verfolgten, und bald verfolgt wurden, wider die Schwärmerey und den Aberglauben, der sie erhitzte, und wider die schändlichen Künste eifern wollte, die sie brauchten, den Hof zu gewinnen, um wider diejenigen, die nicht einerley oft von ihnen selbst nicht verstandne Meynungen behaupten wollten, mit Gefängniß und Landesverweisung, mit Feuer und Schwerdt zu wüten. Hätten aber nicht die Kaiser den Verfolgungsgeist der Clerisey zähmen und unterdrücken sollen, wie wirklich einige von ihnen zum Glücke der Monarchie thaten? Mußten sie ihm den weltlichen Arm leihen; mußten sie Kirchenversammlungen über Kirchenversammlungen anordnen und durch den ungeheuern Aufwand, den bloß die Reisen der Bischöfe erfoderten, den öffentlichen Schatz erschöpfen, und durch die Verfolgungen wider diejenigen, die für Irrende erklärt wurden, das Reich entvölkern? Was litte nicht die Monarchie bloß durch den Verlust der zahlreichen Monophysiten, und Nestorianer, welche, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen, theils nach Arabien, theils nach Persien flüchteten? Was litt sie nicht durch die Grausamkeit, mit welcher Justinian, mehr um Gelegenheit zu haben, seine eignen Unterthanen auszuplündern, als aus Eifer für seinen einmal angenommenen Glauben, alle Secten, die doch ganze Nationen ausmachten, zu einerley zwingen wollte! Die Samaritaner empörten sich über seinen Befehl, und bloß die Dämpfung dieses einzigen Aufruhrs kostete dem Reiche mehr als hunderttausend Einwohner. Palästina wurde dadurch verwüstet, und eben dadurch gelang es einige Regierungen hernach den Saracenen, in die öden und unvertheidigten Morgenländer leichter einzudringen. Die Streitigkeiten über den Bilderdienst waren nicht allein

schuld,

schuld, daß Italien verloren gieng, sondern entkräfteten auch den Orient durch die Unruhen und Rebellionen, welche Constantinopel zerrütteten. Kaum waren einige beygelegt, so enstanden andre, und vielleicht hätte Mahomet der zweyte Constantinopel nicht erobern können, wenn die Einwohner nicht zu eben der Zeit, da sie die Mauern wider die Türken vertheidigen sollten, mit der äußersten Bitterkeit gestritten hätten, ob sie die abendländischen Christen, welche den Pabst für das Oberhaupt der Kirche hielten, für Christen halten wollten oder nicht. Dieses kam daher, daß die meisten Kaiser sich besser schickten, Sophisten und Mönche, als Monarchen zu seyn. Sie kannten weder den Umfang ihrer Macht und Pflicht, noch die Pflichten der Clerisey, und wußten nicht, daß diese keine andre Macht hätte, als die Macht zu lehren. Viele unter ihnen, da sie zeigen sollten, daß sie die erhabne Kunst verstünden, die Gesetze aufrecht zu erhalten, die Verdienste zu beschützen und hervorzuziehen, die Unterthanen zum allgemeinen Besten zu beschäfftigen, die Armeen in Ordnung zu erhalten und die Feinde des Reichs zu demüthigen, wollten zeigen, daß sie in der Erklärung der Schrift, oder vielmehr der Tradition und in der Auflösung spitzfindiger und verwirrter Streitfragen, scharfsinniger, als ihre Bischöfe wären. Von dieser Eitelkeit wurden sie verleitet, selbst Glaubensbekenntnisse zu verfertigen, und sie der Clerisey und ihren Unterthanen aufzudringen, welche glaubten, daß dieses allein das Amt der Bischöfe wäre, und eben deswegen, weil sie die Unternehmungen ihrer Beherrscher für Eingriffe in die Rechte der Gottheit hielten, leicht zu überreden waren, daß sie denen den Gehorsam aufkündigen müßten, die sich wider Gott auflehnten. Diese Eitelkeit gieng bey vielen so weit,

daß

daß sie, wenn auch die Gemüther schon einmal besänftigt waren, die fast vergeßnen Streitigkeiten selbst wieder in Bewegung brachten, oder neue veranlaßten. Anastasius, Justinianus, Manuel Commenus und viele andre sind Beweise davon. Dadurch erhielten freylich die Geistlichen, und besonders die Mönche mehr Zutritt und Gewalt bey Hofe, als sie haben sollten. Sie mischten sich in alle Angelegenheiten des Staats; kein Krieg, kein Stillstand, kein Friede wurde ohne sie geschlossen, und zum Unglücke für das Reich, wurde ihnen gemeiniglich die Erziehung der Thronfolger aufgetragen. Man kann denken, daß sie keine Helden erzogen. Basilius brauchte seine Soldaten von der Flotte zur Erbauung einer Kirche, die dem Erzengel Michael gewidmet werden sollte, und ließ unterdessen Sicilien von den Saracenen verwüsten, und Syracusa wegnehmen. Sein Nachfolger Leo brauchte sie nicht besser, und darüber gieng Tauromenien und die Insel Lesbos verloren. Andronicus Palåologus ließ das Seewesen ganz eingehen, weil er den Mönchen glaubte, daß seine Feinde von Gott verhindert werden würden, das Reich eines Kaisers anzugreifen, der einen so großen Eifer für die Reinigkeit des Glaubens und die Ruhe der Kirche bezeugte. Wie die wahre Religion den Menschen große Gesinnungen einflößt, indem sie außer dem Beyfalle, mit dem sie die Wahrheiten des Glaubens annimmt, von einem jeden nicht allein eine deutliche Erkenntniß, sondern auch eine eifrige Ausübung sowohl seiner allgemeinen als besondern Pflichten erfodert und anfeuert: So schlagen hingegen Schwärmerey und Aberglaube, deren Seele die Unwissenheit ist, alle Fähigkeiten und Vermögen des Geistes nieder, machen ihn kleinmüthig, kriechend und kurzsichtig,

und entkräften ihn zu allen Unternehmungen, welche von einer weitläuftigen und tiefen Einsicht angeordnet werden müssen, und zur Ausführung Entschliessung, Muth, Standhaftigkeit und Hoheit brauchen.

Die ganze Clerisey hatte mehr Gewalt und Einfluß in die Angelegenheiten und Schicksale des Staates, als sie hätte haben sollen; besonders aber der Patriarch zu Constantinopel. Die Kaiser hatten ihre Patriarchen, theils weil sie die Bischöfe der Hauptstadt waren, theils weil sie den Bischöfen zu Rom, welche sich im Besitze des ersten Ranges in der Kirche behaupteten, das Gegengewicht halten sollten, zu einer solchen Hoheit erhoben, die sehr oft zur Erniedrigung der ihrigen gereichte. Wie sehr mußten sie, und zumal in der Hauptstadt, Bischöfe schonen, die fast über ganze Armeen von Mönchen zu befehlen hatten? Sie wurden bald so mächtig, daß sie sich in alle Angelegenheiten der Regierung einmischten. Sie erklärten sich bald für die Kaiser, bald für die Rebellen, welche dieselben vom Throne zu stürzen trachteten. So wurde unter dem Constantin Copronymus Artabasdes auf einige Zeit Kaiser, weil der Patriarch Anastasius das abergläubische Volk zu Constantinopel wider ihn aufgewiegelt hatte. Die Kaiser hatten zwar die Bischöfe dieser Hauptstadt mehr in ihrer Gewalt, als die Päbste zu Rom; sie konnten sie absetzen; aber sie durften doch selten zu diesem gewaltsamen Mittel greifen, weil sie sich vor den Rebellionen des Volkes fürchten mußten. Leo, der Armenier, der sich mit seinem guten Willen zwingen ließ, Kaiser zu werden, war gleichwohl genöthigt, sich, zum wenigsten dem Scheine nach, mit dem Patriarchen zu berathschlagen, und sich so gar zu erklären, daß er den Thron nicht ohne seine Einwilli-

gung

gung besteigen wollte. So viel Ehre wurde den Patriarchen erwiesen! Je mehr die Religion von ihrem natürlichen Glanze verlor, desto grösser wurde die Ehrfurcht gegen diejenigen, welche die Häupter der Kirche waren. Man hatte wenig wahre Frömmigkeit mehr, desto unterwürfiger aber und ehrerbietiger wurde den Bischöfen begegnet. Man erstaunt, wenn man sieht, wie weit zuweilen die Kühnheit der Patriarchen gieng. Als Michael Palälogus den Lateinern das griechische Kaiserthum wieder abgenommen, und den Johannes Lascaris geblendet hatte, unterstand sich der Patriarch Arsenius, den Kaiser deswegen in den Bann zu thun. Michael fürchtete ihn, und erniedrigte sich bis zu einer unanständigen Demuth, um nur wieder vom Kirchenbanne losgesprochen zu werden. Arsenius war unerbittlich, und verlangte, daß er die Regierung niederlegen sollte. Der Kaiser gieng noch weiter; er unterredete sich selbst mit ihm; er entblößte sein Haupt ihm zu Ehren; er fiel ihm zu Fuße; alles vergebens. Endlich that er zwar, was er gleich hätte thun müssen, und setzte den Patriarchen ab; aber diese Absetzung verursachte eine gefährliche Spaltung unter der Clerisey und dem Volke, die so gar nach seinem Tode noch fortdauerte. Einige Regierungen später, ließ ein Patriarch dem alten Andronicus, als er verlangte, daß der Name seines Enkels in den öffentlichen Kirchengebeten ausgelassen werden sollte, sagen, daß er in die Kirche gesetzt wäre, nicht allein die Reinigkeit der Lehre zu erhalten, sondern auch die tugendhaften Leute zu beschützen; daß er aus diesem Grunde alle diejenigen in den Bann erklärte, welche den Namen des jungen Andronicus nicht in den Kirchengebeten nennen würden. Die Unruhen, welche nach dem

Tode eben dieses Andronicus des zweyten entstanden, und unterschiedne bürgerliche Kriege nach sich zogen, waren besonders auch der Herrschsucht des damaligen Patriarchen zuzuschreiben, welcher behauptete, daß er an der Vormundschaft und Regierung Antheil nehmen müßte, weil die Kirche im Staate die Seele, der Staat selbst aber nur der Körper wäre.

Man kann sich leicht vorstellen, daß in einem Staate, in welchem sich alle die großen Unvollkommenheiten und Gebrechen, von denen ich zeither geredet habe, vereinigten, die Verderbniß der Sitten in allen Ständen allgemein gewesen seyn müsse. Die Religion konnte sie nicht bessern, weil die Bischöfe und Aufseher der Christen in unaufhörliche Zwistigkeiten über die Lehren des Glaubens verwickelt waren, und sich selten unter ihren Gemeinen aufhielten, indem Kirchenversammlungen über Kirchenversammlungen angestellt wurden. Der Staat war beständig voll Empörungen. Die Großen trachteten nur nach Würden, um die Provinzen auszusaugen, und durch alle Arten der Gewaltthätigkeiten unermeßliche Reichthümer zusammen zu bringen, damit sie ungeahndet noch größre Verbrechen begehen könnten. Die Unterthanen, die weder ihr Vermögen noch ihr Leben in Sicherheit sahen, hatten keine Ehrfurcht gegen die höchste Gewalt, und ließen sich von jedem Wirbel bürgerlicher Unruhen fortreißen. Der Ackerbau, alle Gewerbe und Künste wurden darüber verabsäumt, und der Mangel, der daher entstand, nöthigte sie, Rebellen und Räuber zu werden. In diesen großen Verfall hätte das Reich nimmer gerathen können, wenn nicht seine meisten Beherrscher Fürsten von einem schlechten Character gewesen wären. Wie konnte also ein solcher Staat wider seine unzählbaren

Feinde bestehen, ein Staat, der allzuweitläuftig war, als daß ihn auch der größte Geist glücklich regieren konnte, ein Staat, der nach keinem bestimmten politischen Systeme beherrscht wurde; ein Staat fast ohne Gesetze und Gerechtigkeit; ein Staat, in welchem das Finanzwesen in einer beständigen Verwirrung war; ein Staat ohne Kriegszucht, voll innerlicher Parteyen, voll Empörungen, voll zügelloser Religionsstreitigkeiten, voll Aberglaube und allgemeiner Verderbniß der Sitten, und ein Staat unter dem Zepter solcher Kaiser, von denen die allermeisten weder Verstand, noch Willen, noch Fähigkeit hatten, weise und glücklich zu regieren? Man muß erstaunen, daß die Vorsehung seinen völligen Untergang noch so viele Jahrhunderte zurückgehalten hat. Doch wir wollen die Schicksale und Veränderungen desselben, und seine meisten Fürsten noch mit einem Blicke übersehen.

So lange Constantin der Große lebte, schien die Monarchie so sicher, mächtig und blühend zu seyn, als sie jemals gewesen war. Er schwächte zwar Italien, indem er den Hauptsitz des Reichs nach Constantinopel legte, um den Orient besser vertheidigen zu können; er konnte aber nicht vorhersehen, daß sich bald alle mitternächtlichen Länder über den Occident ergießen würden. Er theilte das Reich wie ein Erbe unter seine Prinzen; aber es blieb nicht lange getheilt. Constantius wurde allein Kaiser, und regierte es durch Verschnittne.

Julian hatte es glücklich wider die Deutschen in Gallien vertheidigt, konnte einen vortheilhaften Frieden von den Persern erhalten, schlug ihn aus Rache und Ehrgeiz aus, kam in einem Lande um, das er selbst hinter sich her verderbt hatte, und das Reich

verlor durch einen nachtheiligen Frieden fünf Provinzen.

Jovian, sein Nachfolger, starb bald und plötzlich. Das Kriegsheer rief den Valentinian zum Kaiser aus, der seinem Bruder Valens die Morgenländer abtrat. Dieser begieng, von seinen Schmeichlern verleitet, den großen Fehler, den Gothen, welche von den Hunnen aus ihren Ländern vertrieben wurden, die Donau zu öffnen. Man erlaubte ihnen den Uebergang; man begieng noch einen Fehler, und ließ sie in den Provinzen, die ihnen eingeräumt wurden, beysammen; sie waren an den Ackerbau nicht gewohnt, und man versagte ihnen das versprochne Korn; sie ergriffen die Waffen; sie verwüsteten alles vom Donaustrome bis zum Bosphorus, vertilgten den Valens mit seiner ganzen Armee, wurden zwar unter den Kaisern Gratian und Theodosius einige mal geschlagen, erfüllten aber unter dem schläfrigen Arcadius, der sich von einem Böswicht und Verschnittnen nach dem andern regieren ließ, Constantinopel mit den schrecklichsten Verwirrungen, da zugleich so wohl im Oriente, als in den Abendländern, das Reich durch viele innre Empörungen, durch welche sich einige zum Throne erheben wollten, verwüstet und entkräftet wurde.

Im Occidente regierte Honorius, eben so ein Schatten von einem Kaiser, als Arcadius im Oriente. Die Westgothen brachen unter ihm in Italien ein. Stilicho schlug sie einige mal. Alarich aber kehrte immer mit einem neuen Schwarme raubbegieriger Barbaren zurück. Die Morgenländer wurden unter den Hunnen und von den isaurischen Räubern verwüstet, welche Asien und Syrien ausplünderten. Der wider sie ausgeschickte Feldherr Arbazacius konnte sie

alle

alle vertilgen; sie theilten aber ihre Beute mit ihm. Doch noch unglücklicher waren die Abendländer. Sie wurden von allen mitternächtlichen Nationen fast auf einmal überschwemmt, weil die Völker, die die Ufer des Rheins bewahrten, von denselben weggenommen, und wider die Gothen gebraucht worden waren. Um das Unglück zu vermehren, warfen die römischen Völker verschiedne Nebenkaiser auf. Alarich, mit dem sich Honorius nicht vergleichen wollte, belagerte, und eroberte Rom, und machte selbst einen neuen Kaiser. In Spanien warf sich auch einer dazu auf. Die Britten fielen ab; die Vandalen und Sveven giengen über die Pyrenäen, und theilten sich in Spanien; Alarich eroberte Rom noch einmal, und ließ es seine Gothen sechs Tage nach einander plündern.

In dem Oriente herrschte während der Zeit, und so gar unter einem unmündigen Kaiser, ein ungestörter Friede. Aber der oberste Staatsbediente war weder ein Rufin noch Eutropius; es war ein Anthemius, welcher das Reich mit eben so großer Klugheit als Redlichkeit verwaltete, da der Occident bis auf den Tod des Honorius von den Nebenkaisern, und den Barbaren in Gallien, Italien, Spanien und Africa gemeinschaftlich verheert wurde. Johannes, der sich nach dem Absterben dieses bis zur Ausschweifung gemächlichen Kaisers, zum Kaiser aufwarf, rief die Hunnen nach Italien. Allein Theodosius, der im Oriente regierte, überwand ihn, und machte seinen Vetter, Valentinian den dritten, zum Beherrscher des zerrütteten Occidents.

Um diese Zeit wurde Attila das Schrecken der Morgenländer und Abendländer, und machte sich beyReiche zinsbar. Die Einwohner des Orients

wurden arm gemacht, um die Hunnen, welche er gemeiniglich zu Constantinopel belohnt haben wollte, zu bereichern.

Theodosius der zweyte starb mehr ein Vasall des Attila, als ein Monarch. Wenn das Kaiserthum ein Kloster gewesen wäre: So hätte er den Ruhm des besten Mönchs erhalten. Man darf sich nicht verwundern, daß er den Frieden erkaufte, wo er ihn, um die Majestät des Reichs zu erhalten, ersiegen sollte. Er sang alle Nächte, und Chrysaph, ein Eunuch, regierte. Marcian, den die Kaiserinn Pulcheria zum Gemahl erwählte, folgte ihm auf dem Throne. Der König der Hunnen, der entschlossen war, das morgenländische und abendländische Kaiserthum zu erobern, foderte von Marcian Tribut. Dieser aber antwortete, daß er Gold für seine Freunde, für seine Feinde aber Stahl hätte. Attila fürchtete diese Antwort mehr, als die Armeen der vorigen Kaiser, und überschwemmte den Occident, wo Valentinian der dritte regierte, ein grausamer, weibischer und wollüstiger Fürst. Sein Tod war für das Reich kein Glück, sondern nur eine Veränderung in dem Unglücke desselben. Valentinian, sein Kaiser, war eben so sehr sein Verderben als Attila; denn er brachte den Aetius, seinen besten und verdientesten Feldherrn, der das Bollwerk der abendländischen Provinzen war, mit eigner Hand um, und schändete die Gemahlinn eines Maximus mit Gewalt. Maximus ermordete ihn aus Rache, warf sich zum Kaiser auf, und wollte die Eudoxia, die Gemahlinn des erwürgten Valentinianus zwingen, sich mit ihm zu vermählen. Sie rief aus Gegenrache den König der Vandalen, Genserich, aus Africa herüber. Genserich kam, eroberte, und plünderte Rom. Theodorich, der König der

West-

Westgothen, machte einen Avitus zum Kaiser. Ricimer, ein römischer Feldherr und von Geburt ein Sveve, hätte gern den kaiserlichen Thron selbst bestiegen. Da er seiner fremden Geburt wegen darinnen glücklich zu seyn nicht hoffen durfte, so wollte er noch mehr thun, und nach seinem Gefallen Kaiser einsetzen und absetzen. Avitus wurde also abgesetzt und Majorian auf den Thron erhoben. Weil er dem Ricimer ein zu weiser und tapferer Kaiser zu werden schien, so ermordete er ihn. Severus und Anthemius hatten hinter einander ein gleiches Schicksal, und Rom wurde wieder geplündert. Ricimer starb endlich, nachdem er den Olybrius zum Kaiser gemacht hatte. Dieser folgte ihm bald nach. Glycirus warf sich zum Kaiser auf und wurde von dem Julius Nepos abgesetzt, der sich selbst dazu machte, und wieder vom Orestes vertrieben wurde. Dieser erhob seinen eignen noch unmündigen Sohn, Romulus Augustulus zum Throne. Allein er behauptete die unrechtmäßig erlangte Herrschaft nur eine kurze Zeit. Die Barbaren, die unter den römischen Kriegsheeren gedient hatten, verlangten zur Belohnung ihrer Dienste den dritten Theil der Aecker von Italien. Orestes verweigerte ihnen ihre übermüthige Foderung. Die Barbaren empören sich darauf, machen einen Odoacer, dessen Geschlecht, Vaterland und Volk noch unbekannt ist, zum Heerführer, und erobern Rom, wo sich Odoacer zum Könige von Italien ausrufen ließ, und so war das römische Kaiserthum im Occidente ganz zernichtet; denn Britannien war längst von den Römern verlassen; Spanien hatten die Gothen und Sveven, Africa die Vandalen, die Burgunder, Franken und Alanen aber Gallien im Besitze. Man hat gesehen, daß das abend-

ländische Kaiserthum zu Grunde gehen mußte. Die Monarchen waren entweder Tyrannen oder Weichlinge. Die Barbaren hatten in den Kriegsheeren der Römer das Ubergewichte; die morgenländischen Kaiser wollten, um selbst nur Friede zu haben, den Abendländern nicht beystehen. Zuweilen gaben sie gar den Barbaren den Rath, in Italien einzufallen. Attila und Genserich lebten beständig in einem guten Vernehmen, und das Reich hatte keine Seemacht. Rom hatte sich ein Volk nach dem andern unterwürfig gemacht, und keine Nation eher angegriffen, ehe die andre schon angegriffne völlig überwunden war. Da es nun bey so mannichfaltigen Mängeln der Staatsverfassung und Regierung von so viel wilden Nationen auf so vielen Seiten, auf einmal und nach einander, ohne sich erholen zu können, überströmt wurde; So war sein Untergang unausbleiblich.

Während der Zeit wurde der Orient unter den Regierungen Leo des ersten, des Thraciers, seines Enkels, Leo des zweyten, Zeno des Isauriers, und des Anastasius mehr durch innerliche Unruhen, als durch auswärtige Feinde zerrüttet. Leo, der erste, war im Stande dem Reiche Ehrfurcht zu verschaffen. Dengizic, ein Sohn des Attila, foderte eben so hochmüthig, als sein Vater, aber nicht so glücklich, Länder und Geld. Leo antwortete, daß er nur denen Gnade erwiese, die sich ihm unterwürfen, und behauptete die Hoheit dieser Antwort durch seinen Sieg über ihn. Auch zwang er die Vandalen in Africa zum Frieden. Der Ausgang seiner Regierung war voll bürgerlicher Unruhen, welche unter den Regierungen Leo des zweyten, und seines Vaters, des Zeno, fortdauerten und von dem Ehrgeize einiger Großen verursacht wurden, welche sich auf den Thron geschwungen hatten.

Anastasius

Anastasius sah sich mehr als einmal in Gefahr, wegen seines Eifers für die eutychianische Secte abgesetzt zu werden. Die eutychianische, und die rechtgläubige Partey, sangen das Dreymal heilig, jede auf eine andre Weise, und glaubte Gott einen Dienst zu thun, wenn sie die andren vertilgen könnte.

Diese Zerrüttung des Reichs durch innerliche Empörungen, dauerte unter den folgenden Regierungen fort. Justin der erste regierte nur einige Jahre. Sein Neffe, Justinian, folgte ihm auf dem Throne, und gerieth gleich im Anfange in die Gefahr, gestürzt zu werden. Es kamen in einem Aufruhre, der zu Constantinopel wider ihn angestiftet worden war, dreyßigtausend Einwohner um. Seine Regierung war glänzend. Er eroberte durch den Belisarius und Narses Africa und Italien, und Constantinopel sah die Triumphe erneuern, die seit Jahrhunderten her ungewöhnlich waren. Die mitternächtlichen Länder waren erschöpft; die Barbaren, welche die römischen Provinzen erobert hatten, zerstreut, und die Befestigungen der Städte niedergerissen. Sie hatten Geschmack an den Wollüsten der mittägigen Länder gefunden, und in dem Genusse derselben, waren sie zu den Beschwerlichkeiten des Krieges untüchtig geworden. Jede barbarische Nation hatte ihre eigne Art, Krieg zu führen, und die Römer stritten wider eine mit den Vortheilen aller, weil sie alle Arten von Barbaren unter ihren Kriegsvölkern hatten. Belisarius und Narsis waren Feldherren von großen Eigenschaften. Alle diese besondern Umstände vereinigten sich zur Wiedereroberung von Africa und Italien; ein Glück, das von keiner Dauer, und mehr eine Wirkung zufälliger Ursachen, als eine Folge von der Stärke des Reichs war. Justinians Erpressungen und

Ver-

Verschwendungen; seine Unbeständigkeit in seinen Anschlägen; seine ausschweifende Neigung, zu bauen und zu ändern; seine Verfolgung derer, die nicht einen Glauben mit ihm bekannten; der Eigensinn und die Herrschsucht seiner Gemahlinn, und die unruhigen Parteyen der Grünen und der Blauen, stürzten das Reich in einen Zustand der Ohnmacht, der seinem Verfall immer mehr beschleunigte. Justin der zweyte, Tiberius, und Mauritius thaten, was sie konnten, um das Reich wider die Longobarden in Italien, und außer Italien wider die Avaren zu vertheidigen; sie waren aber fast in allen Unternehmungen unglücklich. Mauritius besaß Tugenden, aber sie wurden durch einen Geiz befleckt, der unbegreiflich seyn würde, wenn die Finanzen nicht so sehr erschöpft gewesen wären. Er verlor über seinen Geiz Thron und Leben.

Phocas war ein Tyrann, und Tyrannen pflegen mehr auf ihre Sicherheit, als auf die Glückseeligkeit ihrer Reiche zu denken. Die Perser, welche schon unter den vorigen Regierungen den Griechen überlegen gewesen waren, erfochten verschiedne Siege, überzogen Armenien, Cappadocien, Galatien, und Paphlagonien, und streiften bis in die Gegenden von Chalcedon, unterdessen daß Phocas mit Hinrichtungen derjenigen beschäfftigt war, welche sich wider ihn verschworen hatten. Gleichwohl hatte er das Ende fast aller Tyrannen; Heraclius, der Statthalter von Africa, empörte sich wider ihn, war glücklich, weil das Volk eines Wütrichs los seyn wollte, und ließ ihn hinrichten.

Die Perser fuhren in ihren Eroberungen fort. Heraclius ermannte sich endlich, und zwang sie zu einem rühmlichen Frieden. Aber dieser Friede half dem Reiche nicht auf. Denn die Avaren waren eben

so gefährliche Feinde, als die Perser. Zu gleicher Zeit fielen die Saracenen, die zeither unter dem römischen Heere gedient hatten, vom Reiche ab, weil ihnen ihr Sold verweigert wurde, vereinigten sich mit den Nachfolgern Mahomets, und eroberten in kurzer Zeit viele Provinzen.

Heraclius sterb. Seine Söhne, Constantin der dritte und der vierte, regierten nicht einmal ein Jahr. Der erste wurde vergeben, und der andre verlor seine Nase und den Thron, weil Constans, seines Bruders Sohn, den er zum Mitbeherrscher angenommen hatte, allein regieren wollte.

Unter Constanz dem zweyten wurde Africa, Rhodus und Cypern verloren. Er eroberte zwar Rom wieder, kam aber selbst in Sicilien um.

Constantin der fünfte hatte das Glück, die Saracenen zu einem dreyßigjährigen Frieden zu zwingen. Callinicus, der ihre Dienste verlassen hatte, und zum Kaiser übergegangen war, erfand das seiner schrecklichen Wirkungen wegen so berühmte griechische Feuer, durch welches alle feindlichen Flotten zu Grunde gerichtet wurden. Dazu kamen die Uneinigkeiten, welche unter den Saracenen selbst entstanden waren, und daher kam es, daß sie so gar dem Reiche zinsbar wurden. Allein Justinian, der zweyte, Constantins des Bärtigen Sohn, reizte sie zum Aufstande, weil er ihren Tribut nicht in fremder Münze nehmen wollte. Ueberdieses begieng er die Schwachheit, die Mardaiten, ein streitbares Volk in den Gegenden des Libanons, wo sie die Anfälle der Saracenen beständig aufgehalten hatten, wegzuführen, und ihnen andre Wohnungen einzuräumen. Seine Erpressungen veranlaßten einen Aufruhr. Leontius ward Kaiser, und ließ ihm die Nase abschneiden. Dieses war um diese Zeit das gewöhn-

gewöhnlichste Schicksal der griechischen Monarchen. Denn Tiberius Absimar empörte sich wider ihn, und that ihm, wie er seinem Vorfahren gethan hatte. Dieser bestieg den Thron wieder; aber er wurde bald wegen seiner Grausamkeit mit seinem Sohne hingerichtet.

Philippicus hatte sich zum Kaiser aufgeworfen. Wider den Philippicus empörte sich Anastasius der zweyte, der einmal das Verfahren mit den Uebrwundnen änderte, und ihm die Augen ausstechen ließ, selbst aber bald darauf vom Theodosius dem dritten ins Kloster gesteckt wurde. Dieser herrschte nicht länger, als seine Vorfahren; er behielt aber Nase und Augen, weil er freywillig ins Kloster gieng. Während aller dieser Empörungen und Kriege um die Kaiserkrone verheerten die Saracenen das Reich ohne Widerstand. Sie rückten so gar unter Leo dem Isaurer, bis vor Constantinopel. Das Reich war allem Ansehen nach verloren; aber das griechische Feuer rettete die belagerte Stadt und das Kaiserthum.

Kaum war Leo auf dem Throne befestigt, als er mit den neuen Götzen der Christen, den Bildern der Heiligen, Krieg anfieng, und durch gewaltsame Mittel die Verehrung derselben abschaffen wollte. Sein Sohn Constantin Copronymus setzte ihn fort, und darüber verlor er die Staaten des Kaiserthums in Italien. Leo Chazar, sein Sohn, lebte nicht länger, als er mit der Bilderstürmerey inne hielt. Er hatte seine eben so abergläubische als herrschsüchtige Gemahlinn Irene beleidigt, und die Folge der Beleidigung war, daß er sechs Monate darauf plötzlich starb. Sein Sohn, Constantin, regierte so lange, als er zugab, daß seine Mutter Irene unumschränkt regieren durfte, die sich endlich wider ihn verband, ihn

gefangen

gefangen nehmen und der Augen berauben ließ, deren Verlust er nicht überlebte. Sie hatte bald ein ähnliches Schicksal und starb auf der Insel Lesbos, wohin sie Nicephorus verwies, der sich des Throns bemächtigt hatte.

Das Reich hatte itzt nicht so viel, als sonst, von den Saracenen zu befürchten, weil sich die Macht derselben in verschiedne Caliphate getrennt hatte. Desto mehr wurde es durch die Tyranneyen seiner Beherrscher und durch innerliche Empörungen zerrüttet und entkräftet.

Nicephorus war mehr ein Henker, als ein Beherrscher seiner Unterthanen. Unter dem Vorwande, den Armen wieder zu erstatten, was ihnen durch die Erpressungen der Großen entrissen worden war, beraubte er die Reichen, welche auch die Steuern abtragen mußten, welche die Armen nicht erlegen konnten. Er verabsäumte das Kriegswesen ganz, und wollte doch die Bulgaren mit einem Heere überziehen, das keine andern Waffen führte, als Schleudern und Stangen. Er verlor in diesem Kriege sein Leben. Stauracius, sein Sohn, folgte ihm in der Regierung. Er ward ein Mönch, weil Michael Rangabe Kaiser werden wollte, und dieser ward es auch, weil das aufrührische Heer seinen Feldherrn Leo aus Armenien, zum Beherrscher ausrief, und dieser wurde ermordet, weil er Michael den Stammler, einen Rebellen, nicht zeitig genug hinrichten ließ. Das Reich war während der Zeit so schwach, daß die Bulgaren Constantinopel, wiewohl vergeblich, belagerten. Die Saracenen nahmen Creta und Sicilien weg, und die Dalmatier warfen das Joch ab. Michaels Sohn, Theophilus, war ein Fürst von würdigen Eigenschaften; aber er hatte kein Glück wider die Saracenen in Asien. Weil

sein Sohn, Michael der dritte, noch minderjährig war, regierte Theodora, welche den Bilderdienst so befestigte, daß er sich seitdem beständig auf dem Throne erhielt, und besonders den Mönchen, welche sich fast aller geistlichen Würden bemächtigten, ein dem Staate überaus nachtheiliges Ansehen im Reiche gab.

Das Reich erhielt sich noch immer, ungeachtet es auf einer Seite von den Bulgaren und auf der andern von den Saracenen verwüstet wurde. Constantinopel war beynahe die einzige Stadt in der Welt, welche Handlung trieb. Die persischen Seidenmanufacturen hatten sich dahin gezogen, wo die größte Sicherheit und der stärkste Absatz war. Die Verwirrungen und Unruhen im Staate trafen nur die Großen; die Künstler und diejenigen, welche Handlung trieben, waren noch am sichersten, und bereicherten durch ihren Fleiß den öffentlichen Schatz. Als Theodora in Ungnade fiel, übergab sie ihrem Sohne hundert und neuntausend Pfunde Gold, und dreyhunderttausend Pfund Silber. Wie viel hätte nicht zum Besten des Reichs mit so großen Reichthümern ausgerichtet werden können! Aber Michael war ein Ungeheuer. Er verschwendete alle diese Schätze an Schauspiele, Pferderennen und Narren. Eines Tags streiften die Saracenen bis in die Nachbarschaft von Constantinopel. Um von solchen Streifereyen schnell benachrichtigt zu werden, war verordnet worden, daß man auf den Thürmen, so bald man Feinde gewahr würde, Feuer anzünden sollte. Diese Wachfeuer wurden einmal angezündet, als sich eben Michael mit einem Pferderennen belustigte. Weil dadurch das Schauspiel gestört wurde, gerieth Michael in einen solchen Zorn, daß er diese Thürme niederzureißen befahl. Unterdessen daß er selten nüchtern war, oder Pferde-

rennen hielt, herrschte Bardas, sein erster Staatsbedienter, unumschränkt; doch nur so lange, bis ein gewisser Basilius sich der Gunst des Kaisers bemächtigte. Bardas wurde umgebracht, und Basilius vom Michael selbst auf den Thron erhoben, welcher bald darauf, als er seinen neuen Mitregenten meuchelmörderischer Weise umbringen wollte, selbst hingerichtet wurde, ohne daß das Volk einen Kaiser beklagte, welcher oft in seiner Trunkenheit Leute zu verbrennen befahl, ohne wenn er nüchtern wurde, sich erinnern zu können, daß er dergleichen Befehle gegeben hätte.

Unter dem Basilius gieng in Sicilien auch Syracusa verloren, welches bis auf Tauromenien die einzige Stadt war, welche die morgenländischen Kaiser noch in Sicilien besaßen. Tauromenien wurde unter seinem Sohne, Leo dem Weisen, weggenommen, welcher diesen Namen erhielt, nicht weil er ein Marcus Aurelius gewesen wäre, sondern weil er einige Gelehrsamkeit besaß. Unterdessen daß die Saracenen Thessalonich verwüsteten, war Leo mehr als einmal in Gefahr, meuchelmörderischer Weise getödtet zu werden. Seine Regierung verfloß unter beständigen Unruhen, die in Constantinopel über die Absetzung des Patriarchen Photius und über die vierte Vermählung des Kaisers entstanden, die die Clerisey für Ehebruch erklärte.

Leo hinterließ einen minderjährigen Sohn, Constantin Porphyrogenneta genannt. Die vormundschaftliche Regierung führte erst Alexander, seines Vaters Bruder, ein schändlicher Schwelger, und dann die Kaiserinn, seine Mutter, mit dem Patriarchen. Als er selbst zu regieren anfieng, machte er den Vater seiner Gemahlinn, Romanus Lecapenus,

zum Mitbeherrscher, der so wenig dankbar dagegen war, daß er alle seine Söhne zu Kaisern machte. Als er alt wurde, reute ihn seine Undankbarkeit; er wollte, daß sich seine Söhne dem Constantin unterwerfen sollten. Sie weigerten sich dessen, und machten ihren Vater zum Mönche. Constantin Porphyrogenneta ermannte sich hierauf, nahm sie beyde gefangen, und nöthigte sie, in den geistlichen Stand zu treten. Seit der Zeit regierte er allein, und das Reich hätte unter ihm viel von seinem ersten Glanze wieder gewinnen können, wenn ihn nicht sein Sohn Romanus vergeben hätte; einen so vortrefflichen Character hatte er, und so groß war seine Begierde, seinen Unterthanen zu helfen, jedermann Recht zu verschaffen, und alle Künste und Wissenschaften, worinnen er selbst vorzüglich erfahren war, empor zu bringen.

Unter seinem Sohne Romanus, welcher seinen Tod nicht erwarten können, um zur Regierung zu kommen, verfiel das Ansehen des Reichs wieder, ob gleich sein Feldherr, Nicephorus Phocas, den Saracenen Creta wieder wegnahm, und sich dadurch unter dem Heere in ein solches Ansehen setzte, daß es ihn, nach dem Tode des Romanus, zum Kaiser ausrief. Nicephorus war ein großer Feldherr; er war in allen seinen Unternehmungen wider die asiatischen Saracenen glücklich, wiewohl er vielleicht das Reich, dessen Grenzen er erweiterte, dadurch innerlich schwächte, daß er den Soldatenstand zu sehr vor andern Ständen begünstigte. Johannes Zimisces, sein Mörder und Nachfolger, war eben so glücklich wider die Russen, die Saracenen, und die Bulgaren, welche, nachdem er vergiftet worden war, unter seinen Nachfolgern, den Basilius und Constantin, der Bothmäßigkeit des Reichs völlig unterworfen wurden.

Seit dem Constantin bestiegen in drey und funfzig Jahren nicht weniger, als zehn Kaiser und eine Kaiserinn den Thron. Dreye von denselben machte Constantins wollüstige Tochter Zoe, nachdem sie ihren ersten Gemahl, Romanus Argyrus, mit Gift vergeben hatte, erst zu ihren Liebhabern und dann zu Katsern. Alle diese kurzen Regierungen waren unaufhörlichen Unruhen ausgesetzt; man sah eine Empörung auf die andre folgen; diesen Kaiser setzte das Volk ab; ein andrer legte sie freywillig nieder, um seine Augen behalten zu können; ein andrer wurde zum Mönchsstande gezwungen. Die Saracenen machten während dieser Kriege und Meutereyen in Constantinopel so viele Eroberungen, daß, als Alexius Commenus zur Regierung kam, von allen asiatischen Provinzen des Reichs nur noch die Provinz Pontus übrig war.

Alexius Commenus entkräftete sich durch seine Kriege mit den Normannen in Italien so sehr, daß er sich außer Stand sah, der überwiegenden Macht der Saracenen, deren Hauptsitz schon zu Nicäa war, zu widerstehen. Er veranlaßte die großen Völkerwanderungen aus Europa nach Asien, welche unter dem Namen der Kreuzzüge so berühmt sind. Die Saracenen wurden durch diese europäischen Ueberschwemmungen bis an den Euphrat zurückgetrieben; zugleich wurden aber eben dadurch so wohl die europäischen, als die wiedereroberten asiatischen Provinzen entvölkert und verheert. Die Familie der Commenen, welche fast ein ganzes Jahrhundert den kaiserlichen Thron besaß, konnte diese Ergießungen der Abendländer in ihre Staaten nicht ohne die äußerste Unruhe ansehen. Sie thaten, was sie konnten, den Europäern die Lust zu den Kreuzzügen zu verderben. Aber eben dadurch

geriethen die Griechen mit den Kreuzfahrern, die sich nirgends vor ihren Verräthereyen in Sicherheit sahen, in tausend Streitigkeiten, welche, mit mannichfaltigen innerlichen Empörungen begleitet, die Macht des Kaiserthums noch mehr schwächten, und den Saracenen Zeit und Gelegenheit ließen, sich wieder zu erholen, bis endlich der Haß beyder Nationen gegen einander so unversöhnlich wurde, daß ihre Uneinigkeit in einen öffentlichen Krieg ausbrach, in welchem die Franzosen und Venetianer Constantinopel eroberten und ein neues Kaiserthum in den abendländischen Provinzen des Reichs aufrichteten, unterdessen daß die Griechen sich im Oriente behaupteten, wo sie von den Saracenen durch Gebürge und von den Lateinern durch das Meer getrennt wurden. Constantinopel blieb ungefähr sechszig Jahre in der Gewalt der Europäer. Sie hatten wenig Hindernisse in ihren Eroberungen gefunden; desto schwerer aber wurde es ihnen, sich in ihren Eroberungen zu behaupten. Sie waren in beständige Kriege verwickelt. Gleich der erste lateinische Kaiser Balduin wurde von den Bulgaren in einer Schlacht wider sie gefangen genommen und umgebracht, unterdessen daß Theodorus Lascaris sich zu Nicäa in Bithynien zum Kaiser aufwarf, zween andre Prinzen aber aus dem Hause der Commenen sich der Provinzen Paphlagonien, und Colchis und Trebisond bemächtigten. Heinrich, Balduins Nachfolger, mußte also wider den Lascaris in Asien und wider die Bulgaren zugleich Krieg führen. Kaum war der Friede mit diesen beyden Feinden geschlossen, als sich die Venetianer fast aller Inseln im Archipelagus bemächtigten. Die lateinischen oder französischen Kaiser führten die in den Abendländern gewöhnliche lehnsherrliche Regierungsform ein, durch welche viele Provinzen

des

des Reichs in kleine Königreiche und Fürstenthümer verwandelt wurden. Als der Kaiser Heinrich starb, wurde aus Frankreich ein neuer Kaiser verschrieben. Dieses war Peter von Curtenay, und als dieser auf der Reise zum Throne in Epirus erschlagen worden war, wurde sein zweyter Sohn, Robert Curtenay, gleichfalls erst aus Frankreich dazu berufen. In Nicäa folgte auf den Theodorus Lascaris Johannes Vatazes, der den Kaiser Robert zur Abtretung vieler asiatischen Städte zwang. Robert starb vor Verdruß, daß er sich an einem burgundischen Edelmanne, dem er seine Verlobte genommen und sie zu seiner Gemahlinn gemacht hatte, nicht rächen konnte, als sich dieser aus Rache gegen ihn der Kaiserinn bemächtigt und ihr Nase und Lippen abgeschnitten hatte. Solche Kaiser regierten in Constantinopel! Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Balduins des zweyten, wurde Johannes Becinnius zum Kaiser in Constantinopel erklärt. Unter seiner Regierung griffen Johann Vatatzes von Nicäa und der König von Bulgarien diese Stadt von zwo Seiten an. Die Flotten der Venetianer und Pisaner retteten sie noch, und noch einmal, als sie unter Balduin dem zweyten nach dem Tode des Johannes Briennius von neuem belagert wurde. Unterdessen breitete der Kaiser zu Nicäa seine Eroberungen sowohl in Bulgarien als Thessalien aus. Sein Nachfolger Theodor Lascaris setzte sie fort; lebte aber nur einige Jahre auf dem Throne, und hinterließ einen minderjährigen Prinzen, Johannes Lascaris, unter welchem sich Michael Paläologus der Regierung bemächtigte, durch einen seiner Feldherren Constantinopel eroberte, den Johannes Lascaris blenden ließ, und nunmehr das griechische Kaiserthum wieder allein beherrschte.

Nunmehr war das Reich nur noch ein Schatten von einem Kaiserthume. Michael Palăologus besaß in Asien wenig mehr als die Provinzen zwischen dem Meander und Sangarus; die meisten europäischen Länder hatten sich in kleine unabhängige Staaten getheilt. Die Handlung war während der Zeit, daß die lateinischen Kaiser zu Constantinopel regiert hatten, in die Gewalt der italienischen Städte gekommen. Dadurch verlor das Reich seine Reichthümer und zugleich seine Seemacht. Andronicus Palăologus, welcher nach dem Kaiser Michael den Thron bestieg, zernichtete vollends, was davon noch übrig war. Daher kam es, daß die Seeräuber ihre Räubereyen im Gesichte von Constantinopel unbestraft begiengen, und die Inseln, welche von ihnen verheert wurden, keine Hülfe erhalten konnten. Unter eben diesem Kaiser verwüstete ein Heer Catalonier, das er wider die Saracenen in seine Dienste genommen hatte, die asiatischen und europäischen Provinzen, und sie begiengen Unmenschlichkeiten, die nicht ohne Entsetzen gelesen werden können, weil ihnen der versprochne Sold wegen der erschöpften Einkünfte des Reichs nicht bezahlt wurde. Die Türken unterwarfen sich die Saracenen, und fast alle Provinzen Asiens, ohne daß ihnen widerstanden werden konnte, da zwischen dem Kaiser und seinem Enkel ein bürgerlicher Krieg entstand, dessen Ausgang die Absetzung des Großvaters war.

Die bürgerlichen Unruhen und Rebellionen dauerten unter dem Andronicus fort, und die Türken breiteten sich noch weiter aus. Sie nahmen Bythinien ein, und verwüsteten den Pelopones. Ihr Sultan, Orcan, gieng schon darauf um, Constantinopel zu belagern. Dieses Unternehmen schlug ihm fehl; aber

er

er eroberte Nicomedien; eine Eroberung, die ihm den Eingang in Thracien öffnete. Unterdessen hatte Andronicus die bey einem erschöpften Reiche unverzeihliche Schwachheit, ausschweifende Summen auf die Jagd zu wenden, und statt der Armeen über vierzehnhundert Jagdhunde, über tausend Vögel und verhältnißmäßiger Weise eben so viele Jagdbediente zu halten.

Mit solchen schnellen Schritten näherte sich das griechische Kaiserthum seinem völligen Untergange. Die Unruhen, welche unter der Minderjährigkeit des Johannes Paläologus über die vormundschaftliche Regierung zwischen der verwittweten Kaiserinn, dem Patriarchen und dem Johannes Cantacuzenus entstanden, beschleunigten ihn noch mehr. Cantacuzen wurde genöthigt, sich zum Kaiser aufzuwerfen. Beyde Parteyen bekriegten einander, und riefen bald die Türken, bald die Bulgarer und Servier zu Hülfe, welche alles verheerten. Sie verhielten sich, so uneinig sie auch waren, so, als wenn sie einen Bund mit einander gemacht hätten, das Reich völlig zu zernichten. Denn sie schlossen mit den Türken den Vertrag, daß dieselben alle Einwohner in dem Lande der feindlichen Partey, die sie zum Vortheile der andern bekriegen halfen, als Sclaven wegführen sollten. Endlich wurde zwar Friede; allein ein schwaches Reich, das beynahe in die Ringmauer der Hauptstadt eingeschlossen war, hatte zween Kaiser zu erhalten. Cantacuzen war so großmüthig, freywillig abzudanken.

Orcan brach hierauf in Europa ein, eroberte Callipolis, und die Provinz Charipolis. Sein Nachfolger Amurath, nahm Chiorli, Didimothek, Ancyra, Adrianopel und Philippopolis ein. Johannes Pa-

läologus that eine vergebliche Reise um Hülfe in den Decident, und mußte den Türken zinsbar werden. Sein Sohn, den er Aufruhrs wegen gefangen gesetzt hatte, floh zum Sultan Bajazeth, der ihm Hülfsvölker wider seinen Vater gab. Er wurde Kaiser, und setzte nun seinen Vater und Bruder gefangen. Auch diese fanden Gelegenheit zu den Türken zu fliehen, welche, um das entkräftete Reich durch sich selbst noch mehr zu zerrütten, gleich bereit waren, auch ihnen beyzustehen. Johann Paläologus bemächtigte sich mit ihrer Hülfe des Thrones wieder. Zur Vergeltung mußte er ihm Philadelphia abtreten, und da sich die Stadt weigerte, ihre Herrschaft zu erkennen, mußte er sie so gar erobern helfen. Er wollte Constantinopel befestigen; Bajazeth aber befahl ihm, die neuen Befestigungen selbst niederreißen zu lassen, und er gehorchte. Der Occident wollte endlich, unter dem Emanuel Paläologus, dem Nachfolger des Johannes, dem griechischen Kaiserthume wider die überwiegende Macht der Türken beystehen. Allein Bajazeth gewann wider den König Sigismund von Ungarn die berühmte Schlacht bey Nicopolis, und nun wäre Constantinopel verloren gewesen, wenn nicht die Tartaren unter dem Tamerlan den Bajazeth überwunden hätten. Diese Stadt, die beynahe das ganze Kaiserthum ausmachte, erhielt sich noch unter dem Manuel und Johannes Paläologus den siebenten, durch die Unruhen, welche nach dem Tode Bajazeths in dem türkischen Staate entstanden waren. Der Sultan Amurath lebte mit den Griechen in Friede; desto mehr Unruhe und Zwietracht herrschte in der Familie des Paläologus. Er starb, und Constantin Dragases folgte ihm in der Regierung. Der türkische Sultan, Mahometh der zweyte, ver-

sprach

sprach auch ihm, in einem friedlichen Verständnisse mit ihm zu leben, und was noch großmüthiger war, einem gewissen türkischen Prinzen Orcan, einem Sohne Mahomeths des ersten, der sich in Constantinopel aufhielt, einen jährlichen Unterhalt zu geben. Constantin begieng die Thorheit, mehr zu fodern, und was noch eine größre war, zu drohen, daß er, der der ungeheuren Macht der Türken nur die Einwohner seiner Hauptstadt entgegen zu stellen, und weder Waffen, noch Schiffe, noch Kriegsbedürfnisse hatte, den Prinzen Orcan loslassen und unterstützen würde, und so drohte er zu einer Zeit, wo seine Unterthanen sich wegen der Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, in verschiedne Parteyen theilten. Mahometh wurde dadurch aufgebracht, Constantinopel belagert, erobert und der Kaiser Constantin im Sturme getödtet. Ein solches Ende nahm das griechische Kaiserthum, welches von Constantin dem Großen an gerechnet, eilf hundert und drey und zwanzig Jahre alt war, oder so verschwand vielmehr der Schatten von einer Monarchie, welche den halben Erdkreis in ihrem Umfange begriffen hatte.

Da alles dieses die Geschichte eines großen und berühmten Theils von dem menschlichen Geschlechte ist: Welche traurige und schreckliche Vorstellungen müssen wir uns nicht von unsrer Natur machen! Welcher noch so ausschweifende Lobredner ihrer Vortrefflichkeit und natürlich moralischen Güte muß sich nicht entsetzen, wenn er diese Nachrichten liest? Was für Regenten, für Staatsbediente, für Unterthanen und für Feinde! Man müßte über den Anblick so vieler Abscheulichkeiten untröstbar seyn, wenn man nicht wüßte, daß von den Geschichtschreibern, weil sie gemeiniglich nur, was Geräusch und Aufsehen macht,

beschreiben, viele Privattugenden verschwiegen werden, welche, wenn sie aufgezeichnet wären, uns die Schrecken alles dieses Elendes und Verderbens, gleich den heiterern Episoden in der Ilias, weniger empfinden lassen würden, gesetzt, wir müßten auch bekennen, daß die Laster ein fast unendliches Uebergewicht gehabt hätten. Denn dieses haben sie wirklich gehabt. Aber wenn man sieht, durch welche entsetzliche Folgen, durch welche natürliche und zugleich auch ungewöhnliche und außerordentliche Strafen sie in allen diesen Zeiten geahndet worden sind: Wer muß dann nicht die göttliche Vorsehung bewundern und anbeten, welche alles so wohl ihrer eigenthümlichen Gerechtigkeit, als dem sittlichen Verhalten der Menschen gemäß ordnet und regiert? Man sieht einen weitläuftigen und furchtbaren Staat, dessen meiste Beherrscher unwissend, abergläubisch, weichlich, lasterhaft und tyrannisch sind; sie kennen die Grundsätze einer weisen Regierung nicht; sie halten auf keine genaue Beobachtung der Gerechtigkeit; sie sind Sclaven aller ihrer Leidenschaften; ihr ganzer Hof bildet sich nach ihnen; man erblickt in allen Aemtern Verräther und kleine Tyrannen, und in allen Ständen Unwissenheit, Aberglaube, Schwärmerey und alle Arten ausschweifender Laster; innerliche Unruhen, unaufhörliche Meutereyen und Rebellionen, eine allgemeine Zerrüttung und Entkräftung waren die natürlichen Strafen. Damit sie nun in aller ihrer Strenge empfunden würden, veranstaltete Gott, der mit einer gerechten Wage die Schicksale aller Völker abwägt, die Einfälle und Ueberschwemmungen barbarischer Nationen, eben zur Zeit ihrer größten Verderbniß. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß ein so ungeheurer Körper, als die morgenländische Monarchie

narchie war, Stärke genug haben würde, diese Feinde leicht zu überwinden, da sie zwar von einer großen aber auch von einer wilden und übelregierten Tapferkeit angefeuert wurden, und geschickter zu Streifereyen und Plünderungen, als zu einem regelmäßig geführten Kriege waren? Und dennoch erhielten die Barbaren Siege über Siege, und das Reich, das der Triumphe so gewohnt war, und oft mit einigen Legionen beynahe zahllose Armeen besiegt, und Königreiche eingenommen hatte, verlor eine Provinz nach der andern. Welch ein Grund für die Nothwendigkeit einer auf Weisheit und Tugend gegründeten Regierung, wenn große Monarchien sich erhalten und glückseelig seyn sollen! So wenig diese Wahrheit neu ist, so offenbar finden wir sie durch unterschiedne Beyspiele in dieser Geschichte bestätigt. Kaum regiert etwa einmal ein weiser und tugendhafter Anthemius im Oriente, nicht einmal selbst Kaiser, sondern nur der oberste Staatsbediente eines noch minderjährigen Kaisers, so breiten sich auf einmal über das ganze unter einem schwachen Arcadius so sehr zerrüttete Reich Ruhe, Sicherheit, Ueberfluß und Glückseeligkeit aus. Das Reich wird so oft seinen Feinden, bey aller seiner Schwäche furchtbar, so oft ein beßrer Kaiser regiert, der nur einige von den Vorzügen besitzt, die ein Beherrscher haben muß, der ein Monarch nicht für seine Leidenschaften, sondern für seine Unterthanen seyn will. Unter einem solchen Schutze der Vorsehung, stehen wahre Religion, Weisheit, und Tugend! Dieß ist so gewiß, daß man fast allezeit so gar den Schein der Tugend belohnt werden sieht. Aber wie selten wird diese Folge, die so deutlich in der Geschichte eines jeden großen Reichs liegt, von denen daraus gezogen, die wegen der Hö-

he,

he, auf der sie stehen, vor andern es nöthig hätten, zum Besten des menschlichen Geschlechts, durch den Unterricht so vieler Jahrhunderte weiser zu werden, als andre, und wie selten wird in den außerordentlichen Veränderungen der Welt, in der Aufnahme und in dem Untergange großer Staaten, die Oberaufsicht desjenigen erkannt und angebetet, von dem die Offenbarung sagt: Er machet etliche zum grossen Volk, und bringt sie wieder um; er breitet ein Volk aus, und treibets wieder weg.

Von der

Staatsverfassung des deutschen Reiches seit Rudolfen von Habsburg bis auf den Kaiser Albrecht den zweyten.

Die Gränzen des deutschen Reiches litten seit den Zeiten Rudolfs von Habsburg, bis auf den Kaiser Albrecht den zweyten von Oesterreich, keine merkwürdige Veränderung. Die Länder, welche an Deutschland grenzten, waren so voll innerlicher Unruhen, und besonders war Frankreich beständig in solche verderbliche Kriege verwickelt, und dadurch so zerrüttet und entkräftet, daß die Provinzen der Deutschen überall von feindlichen Anfällen befreyt waren, die ihnen sonst gefährlich gewesen seyn würden, da sie sich eben nicht in der vortheilhaftesten Verfassung befanden. Welch einen Widerstand hätten sie thun können, da sich fast der kleinste Edelmann das Recht anmaßte, Krieg zu führen; da die Schlösser der Großen Freystätte öffentlicher Räuber waren, die Wege überall geplündert wurden, und wer fast nur

wollte,

wollte, ungeahndet Mord und Straßenraub begehen konnten? Es war also bloß ein Glück der Vorsehung, daß die Grenzen des Reichs unverrückt blieben.

Burgund oder das Königreich Arelat, welches aus der Schweiz, Savoyen, Kleinburgund, Provence und Dauphine bestand, wurde noch in diesem ganzen Zeitlaufe als ein Theil des deutschen Reiches angesehen. Es wurden zwar unter Carl dem vierten die besten Provinzen an französische Prinzen vergeben, und dadurch der Anfang zu einer nachher erfolgten völligen Veräußerung gemacht; aber doch ist nie die Oberherrschaft der Kaiser darüber in Zweifel gezogen worden. Dieses erhellet besonders daraus, daß dem Churfürsten von Trier die Erzkanzlerwürde durch das Königreich Arelat verliehen wurde. In der Schweiz fieng man auch an, zu der gegenwärtigen Verfassung den Grund zu legen; dennoch aber entzog sie sich noch nicht aller Verbindung mit dem deutschen Reiche.

Oberlothringen blieb ein besonders Herzogthum. Von Niederlothringen hingegen fielen die meisten Herzogthümer und Grafschaften an die Herzoge von Burgund, welche eben durch diese Vergrößerung so fürchterlich wurden.

Die baierischen Lande theilten sich in Baiern und in die Pfalz. Diese wurde durch das Nortgau oder die Oberpfalz vergrössert.

Schwaben und Franken wurden unter allzu viele Herren vertheilt, und daher wurden fast nirgends so große Räubereyen verübt, als in diesen Provinzen. Würtemberg und Nürnberg wurden in denselben am mächtigsten.

In Niedersachsen waren Braunschweig, und das eigentliche Herzogthum Niedersachsen die mächtigsten

Fürstenthümer. Das Churfürstenthum Brandenburg erweiterte seine Grenzen von Zeit zu Zeit. Meklenburg und Pommern blieben besondre Provinzen. Das Churfürstenthum Sachsen, Anhalt, und Meissen, welches auch Thüringen begriff, hatte jedes seinen eignen Herrn. Böhmen verband ganz Schlesien und die Lausitz mit sich; aber es verlor Oesterreich, welches nach und nach durch Kärnthen, Krain und Tyrol vermehrt wurde. Die meisten von diesen Fürstenthümern, die sächsischen, baierischen, pfälzischen, österreichischen und braunschweigischen Häuser schwächten sich selbst durch unbedachtsame Theilungen.

So wenig auch die deutschen Kaiser noch in Italien zu befehlen hatten, indem sie sich, um in Deutschland mächtiger und sichrer vor dem römischen Pabste zu seyn, selten in die Angelegenheiten eines Landes mischten, wo sie nicht ohne Armeen entscheiden konnten: So haben sie sich doch nicht aller Oberherrschaft darüber begeben. Besonders würde Heinrich der siebente die Italiener die Macht des Reiches haben empfinden lassen, wenn er länger gelebt hätte. Ludwig von Baiern gab den Städten Mayland, Verona, Mantua und Lucca Beherrscher, oder bestätigte vielmehr die großen Familien in der Herrschaft, welcher sie sich bemächtigt hatten. Eben so übten Carl der vierte, Wenceslaus sein Sohn und Sigismundus die Oberherrschaft des Reichs über die Lombardey aus, obgleich das, was sie thaten, mehr die Ceremonie und der Schatten einer Gewalt, als wirkliche Hoheit und Herrschaft war. Und hieran waren die Kaiser selbst Schuld. Denn sie dachten mehr auf die Vergrösserung ihrer Häuser und auf ihre eigne Sicherheit vor den Päbsten, welche es an keiner Mühe

und

und List fehlen ließen, ihre Hoheit in Italien zu unterdrücken, als auf den Nutzen und die Ehre des Reichs. Daher konnten viele mächtige Städte ihre Freyheit, obgleich nicht ohne den Aufwand großer Geldsummen erkaufen; besonders durften die Städte Florenz, Genua und Venedig zum Nachtheile der Rechte, die Deutschland über sie hatte, ihre Grenzen erweitern. Daher erhielt der Pabst auch zum Nachtheile des Reichs Romagna, und eben daher kamen die Standeserhebungen der Herzoge von Savoien, Mayland und Mantua. Besonders übertrieben die Luxemburgischen Kaiser ihre Freygebigkeit gegen die italienischen Staaten.

Wie die Kaiser den Päbsten das Recht des Eigenthums über die Stadt Rom streitig machten: So wollten diese die Kaiser nicht eher für römische Kaiser erkennen, bis sie die Krönung von ihnen empfangen hätten. Weil sie unterdessen hierinnen allzuweit giengen, so fand endlich ihre Lehre, daß jeder neuerwählte Kaiser ihre Bestätigung suchen müßte, die stärksten Widersprüche, und es wurde durch den Frankfurter Reichstagsschluß der Grundsatz festgesetzt, daß ein Kaiser, Kaiser zu seyn, mehr nicht als die Churfürstenwahl brauchte. Daß aber die Stände des Reichs sich ihrer Ehre so nachdrücklich annahmen, kam vornehmlich daher, daß sie der Päbste nicht mehr so nöthig hatten als sonst, und selbst mächtig genug waren, die Gewalt der Kaiser einzuschränken.

Die Kaiser kamen durch die Wahl auf den Thron. Das Wahlwesen war bis auf Carln den vierten noch in keiner ordentlichen und gesetzmäßigen Verfassung. Man war aber, kraft eines Reichsherkommens in folgenden Stücken einig. Mainz berief zur Wahl. Das Recht zu wählen gehörte allein

den

den Erzbeamten des Reichs. Die Mehrheit der Stimmen entschied. Die Wahl geschah zu Frankfurt und die Krönung zu Aachen.

Ein großer Theil des deutschen Staatsrechtes wurde zuerst in der güldnen Bulle durch ein schriftliches Reichsgrundgesetz bestimmt. Ihr Hauptinhalt betraf die Kaiserwahl, die Vorrechte der Churfürsten, der Reichsvicarien, der Könige in Böhmen, die Pfahlbürger und Befehdungen. Die Vorrechte der Churfürsten wurden zwar dadurch nicht vermehrt, sie erhielten aber in diesem Reichsgrundgesetze ihre völlige Bestätigung, da sie sich zeither nur auf ein ununterbrochnes Herkommen, auf den Churverein, und auf einzelne Urkunden gegründet hatten. Einen jeden wurde sein Erzamt angewiesen; es wurden diejenigen ernannt, welche an ihrer statt, die Erbämter verwalten sollten; die Zahl der Churfürsten bis auf sieben eingeschränkt; man erklärte die Churlande für untheilbar, und setzte für ein jedes Churhaus das Recht der Erstgeburt fest; der Kaiser erließ ihnen den Bergzehenden, und verwilligte ihnen feyerlich andre Regalien, die in den folgenden Zeiten auch andern Reichsfürsten bestätigt wurden. Die güldne Bulle theilte das Reichsvicariat auf beständig zwischen Sachsen und Pfalz, und bestimmte, wie es mit Ansetzung der Wahl zu Frankfurt, mit der Erscheinung der Churfürsten in Person oder durch Gevollmächtigte, mit ihrem Geleite, mit Wegschaffung der Fremden, mit Vollziehung der Wahl binnen dreyßig Tagen, mit dem Range der Churfürsten, mit der Ordnung und Mehrheit der Wahlstimmen gehalten werden sollte. An eine ausdrückliche Wahlcapitulation war noch nicht gedacht.

Nach vollzogner Wahl und Krönung pflegten eine Zeit lang noch die Gehorsamsbotschaften an den Pabst gesendet zu werden, und so lange führten die Kaiser nur den Titel eines römischen Königes, und in ihren Wapen nur den einköpfigten Reichsadler.

Je mächtiger die Reichsstände wurden, desto mehr mußten die Kaiser ihr Ansehen einschränken lassen. Rudolfen von Habsburg wurde es leichter, sein eignes Haus zu vergrössern, als die Macht der Kaiser wider die Stände zu behaupten. Wie groß die Gewalt war, die sie sich anmaßten, erhellt so wohl aus ihrem ungerechten Verfahren gegen den Kaiser Adolf, und den Kaiser Wenceslaus, den die Churfürsten absetzten, als aus den Begünstigungen einiger Unruhigen wider den Kaiser Ludwig, der doch um das Reich so große Verdienste hatte. Unter den vorbehaltnen oder vielmehr noch übriggebliebnen kaiserlichen Rechten waren die oberste Lehnsherrlichkeit und eine allgemeine Gerichtsbarkeit die vornehmsten, und die Quellen der übrigen Vorzüge. Kraft derselben vollzogen sie die Schlüsse der Reichsversammlungen, beriefen die Reichstäge und thaten den Vortrag; sprachen in den Rechtshändeln der Stände, ertheilten mancherley Freyheiten, und hatten auch einige Gewalt in Kirchensachen, die besonders der Kaiser Ludwig in der Ehescheidung der Gräfinn Margaretha von Tyrol ausübte. Die kaiserliche Gerichtsbarkeit war zwar sehr eingeschränkt; sie war aber gleichwohl noch von einem um so viel größern Werthe, je weniger noch die Grenzen der untern Gerichte bestimmt waren. Auch hatten nur die Churfürsten das Vorrecht, daß ihre Unterthanen sich nicht auf die Kaiser berufen durften.

Die Kaiser hatten wenig Einkünfte. Sie hoben einige Steuern aus den Städten, welche sie aber oft erlassen mußten. Die Juden waren ihnen zinsbar, und wurden deswegen kaiserliche Kammerknechte genannt. Man darf sich also nicht verwundern, wenn die Kaiser sich durch Einziehung der offnen Lehne, wie Rudolf der erste mit Oesterreich, Heinrich der siebente mit Böhmen, und Ludwig mit Brandenburg that, mit Reichsverpfändungen, und mit Standeserhöhungen aus Bürgern zu Edelleuten, aus Rittern zu Baronen, aus Grafen zu gefürsteten Grafen oder zu Herzogen zu helfen suchten.

Die Reichsstände waren die Churfürsten, die Fürsten, die unmittelbaren Reichsgrafen, Ritter und Reichsstädte. Die Macht der Fürsten wurde durch die Vermehrung ihrer Landstände immer grösser; die unmittelbaren Reichsgrafen und Städte aber suchten sich durch Bündnisse in Sicherheit zu setzen. Dadurch erhielten sie eine Gewalt, womit sie der fürstlichen Hoheit beynahe das Gegengewicht halten konnten. Besonders hatten die Reichsstädte eine Gewohnheit eingeführt, welche den Fürsten, Grafen und Freyherren zum großen Nachtheile gereichte. Sie nahmen die Unterthanen derselben, welche gern das Joch der Unterwürfigkeit abwerfen wollten, unter ihre Bürger auf, und diese wurden Pfahlbürger genannt. Sie blieben unter dem Gebiete ihrer vorigen Herren in den Flecken und Städten wohnen, und verlangten doch alle die Rechte und Vorzüge der Städte zu genießen, in denen sie das Bürgerrecht erhalten hatten, die güldne Bulle mußte deswegen besondre Verordnungen machen. Die Fürsten wurden darüber so eifersüchtig, daß es, um nur ein Beyspiel von den Folgen dieser Eifersucht zu geben, im vierzehnten Jahrhun-

derte

derte so gar zu einem öffentlichen Kriege zwischen den Grafen von Würtemberg und den Städten in Schwaben kam.

Ueberhaupt hatte die Art, wie die Deutschen in allen verschiednen Ständen des Reichs beherrscht wurden, fast noch alle Fehler der alten lehnsherrlichen Regierungsform. Die Fürsten hatten ihre Ritter und Knechte mehr wie Lehenleute, als wie Unterthanen, und der Bauer gehorchte seinem Gutsherrn mehr, als seinem Fürsten. Diese Unordnung in den Regierungen, war eine fruchtbare Quelle unzählbarer Uebel. Die Gesetze, und die Gewohnheiten, welche die Stelle der Gesetze vertraten, hatten keine Kraft, und wenn die Richter, an die man sich wendete, auch einmal einen Ausspruch thaten, so ward er doch selten zur Vollziehung gebracht. Die entzweyten Parteyen nahmen alsdann ihre Zuflucht zur Selbsthülfe. Man schaffte sich selbst durch eigenmächtige Gefangennehmungen und Pfändungen Recht. Hatten Parteyen unterschiedner Oerter etwas an einander zu fodern, ein Mainzer zum Exempel an einen aus Speyer, so wurde der erste der beste unschuldige Bürger aus dieser Stadt zu Mainz angehalten, bis der Gläubiger von seinem Schuldner befriediget war. Welch ein elender Zustand in dem weitläuftigen und volkreichen Deutschlande! Daher kamen die Verbindungen einzelner Provinzen und Stände zur Erhaltung des Landfriedens. Also wurde auf Befehl Carls des vierten, ein merkwürdiger Landfrieden in der Wetterau geschlossen, wo sich Gerlach von Mainz, und Ullrich von Hanau, mit den Städten Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen auf zwey Jahre verbanden, hundert Mann zu halten, um auf gewissen benannten Straßen Raub, Mord und Brand zu verwehren.

Zu diesem Elende kamen die häufigen Gelderpressungen der römischen Päbste, welche bald den Zehnten, bald Annaten, bald Beyhülfen für die apostolischen Legaten, bald Gelder für vorbehaltne Fälle, und unter vielen andern Vorwendungen große Summen foderten, und aus dem Reiche wegzogen. Also war es in diesen Zeiten schon ein großes Glück, daß durch die Kirchenversammlungen zu Costnitz und Basel der Anfang gemacht wurde, sich von einer so harten Tyranney zu befreyen. Doch eben das, was ein Glück war, kann uns lehren, wie elend die Zeiten waren, da man nöthig hatte, die Bischöfe der Christenheit zusammen kommen, und von ihnen entscheiden zu lassen, daß ein Pabst zu Rom nicht Kaiser oder noch mehr in Deutschland seyn dürfte. Aus diesem so barbarischen Zustande hat sich endlich dieses große Reich heraus gearbeitet; unterschiedne neue Staatsveränderungen trugen viel dazu bey; das meiste aber vollendete die Verbesserung der Religion, zu der Johann Huß und seine Freunde den ersten Grund legten. Welch ein neuer Beweis von den wohlthätigen Einflüssen der wahren Religion in die irrdische Glückseligkeit der Staaten!

Register
der vornehmsten Sachen.

A.

Abendmahl, unter beyderley Gestalt als eine Ketzerey verdammt S. 161. wird den Hußiten unter beyderley Gestalt erlaubt 179. Streitigkeiten über die Mittheilung des Leibes und Blutes Christi in demselben 226. soll ein gottesdienstliches Opfer seyn 426. eines Pabstes abscheulicher Misbrauch desselben 659

Aberglaube, nimmt unter den ersten Christen überhand 218. bereichert die Clerisey, und macht sie mächtig 222. ist eine der vornehmsten Ursachen des Reliquiendienstes der Christen 291 f.

Abulpharajus, ein berühmter syrischer Geschichtschreiber 202

Acacius, Patriarch zu Constantinopel, wird seiner Würde entsetzt 619. welches eine Spaltung zwischen der griechischen und römischen Kirche verursacht 620

Academien, öffentliche zu Constantinopel und Rom 709

Acephali, wer so genennt worden 268. beschützt vom Kaiser Anastasius 269

Adam, wo er sein Weib nach der Verstoßung aus dem Paradiese wieder gefunden haben soll 541

Adolph von Nassau, wird Kaiser in Deutschland 20. macht sich, durch unrechte Mittel sein Haus zu vergrössern, bey dem Reiche verhaßt 23. wird abgesetzt 24. 753. überwunden und getödtet 25

Aegypten, was für Provinzen darzu gehöret 697

Agapetus, Pabst, dessen Bezeigen gegen den Kaiser 636. muß auf dessen Befehl den Ketzern zum Besten nach Constantinopel reisen 637. 638

Agatho, Pabst, unter ihm wurde die große Kirchenversammlung zu Constantinopel wider die Monotheliten gehalten 662

Register

Agnoeten 272
Alborack, was so genennt worden 512
Albrecht der Große, entscheidet verschiedene thörichte Fragen von der Jungfrau Maria 231
Albrecht, König in Schweden 100
Albrecht, deutscher Kaiser 185. hält einen berühmten Reichstag zu Nürnberg, das. schränkt das geheime westphälische Gericht ein das.
Albrecht von Meißen und Thüringen, verstößt seine Gemahlinn 23. wird zum Kaiser erwählt 24. von den deutschen Fürsten geschlagen 38. meuchelmörderisch getödtet 39. und ohne Grund der Sieghafte genennt das.
Alexander, König in Schottland 13
Alexander V, Pabst 147
Alphons III, König in Arragonien 12
Alphons X, wird nicht als deutscher Kaiser erkannt 1. dessen Schicksale 3 f. ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit 201
Ambrosius, führt zuerst im Occident eine öffentliche gottesdienstliche Verehrung der Reliquien ein 298. erdichtet Märtyrer, die niemals einige gewesen, das. 300 f. lehrt auch zuerst, daß man die Engel anbeten müsse 334. imgleichen die Märtyrer 349
Ammian Marcellin, Beschreibung der römischen Geistlichkeit 592
Amurath, türkischer Kaiser 95. wird nach erhaltenem Siege auf der Wahlstadt unvermuthet ermordet 122 f.
Anastasius II, Pabst 624 f.
Anastasius, griechischer Kaiser, erbauet die berühmte lange Mauer 718
Anbeten, hat einen doppelten Begriff in sich 392. Beweise, daß Gott allein, und keine Creaturen anzubeten 350 ff.
Andreas, Apostel, sein ausgegrabner Leichnam wird nach Constantinopel gebracht 289
Andreas von Creta, seine Lobsprüche auf die Jungfrau Maria, und andre besondre Meynungen von ihr 397 f.
Andronicus, der Jüngere, stößt seinen Vorfahren vom Throne 58. hält zu Constantinopel eine Kirchenversamm-

sammlung 74. darauf Barlaam verdammt wird, daſ. daſ. sein Character
Andronicus II, griechischer Kaiſer 10. wird abgeſetzt, und muß wider seinen Willen ein Mönch werden 58 f.
Angelſachſen, werden zum Chriſtenthume gebracht 651 f.
Anrufung der Märtyrer, der Heiligen, der Jungfrau Maria und der Engel, wird in der heil. Schrift ernſtlich unterſagt 329. wie ſolche nach und nach in der Chriſtenheit eingeführet worden 330. dieſe Ehre iſt in den erſten Jahrhunderten weder den Engeln 331. 384. der Jungfrau Maria 335. noch den Apoſteln und andern Heiligen wiederfahren 340. ob ſie die Kirchenväter wirklich befohlen 341 ff. 379 ff. kam zuerſt unter den gemeinen und unerleuchteten Chriſten auf 362. anfänglich wurden weder alle Märtyrer, noch alle überall angerufen 363. Urſachen, woher ſie entſtanden 365. war im vierten Jahrhunderte kein weſentlich Stück des Gottesdienſtes 370. ob ſie nothwendig zum wahren Chriſtenthum gehörte 379. ob die Kirche ſolche öffentlich gelehrt 383 ff.
Antonin, der Philoſoph, beweiſt eine beſondre Hochachtung gegen die Gräber ſeiner Lehrer 287
Aphtardoceten, Doceten und Phantaſiaſten 270
Apollinariſten, ihr Lehrſatz von der Perſon Chriſti 236. von ſeiner Natur 244. müſſen ihre Meynung deswegen entdecken, daſ. warum ſie ſich des Ausdrucks: Tempel des Worts, von Chriſto bedienet 245. ihr Syſtem von der Einheit des Willens und der Kraft in Chriſto 275 f.
Apoſtel, waren vor allen andern fähig von der Perſon Chriſti recht zu lehren 233. ihnen zu Ehren wird einem jeden zu Conſtantinopel ein Denkmaal errichtet 289 f. ſind in den vier erſten Jahrhunderten nicht angebetet worden 340. wie viel deren Mahomet geglaubt 530. deren Handauflegung war das gewöhnliche Siegel und Berufungszeichen der Lehrer in der Kirche 580
Apoſtoliker, eine Secte 232
Araber lieben keine Ordnung im Vortrage ihrer Lehren 520
Arc, Johanna von, wird für eine Begeiſterte ausgegeben

ben 178. erhält über die Engländer einen Sieg, daſ. wird zum Feuer verdammt 179
Archidiaconus, seine Verrichtung bey der Leichenbestattung eines Heiligen 387
Arianer machen einen Unterschied in der gottesdienstlichen Verehrung gegen den Vater und gegen Jesum Christum 341
Asbarianer, Secte unter den Mahometanern 545
Astolf, König der Lombarden, sucht Rom unter seine Bothmäßigkeit zu bringen 668. bricht den Frieden, daſ. belagert Rom wirklich 669. wird selbst belagert, und muß dem Pabste das Exarchat nebst vielen Städten abtreten 673
Attila, legt den Römern einen schweren Tribut auf 713
Auferstehung der Todten bey den Mahometanern 531
Augustinus warnet die Heiden vor dem Christenthume 216. und widerstreitet die Anrufung der Engel 334. duldet zwar die Anrufung der Märtyrer, verdammt sie aber in seinem Lehrbegriffe 359. seine Spöttereyen über die heidnischen Bilder 441 f.
Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und Sohne 186
Austräge, was darunter zu verstehen 185
Autpert, warum er von dem Erzengel Michael verwundet worden 396. glaubt, daß die Engel im A. Testamente angebetet worden, welches im N. T. nicht nöthig sey 397
Ayat, was es gewesen 515

B.

Babai, ein berühmter Archimandrit 258
Balliol, König in Schottland 21. wird gezwungen die Krone niederzulegen daſ.
Baronius erklärt alle römische Bischöfe des zehnten Jahrhunderts für Ungeheuer 227
Bartolus, Verfasser der güldenen Bulle 91
Basharianer 545
Basilius, ob er die Anrufung der Märtyrer gelehrt 343 f.
Bastille, wer sie errichtet 108
Befehdungen beschrieben 101
Begharden und Beguinen 232
Bellarmin behauptet, daß ein Pabst eine Ketzerey annehmen

nehmen und unterschreiben könne, unbeschadet der Unfehlbarkeit 591
Benedict II, Pabst 664
Benedict VIII, Gegenpabst 170
Benedict XII, Pabst 68
Beveredge, dessen Meynung vom apostolischen Ursprunge der Metropolitanen 568
Bilder, der ersten Christen Spöttereyen über die heidnischen 439 f. Abscheu des Augustinus davor 441 f. des Epiphanius 442. Absicht derselben in den Kirchen 444. Folgen davon 445 f. die nicht von Menschen Händen gemacht 446. ihnen wird eine wunderthätige Kraft zugeschrieben 447. werden in der Kirche ohne Ausnahme und Einschränkung verboten 451
Bilderdienst bestätiget 222. verboten 408. kurze Beschreibung von dessen Ursprunge, Fortgange und Bestätigung 435. dessen Geschichte hat drey Perioden, das. f. was den Christen zu dessen Einführung Gelegenheit gegeben 443. Beweis, daß solchen die ersten Christen verabscheuet 448 f. ob er so alt, als die Religion selbst 449. wenn er zuerst unter den Christen aufgekommen 455. soll ein relativischer und beziehender seyn 467. fand seine Vertheidiger vornehmlich unter den Mönchen 477. eine große Beförderinn dessen ist die Kaiserinn Irene 480 ff. wird im ganzen Orient zu einem wirklichen und wesentlichen Stücke des Gottesdienstes 484
Bildhauerkunst wird von den ersten Christen für eine Erfindung des Teufels gehalten 450
Bildsäule zu Paneas soll dem Herrn Christo zu Ehren aufgerichtet worden seyn 451. ist ungegründet das.
Birger, schwedischer König 18
Bischöfe der ersten Kirche waren einander an Ehre gleich 558. ihr Ansehen 563
Bischöfe, fränkische, ihre Verordnungen in Ansehung der päbstlichen Wahl 670
Bischöfe, griechische, wie weit sich ihr Kirchensprengel erstrecket 570
Bischöfe, italienische, suchen die Hoheit und das Ansehen des römischen Stuhls zu vergrößern 595
Bischöfe, römische, wodurch sie ihre Macht in geistlichen

Dingen vergrößert 218. führen diesen Namen, ohne die Pflichten derselben zu erfüllen 227. eignen sich das Recht zu canonisiren zu 416. müssen solches den Päbsten abtreten 417. waren im vierten Jahrhunderte nur Metropolitanen 583. wurden endlich Patriarchen, daſ. waren in Ansehung des Ranges die vornehmsten unter den christlichen Bischöfen und Patriarchen 584. hatten keine oberrichterliche Gewalt weder in Glaubenssachen und Kirchenzucht, noch eine Unfehlbarkeit in ihren Aussprüchen, daſ. waren anfänglich keine Patriarchen über die Kirchen, und hatten auch über keinen eigenthümlichen Staat zu gebiethen, daſ. wurden durch kaiserliche Gewalt zu Richtern über die abendländischen Kirchen ernannt 593. erhalten das Recht, Appellationen anzunehmen und zu fodern 587. aus was für Absicht sie nicht in Person auf den Kirchenversammlungen erschienen 588. auf was für Art sie in Rom reich und mächtig geworden 592. eignen sich eine Sorge für alle Kirchen zu, als wenn sie einen Theil ihres Amtes ausmachte 598. ernennen Vicarien in Kirchen, über die sie keine Gerichtsbarkeit erweisen können 597. wo sie Mittler seyn sollen, wollen sie Richter abgeben 594. fordern Berichte von den Angelegenheiten fremder Gemeinen 585. suchen die Gewohnheiten und Uebungen ihrer Kirche der ganzen christlichen Welt als apostolische Verordnungen aufzudringen 603. 608. führen ihre Hoheit von Petro her 598. 608. behaupten, daß sie ihre erdichteten Vorzüge kraft eines göttlichen Rechts besitzen 603. warum sie denen Geistlichen die Ehe verbothen 599. setzen in Provinzen, über die ihnen niemals einige Aufsicht zugestanden worden, Metropolitanen ein und ab 605. thun Eingriffe in die kaiserlichen Gerechtsame 612. bemühen sich, ihnen die Kaiser selbst unterwürfig zu machen 621 ff. werden weltliche, obgleich nicht unabhängliche Herren in Italien 673. suchen ihre Macht in Deutschland auszubreiten 666. wie sie ihre Macht, so wohl geistliche als weltliche, nach und nach gegründet, fortgepflanzt und befestiget haben 683 ff.

Bonaventura, verfertigt den Marienpsalter 405
Bonfilio Monalti, Stifter des Servitenordens 405
Bonifacius, der Deutschen Apostel 210. sucht die Religion auf keine gehörige Art auszubreiten 212. wird Vicarius in Deutschland 666. leistet dem Pabste den Eid der Treue, das. behauptet, daß der Pabst nicht könne gestraft werden, wenn er auch die Menschen Schaarenweise in die Hölle lieferte das.
Bonifacius, römischer Pabst, sucht die Hoheit und Würde des römischen Stuhls aufs höchste zu bringen 608. die africanischen Bischöfe machen ihn die über die ostillyrischen Bischöfe angemaßte Vorrechte streitig 610 f.
Bonifacius II, Pabst, warum er sich selber des Lasters der beleidigten Majestät beschuldiget 635
Bonifacius III, Pabst, nimmt den Titel eines allgemeinen Bischofs an, den seine Vorgänger verflucht und verdammet 654 f.
Bonifacius VIII, 24. dessen Verfahren gegen die kaiserlichen Gesandten bey der Audienz 25. ordnet das erste allgemeine Jubelablaßjahr 29. stiftet viel Unruhen in Frankreich an 32 f. geräth in Lebensgefahr 34. wird errettet und stirbt, das. soll die Religion für eine Fabel gehalten haben ebend. f.
Bonifacius IX, Pabst 126
Brief, im Namen des Teufels geschrieben 84
Brüder und Schwestern, eine Secte 232
Burgund, oder das Königreich Arelat, gehörte sonst zum deutschen Reiche 749. wird meistens von Carl IV. an Frankreich vergeben das.

C.

Caaba, was es bey den Mahometanern gewesen 541
Cajanisten, theilen sich in zwo Secten 269. was sie gelehrt das.
Calais, wie und wenn es in englische Bothmäßigkeit gekommen 79 f.
Canarische Inseln entdeckt 83
Canonisation, eignen sich die Päbste allein zu 225. ihr erster Ursprung 416. wer die erste feyerliche Canonisation aufgebracht 417. war in der ersten Kirche unbekannt 419. hat mit der heidnischen Abgötterey die größte Aehnlichkeit 421

Cantacuzenus, Johann 53. dessen Schicksale 85
Captal von Buch, ein berühmter englischer Feldherr 107
Caputiati 232
Cardinäle, setzen zween Päbste auf einmal ab 147. wenn selbiger zuerst gedacht wird 676. wer sie eigentlich gewesen daſ. f.
Cardinaldiaconen und Cardinalpriester, worinn ihr Amt bestund 677
Carl der Große, dessen Beweis, daß die paneadische Bildseule Christi von den ersten Christen nicht angebetet worden 452. dessen Spöttereyen über den Bilderdienst 485. 486. läßt die nicänische Kirchenversammlung zu Frankfurt verdammen 487. scheidet sich nach Jahrsfrist von seiner Gemahlinn 680. macht dem Lombardischen Reiche ein Ende 681. Ursachen seiner Freygebigkeit gegen den Pabst, daſ. wird zum Kaiser erwählt, daſ. und bestätigt aus besondern Ursachen der Päbste weltliche Hoheit 682
Carl, König in Sicilien, dessen Character 7. wird vom Throne gestoßen 9. ihm wird vom Feinde ein Zweykampf angeboten, daſ. stirbt vor Verdruß 11
Carl, der Lahme, wird gefangen gesetzt 16. kömmt frey, und wird König beyder Sicilien 17
Carl, der Schöne, König in Frankreich 51
Carl IV, wird zum Nebenkaiser erwählt 76. erkauft sich die wirkliche Kaiserwürde 81. läßt die güldne Bulle verfertigen 91. sein Character, daſ. stiftet die Universität zu Prag 93. untersagt alle Befehdungen 101. entdeckt die warmen Bäder in Böhmen 106. vergiebt viele Provinzen des deutschen Reichs an Frankreich 749
Carl, König in Neapolis, wird ermordet 121
Carl V, König in Frankreich 94. läßt die Bastille aufführen 108. dessen Character 110 f.
Carl VI, König in Frankreich 117. verfällt in einen Wahnwitz 130. vermeyntliche Ursache davon daſ. f.
Carl VII, wird auf eine wunderbare Art König in Frankreich 178
Carlsbad, woher es den Namen 100
Carpocratianer, wollen das Bildniß Jesu besessen haben 437

Casimir, König in Pohlen, sein Character 66. 105. beruft allerley Künstler nach Pohlen daſ.
Catharer, eine Secte 232
Ceccus Astulanus, berühmter Arzt, wird der Zauberey beschuldigt und verbrannt 204
Christen, werden von den Türken geschlagen 133. verfallen in abscheuligen Aberglauben 218. die griechischen richten durch die Bilderstürmerey groſse Unruhe in der Kirche an 222. was in den ersten Zeiten zu einem rechtschaffenen Christen ersodert wurde 222. ein jeder will einen Schutzgott im Himmel haben 225. ihre Ausschweifungen in der Verehrung der Märtyrer und ihrer Reliquien 286. Gelegenheit dazu, daſ. 290 ff. die ersten bekümmerten sich nicht um den Reliquiendienst 290. 312. müssen sich von den Heiden wegen Verehrung der Märtyrer die bittersten Vorwürfe machen lassen 293 f. 349. was sie bewogen, den Reliquiendienst nicht zu verlassen 297. dieser war bey ihnen mehr bürgerlich als gottesdienstlich 309. stunden in Gefahr, falsche Reliquien gottesdienstlich zu verehren 317. diese Furcht hält sie von der Liebe zu ihnen nicht ab 318. wuſsten in den drey ersten Jahrhunderten nichts von der Anrufung der Heiligen 329. wie solche nach und nach unter ihnen eingeführet worden 330. haben auch in den ersten vier Jahrhunderten keine Engel angerufen 332 ff. pflegten sich unter den Heiligen einen zu ihrem Mittler zu erwählen, und ihn anzubeten 361. die Anrufung der Märtyrer kam unter den gemeinen und unerleuchteten Christen auf 362. ihre Lehrer billigten solches theils nur in den Lobreden auf dieselben, theils in Gedichten 364. Gebräuche bey ihrer Beerdigung 387 f. worinn ihre Heiligkeit besteht 415. wurden um geringer Verdienste willen für Heilige erklärt 415. ihre Begriffe von Gott nach Einführung des Heiligendiensts 423 f. imgleichen von Jesu Christo 424 f. haben zu Anfange ihres Christenthums keine Bilder gehabt 436. 438. die Heiden machen ihnen deswegen Vorwürfe 438. ihre Spöttereyen über die heidnischen Bilder 439 f. was ihnen Gelegenheit zur Einführung des Bilderdienstes gegeben 443. warum die ersten Christen einen

Abscheu gegen alle Altäre, Tempel und Bildseulen hatten 448. ob ihnen die paneadische Bildseule Jesu Christi Anlaß zum Bilderdienste gegeben 452. wenn sie zuerst angefangen die Bilder zu verehren 455 ff.
Christenthum, warum beym Anfange desselben die Wunder nothwendig gewesen 409
Christian I, Stammvater der Könige in Dännemark 195
Christus, die Lehre von seiner Person wird durch die nestorianische und euthychianische Streitigkeit besser auseinander gesetzt 217. Streit über die Mittheilung seines Leibes und Blutes im heil. Abendmahle 226. seine Apostel waren vor allen andern Menschen fähig eine Untersuchung von seiner Person anzustellen 233. ob er nach seiner Menschwerdung in einer oder zwo Naturen bestanden 234. Nestorius Meynung von diesem großen Geheimnisse 237 f. wie die Wörter: **Vereinigung** und **Verknüpfung** von seiner Person zu verstehen 243. chalcedonisches Glaubensbekenntniß von seiner Person 266. ob sein Leib erschaffen oder unerschaffen 269. ein Wille und eine Kraft in Christo 276. soll nur eine Natur haben, das. warum einige einen Willen und eine Kraft, andere einen zwiefachen Willen, zwo Thätigkeiten und zwo Wirkungen statuiret 277. woher diese Lehre entstanden 281 ff. soll sein Bildniß, in einem Schweißtuche abgedruckt, dem Könige Abgarus zugeschickt haben 436. wer sich dessen Bildniß zu besitzen gerühmt 437. ob ihm zu Ehren eine Bildsäule zu Paneas errichtet worden 451. eine prophetische Ueberschrift auf seine Geburt 481
Chrysargyrum, was es gewesen 713
Chrysippus, dessen Lobsprüche auf die Jungfrau Maria 385
Chrysostomus schreibt den Gebeinen der Märtyrer die Kraft Wunder zu thun und zu heiligen zu 294 f. ermahnt die Christen ernstlich, Gott allein anzubeten 350 ff. widerspricht sich oft selbst 353. eine deutliche Stelle desselben, die Heiligen anzurufen 356 ff. dessen lächerliche Vorstellung von Gott und den Märtyrern im Himmel 368 f. der erste Patriarch zu Alexandrien mit einer Diöces 574
Churfürsten, ihre Vorrechte wurden durch die güldene

Bulle nicht vermehrt, erhielten aber dadurch ihre völlige Bestätigung 752. einem jeden wurde sein Erztamt angewiesen, daſ. ihre Anzahl war anfänglich auf sieben eingeschränkt, daſ. haben das Recht der Erstgeburt, daſ. imgleichen de non appellando 753
Churlande dürfen nicht getheilt werden 752
Claudius, ein spanischer Bischof, widersetzt sich dem Reliquiendienste und der gottesdienstlichen Verehrung der Bilder 323. wird deswegen der dreyköpfigte Cerberus genannt 324
Clemens V, Pabst 35. dessen Tod wird einem göttlichen Gerichte zugeschrieben 44
Clemens VI, wird Pabst 74. läßt eine schreckliche Bulle wider den Kaiser ergehen 77. schreibt ein Jubelablaßjahr aus 83 f. sein Character 86
Clemens VII, Pabst 112
Clerisey wird durch den Aberglauben des Volks reich und mächtig 223. und ihr Ansehen durch Könige und Fürsten unterstützet 224. eignet sich das Recht zu, Heilige zu machen 416. ihre vergrößerte Hoheit verursacht die größte Unordnung in der Kirche und in dem Staate 578 ff.
Clodowig, ein fränkischer König, wird ein Christ 211
Coder, theodosianischer, dessen Inhalt 706. des Justinus 708 f.
Cölestinus, Pabst, behauptet die von seinen Vorfahren erlangte Gewalt 611. setzt den Patriarchen zu Constantinopel ab daſ.
Columbanus, ein irrländischer Mönch 656
Concordaten 163
Constans, Kaiser, läßt die ausgegrabnen Leichname des Apostels Andreas, des heil. Lucas und Timotheus feyerlichst nach Constantinopel bringen 289
Constantin, wird, ungeachtet er nur ein Laye, nach erhaltener Tonsur Pabst 676
Constantin I, Pabst, läßt sich vom griechischen Kaiser Justinian die Füße küssen 665
Constantin, der Große, läßt denen zwölf Aposteln zu Ehren zwölf Denkmäler aufrichten 289 f. und in der Mitte derselben für sich ein Grab machen 290. sein Character 473. hält eine Kirchenversammlung wegen

des

des Bilderdienstes 475. was darinn beschlossen worden, das. f. merkwürdige Gesandtschaft an den fränkischen König Pipin 478 f. theilt die römische Monarchie in vier Präfecturen 696. ferner unter seine drey Söhne 701. warum er den Hauptsitz nicht in Rom gelassen 700. hat über zwey hundert Gesetze und Verordnungen gegeben 705. beschwert die Unterthanen mit unerträglichen Auflagen 711

Constantinopel wird von den Europäern erobert 740. treibt große Handlung 736

Creaturendienst wird öffentlich unter den Christen gelehret 320. unter allen Creaturen verdienten die Engel am ersten angerufen zu werden 331. davon war die römische Kirche im vierten Jahrhunderte frey 365. dessen Schicksale 391 ff. ihm wird Einhalt gethan 408. ist den Begriffen vom wahren Gott gänzlich zuwider 423 f. entzieht Jesu Christo alle Ehrfurcht, Dankbarkeit und Vertrauen 424 f. und wird den Christen beschwerlich 425 ff. verfälscht die Lehren der Offenbarung von den guten Werken der Menschen 428. erzeugt unrichtige Begriffe von den Thaten der Heiligen, und von der Gewalt der Kirche 429. hat einen schädlichen Einfluß in die Sitten der Christen 430. in den Staat und Religion 433 f.

Creuz Christi, wer dasselbe wieder gefunden haben soll 310. wird zur öffentlichen Anbetung ausgestellt, das. blieb, ungeachtet unzählige Menschen täglich Stückchen davon genommen, allezeit, wie es gewesen, das. warum es unverweslich gewesen seyn soll das.

Cyrillus, Bischof und Patriarch zu Alexandrien 234. verdammt den Nestorius als einen neuen Judas 236. geräth mit dem Nestorius in einen Briefwechsel 240. will diesen irrige Lehrsätze einzuwilligen nöthigen 241. dessen Lobsprüche auf die Jungfrau Maria 375

D.

Damasus wird zugleich mit einem andern zum Bischofe zu Rom erwählt 591. wie er diese Würde vor seinem Nebenbuhler behauptet 593. erhält vom Kaiser die höchste Gewalt über die andern Bischöfe 593. ob er sich derselben bedient 594. nennt seinen bischöflichen Sitz

Sitz zuerst den apostolischen Stuhl 596. macht die ersten Vicarien 597
Dauphin, wenn und von wem der Kronerbe in Frankreich diesen Titel erhalten 83
Desiderius, König der Lombarden, sucht eine doppelte Verbindung mit dem Könige der Franken zu stiften 677. diese wird vom Pabste auf eine gotteslästerliche Art hintertrieben 677. sucht die von den Franken dem päbstlichen Stuhle geschenkten Provinzen wieder an sich zu bringen 681
Deutsche, ihre Regierungsform war sehr fehlerhaft 755. wie ihre Gesetze und Gewohnheiten beschaffen gewesen das. übten die Selbsthülfe aus, das. werden durch päbstliche Gelderpressungen sehr mitgenommen 756
Deutsches Reich, dessen Beschaffenheit unter dem Kaiser Rudolph von Habsburg bis auf den Kaiser Albrecht den II, von Oesterreich 748. darinn will fast jeder Edelmann Krieg führen, das. dazu gehörte das Königreich Arelat 749. was sonst für Länder mehr darzu gehöret, das. dessen Kaiser haben sich nicht aller Oberherrschaft über Italien begeben 750
Deutsches Staatsrecht wurde zuerst in der güldenen Bulle durch ein schriftlich Reichsgrundgesetz bestimmet 752
Dhikr, was bey den Mahometanern so genannt wurde 515
Diaconus, dessen Verrichtung bey Beerdigung eines verstorbenen Heiligen 387
Digesten, was darunter begriffen 708
Din, ein Stück der mahometanischen Religion, dessen Inhalt 438. 439
Diodor von Darsen, ein Lehrer des Nestorius 254
Dioscorus, ein heftiger Vertheidiger des Eutyches 264. wird abgesetzt 265
Doceten 270
Donatisten, widersetzten sich aufs eifrigste dem Bilderdienste 454
Drey Kapitel, was darunter zu verstehen 272. erregen in der orientalischen Kirche große Unruhe 641
Duelle, in England nicht geduldet 36

E.

Eblis, wer so genannt wird 528

Register

Eduard I, König in England, dessen Charakter 10. macht sich durch verschiedne unerlaubte Wege das Königreich Schottland unterwürfig 20 f. 35 f. führt eine strenge Regierung 36. sucht seine Seligkeit durch Geld zu erkaufen 37

Eduard II, dessen Charakter 45. wird von den Schotten überwunden 47. von seiner eignen Gemahlinn bekriegt 56. abgesetzt, das. und ermordet 57

Eduard III, König in England 56. sucht vergeblich sich Schottland unterwürfig zu machen 69. seine Unternehmungen gegen Frankreich 70. versetzt seine Krone 71. läßt herrliche Gesetze und Verordnungen machen 77 f. überwindet den König in Frankreich 79. ist gegen die Ueberwundenen unerbittlich, das. seine Gemahlinn schlägt den König in Schottland und nimmt ihn gefangen, das. er stiftet den Orden vom blauen Hosenbande 82. schlägt die Kaiserkrone aus 81

Eduard, Prinz von Wallis, erhält einen herrlichen Sieg über die Franzosen und nimmt ihren König gefangen 88

Ehe, wer solche den römischen Geistlichen verbothen 599

Einer hat im Fleische gelitten, Streit darüber 631

Ekthesis, was 279. wird vom Pabste zu Rom verdammt 658 f.

Eligius, dessen Beschreibung eines Christen in den ersten Zeiten 223

Elisa soll einen Todten auferweckt haben 292. Endzweck dieses Vorgebens das.

Elisabeth, verwitwete Königinn in Ungarn, wird erfauft 121

Elixandus, Bischof zu Toledo, ob er ein Nestorianer gewesen 281

Engel verdienten vor allen andern Creaturen angerufen zu werden 331. sind in den ersten vier Jahrhunderten niemals angerufen worden 332 ff. 373. wer ihre Anbetung zuerst behauptet 334. wurden im fünften Jahrhunderte noch nicht öffentlich angebetet 384. Gebet an dieselben in der Todesstunde 397. sollen im alten Testamente nach Autperts Meynung seyn angebetet worden 397. warum solches im neuen Testa-

Testamente nicht mehr geschehen dürfte, das. warum man ihnen Körper beygelegt 396. sollen Leiber ohne Quantität und Qualität gehabt haben 403. und Statthalter Christi auf Erden seyn 405. wie sich solche die Mahometaner vorstellen 528

Engel Gabriel, ob er der Jungfrau Maria in der Gestalt einer Taube oder Schlange, oder eines Mannes oder Weibes 231. als ein Jüngling oder Greis erschienen, das. wie er gekleidet, ebend. ob er ihr früh, oder im Mittage, oder des Abends erschienen, das. ob die Leinwand seines Kleides schwarz, oder weiß, oder unrein gewesen das.

Engel Michael, Erzengel, wenn ihm ein Tempel erbauet worden 385. soll seine Anbetung mit Gewalt verlangt haben 396

Ennodius, dessen übertriebene Schmeicheleyen gegen den Pabst 628. werden als Wahrheiten, die ein jeder Bischof zu glauben verpflichtet wäre, bestätiget das.

Enverrand Marigny wird unschuldig hingerichtet 45

Epiphanius hat einen Abscheu vor den Bildern 442

Erich VI, König in Dännemark, wird wegen unerlaubter Liebeshändel ermordet 13 f.

Erich VII, Mendved genannt, König in Dännemark 14

Eugenius I, ein Nebenpabst 660

Eugenius IV, Pabst 175

Eunapius, ein Heide, macht den Christen Vorwürfe wegen der Verehrung der Reliquien 293

Eusebius will die Märtyrer göttlich verehrt wissen 288

Eusebius von Sebaste widersetzt sich der Verehrung der Reliquien 292

Eutyches, dessen Lehrsätze von der Person Christi 260. woher dessen irrige Lehre entstanden 261. 264. ob er wirklich in Christo zwo Naturen statuirt 262. und eine Vermischung oder Verwandlung der menschlichen Natur in Christo behauptet 263. seine Lehre wird verworfen 264. glaubt nur eine Natur in Christo 276

Euthymius, was dessen Gebeine für Wunder gethan haben sollen 313

Exomologesen, was darunter zu verstehen 390

F.

Fasten der Mahometaner 540
Feilstaub von den Ketten der Märtyrer, wird für eine Reliquie gehalten 313
Felix III, Pabst, verursacht die erste große Kirchenspaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche 620. geschieht meht aus Ehrgeiz als Religion das.
Felix, Bischof in Spanien, ob er ein Nestorianer gewesen 281
Ferdinand IV, König in Spanien 26. stirbt 44
Flagellanten, eine Secte, kömmt wieder zum Vorscheine 81 f.
Flavian, Patriarch zu Constantinopel, hält eine Kirchenversammlung 264. wird abgesetzt 265. stirbt im Elende das.
Forkan, was 515
Freybeuter 97
Friedrich von Oesterreich 47. wird gefangen 51
Friedrich III, wird Kaiser 187. und zuerst mit der longobardischen Krone in Rom gekrönet 198
Friedrich, der Streitbare, erhält die Churwürde in Sachsen 168

G.

Gaveston, dessen Schicksal 45 f.
Gebet, ob es kräftiger, wenn es mit dem Gebete der Märtyrer vereinigt ist 390
Gehorsamsbothschaften der deutschen Kaiser, wurden nach ihrer Wahl an den Pabst geschickt 753
Geisler, sein tyrannischer und lächerlicher Befehl 38 f.
Geisterlehre, heidnische, giebt Gelegenheit die Engel anzurufen 331
Geistliche, werden durch den Aberglauben der ersten Christen reich und mächtig 223 f.
Gelasius, Pabst, sucht den Kaiser Anastasius unter seine Bothmäßigkeit zu bringen 621. will den Acacius aus dem Verzeichnisse der rechtgläubigen Bischöfe ausgestrichen wissen 620. behauptet, daß der erste Sitz Petri die römische Kirche wäre 624
Gericht, allgemeines, wie sich solches die Mahometaner vorstellen 533

Gerson, Kanzler der Sorbonne, kündigt dem Pabste den Gehorsam auf 147. verwirft die Ausschweifungen der Päbste und Clerisey mit großer Standhaftigkeit 163. wird in einem Aufruhre ermordet 165
Geschichtschreiber, die berühmtesten im dreyzehnten Jahrhunderte 201 f. im vierzehnten 203 f.
Gesetze der Römer waren fast unzählig 704. warum sie niemand studiren wollte 705. werden von Theodosius dem Jüngern unter dem Namen des theodosianischen Codex zusammen gesammlet 706
Ghosl, was 539
Gildas Klagen über die englische Geistlichkeit im sechsten Jahrhunderte 212
Gisela, wer sie gewesen 677. warum ihre Vermählung zurück gegangen 680
Glaube erscheint in der Schrift in der edelsten und erhabensten Einfalt 231
Gnostiker ruhmen sich das Bildniß Jesu besessen zu haben 437
Gottesgebährerinn, heftiger Streit darüber zwischen Nestorius und Cyrillus 237 ff.
Gottesgelahrheit, derselben Zustand im dreyzehnten Jahrhunderte 202. die berühmtesten Lehrer darinn zu dieser Zeit, das. ihre Beschaffenheit und Lehrer im vierzehnten Jahrhunderte 205 f. der scholastischen Ursprung 228
Gräber, heidnische, werden göttlich verehrt 287. wer diese Lehre vertheidiget 288. der Märtyrer ihre und das Andenken derselben soll eine heiligende und wunderthätige Kraft haben 296
Gregor von Nyssa vertheidigt die Anrufung der Märtyrer 343 f.
Gregor von Nazianz, ob seine übertriebne Lobreden gegen die Heiligen für eine Anrufung derselben zu halten 346 f.
Gregor I, Pabst, ob er die Bilder anzubeten befohlen 457 f.
Gregor II, Pabst, verursacht dem griechischen Kaiser Leo große Unruhen wegen des Bilderdienstes 462 ff. dessen Beweise die Bilder anzubeten 468. 469 f. seine

ne große Unwissenheit in der Bibel 469. außerordentliche Beschreibung eines Ketzers 470. glaubt, daß die Anbetung der Bilder so nöthig als essen und trinken sey 471. sucht sich die Kirchen in Deutschland zu unterwerfen 665 f.
Gregor III. Pabst, thut alle in den Bann, die den Bilderdienst verwerfen 472
Gregor X. stellt eine große Kirchenversammlung zu Lion an 3. stirbt 5
Gregor der Große, Pabst, besitzt vorzügliche Eigenschaften 646. dessen Vorstellungen an den Patriarchen zu Constantinopel, den Titel eines allgemeinen Bischofs abzulegen 648 f. nennt sich den Knecht aller Knechte 650. schmeichelt dem tyrannischen Kaiser Phocas auf eine niederträchtige Art 650. 651. sucht seine Oberherrschaft auch in Occident zu erweitern 652. Mittel, deren er sich dazu bedient 653 f.
Güldene Bulle, deren Verfasser und Inhalt 91. 752
Günther von Schwarzburg, begiebt sich nach empfangnem Gifte der kaiserlichen Würde 81
Guesclin, berühmter Feldherr in Frankreich 97. sein Charakter 109 f.
Grüne und Blaue, gewisse Parteyen in Rom 710. woher sie diese Namen erhalten, das. verursachten zuweilen die blutigsten Empörungen, das. ihre Anhänger unter den Kaisern das.

H.

Hammonds Meynung von dem apostolischen Ursprunge der Metropolitanen 568
Hadrian V. römischer Pabst 5
Hanbaliten und Hanefiten 544
Hanseestädte bekriegen den König in Dännemark 92 werden geschlagen 93
Hasbemianer und Hayetianer 544
Hegira, was darunter zu verstehen 511
Heiden, werden gewarnet das Christenthum anzunehmen 216. halten die Gräber ihrer Vorfahren und Helden in besondrer Hochachtung 287. werfen den Christen die Verehrung der Märtyrer vor 293
Heilige werden in unzähliger Menge gemachet 225. Ursprung der gottesdienstlichen Anbethung derselben 285.

wollen ihre Reliquien von einem Orte zum andern gebracht wissen 323. ihre Anrufung war den ersten Christen unbekannt 330. wie diese nach und nach unter den Christen eingeführt worden, daß. und ob sie zum wahren Christenthume nothwendig 379. 407. ob sie im Himmel für die Gläubigen auf Erden beten 381. 388. werden zu Mittlern zwischen Gott und den Menschen gemacht 393. deren Anzahl bey den Christen ist größer als der heidnischen Götter 407. wer es verbothen, Eide bey denselben zu schwören 408. ob man sie aus ihren Erscheinungen und Wundern erkennen kann 413. Unterschied unter den Begriffen von dem wahren Gott und den Heiligen 423

Heinrich, Graf von Luxemburg, erhält die Kaiserwürde 40. ist bey seiner Krönung in großer Gefahr 41. ob er dem Vorgeben nach an Gifte gestorben 42

Heinrich II, König in Spanien 97. ermordet seinen Bruder 99. soll durch vergiftete Stiefeln seyn ums Leben gebracht worden 111

Heinrich III, König in Spanien, dessen Charakter 145

Heinrich IV, wird König in England 138. unterdrückt viele Rebellionen wider sich 141 f.

Heinrich V, König in England 155. liefert den Franzosen eine entscheidende Schlacht 158

Heirath ins dritte und vierte Glied wird für eine Todsünde gehalten 228

Helena, ob sie das Kreuz Christi wieder gefunden 310

Henoticon, was darunter zu verstehen 267

Henricianer, eine Secte 232

Heraclius, griechischer Kaiser, befiehlt nur Einen Willen und Eine Thätigkeit und Wirkung in Christo zu lehren 278

Herva, was sie gewesen 287

Hesychasten 232

Hesychius Lobsprüche auf die Jungfrau Maria 385 f.

Hieronymus von Prag, wird verbrannt 160

Hieronymus, der Kirchenlehrer, dessen Charakter 305. übertriebner Eifer gegen den Vigilantius und für die Reliquien 306 f. dessen Beschreibung der römischen Geistlichkeit 592

Hilarius, Pabst, behauptet die Oberherrschaft über die gallischen Bischöfe 617. imgleichen über die spanischen 618
Hincmars Beweise für die Nothwendigkeit der Anbetung der Heiligen 407
Hodeilianer 544
Hölle, wie sich solche die Mahometaner vorstellen 534
Honorius I, Pabst, billigt den Monothelismus 658
Honorius IV, erlangt die päbstl. Würde 13. stirbt 16
Honorius, römischer Kaiser, verspricht den Sclaven die Freyheit, wenn sie das Vaterland vertheidigen wollten 715
Horebiten, wer sie gewesen 174
Hormisdas, Pabst, geräth mit dem Kaiser in Uneinigkeit 629
Huß, Johann, wird verbrannt 159. warum 160. seine Anhänger verursachen große Unruhen 167
Hußinetz, Nicolaus von 167
Hußiten, theilen sich in Waisen und Horebiten 174. ihnen wird das Abendmahl unter beyderley Gestalt erlaubt 179. 232

J.

Jabbarianer, eine mahometanische Secte 546
Jacob, Patriarch, wird fälschlich des Bilderdienstes beschuldigt 455
Jacob, König in Sicilien 12
Jacquerie, eine Rotte Räuber in Frankreich 89
Jagello, Fürst in Litthauen, wird getauft und König in Polen 119
Jahedhianer, läugnen die Ewigkeit der Höllenstrafen 544 f.
Janitscharen 95
Jin, was darunter zu verstehen 529
Imam, ein Theil der mahometanischen Religion 522. was darinn enthalten 523. 525. 527. 529. 530 f.
Innocentius I, Bischof zu Rom, sucht das Ansehen und die Oberherrschaft über die Kirche zu behaupten 601 f. und aus einem göttlichen Rechte herzuleiten 603
Innocentius IV, Pabst 5
Innocentius VI, Pabst 87

Interdicte, päbstliche, aemisbraucht 6 f.
Inquisition wird eingeführt 230
Jobbajaner 544
Johann, Pabst, übernimmt den Ketzern zum Besten eine Reise 632. kömmt darüber ins Gefängniß 633
Johann II, Pabst, verdammt seines Vorgängers Ausspruch als irrgläubig 635
Johann IV, Pabst, verdammt auf einem römischen Synodus die Ekthesis 658
Johann XV, Pabst, hat die erste feyerliche Canonisation aufgebracht 417
Johann XXI, Pabst 5
Johann XXII, Pabst 48. macht dem Kaiser Eingriffe in seine Rechte 52. widerruft seine irrige Lehre von den Heiligen im Himmel 67. sein Charakter das.
Johann XXIII, Pabst, erklärt seine Gegenpäbste für Ketzer 149. wird vieler Verbrechen wegen abgesetzt 159
Johann, König in Arragoinen, dessen Charakter 126
Johann, des Kaisers Heinrichs Sohn, wird König in Böhmen 40. will sein Königreich vertauschen 52
Johann I, König in Spanien 111
Johann II, König in Spanien 171
Johann II, König in Frankreich, wird gefangen 88. sein Charakter 94
Johann, Evangelist, ob er als ein Zeuge der Metropolitanwürde anzuführen 568 f.
Johanna, Kronerbinn in Navarra, muß nebst ihrer Mutter flüchtig werden 3
Johanna, Königinn in Neapolis, ihr Schicksal und Charakter 114
Johannes von Damascus, lehrt den Creaturendienst öffentlich 320
Johannes Maria, dessen Grausamkeiten 153 f.
Irene, griechische Kaiserinn, bestätiget den Bilderdienst 222. 480. soll ihren Gemahl vergeben haben, das. reißt die Regierung an sich, das. bedient sich zu Befestigung des Bilderdienstes eines frommen Betrugs 481. und stellt eine Kirchenversammlung darüber an 482 ff. läßt ihren Sohn hinrichten und wird abgesetzt 488

Isabella, eine herrschsüchtige Königinn in England 56. wird gefangen gesetzt 60
Italien, große Unruhen daselbst 6. 25 f.
Jubelablaßjahr bringt dem päbstlichen Stuhle sehr viel ein 29 f. unter Clemens VI. 83 f.
Juden, sollen auf des Pabstes Anstiften die Brunnen in Frankreich vergiftet haben 51. so auch in Deutschland 81. haben einen Abscheu vor den Bildern 437. waren der Ausbreitung der mahometanischen Religion am meisten zuwider 550. den Kaisern zinsbar und hießen kaiserliche Kammerknechte 754
Julian Apostata wirft den Christen die Verehrung der Reliquien vor 293. 363. verschwendet die öffentlichen Einkünfte unter die Sophisten 712
Julian von Halicarnaß, dessen Lehre vom Leibe Christi 269
Julius, Pabst, sucht zu behaupten, daß nichts wichtiges ohne sein Wissen in der orientalischen Kirche vorgenommen werden solle 585. erwirbt sich dadurch wider die Arianer besondre Vorzüge 586. erhält von der Kirchenversammlung zuerst die Befugniß, Appellationen anzunehmen 587
Justinian, Kaiser, läßt ein neues Gesetzbuch machen 708. giebt ihm den Namen der Pandecten oder Digesten, daf. legt öffentliche Academien an 709. hebt das erste Gesetzbuch auf und läßt einen neuen Codex machen, daf. was in dessen Novellen enthalten, daf. verkauft die Gesetze fürs Geld 710. schlägt sich zur Partey der Blauen, daf. ist unersättlich geizig 713. verschwendet unermeßliche Reichthümer 714. und läßt die Schatzkammer leer daf.

K.

Kadarianer 545
Kaiser, deutsche, haben sich nicht aller Oberherrschaft in Italien begeben 750. machen den Päbsten das Eigenthumsrecht über Rom streitig 751. gelangen durch die Wahl zum Throne, daf. schickten nach ihrer Wahl Gehorsamsbothschaften an den Pabst 753. welches die vornehmsten unter ihren Reservaten, daf. hatten wenig Einkünfte 754

Kaiserthum, morgenländisches, dessen Verfall und Untergang ist der ungeheuren Weitläuftigkeit zuzuschreiben 693. 695. wie weit sich dessen Umfang erstrecket 696 ff. dessen meisten Beherrscher sind lasterhaft und tyrannisch 720. halten auf keine genaue Beobachtung der Gerechtigkeit 704. kennen nicht die Grundsätze einer weisen Regierung 702. sind Sclaven ihrer Leidenschaften 709. die öffentlichen Einkünfte in demselben werden theils wegen der Gelindigkeit und Nachsicht, theils wegen des Geizes der Monarchen schlecht angewendet 711 ff. darüber geräth das Kriegswesen in die schlechtesten Umstände 715. die Hülfsvölker sind ihm gefährlicher als die Feinde selbst 716. Religionsstreitigkeiten sind auch eine Ursache von dessen Zerrüttung 718
Kaiserwahl, deutsche, gehört allein den Churfürsten 751. wo sie geschieht 752
Keblah, was darunter zu verstehen 539
Kiramianer halten Gott für körperlich 546
Khorejiten 546
Kirche, armenische, erhält sich von allem Aberglauben unbefleckt 495
Kirche, französische und deutsche, bleibt vom herrschenden Aberglauben rein 495. verwirft allen Bilderdienst 496
Kirche, rechtgläubige, hat keine Bilder gehabt 436. verbiethet solche ohne Ausnahme und Einschränkung 451. erste apostolische wußte keinen Unterschied der Ehrenstellen unter ihren Vorstehern 558. geräth durch die vergrößerte Macht der Clerisey in die größte Unordnung 578. muß ihr Schicksal von einem ketzerischen Könige entscheiden lassen 625
Kirche, römische, war im vierten Jahrhunderte am reinsten vom Creaturendienste 365. ob sie für die rechtgläubige zu halten 590
Kirche, griechische, derselben Verwirrung hat einen großen Einfluß in die Ruhe des Staats 266. darinn wurden anfänglich nicht alle Märtyrer, noch alle überall angerufen 363
Kirche, spanische, hat ihren Gottesdienst von der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien unbefleckt erhal-

erhalten 323. 409. hatte in der Christenheit, ehe ihr Bischof Patriarch wurde, den ersten Rang nach der römischen 573
Kirchenlehrer überschritten durch eine allzuheftige Beredtsamkeit die Gränzen, eine Wahrheit von der andern zu unterscheiden 353 f. f. 359
Kirchensprengel der griechischen Bischöfe bestimmt 570
Kirchenversammlung, unter Pabst Gregor X, in Frankreich angestellet 2. darinn werden verschiedne Bettelorden aufgehoben 3. zu Costnitz 159. geht fruchtlos ab 163. bestätigt den Bilderdienst 222. zu Ephesus verursacht lauter Unruhe 242. eine Stelle aus der Chalcedonischen für die Anruffung der Heiligen fälschlich angezogen 380 f. zu Constantinopel hebt den Bilderdinst auf 475. Bewegungsgründe dazu, das. bestimmt ihrer Bischöfe Kirchensprengel und verordnet Patriarchen 570. die Nicänische verdammen sich einander selbst 495. zu Paris das. zu Sardica, was darauf verordnet worden 587 f. legt den römischen Bischöfen die oberrichterliche Gewalt bey 588
Kirchenspaltung, was darzu zwischen der abend- und morgenländischen Kirche Anlaß gegeben 620. wird mit großer Heftigkeit fortgesetzt 628
Kitab, was so genannt wird 515
Knecht aller Knechte, wer sich so genennet 650
Knuma, was darunter zu verstehen 258
Körper ohne Quantität und Qualität der Engel 403
Koran, Glaubensbuch der Türken, eigentliche Bedeutung dieses Worts 514. andre Benennungen 515 dessen Eintheilung das. 522. Inhalt 517. 542. dessen Endzweck 519. die Mahometaner verehren ihn unumschränkt 522. ein andres, Sonna genannt 522. die schönsten Stellen darinne 524 f. Ursachen, warum er vom Himmel gekommen seyn soll 529
Koreischiten wollen den Mahomet ausrotten 511. müssen um Friede bitten 514
Kristolatrer, wer sie gewesen 270

L.

Ladislaus IV, wird ermordet 18
Landfriede, merkwürdiger in der Wetterau 755 f.

Lange Mauer, wie weit sie sich erstrecket 718
Lateinische Sprache wird zur einzigen gottesdienstlichen Sprache gemachet 230
Laurentius, ein Nebenpabst 625
Lebensbeschreibungen der Heiligen sind meistens falsch und erdichtet 412 f.
Legaten der römischen Kirche, deren Ursprung 597
Legati a Latere, wer so genennt worden 614
Lehrer, gottesdienstliche öffentliche, wurden von der ganzen Gemeine gewählt 580. wie sie eingeweihet wurden, das. deren Zustand unter den Bischöfen 581
Leichenbestattung der Christen 387
Leo, griechischer Kaiser, sucht den Bilderdienst mit Gewalt auszurotten 461 f. was ihn darzu bewogen 462. 489. der Pabst widersetzt sich fruchtlos seinem Unternehmen 463. Folgen davon 464. stirbt plötzlich, nicht ohne Verdacht, an beygebrachtem Gifte 480
Leo I, Pabst, sucht die Kirche in Gallien seiner Kirchenmacht zu unterwerfen 613. hält zu Chalcedon eine allgemeine Kirchenversammlung 614. hat dabey zum erstenmal auf kaiserliche Einwilligung den Vorsitz, das. und nennt sich ein allgemeines Oberhaupt, das. seine meisten Bemühungen giengen auf die Erhebung des römischen Stuhls 616
Leo II, Pabst, verdammt den Pabst Honorius als einen Ketzer 663
Liberius, Pabst, dessen Charakter 589 übt seine oberrichterliche Gewalt gegen den Bischof Athanasius zu Alexandrien aus, das. wird abgesetzt und ins Elend verwiesen 590. erlangt seine Würde wieder und unterschreibt ein ketzerisches Glaubensbekenntniß, das. bekennt sich zu den Arianern 591. dessen Unfehlbarkeit schlecht vertheidigt das.
Licht von Tabor, ob es erschaffen oder unerschaffen 199
Litanien, was sie sind und wer sie gestiftet 389 die große, das. wie sie sonst genennt werden 390. Ursprung das.
Lobreden auf die Heiligen, ob sie für eine Anrufung derselben zu halten 344 ff. besondre auf die Jungfrau Maria 374. 385. auf die Engel 393
Lollharden, eine Secte 232

Longobardische Krone, wer zuerst damit in Rom gekrönt worden 198.
Lucas, Evangelist, dessen ausgegrabner Leichnam wird feyerlichst nach Constantinopel gebracht 289. ob er ein Mahler gewesen 436
Ludwig, der Fromme, stellt eine Kirchenversammlung wegen des Bilderdienstes zu Paris an 495
Ludwig Hutin, König in Frankreich 44
Ludwig von Bayern, wird zum Kaiser erwählt 47. bekömmt seinen Nebenkaiser gefangen 51. erklärt den Pabst für einen Ketzer 59. sucht vergeblich sich mit Benedict XII. auszusöhnen 68. stirbt vermuthlich an beygebrachtem Gifte 80
Ludwig, König in Polen 106
Lusignan, König in Cypern, ersucht die christlichen Fürsten vergeblich um Hülfe 94

M.

Macedonius, Bischof zu Constantinopel, wird ins Elend verwiesen 269
Magistri Militiä 703
Magnus, König in Schweden 13
Mahlerey und Bildhauerkunst werden für Erfindungen und Künste des Teufels gehalten 450
Mahomet, türkischer Kaiser, wirft das griechische Kaiserthum gänzlich übern Haufen 199. dessen Geburt und Auferziehung 504. war in seiner Jugend entweder mit epileptischen, oder hypochondrischen Zufällen behaftet 505. wird ein Kaufmann, und erwirbt sich auf seinen Reisen eine große Erkenntniß in geist- und weltlichen Dingen 506. was ihn bewogen, eine neue Religion zu stiften 506 ff. giebt ein Gespräch mit dem Engel Gabriel vor 409. wer seine ersten Anhänger gewesen 510. wird von den Koreischiten heftig verfolgt 511. macht seine Nachtreise auf dem Pferde Gabriels bekannt 512. bekömmt in Medina viele Anhänger, das. f. breitet seine Lehre mit Gewalt aus 513. auch außer den Gränzen Arabiens 514. stirbt, das. dessen Nachfolger, das. Beweise, daß er Gehülfen zu Verfertigung des Korans gehabt 517. warum er seine Offenbarung stückweise empfangen zu

haben vorgegeben 521. warum er beständig Gott und seine Eigenschaften im Munde gehabt 527. wie viel er göttliche Offenbarungen geglaubt 529. imgleichen Apostel 530. hält sich für den letzten und größten Propheten daf.
Mahometaner erweisen dem Koran eine unumschränkte Ehrerbietung 522. ihre Vorstellung von der Auferstehung der Todten 531 f. von dem letzten Gerichte 533. von der Hölle 534. und Paradies 535. wie ihre Sittenlehre beschaffen 536 f.
Maletiten, wer sie gewesen 544
Marca will den Ursprung der Metropolitanen von den Aposteln herleiten 568
Märtyrer sollen göttlich verehret werden 288. und die Kraft haben Wunder zu thun und zu heiligen 294 ff. die Lumpen von ihren Kleidern verehrt 296. von zween erdichteten soll ein Blinder sehend und viele vom Teufel Besessene befreyet worden seyn 299 f. Beweise, daß ihre Wunderwerke verdächtig 301 f. der Feilstaub von ihren Ketten wird für eine Reliquie ausgegeben 313. ihre Reliquien thun so viel Wunder, daß rechtschaffne Leute einen Eckel daran haben 321. werden von den ersten Christen nicht angerufen 331. worinn ihre Ehre anfänglich bestanden, daf. ob Basilius ihre Anrufung angerathen 341. das thut Gregor von Nyssa 344. Gregor von Nazianz 346. deutlicher Beweis des Chrysostomus, dieselben anzurufen 356 f. wurden zuerst von den gemeinen und unerleuchteten Christen angerufen 362. sie wurden anfänglich weder alle, noch alle überall angerufen 363. die Lehrer billigten solches, theils nur in ihren Lobreden, theils in Gedichten 364. ob sie überhaupt für die Lebendigen bitten 366. und ob ihre Vorbitte einige Kraft habe 368. die Anrufung derselben war anfänglich kein wesentlich Stück des öffentlichen Gottesdienstes 370. ob die Kirche ihre Anrufung unter die Pflichten des Christenthums gerechnet 382. haben einen niedrigern Rang im Himmel, als die Jungfrau Maria 402
Märtyrerverzeichnisse der drey ersten Jahrhunderte sind verloren gegangen 412. die übrigen sind verfälscht und erdichtet daf. f.

Mardaiten 280
Maria, verschiedene theils neugierige, theils unnütze Fragen von derselben aufgeworfen 231. ob sie eine Gottesgebährerinn zu nennen 237. ff. 251. ihr Gürtel wird angebetet 320. Beweise, daß sie in den ersten vier Jahrhunderten nicht angebetet und angerufen worden 335 ff. 374. ausschweifende Lobsprüche auf sie 374 ff. 385. soll von den Todten auferstanden seyn 398. 399 ff. ihr wird ein neues Fest bestimmt 400. ein besondres Fasten und andre Ehrenbezeugungen 405. wer ihre unsündliche Empfangniß behauptet 406
Maria, Königinn in Spanien, ihre vortrefflichen Eigenschaften 26
Marienpsalter 405
Maro, Maroniten 281
Marsilius von Padua, vertheidigt den Kaiser wider den Pabst schriftlich 59
Martin I, Pabst, läßt die Ekthesis und Typtichen verdammen 660. wird darüber ins Elend verwiesen das.
Martin IV, Pabst 8. stirbt 13
Martin V, Pabst 162
Maximus, dessen Gebet an die heilige Agnes 361. glaubt daß die Heiligen allgegenwärtig sind das.
Maximus von Mandaura wirft den Christen die Anbetung der Reliquien vor 294. 363
Metropolitane, ihr Ursprung 560. wurden vorzüglich auch Alte und Väter genennt 561. wenn sie zu dieser Würde und Vorrechten bestätiget worden 565. was erfodert wurde, dergleichen zu werden 566. ob sie ihren Ursprung von den Aposteln haben 567. welches die vornehmsten waren 569. verursachten durch ihren Ehrgeiz und Herrschsucht die patriarchalische Würde 570
Metropolitane, heidnische, darzu ließen sich ihre Kaiser erwählen 562
Michael Palãologus tritt der Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche aus Zwang bey 2 f. stirbt 10

Michael, der Stammler, verbiethet die Eide bey den Heiligen zu schwören 408. und das Abendmahl aus ihren Händen zu nehmen 492
Mönche, Vertheidiger des Bilderdienstes 477. und Märtyrer ihrer Leidenschaften 478
Mönche, griechische, rühmen sich Gott mit leiblichen Augen gesehen zu haben 73
Mönche, scythische, erregen einen heftigen Streit über den Ausdruck: Einer hat im Fleische gelitten 631
Monophysiten 257. wer so genennt wird 266. heißen auch Acephali 268. werden hart verfolgt 271 f. bringen ihre gottesdienstliche Verfassung in Ordnung 274
Moral, derselben Zustand im vierzehnten Jahrhunderte 206
Morgianer, eine Secte unter den Mahometanern 546
Morin, dessen Meynung vom Ursprunge der Metropolitanbischöfe 568
Mortimer, ein Liebling der Königinn Isabella in England 56 wird gehängt 60
Monothelismus in Christo für unschuldig und wahr erklärt 279. Widerlegungen desselben das.
Moschaf, was 515
Moshabbehiten, ihre Lehrsätze von Gott 545 f.
Motazaliten, eine mahometanische Secte 516. ihre Lehrsätze 544. theilen sich in kleinere Secten das.
Mozdarianer 545
Mützen, weiße, ein Zeichen der Empörung 156
Munkir und Nedir, was darunter zu verstehen 536

N.

Nasenbluten bringt ein türkisches Kriegsheer in die Flucht 173
Natur, was es bedeutet 250 ff. 270 ff.
Navarra, Unruhen daselbst 4. sucht seine Macht zu erweitern 6
Nepotismus 5
Nestorius, Bischof und Patriarch zu Constantinopel, dessen Charakter 234. wird als ein neuer Judas verdammt 236. dessen Meynung von der Menschwerdung Jesu Christi 237 f. unterhält mit dem Cyrillus einen Briefwechsel 240. wird widerlegt, und soll

in zwölf irrige Lehrsätze einwilligen 241. seine Anhänger breiten sich weit und breit aus 242. soll die Person Christi in zwo Personen theilen, daſ. 250. sucht die Apollinaristen ihres Irrthums zu überführen 244. und sie mit ihren eignen Waffen zu bestreiten 246. ob er in der Lehre von der Menschwerdung Christi rechtgläubig gewesen 248. kann des Cyrillus Ausdruck: φυσιν nicht vertragen 249. noch auch ενωσιν, daſ. und braucht lieber συναφειαν, daſ. hat nur eine Person in Christo statuirt 250 ff. wer ihn in der Lehre von der Person Christi unterrichtet 254. Ursachen, warum er und seine Anhänger vieler Irrthümer beschuldiget wurden 259

Nestorianer, ob sie in die Irrthümer, deren ihr Vorgänger beschuldiget wurde, verfallen 255 f. warum sie die Jungfrau Maria keine Gottesgebärerinn nennen wollen 256 f. sollen in Christo nicht nur drey, sondern vier Personen statuirt haben 257. Beweis, daß sie nur einen Christum und eine Person in ihm geglaubt 258. ihr System des einzigen Willens und der einzigen Wirkung in Jesu Christo 275

Nicodemus, ob er ein Bildhauer gewesen 436

Nicolaus IV, wird Pabst 5. Urheber des Nepotismus, daſ.

Nicolaus V, ein Gegenpabst 61

Nothwendigkeit die Heiligen anzubeten 408

Novellen, was so genennt wird 707. 708

O.

Occam vertheidigt den Kaiser schriftlich wider den Pabst 59

Offenbarungen, göttliche, wie viel Mahomet deren gezählet 529

Ohrenbeichte, wenn sie erfunden worden 230

Oel in den Lampen bey den Gräbern der Märtyrer, soll eine besondre Kraft haben 313. 314

Officium Mariä 405

Orden, vom blauen Hosenbande, wer ihn gestiftet 82. des güldnen Vließes 183

Orden der Serviten oder der Knechte Mariä 405

Orf, was die Mahometaner darunter verstehen 535

Orient in fünf Diöcesen eingetheilt 696

Origenes, erregt durch seine Schriften groſse Unruhe 272 ff.
Ottocar, König in Böhmen, bestrebt sich vergeblich nach der deutschen Kaiserkrone 1 f. weigert sich, die Lehn vom Kaiser zu nehmen 4. wird darzu gezwungen, das. bleibt im Treffen 5

P.

Päbste, ertheilen thörichte Verordnungen in Ansehung der Religion 213. eignen sich allein die Canonisation zu 225. 418. Ursachen, warum sie solches gethan 420. wer sie für Ungeheuer erklärt 227. machen sich zu unfehlbaren Richtern und Gesetzgebern der christlichen Kirche 229. Mittel, wodurch sie ihre Macht und Reichthum zu erweitern suchten 230. wollen die deutschen Kaiser nicht eher für römische Kaiser erkennen, bis sie sich von ihnen krönen lassen 751
Pagi will den Ursprung der Metropolitanen von den Aposteln herleiten 568
Palästina, dessen Eintheilung 696
Pallium, was 653. solches trugen anfänglich nur die Päbste allein mit kaiserlicher Genehmhaltung 653. ist eine Quelle des Reichthums der Päbste 654
Pandecten, was darunter zu verstehen 708
Pantheon, der Jungfrau Maria und allen Heiligen gewidmet 394
Paradies, wie sich solches die Mahometaner vorstellen 535
Parsepa, was es bedeute 258
Partey der Grünen und Blauen 706. 707
Patriarchen, wem sie ihren Ursprung zu danken 570. waren das Haupt der Oberbischöfe 571. dieser Namen ist von den Juden oder Montanisten entlehnt 572. hatten noch andre prächtige Namen 571. worinnen ihre Vorrechte bestanden 572. der zu Alexandrien hatte anfänglich keine Diöces 574. wer solche zuerst daselbst erlanget, das. suchten ihr Ansehen und Macht zu erweitern 575. ob die ganze christliche Welt von dem Apostel Petrus unter drey Patriarchen vertheilt worden 576 f.
Patriarchen, jüdische, wo sie ihren Sitz gehabt 572. wie lange ihre Würde gedauert das.

Patroclus, Verfasser der güldenen Bulle 91
Paulus, Pabst, wendet alle seine Sorge auf die von seinen Vorfahren erlangte landesherrliche Macht 675
Paulus, Apostel, ob er die Bischöfe der Gemeinen, an die er schrieb, für Metropolitanen erkannt 568
Paulicianer 232
Paulin von Nola, ein christlicher Poet, ruft die Heiligen an 360
Pelagius I, Pabst 643
Pelagius II, Pabst 645. sucht das Ansehen des römischen Stuhls zu behaupten 646
Penthecte, Quinisexta und Trullana 459
Peter, der Grausame, Merkmale seiner Grausamkeit 83. 96. wird verjagt 97. und wieder auf den Thron gesetzt 98. wird von seinem Bruder ermordet 99
Petrobrusianer 232
Petrus von Arragonien, wird König in Sicilien 9
Petrus IV, König in Arragonien, sucht seine Staaten zu erweitern 120
Petrus, ein eutychianischer Gerber, wird Bischof zu Antiochien 267. wie seine Anhänger genennt worden 268
Petrus, Apostel, ob er als ein Zeuge für die Metropolitanwürde anzugeben sey 568 f. ob er die ganze Welt in drey Patriarchate getheilt 576 f.
Pfahlbürger, wer so genennt wird 754
Phantasiasten 270
Phartolatrer, wer sie gewesen 270
Philipp, der Schöne, König in Frankreich 12. Uneinigkeit zwischen ihm und dem Pabste 32 f. verfolgt den Pabst noch nach seinem Tode 34 f. läßt sehr viel Tempelritter hinrichten 43. deswegen wird sein Tod als eine göttliche Strafe angesehen 44
Philipp, der Lange 51
Philipp von Valois, König in Frankreich 60. erhält einen großen Sieg in Flandern 68. läßt einige Große des Reichs aus bloßem Verdachte ohne Verhör hinrichten 78
Philoponisten 271
Philosophen, die berühmtesten im dreyzehnten Jahrhunderte 202. im vierzehnten 204 f.

Philosophie, scholastische, wie sie im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte beschaffen gewesen 202
Pilatus, ob er Christum malen lassen 437
Pipin, ein fränkischer Major Domus, setzt durch Vorschub des Pabstes seinen König ab und sich auf den Thron 667
Poeten, engländische, werden von den Schotten im Kriege gefangen und müssen ihren Sieg besingen 47. die beruhmtesten im dreyzehnten Jahrhunderte 201. christliche richten ihr Gebet an die Heiligen 360 f. befördern den Aberglauben 386. und die heidnischen die Abgötterey daf.
Polen, wenn es zu einer Republik worden 118
Portugiesen erhalten einen merkwürdigen Sieg 120
Präfecti Prätorio, wer so genennet worden 703
Prag, wer die Universität daselbst gestiftet 93
Priesterehe verbothen 229. 599. warum daf.
Primaten, Ursprung 561 f. wenn sie den Titel Metropolitanen angenommen und wie sie ihn erlangt 563. 564
Prinzen von Wallis, wenn dieser Titel den Kronerben von England beygelegt worden 11
Processionen, feyerliche, deren Stifter 389 f.
Procida, Johann, spinnt eine Zusammenverschwörung wider den König an 7
Proclus, dessen Lobsprüche auf die Jungfrau Maria 374
Prudentius, ein christlicher Poet, richtet sein Gebet an die Heiligen 360
Przemislaus, Fürst in Polen, dessen Charakter 27. wird ermordet 28
Pyrrhus, wird wegen der monothelitischen Irrthümer abgesetzt 659. und in Bann erklärt daf.

R.

Rechtsgelahrtheit, warum sie niemand studiren wollte 705
Reichsstädte, worinn ihre den Reichsständen nachtheilige Gewohnheit bestanden 754
Reichsstände, deutsche, warum sie sich des Reichs so eifrig angenommen 751. schränken der Kaiser Gewalt und Ansehen ein 753. wer darunter begriffen wird 754
Reichsvicariat wird durch die güldene Bulle auf beständig zwischen Sachsen und Pfalz getheilt 752

Register

Religion, deren geschwinde Ausbreitung fast über die ganze Welt 209. f. Ursachen 211. derselben Zustand unter den Päbsten 213. dazu werden die Sachsen durch harte Mittel gebracht 214. ungerechte Mittel gereichen zuweilen zu ihrem Besten 215. ob ihre äußerlichen Schicksale wegen der geschwinden Ausbreitung glücklich zu nennen 216. wird durch verschiedne Secten mehr verdunkelt als verbessert 217 f. durch Aberglauben sehr geschwächt 218. und in spätern Zeiten noch mehr verschlimmert 225. ihre Schicksale im zehnten und eilften Jahrhunderte 227. 228 f. viele Wahrheiten derselben werden unterdrückt, oder bleiben verborgen 230. ob alle Secten darinne von der Göttlichkeit derselben überzeugt sind 283. ob sie von Gott herkomme, oder von Menschen erdichtet sey 283. ob auch zu dessen Aufnahme und Ausbreitung ein heiliger Betrug erlaubt sey 300 f.

Religion, mahometanische, kurze Abbildung derselben 503. wer sie gestiftet 504 f. wird mit Gewalt ausgebreitet 513. 553. Islam genannt 522. Eintheilung 522. Hauptlehren 523. 525. 527 f. 529. 530. 531. verschiedne Secten 544. 545 f. Ursachen ihrer geschwinden Ausbreitung 547. 554. 555. ihre Widersacher 549 f. innerliche Beschaffenheit 552

Reliquien, wenn solche aus einem Orte in den andern versetzt worden 289. werden mit größter Sorgfalt aufgesucht 290 f. Ursachen davon, daß. bringen den ersten Christen wegen ihrer Verehrung Vorwürfe zuwege 293. sollen die Kraft haben Wunder zu thun, und zu heiligen 294. 295. davor soll der Teufel weichen 295. das bloße Andenken derselben soll selig machen 296. werden in die Kirchen gesetzt und stückweise weit und breit versendet 298. die von Jesu werden öffentlich verehrt und angebetet 310. 311. die Liebhaber derselben schlagen sich darum 312. die Misbräuche derselben durch Aberglauben vermehrt 313. werden in prächtigen Kapseln in den Tempeln aufgehängt 314. deren Translation wird als ein Kirchenraub angesehen 315. werden in feyerlichen Processionen zur Schau herumgetragen, daß. Prüfung durchs Feuer, ob sie wahr oder falsch sind 317. werden

den den wahren Christen zum Eckel 321. Merkmaale, die falschen von den wahren zu unterscheiden 322

Reliquiendienst, dessen Ursprung und Wachsthum 285. was darzu Gelegenheit gegeben 286. Beweise, daß er eine Nachahmung des Heidenthums ist 288. darum haben sich die ersten Christen nicht bekümmert 290. wer solchen zuerst beym Gottesdienste eingeführet 298. war anfänglich mehr bürgerlich, als gotttesdienstlich 309. giebt zu vielen Betrügereyen Anlaß 316. ist ungewiß und zweifelhaft 317. die Furcht, erdichtete Reliquien zu verehren, kann der Liebe zu ihnen keinen Einhalt thun 318. die spanische Kirche ist davon frey geblieben 323. die Betrügereyen darinnen verursachen den Verehrern derselben einen Unwillen 325. ist der Ursprung der Unreinigkeit des Christenthums 327

Religionsstreitigkeiten sind eine Ursache der Zerrüttung des morgenländischen Kaiserthums 718

Rienzi, ein Redner und Enthusiast, wirft sich zum Tribun des Römischen Volks auf 80

Römer müssen einen schweren Tribut zahlen 713

Römische Kirche, wenn sie den Namen Babel erhalten 87

Römische Monarchie, wie weit sich deren Grenzen erstrecket 696. wird zertheilt 701. deren Beherrscher waren meistens unwissend und lasterhaft 702. hielten auf keine genaue Beobachtung der Gerechtigkeit 704. waren Sclaven ihrer Leidenschaften 709 f. wandten die öffentlichen Einkünfte sehr schlecht an 711 ff. wodurch das Kriegswesen in Verfall gerieth 715 ff. Ursachen deren Zerrüttung 718 ff.

Römische Rechte, deren Menge und Unbeständigkeit verursachen viel Unordnung 705 f. leiden eine große Veränderung 707

Rogationen und Lytanien, was sie sind und wenn sie angeordnet worden 389

Roger von Loria, ein tapfrer Seeheld 9

Rosarium und Rosenkranz, wenn sie erfunden worden 228. aus wie viel Gebetern sie bestanden 405

Rudolph von Habsburg, Stammvater der deutschen Kaiser aus dem Hause Oesterreich 2. will sich vom Pabste nicht krönen lassen 5. sucht sein Haus zu vergrößern 17. 19. dessen Character 20
Ruprecht, wird Kaiser 139

S.

Sachsen werden durch harte Mittel zur Taufe und Religion gebracht 214
Sadazat, was es bey den Mahometanern gewesen 540
Sanctius IV. 26
Sautry, Wilhelm, um der Religion willen verbrannt 141
Schafeiten 544
Schöne Wissenschaften blühen im vierzehnten Jahrhunderte 205
Scholastiker verdunkeln die Gestalt des Glaubens und der Religion durch unnütze Fragen 231
Schüten, eine mahometanische Secte 546
Schweppermann, ein großer Feldherr 51
Sefatianer 545
Serapis, wer darunter zu verstehen 572
Serenus, ein großer Feind des Bilderdienstes 456
Servitenorden, wenn und wo er gestiftet worden 3. desselben Stifter 405
Severianer, wer sie gewesen 270
Severin, Pabst 658
Sicilianische Vesper, was, und woher sie diesen Namen erhalten 8
Sigismund, erwählt sich selbst zum Kaiser 150. wodurch er sich einen unsterblichen Namen erworben 164
Silverius, Pabst, 639. wird ins Elend verwiesen und ermordet 640
Simeon, der Stilit, that nicht nur bey seinem Leben, sondern auch nach seinem Tode Wunder 447
Simplicus, Pabst, bringt die spanischen Bischöfe unter seine Bothmäßigkeit 618
Siricius, Pabst, nennt die römische Kirche das Haupt aller Kirchen 598. gründet sein Ansehen auf den Ausspruch Christi, das. warum er den Geistlichen die Ehe verboten 599. behauptet das Ansehen seiner Kirche 600
Sittenlehre, s. Moral. der Mahometaner 536 f.

Sonniten behaupten die Ewigkeit des Korans 516. theilen sich in vier Parteyen 544
Spätangekommene, wer so genennt worden 92
Spencer, zween Brüder und Lieblinge des englischen Königs Eduards II, richten viel Unglück an 53. werden gehängt 55
Stepban III, Pabst, flehet den fränkischen König Pipin aufs wehmüthigste um Hülfe an 668. merkwürdiges Schreiben, so er dem Apostel Petrus andichtet 670 f.
Stephan IV, Pabst, nimmt seine Zuflucht zu Karln dem Großen 676. unterhält mit ihm und seinem Bruder einen beständigen Briefwechsel 677. bemüht sich die Verbindung Karls mit dem lombardischen Könige zu hintertreiben 677 ff.
Suren, was darunter zu verstehen 515
Symmachus, Pabst, bezwingt seinen Nebenpabst 625. wird großer Verbrechen beschuldigt und vertrieben 626. wieder eingesetzt 627

T.

Taufe, durch was für Mittel die Sachsen darzu gebracht worden 214
Tempelritter, werden der abscheulichsten Verbrechen wegen angeklagt und getödtet 43 f.
Temurlenki, oder Tamerlan, läßt den türkischen Kaiser in einem Käficht umkommen 136. sein Charakter, das.
Teufel, soll die Reliquien fliehen 295. Eblis genannt 528
Theodor I, Pabst, richtet ein neues Vicariat in Palästina auf 659. misbraucht das heilige Abendmahl, das.
Theodor von Mopsvest 254
Theodor, der Studite, was er den Engeln für Körper beygelegt 403. ein großer Beförderer des Bilderdienstes 489 f. 492
Theodora, wird aus einer Schauspielerinn eine Kaiserinn 709
Theodora, griechische Kaiserinn, bestätigt den Bilderdienst 222. 494 f.
Theodoretus, ob aus seinen Schriften die Anrufung der Heiligen zu erweisen 376

Theodorich, König der Gothen, setzt einen römischen Pabst ein 625. giebt der römischen Kirche noch einen Pabst 638
Theodosius der Jüngere, läßt ein Gesetzbuch verfertigen 706. giebt noch andre Gesetze unter dem Namen der Novellen 707
Theofried macht die Heiligen zu mittlern zwischen Gott und den Menschen 393
Theopaschiten, wer so genennt worden 268
Theophilus, griechischer Kaiser, dessen Charakter 492. ein strenger Verfolger der Bilderverehrer 493
Timotheus, sein ausgegrabner Leichnam wird feyerlichst nach Constantinopel gebracht 289
Tribonian muß aufs Kaisers Befehl ein groß Gesetzbuch machen 708
Trisagion, was 268
Tritheiten, wer 271
Türken werden in Spanien geschlagen 72 f. erhalten über die Christen einen herrlichen Sieg 133
Typtichen, was 279. 419

U. V.

Ueberschrift auf Christi Geburt, die älter als seine Geburt selbst 481
Venantius Fortunatus 386
Vicarien der römischen Kirche, wer sie zuerst aufgebracht 597. daraus wurden Legaten das.
Venetianer werden durch eine päbstliche Bulle bis ins 4te Glied für unehrlich erklärt 41. werden gedemüthigt 85
Victor, ob aus seinen Schriften die Anrufung der Heiligen zu erweisen 378
Vigilantius läugnet überhaupt die Fürbitte der Märtyrer für die Lebendigen 366. und ihre Kraft 368
Vigilius, Pabst, muß einige Aussprüche der Kirchenversammlung verdammen 272. und selbst gestehen geirrt zu haben 273. 641 f. sein Charakter 643
Vitalian, Pabst, nöthigt die englische Kirche, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten 661
Uladislaus Lokticus 27. 28. 32. dessen Grausamkeit an einer unschuldigen Familie 64. wird abgesetzt 64. kömmt wieder zur Krone 65. sein Charakter das.
Uladislaus V. König in Polen 181

Ulrich, Bischof zu Augspurg, wer dar erste, so feyerlich canonisirt worden 417
Universitäten, wo die erste und berühmteste gewesen 201 wer die zu Prag gestiftet 93. zu Leipzig 164
Unwissenheit ist die Quelle zum Aberglauben und Abgötterey 396. der Priester und Bischöfe im achten Jahrhunderte das.
Urban VI, Pabst 112. dessen Aufführung zu Rom 114. läßt einige Cardinäle grausam hinrichten 121
Ursicinus wird mit dem Damasus zugleich Pabst 591. muß diesem weichen 593
Usser, dessen Meynung vom Ursprunge der Metropolitanen 568

W.

Woldemar III, König in Dännemark 62
Waldenser 232
Waisen, wer so genennt wird 174
Walley, 35. wird in England grausam hingerichtet 36
Wallfahrten der Mahometaner, wie sie beschaffen 541
Walther, der Dachdecker, ein Aufrührer in England 116
Wenceslaus wird König in Böhmen 5. erhält die Churwürde und das Erztschenkenamt 18. wird König in Polen 28. stirbt 31
Wenceslaus, deutscher Kaiser 109. wird abgesetzt 139. sein Charakter das.
Westphälisches geheimes Gericht, was es gewesen 185
Wiclef, dessen Lehrsätze 133. die Lehren seiner Anhänger das.
Wissenschaften kommen aus Orient nach Occident 200 f. wo sie zuerst ihren Sitz genommen 201. deren Beschaffenheit im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte, das. f f. die berühmtesten Männer darinne zu dieser Zeit 205. ihr Zustand im funfzehnten Jahrhunderte 207 f f.
Wodu, was 539
Wunder, warum sie zu Anfange des Christenthums nothwendig gewesen 409. ob sie Kennzeichen der Heiligen sind 413. 414. wer dergleichen in und nach seinem Leben gethan 447

Chronologisches Verzeichniß

X.

Xystus, Pabst, beruhigt die illyrischen Bischöfe, die ihre verlorne Gewalt wieder zu erlangen suchten 612

Z.

Zacat, was 539
Zacharias, Pabst 667
Zenjebil, was es bey den Mahometanern gewesen 535
Zeno, griechischer Kaiser, was durch sein Henoticon zu verstehen 267. sucht dadurch die Partheyen der Kirche zu vereinigen 268
Ziska, Johann, verursacht große Unruhen in Böhmen 167. wie seine Anhänger genennt werden 174
Zosimus, Pabst, ein heftiger Vertheidiger des römischen Stuhls 604. gerieth mit den gallischen Bischöfen in heftige Zwistigkeiten, das. bedient sich zuerst der Formel: So ist dem apostolischen Stuhle gefällig 606. wird aus Irrthum für einen Heiligen gehalten das.
Zusammenverschwörung in Sicilien 7. wie sie genennt worden 8

Chronologisches Verzeichniß der Herren,

deren Geschichte zum Theil in diesem Bände beschrieben ist.

Deutschland.

Rudolph von 1273 bis 1292
Adolf von 1292 bis 1297
Albrecht von 1297 bis 1307
Heinrich VII. von 1308 bis 1313
Ludwig von 1314 bis 1347
Carl IV. von 1346 bis 1378
Wenzel von 1378 bis 1400
Ruprecht von 1400 bis 1410
Sigismund von 1411 bis 1437
Albrecht von 1437 bis 1440
Friedrich III. von 1440

Abendländische Kaiser, die es wirklich gewesen oder seyn wollen.

Alphons X. bis 1274
Rudolph von 1273 bis 1292
Adolf

Adolf von 1292 bis 1297
Albrecht von 1297 bis 1307
Heinrich VII. von 1308 bis 1313
Ludwig von 1314 bis 1347
Friedrich von 1314 bis 1327
Günther von 1348 bis 1349
Carl IV. von 1346 bis 1378
Wenzel von 1378 bis 1400
Ruprecht von 1400 bis 1410
Jodocus von 1410 bis 1411
Sigismund von 1411 bis 1437
Albrecht von 1437 bis 1440
Friedrich III von 1440

Zugleich.

Alphons X. bis 1274 und
Rudolph von 1273 bis 1292
Ludwig von 1314 bis 1347 u.
Friedrich von 134 bis 1327 u.
Carl IV. von 1346 bis 1378

Morgenländische Kaiser.

Michael Paläologus bis 1283
Andronicus II. von 1283 bis 1328
Andronicus, der Jüngere, von 1328 bis 1341
Cantacuzenus von 1341 bis 1354
Johann Paläologus von 1354 bis 1387
Immanuel Paläologus von 1387 bis 1444
Constantin von 1444

Könige in Frankreich.

Philipp, der Kühne, bis 1282.
Philipp, der Schöne, von 1282 bis 1313
Ludwig Hutin von 1313 bis 1316
Philipp, der Lange, von 1316 bis 1322
Carl, der Schöne, von 1322 bis 1327
Philipp, von Valois, von 1327 bis 1349
Johann II. von 1350 bis 1364
Carl V. von 1364 bis 1380
Carl VI. von 1380 bis 1419
Carl VII. von 1422

Könige in England.

Eduard I. bis 1307
Eduard II. von 1307 bis 1326
Eduard III. von 1326 bis 1378
Richard II. von 1378 bis 1399
Heinrich IV. von 1399 bis 1412
Heinrich V. von 1412 bis 1419
Heinrich VI. von 1419

Könige in Castilien.

Alphons X. bis 1283
Sanctius IV. von 1283 bis 1295
Ferdinand IV. von 1295 bis 1312
Alphons XI. von 1340 bis 1350
Peter, der Grausame, von 1350 bis 1368
Heinrich II. von 1368 bis 1379

Chronologisches Verzeichniß

Johann I. von 1379 bis 1390
Heinrich III. von 1390 bis 1406
Johann II. von 1406

Könige in Schweden.

Woldemar bis 1278
Magnus I. von 1278 bis 1290
Birger von 1290 bis 1320
Magnus II. von 1320 bis 1340
Magnus Schmeck von 1340 bis 1365
Albrecht von 1365 bis 1395
Erich von 1397 bis 1437
Christoph von Bayern von 1437 bis 1448
Carl von 1448

Könige in Schottland.

Alexander III. bis 1285
Balliol von 1291 bis 1305
Eduard I. von 1305 bis 1306
Robert Brus I. von 1306 bis 1327
David Brus II. von 1329 bis 1331
Balliol, der Jüngere, von 1331 bis 1333
David von 1333 bis 1369
Robert Stuart I. von 1369 bis 1407
Robert II. von 1407

Könige in Dännemark.

Erich VI. bis 1286
Erich VII. von 1286 bis 1320
Christophorus von 1320 bis 1333
Waldemar III. 1340
Oluf bis 1378
Erich von 1397 bis 1437
Christoph von Bayern von 1437 bis 1448
Christian I. von 1448

Polnische Fürsten und Könige.

Boleslaus V. bis 1279
Lescus, der Schwarze, von 1279 bis 1289
Przemislaus 1296
Uladislaus Lokticus 1299
Wenzel von 1299 bis 1306
Uladislaus Lokticus II. von 1306 bis 1333
Casimir, der Große, von 1333 bis 1370
Ludwig von 1370 bis 1385
Uladislaus Jagello von 1385 bis 1434
Uladislaus V. von 1434 bis 1444
Casimir von 1444

Könige in Böhmen.

Ottocar bis 1274
Wenzel von 1274 bis 1305
Rudolf von 1305 bis 1305
Heinrich von 1305 bis 1309
Johann von 1309 bis 1346
Carl IV. von 1346 bis 1378
Wenceslaus von 1378 bis 1418
Sigismund von 1418 bis 1437
Albrecht von 1437 bis 1440
Uladislaus von 1440

Könige in Arragonien.

Peter bis 1283
Alphons III. von 1283 bis 1312
Jacob bis 1327
Alphons IV. von 1327 bis 1336
Peter II. von 1336 bis 1387
Johann I. von 1387 bis 1394
Martin I. von 1394 bis 1410
Ferdinand von 1410 bis 1415
Alphons V. von 1415

Römische päbste.

Gregor X. bis 1276
Innocentius IV. }
Hadrian V. } 1276
Johann XXI. }
Nicolaus IV. von 1276 bis 1281
Martin IV. von 1281 bis 1283
Honorius IV. von 1283 bis 1287
Nicolaus IV. von 1287 bis 1292
Celestin von 1294 bis 1297
Bonifacius VIII. von 1297 bis 1303
Benedict X. von 1303 bis 1303
Clemens V. von 1303 bis 1312
Johann XXII. von 1316 bis 1334
Nicolaus V. von 1329 bis 1329
Benedict XII. von 1334 bis 1341
Clemens VI. von 1341 bis 1352.
Innocentius VI. von 1352 bis 1370
Gregor XI. von 1370 bis 1378
Urban VI. von 1378 bis 1389
Clemens VII. von 1378 bis 1394
Bonifacius IX. von 1392 bis 1404
Benedict XIII. von 1394 bis 1415
Innocentius VII. von 1404 bis 1406
Gregor XII. von 1406 bis 1415
Alexander V. von 1409 bis 1409
Johann XXIII. von 1409 bis 1415
Martin V. von 1415 bis 1431
Clemens VIII. von 1423
Eugenius IV. von 1431 bis 1444
Felix V. von 1439
Nicolaus V. von 1444

Verbesserungen.

S. 29. 13 Z. l. Alanen für Avaren. S. 33. 14 Z. Pamiers für Panimes. S. 164. 33 Z. Karamanien für Karamonien. S. 176. 24 Z. Vernueil für Vernueit. S. 178. 8 Z. Rheims für Reims. S. 192. 2 Z. Sorel für Soret. S. 197. 9 Z. Calatrava für Calatrara. S. 207. 28 u. 34 Z. Bessarion für Bessario. S. 266. 14 Z. Barsumas für Barhumas. S. 446. 9 Z. Gordius für Gorduus. S. 521. 23 Z. Zainab für Zaniab.

EIGENTUM DER STADT
AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bossuet, Jacques Bénigne, 1627-1704 / Bossuet, Jacques Bénigne, / Cramer, Johann Andreas,

Jacob Benignus Bossuet, Bischofs von Meaux, Einleitung in die Geschichte der Welt, und der Religion

Bd.: Dritte Fortsetzung oder Vierter Theil

Leipzig 1756

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 285 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250901-6
VD18 90924673